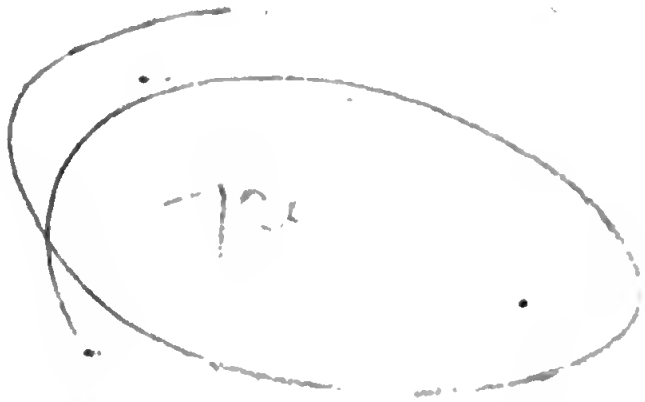
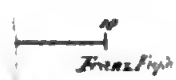


Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTECA

Digitized by Google



Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1805.

ERSTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1805.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Erklärung des Titelkupfers.

Das Titelkupfer zum *erſten* Bande der Allg. Lit. Zeitung dieſes Jahres ſtellt zwey Monumente des unſterblichen *Linné* vor, die ihm in Upſala errichtet worden.

Von dem erſten iſt bereits im Int. Blatt von 1804. Nr. 87. Nachricht gegeben. Hier nur ſo viel, als zur Erläuterung der Zeichnung nöthig iſt.

Der von ſeinem trefflichen Baumeiſter *Despré* ſogenannte *Linné's Tempel* iſt hier im Grundriſſe und Aufriſſe dargeſtellt.

Die Vorderſeite hat eine Länge von 72 ſchwediſchen Ellen bis zu den beiden Flügeln des neuen Gewächshauſes, deren ein jeder 115 Ellen lang, und der ſüdliche für die lebenden Gewächſe aus verſchiedenen Erdſtrichen, der nördliche aber zu Wohnungs-Zimmern für den Profeſſor und den Demonſtrator in der Kräuterkunde, ingleichen für die Aufbewahrung der akademiſchen Naturalien-Sammlungen und der lebendigen ſeltenen Thiere beſtimmt iſt. Das Zimmer, welches eigentlich den Namen: *Linné's Tempel*, erhalten hat, iſt der ganzen Länge der Vorderſeite gleich, hat ſeinen groſsen Eingang von dem botaniſchen Garten her, und iſt zu einem Hörſaale oder Auditorium beſtimmt. Von dieſer Seite zeigt ſich auf einer erhöheten 40 Ellen breiten Fläche ein edler Porticus von acht freyſtehenden Säulen, welche ein ſchönes und majeſtätiſches Hauptgeſimſe mit ſeinem Giebel von doriſcher Ordnung tragen, alles von gehauenen Steinen. Gerade vor dem Eingange zum Tempel, der von einer offenen Kuppel erleuchtet wird, bildet das Gemach eine Niſche, die das Licht von einer im Dache angebrachten Leuchte erhält.

Digitized by Google

hält. In dieſe kömmt ſeine Bildſäule auf eine durch einige Stufen erhöhete, mit ſchwarzem und weiſsem Marmor belegte, Stelle, die hier mit einem Sternchen bezeichnet iſt, zu ſtehen; vor jener wird der Catheder und zu den Seiten werden die Bänke für die Zuhörer geſtellt. Auf den Seiten des Tempels der Länge nach ſind am Ende des Gewölbe-Bogens, der auf einem mit Sparrköpfen gezierten Dachgeſimſe ruhet, Arcaden oder halbrunde Fenſter angebracht, welche das Zimmer erleuchten. Die Decke iſt in Felder vertheilt, die mit Roſen u. dgl. ausgezieret ſind. An den Enden des Saales ſind die Eingänge zu den Flügeln. In dem nördlichen findet ſich ein groſses helles Zimmer für gröſsere ausgeſtopfte Thiere und andere Naturalien; in dem ſüdlichen iſt das achtzig Ellen lange Treibhaus. — Wenn man durch den botaniſchen Baumgarten, der reich an ſeltenen und ſchönen, die kalte Erde vertragenden Gewächſen iſt, durch hohe Hecken und im Schatten alter Bäume zum Hintergrunde kommt, wird man auf eine angenehme Weiſe von der ſchönen Vorderſeite und der prächtigen Säulenſtellung des Gewächshauſes überraſcht; und wenn dann die Thüren geöffnet werden, ſo erblickt man ſogleich die Bildſäule des ehrwürdigen Lehrers. Das von obenherab einfallende feyerliche Licht des Tempels, deſſen Geräumigkeit und wohl ausgewählte Zierrathen tragen nicht wenig dazu bey, erhabene und tiefe Eindrücke für den Mann einzuflöſsen, deſſen unvergänglichem Namen dieſer Lehrſaal geheiligt worden.

Das Monument in der Domkirche zu Upſala iſt an der Wand eines Grabchors in gedachter Kirche aufgeſtellt. Die Zeichnung und der Entwurf ſind von dem Hof-Intendanten, Hn. *Sundwell*, angegeben worden. Durch ſeine Einfachheit zeichnet es ſich vor andern aus, und giebt bereits dadurch zu verſtehen, daſs es das Andenken eines groſsen, weltberühmten Mannes aufrecht erhalten ſoll.

Der verſtorbene Erzbiſchof *von Troil* trug hauptſächlich auf die Errichtung dieſes Denkmals an; und ob es gleich eine anſehnliche Geld-Summe koſtete, ſo ward ſolche gleichwohl von den noch lebenden Freunden und Schülern des groſsen Mannes ziemlich bald zuſammengebracht. Das Monument iſt aus Porphyr gearbeitet. Der Medaillon und die Buchſtaben ſind von Bronze nach *Sergell's* Modellirung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. Januar 1805.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, im Verl. d. Realschulbuchh.: *Theogonie.* Untersuchungen über den Ursprung der Religion des Alterthums. Von *K. D. Hüllmann*, Prof. zu Frankfurt an d. O. 1804. 302 S. kl. 8 (1 Rthlr. 4 gr.)

In dem äusserst interessanten Studium der Religionsgeschichte wird man, sobald man es wissenschaftlich und philosophisch treiben, und Ordnung, Zusammenhang und Licht in dasselbe bringen will, unvermeidlich dahin geleitet, gewisse Hypothesen aufzustellen, und sie mit einem höheren oder niederen Grade von Wahrscheinlichkeit durch die vorhandenen Data durchzuführen. Selbst die Kunst der höheren Kritik über die dahin gehörigen Urkunden und Schriften kann hier gar oft blos hypothetisch angewandt werden, und die strengen Forderungen, welche man oft an die Kritik bey Untersuchungen in der Religionsgeschichte macht, rühren nur von solchen her, welchen die Natur dieser Untersuchungen ganz fremd ist, oder welche nicht tief genug in dieselbe eingedrungen sind, und selbst nach einer langen Beschäftigung mit der Kritik, sich eine Zuversicht und einen Starrsinn in kritischen Bestimmungen angewöhnt haben, welcher der Natur ihres Geschäfts keineswegs entspricht, und von ihren kritischen Versuchen so reden, als wenn lauter apodiktische mathematische Wahrheiten daraus hervorgiengen. Dass aber die Religionsgeschichte sich so oft mit Hypothesen beschäftigen muss, vermindert das Interesse derselben nicht, und der Zweck dieser Bemerkung wäre ganz und gar verfehlt, wenn sie den in unserem Zeitalter auf's Neue angeregten Eifer für dieses Studium nur im geringsten niederschlagen sollte. In der Aufstellung und Durchführung sinnreicher Hypothesen und in der Abwägung der Grade von Wahrscheinlichkeit üben sich mannichfaltige Kräfte des menschlichen Geistes und eröffnet sich für den Forscher eine reiche Quelle eines eigenthümlichen geistigen Vergnügens, zumal in der Religionsgeschichte, wo der Gegenstand selbst durch ein inneres hohes Interesse fesselt, und mit so vielen andern Gegenständen zusammenhängt, und wo selbst die hypothetische Forschung mit dem Wesen und den Formen, der Einheit und Vielheit der Religion immer vertrauter macht, und sie als eine allgemeine Angelegenheit nicht nur für alle Menschen, sondern für den ganzen Menschen anschaulich darstellt. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat eine in der That neue und gewagte Hypothese aufgestellt, nach welcher er den Ursprung und die Fortpflanzung der Mythen in den alten Religionen unter den verschiedensten Völkern erklärt; und wenn man auch diese Hypothese einseitig, unzureichend und unwahrscheinlich finden sollte: so wird man doch immer den Scharfsinn, die Kunst, die Bescheidenheit und die Gelehrsamkeit, womit er sie durchführt, und die einzelnen trefflichen Bemerkungen zur Religionsgeschichte, welche auch, abgesehen von der Haltbarkeit der Hypothese, ihren Werth behalten, mit Dank anerkennen müssen. Uebrigens könnte der Titel des Buchs leicht irre führen. Er verspricht eine *Theogonie* oder *Untersuchungen über den Ursprung der Religion des Alterthums.* Diese findet man in dem Buche eigentlich nicht. Wenn auch die Mythologie der Völker des Alterthums wirklich auf die Art entstanden seyn sollte, wie der Vf. annimmt, so wurden doch dabey gewisse religiöse Vorstellungen schon vorausgesetzt. Die von ihm angenommenen wirklich vorgefallenen Thatsachen konnten keine religiöse Mythologie begründen, wenn nicht schon religiöse Begriffe, Wünsche, Bedürfnisse und Hofnungen vorhergegangen waren. Dies wird sich bald aus der Darstellung der Hypothese von selbst ergeben. Die Grundlage, welche das ganze weitläuftige, mythisch-religiöse Gebäude des Alterthums trägt, soll *nur einmal* und zwar allein *historisch* entstanden seyn. Die Grundzüge des mythologischen Systems, welche unter den verschiedensten Völkern überall wieder gefunden worden, gleichsam die Cardinalmythen, sollen durchaus einen positiven und einmahligen historischen Ursprung genommen haben. Die wirklichen Thatsachen der Geschichte, von welchen diese Mythen ausgegangen sind, meynt der Vf. bestimmt aufgefunden zu haben. Die allgemeinen Gründe des Vfs. für diese Behauptungen sind folgende. Man findet unter allen Völkern des Alterthums, die zu einiger Cultur gelangt sind, in Ansehung ihrer vorzüglichsten Gottheiten, Religionsgebräuche und mythischen Vorstellungen eine so auffallende Uebereinstimmung, dass man schliessen muss, es müsse eine *allgemeine Verwandschaft*, ein *systematischer Zusammenhang* und eine *gemeinschaftliche historische Grundlage* bey denselben Statt finden. Die Einheit und Haltung in den Haupttheilen des mythischen Systems ist zu gross, als dass man annehmen könnte, sie seyen in verschiedenen Gegenden *einzeln* und von einander unabhängig entstanden; ihr Grund liege überhaupt in der Natur des Menschen, und ein allgemeiner Austausch sey mit der Zeit vorgegangen. Auch kann die historisch-mythische Religion nur einen historischen Ursprung haben. Ausgebildete Menschen sind gleichgültig gegen sie, ganz rohe Menschen sind

Digitized by Google

sind blofs von abergläubischen Begriffen und unbestimmter Furcht in Ansehung gewisser Naturerscheinungen erfüllt, ohne *von selbst* auf jene bestimmten, zusammenhängenden, historisch-mythischen Vorstellungen und religiösen Gebräuche zu kommen, die unter allen morgenländischen Völkern verbreitet waren und sich grofsentheils in den neuern positiven Religionen erhalten haben. Einen philosophischen oder politischen Ursprung kann man ihnen um so weniger zuschreiben, da zu der Zeit, als sie entstanden, Philosophie und Politik nicht vorhanden war. Endlich soll auch allein aus der angenommenen historischen Entstehungsart der mythischen Religion die in alten und neuen Zeiten so gewöhnliche innige Verbindung der Religion mit dem Staate völlig und ungezwungen erklärlich seyn S. 4. 10. 93. 101 f. 134 f. 251 f. Wir müssen gestehen, dafs diese Gründe für den blofs historischen und einmaligen Ursprung der vornehmsten Religionsmythen uns keinesweges befriedigen. Allerdings mögen einige unter denselben in gewissen Thatsachen der Geschichte ihren Grund haben, welche sich durch Sagen und unter mancherley Modificationen unter den verschiedensten Völkern ausgebreitet und fortgepflanzt haben. Aber allen blofs einen historischen und zwar gemeinschaftlichen Ursprung anweisen und selbst die Begebenheiten bestimmt angeben zu wollen, aus welchen die Cardinalmythen insgesammt hervorgegangen sind, finden wir einseitig und unausführbar. Wenn denn wirklich zwischen denselben Verwandschaft, systematischer Zusammenhang, Einheit und Haltung vorhanden ist, so erklärt sich dies in der That noch besser aus gewissen gemeinschaftlichen Eigenschaften der menschlichen Natur in allen Zeiten und Gegenden, aus der äufsern Lage des Menschen und dem Einflusse äufserer Ursachen, welche bis zu einem gewissen Grade bey allen gleich sind, und aus gewissen Gemüthskräften, welche bey allen denselben Gesetzen unterworfen sind, als aus gewissen zufälligen Begebenheiten, welchen der Charakter der Allgemeinheit nicht zukommt, und welche sich erst auf dem unzuverläfsigen Wege der Tradition fortpflanzen müssen, indem die Gründe mythischer Vorstellungen, welche in der Natur und Lage des Menschen liegen, sich mit ihm selbst fortpflanzen. Die historische Beschaffenheit der Mythen selbst beweiset nicht, dafs ihr Ursprung durchaus historisch ist. Sinnlichkeit und Phantasie können sie geschaffen haben. Und wissen wir denn, aus welcher Periode der Cultur oder Uncultur diese Mythen sind? Selbst dem rohen Naturstande möchte Rec. die selbstgeschaffene historische Religion nicht ganz absprechen, selbst diesen kann er nach seinen Kenntnissen nicht blofs auf die Naturreligion einschränken, wie viel weniger einen darauf folgenden Zustand, durch welchen sich der Mensch der höhern Cultur nähert. Es giebt eine unwillkührlich und im Ernste dichtende und schaffende Phantasie, welche auch bey dem wenig cultivirten Menschen wirksam ist und welche in ihren Dichtungen gar oft sehr zusammenhängend und consequent ist. Es wäre sogar möglich, dafs in jenen alten Mythen hie und da schon Spuren eines philosophischen Nachdenkens und einer höheren Cultur wären. Vielleicht sind darin Reste und Trümmer aus einer cultivirteren Vorwelt übrig, deren Geschichte für uns gänzlich verloren gegangen ist, und dies wird selbst Rec. bey gewissen Urkunden, die man gewöhnlich aus einer sogenannten Ur- und Kinderwelt ableitet, immer wahrscheinlicher, je länger er sein Studium der Menschengeschichte fortsetzt. Dazu kommt noch, dafs die Menschen, noch ehe eigentliche Philosophie unter ihnen vorhanden war, in Religionssachen durch die natürliche, unwillkührliche Kraft ihrer Vernunft und ihres Gewissen auf Wahrheiten geleitet werden und dadurch der Philosophie zuvorkommen können, welche sie später hin methodisch entdeckt und begründet. Dem zufolge wäre es allerdings möglich, dafs in diesen Mythen, auch wenn sie sehr alt sind, hie und da ein philosophischer Sinn zu suchen wäre. Was endlich die innige Verbindung des Staats und der Religion unter den meisten Völkern betrifft, so darf Rec. als bekannt annehmen, dafs sie auch noch aus manchen andern Ursachen erklärbar ist; ob sie aber aus der Hypothese des Vfs. allein völlig und ungezwungen erklärbar sey, mögen die Leser selbst beurtheilen, wenn wir nun diese Hypothese selbst darstellen werden.

Die wirklich vorgefallenen Thatsachen, welche allen diesen Mythen zum Grunde liegen sollen, werden in *sieben* Hauptsätzen vorgestellt, welche alsdann nach dem Zwecke dieser Schrift ausgeführt und in ihren Folgen für die Entstehung und Ausbildung der Mythen entwickelt werden.

Erster Hauptsatz: *Eine Gegend des vordern Asiens ist der Boden, auf welchem das Originalgebäude des alten Religions- und Mythenwesens ist aufgeführt worden.* Die Gegend von Chaldäa, Palästina, Phönicien ist der Mittelpunkt, von welchem sich das Mythensystem in drey Richtungen, nach Osten durch Persien nach Indien und von da bis nach China, nach Aegypten, und nach Nordwesten durch Vorder- und Klein-Asien nach Griechenland und Italien verbreitet hat. Dies wird auf mehr als eine Art wahrscheinlich gemacht, und man findet besonders sehr treffende Bemerkungen darüber, dafs unter den meisten Nationen in den frühesten Zeiten ein Priesterstamm vorkomme, der nicht einheimisch, sondern aus fremder Gegend eingedrungen war, und die Urbewohner zur Unterwürfigkeit genöthigt hatte, dafs die Sprache der Priestercaste oder die Religions- und Büchersprache in mehreren Ländern von der Landessprache verschieden war und ist, dafs das Mythensystem des alten Aegyptens daselbst nicht einheimisch war, sondern von aufsen dahin gebracht wurde. Uebrigens macht dieser Satz noch nicht das Unterscheidende der Hypothese aus; man kann ihm beystimmen, ohne in die übrigen Sätze einzugehen.

Zweyter Hauptsatz: *Ein fremder Stamm, körperlich und geistig bey weitem mehr ausgebildet, als die Urbewohner, fiedelte sich an, und machte die letztern von sich abhängig. Er befand aber meistentheils aus Mitgliedern*

Digitized by Google

männlichen Geſchlechts, die mit einheimiſchen Mädchen Kinder zeugten, aus denen ſich allmählig eine ſehr merkwürdige mittlere Caſte bildete. In dieſer Thatſache ſollen die Sagen der Hebräer, der Phönicier, der Griechen übereinſtimmen. Was die erſten betrifft, ſo müſſen wir hier überhaupt anführen, daſs der Vf. die Aufſätze in der Geneſis für die älteſten ſchriftlichen Urkunden des Menſchengeſchlechts hält, daſs er die in ihnen enthaltenen Sagen für die einzige, freylich mit Vorſicht zu gebrauchende, Quelle der älteſten Religionsgeſchichte anerkennt, und der Meynung iſt, daſs die Geneſis einige von den allgemeinen morgenländiſchen Mythen am wenigſten verunſtaltet in ſich faſſe, indem dieſelben hier am früheſten ſchriftlich verzeichnet worden ſind, und daher am früheſten eine bleibende Form erhalten haben, daſs er endlich die Urkunden der Geneſis dem Urſprunge nach durchaus für *hiſtoriſch*, wiewohl nachher dichteriſch ausgeſchmückt, erklärt. Dem zufolge deutet er die Urkunden von der Schöpfung des Menſchen darauf, daſs der Emir des eingewanderten Stamms und die übrigen männlichen Mitglieder deſſelben mit einheimiſchen Mädchen Kinder erzeugt haben, die eine mittlere Caſte zu bilden anfingen. Die eine Urkunde ſagt, daſs himmliſche Weſen, Elohim, irdiſche Weſen nach ihrer Form geſchaffen, d. i. gezeugt haben 1, 26 f. Die andere gedenkt auch der Mütter und nur Eines Vaters, nämlich des Emirs. „Der Oberſte der himmliſchen Weſen, Jehovah Elohim, ſchuf Weſen aus Erdſtoffe, Adamah, d. i. er zeugte Kinder mit irdiſchen Müttern, mit weiblichen Urbewohnern, 2, 7. Eine dritte Urkunde zeichnet ſich dadurch aus, daſs ſie von den *Kindern* der himmliſchen und irdiſchen Weſen redet; allein es iſt öfters in den Mythen der Fall, daſs dieſelben Handlungen bald den Aeltern bald den Kindern zugeſchrieben werden." Die Söhne der himmliſchen Weſen (Elohim, der Männer von der höhern Caſte) zeugten Kinder mit Töchtern der irdiſchen (der Adamah, Mädchen aus der niedern Claſſe), 6, 2. 4. Kein ſachkundiger Exeget wird ſolchen Erklärungen oder Deutungen beytreten. Auch von dem Umſtande, daſs die Kinder von höhern mit niedern Weſen erzeugt *mächtige Mittelweſen* geworden ſeyen, ſollen in dieſen hebräiſchen Urkunden Spuren ſeyn. „Die Kinder von Söhnen der himmliſchen Weſen mit Töchtern der irdiſchen erzeugt, warfen ſich auf zu dreiſten und berühmten Uſurpatoren," 6, 4. Dieſe Mittelcaſte führt gewöhnlich den Namen *Adam, Irdiſche.* Sie erhält eine Herrſchaft über die Erde und über die alten Urbewohner der Gegend, alles jedoch unter der Oberherrſchaft der Himmliſchen. Die Uebereinſtimmung gewiſſer phöniciſcher und griechiſcher Sagen mit dieſen hebräiſchen wird darauf gezeigt. Endlich werden aus dem bisherigen gewiſſe mythiſche und religiöſe Folgen abgeleitet. „Von jenen Anſiedlern bildete ſich nach und nach die Vorſtellung, ſie ſeyen vom Himmel geſtiegen, öfters in denſelben zurückgekehrt, und wieder auf die Erde gekommen, zuletzt aber haben ſie auf immer ihre Wohnung im Himmel genommen. Daher die Vorſtellung von einem Götterſitze, von den Geſtirnen als Offenbarungen und Zeichen der Götter, daher die *Aſtrotheologie* und der *Sabäismus.* Die Nachkommen jener höhern Caſte hielten ſich für Verwandte und Lieblinge höherer Weſen, für Mittelsperſonen zwiſchen Göttern und Menſchen, und ihre Colonieen bildeten überall die *Prieſtercaſte.* Die unterwürfigen Urbewohner, ein Hirtenvolk, muſsten ihren neuen Gebietern Vieh als Tribut, Zehnten oder *Hebopfer* liefern, ihre Vergehungen gegen ſie durch *Sühnopfer* gut machen, und die Gnadenbezeugungen durch *Dankopfer* erwiedern. Die Gebieter wurden zugleich die Lehrer, Rathgeber, Aerzte der Urbewohner, und ihre Ausſprüche galten als *Orakel.* Nachdem ſie zu Göttern erhoben waren, ſo führte man unter ihnen eine Stamm- und Familien-Verfaſſung und einen Rangunterſchied ein. Man trug das, was auf der Erde geſchehen war, auf den Himmel über. Man unterſchied *zwey Klaſſen von Göttern.* Zu der erſten Klaſſe wurde der Emir des eingewanderten Herrenſtamms ſammt ſeiner Gemahlin gerechnet. Jener wurde *das höchſte Weſen, der Obergott, Jehovah, Jupiter, Saturn, Uranus,* durch welche Namen nur Eine Perſon angezeigt wird, welche aber freylich ſpäterhin in mehrere Perſonen getheilt wurde. Aus der Gemahlin wurde die Göttin *Juno. Götter der zweyten Klaſſe* wurden die frühern Mitglieder der *mittlern Caſte*, von welchen nachher bey einem andern Satze geredet wird.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

BRANDENBURG, b. Leich: *Die einzig richtigen Mittel, um die in unſern Zeiten überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion zu vermindern.* Von *C. A. Jänichen.* 1804. 124 S. 8. (8 gr.)

Der gröſste Theil des Buchs S. 1 — 92 enthält Vorſchläge zur zweckmäſsigern Einrichtung und gröſsern Feyerlichmachung der öffentlichen Gottesverehrungen und kirchlichen Handlungen; denn der Vf. verſpricht ſich, wie Mehrere, von einer verbeſſerten Liturgie unendlich viel, und ſucht in ihr das wirkſamſte Mittel, die überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion zu vermindern. Wir gönnen ihm ſeinen Glauben, beſonders da er, durch ihn veranlaſst, unter mehrern nicht ausführbaren, oder wenn man will, tändelnden liturgiſchen Vorſchlägen, einige recht gute gethan hat, zweifeln aber ſehr, ob durch ihre Befolgung alles das Groſse und Gute werde bewirkt werden, was er davon erwartet. Der Grund des Uebels liegt tiefer, und nur erſt dann, wenn dem Zeitgeiſt und der herrſchenden Denkart eine andere Richtung gegeben werden könnte, würde ſich von dieſen beſſern Formen der öffentlichen Gottesverehrung, ſo wie von den S. 93 — 124 angehängten Bemerkungen über zweckmäſsigere Bildung der Religionslehrer und gröſsere Sorgfalt für die Kirchen (Kirchengebäude) ſelbſt, etwas hoffen laſſen. Hievon

Digitized by Google

von abgesehen verdienen des Vfs. Vorschläge und Bemerkungen gelesen und geprüft zu werden. Er geht bey ihnen überall von dem Grundsatz aus, dafs der Mensch nicht ein ganz geistiges, sondern auch ein sinnliches Wesen sey, und dafs er durch richtige Leitung seiner Sinnlichkeit leichter zum Handeln bestimmt und für eine Sache erwärmt werden könne, als durch kalte Vernunftgründe. Ein Grundsatz, der jetzt oft gehört und häufig, besonders in dieser Verbindung aufgestellt wird; aber doch immer mit Weisheit angewandt seyn will, um nicht über dem Sinnlichen das Geistige im Menschen, das bey dem, was sich auf Religion und Gottesverehrung bezieht, vorzüglich beachtet werden mufs, aus dem Auge zu verlieren und Mittel und Zweck mit einander zu verwechseln. Auch hier scheint, wider den Willen der trefflichen Männer, die für das Aesthetische des Cultus, das Rec. übrigens gar nicht vernachlässigt wissen will, in unsern Tagen sich so eifrig verwenden, der Zeitgeist sein Spiel zu treiben; wenigstens fürchtet Rec., dafs hier des Guten zu viel zu thun um so viel leichter sey, je mehr die Tendenz unseres Zeitalters auf blofs sinnliche Genüsse gerichtet ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Dresden: Verzeichnifs der nöthigsten einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel;* oder *kurzgefafstes, allgemein gültig seyn könnendes Dispensatorium.* Von D. *Friedrich August Röber*, Mitgliede des Churfürstl. Sächs. Sanitäts-Collegii, — Physicus der Residenz Dresden und Arzte des dasigen allgemeinen Stadtkrankenhauses. 1803. 5½ Bog. 8. (8 gr.) — Bey der noch immer in den Apotheken aufbewahrten Menge unnützer, unwirksamer und überflüssiger Arzneymittel erfordert es die Ehre und Würde der Arzneywissenschaft sowohl, als das Interesse der Kranken, dafs die von Aerzten zur Nachachtung der Apotheker gefertigten Arzneyverzeichnisse und Dispensatorien dem Zustande einer vernünftigen Heilkunde angemessen und so abgefafst seyn, dafs der Kranke, beym Einkaufe der nöthigen Arzneyen, nicht dem Apotheker auch die gar nicht oder „nur selten" (wenn sie wirksam sind, ist er es doch schuldig) gangbaren Waaren mit bezahlen oder wenigstens verzinsen müsse. Es ist daher Pflicht des denkenden Arztes, „den Apothekerkram zuweilen ganz genau durchzugehen, jeden unnützen Wust herauszufegen," und ein für wirkliche und mit Vernunft zu Werke gehende Aerzte, und, so viel als möglich, für alle Krankheitsumstände geeignetes und zureichendes Verzeichnifs der einfachen und ein eben solches Formular der bereitet zu haltenden Heilmittel zu entwerfen und dem Apotheker vorzuschreiben. Ungeachtet der neuern, von mehrern Aerzten theils officialiter, theils privatim unternommenen Arbeiten in dieser Rücksicht, ist dem Vf. die Menge der einfachen und zusammengesetzten Arzeneyen doch noch zu grofs. Aus diesem Grunde, und weil es in Kursachsen ganz an einer bestimmten Vorschrift für Apotheker fehlt, entschlofs er sich zur Herausgabe des vorliegenden Werkchens, das vielleicht, seiner Kürze und Einfachheit wegen, von den Aerzten mancher Stadt angenommen werden könne.

Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte. Der *erste* begreift die rohen und die daraus bereiteten einfachen Arzneykörper und alle nach einmal fest und bestimmt angenommenen Regeln der Scheide-, und Apothekerkunst verfertigten Compositionen, welche aufser dieser einmal angenommenen und bekannten Bereitungsart das gar nicht werden könnten, was sie nach dem Begriffe der Aerzte und Chemiker seyn sollen. (Diese Art von Abkürzung scheint uns doch etwas zu übertrieben. Welche Vorsicht ist z. B. nicht bey einigen Extracten gegen andere nöthig? Soll das *ol. amygdal.* kalt oder warm ausgepresst seyn? Welche bestimmte Vorschrift soll das *empl. cicutae* haben? oder das *Kermes minerale?* Aufser dem Umstande, dafs Nichts in der blofsen Willkür des Apothekers stehen mufs, ist dergleichen auch oft von nicht geringem Einflusse auf die Taxe. Wenn *Riem* in seiner *Pharmac. castr.* es so machte: so war das ein ganz Andres; er hatte ein öffentlich eingeführtes Dispensatorium vor sich, auf welches er der Kürze wegen verweisen konnte.) Die Arzneykörper sind blofs nach den pharmaceutischen und systematischen Namen, ohne dafs ihres Vaterlandes, der Kennzeichen ihrer Güte, ihrer Heilkräfte u. s. w. erwähnt worden; mit Recht glaubt der Vf., dieses liege aufser dem Kreise eines Dispensatoriums und gehöre zu andern Zweigen von Wissenschaften. Der *zweyte* Abschnitt enthält noch angenommene Vorschriften zusammengesetzte Mittel.

Was der Apotheker übrigens in sein Waarenverzeichnifs aufnehmen will, mufs wenigstens nicht ärztliche Genehmigung und Ansehn haben und nicht das *Dispensatorium* ausmachen.

Wie der Vf. sehr richtig vorausgesehen hat: so werden manche Aerzte hier zu wenige, andere noch zu viele Arzneymittel finden. Weggelassen sind z. B. alle mit Weingeist bereiteten Arzeneyen, *aqua. menth. crisp.* und *rub. id.* u. s. w., *oleum Sabinae, Carbones lignor., Cornu Cerv. rasp., radix seneka, spiritus salis dulcis. Borax* (obgleich *cremor tartari solubilis* vorkommt), *Euphorbium, Pulegium, Carex arenaria, Pimpinella alba, Oleum ricini, Vinum Gallicum rubrum*, u. dgl. m. Dagegen findet man *Hippocastani semen, Herba malvae vulgaris, Meloe proscarabaeus et majalis, semen papav. errat., resina flava et alba, Sarsaparilla, flores verbasci, Mel, meloum proscarab., Rotulae emeticae* (die Rec. nie verordnen würde) u. s. w. Es wäre überflüssig, mehrere Beyspiele zu häufen. Statt der *Aloe Soccotr.* würden vielleicht Andere die *Capensis*, so wie statt *Sapo hispanicus* jede reine medicinische Seife gewählt haben, und bey dem *Castoreum* hätte *Moscov.* oder *Angl.* bestimmt werden müssen, so wie bey *Squilla*, ob sie frisch oder präparirt gemeint sey. Das *Sevum ovillum* kommt zwey Mal (S. 24. 40.) vor. *Tartarus emeticus* hätte im ersten Abschnitte wegbleiben müssen, da, wie billig, im zweyten seine Bereitungsformel vorgeschrieben ist. Von den *elaeosaccharis* heifst es S. 53. zu allgemein: *statim e saccheri albissimi uncia cum olei aetherei cujuslibet praescripti guttis viginti quatuor paruntur*, da z. B. bey dem *elaeosacch. cinnamomi* ein ganz andres Verhältnifs obwalten mufs. Auffallend ist es übrigens sehr, dafs im zweyten Abschnitte dem Apotheker, welchem im ersten die Bereitung der Extracte u. s. w. anheim gestellt blieb, die Bereitung der *aqua calcis, aqua cinnamomi, aqua menth. piper.*, des *syr. acetos. citri* u. dgl. vorzuschreiben nöthig war.

Zu loben ist es, dafs immer hinter den bisher gewöhnlichen Namen auch die neuern Benennungen der Arzneymittel stehn, und dafs in einem Anhange die letztern in alphabetischer Ordnung durch die ersten erklärt worden sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Januar 1805.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, im Verl. d. Realſchulbuchh.: *Theogonie.* — Von *K. D. Hüllmann* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 2. abgebrochenen Recenſion.*)

Dritter Hauptſatz: *Der neue Herrnſtand bauete ſich Getreide und Wein, von deſſen Genuſſe er die beiden andern Caſten durch ſtrenge Verbote ausſchloſs.* Unter den verbotenen Früchten des Paradieſes ſind Getreide und Wein zu verſtehen. Der Baum oder die Frucht des *Lebens* iſt das Getreide. (Allein der Genuſs der Frucht des Lebensbaums wurde ja nicht verboten.) Die *Frucht der Unterſcheidung des Guten und Böſen* bezeichnet den Wein, welcher klug macht, die Augen öffnet und die ſinnlichen Triebe reizt. Die Mythen von *Ambroſia* und *Nectar* leiten auf die Vorſtellung von gewiſſen Götterfrüchten, durch deren Genuſs Unſterblichkeit bewirkt wird. Der Begriff der *Heiligkeit des Brods und Weins*, welcher durch jene Thatſache veranlaſst iſt, hat ſich der cultivirtern Nationen in allen Zeiten bemächtiget. Die Schaubrode bey den Hebräern und das chriſtliche Abendmal hängen gleichfalls mit dieſem Begriffe zuſammen. Das Religionsverbot des Weins in vielen Gegenden des Morgenlands ſchreibt ſich vornehmlich daher, daſs man den Genuſs dieſes Getränks als ein Vorrecht des Herren- und Prieſterſtandes betrachtete. Uebrigens bildeten ſich darüber zwey entgegengeſetzte Syſteme. Bacchus wurde der *Erlöſer* (Lyäus) vieler vom Weinverbote. Einem fremden, zur Götter- und Prieſter-Caſte gewordenen Stamme in Vorderaſien entwandte er von ſeinen Weinſtöcken, pflanzte ſie anderswo und theilte davon auch anderen mit. So entſtanden zwey Sorten, welche man die bacchiſche und antibacchiſche nennen könnte, und welche ſich nach mancherley Richtungen unter vielen Völkern ausgebreitet haben. Bacchus ſelbſt wurde zum Gotte. Auch der Getreidebau und ſelbſt die dazu erforderlichen Thiere wurden im Morgenlande heilige Gegenſtände, und zwar eben deswegen, weil das Getreide die vormalige ausſchlieſsliche Nahrung der göttlichen Caſte ausgemacht hatte, und die geringere Caſte eine enthuſiaſtiſche Freude darüber empfand, als ſie an dieſer Frucht auch theilnehmen konnte.

Vierter Hauptſatz: *Einſt ward um die Aerntezeit von dem Emir ein Feldhüter aus der mittlern Caſte, in Geſellſchaft eines Jünglings und eines Mädchens von gleicher Herkunft, angeſtellt. Der Treuloſe verführte die jungen Leute zur Theilnahme an ſeinem betrügeriſchen Plane, Getreide und Weinreben zu entwenden und heimlich anzubauen. Der Emir, der endlich den Betrug entdeckte, verjagte den Verführer und die Verführten.* Mit groſser Mühe, und man darf hinzuſetzen, mit äuſserſtem Zwange, ſucht der Vf. zu zeigen, daſs unter der *Schlange*, die in ſo vielen Mythen vorkömmt, ein Aufſeher gewiſſer Getreide- und Weinfelder zu verſtehen, und daſs dadurch die häufige Beziehung der Schlange auf dieſe Früchte veranlaſst worden ſey. Er ſucht die ſonderbare Verwechſelung der Begriffe: „Feldhüter und Schlange," daraus zu erklären, daſs jener aus der mittlern Caſte und von der höheren gehaſst und verachtet war, folglich mit dem Namen eines *kriechenden Thiers* belegt wurde. Den Umſtand von der Verführung des Jünglings und Mädchens aber ſucht er durch die bekannte hebräiſche Urkunde zu begründen. Die Schwierigkeit, daſs nur Eine von den beiden Früchten verboten und entwendet worden ſey, ſucht er dadurch zu heben, daſs er behauptet, in der verworrenen Darſtellung der Urkunde ſeyen *beide Früchte verwechſelt*, wie denn auch von beiden ausdrücklich geſagt werde, daſs *ſie mitten im Garten* geweſen ſeyen. Unter dem Namen mythiſcher und religiöſer Folgen werden nun erklärt, entwickelt und in Beziehung auf jene Thatſache dargeſtellt die goldnen Aepfel der Heſperiden, das goldne Flies zu Colchis, die Schlange, und zwar als Symbol des Getreides und Weins, als Attribut der Getreide- und Wein-Gottheiten, als Symbol der Geſundheit und des langen Lebens, der Unſterblichkeit, der Klugheit, der Verführung und Falſchheit, als Werkzeug der Zauberey, ferner die Schlangenſtäbe, die Drachenfahrten, der Schlangendienſt.

Fünfter Hauptſatz: *Da der Emir die Erfahrung gemacht hatte, daſs der Ehrlichkeit der mittlern Caſte nicht zu trauen ſey, ſo ließ er das Getreide- und Weinland durch ein Mitglied ſeines Stamms bewachen.* Dieſer Wächter iſt der Cherub vor dem Paradieſe, das hebräiſche Cherub oder Scheraph iſt einerley mit dem griechiſchen Ophis. Dieſer neue Wächter muſs übrigens wohl von dem erſten unterſchieden werden; er gehört zur herrſchaftlichen, himmliſchen Familie (warum heiſst er aber alsdann gleichfalls *Schlange?*). Die Greifen und Sphinxe ſind im Grunde identiſch mit den Cherubim.

Sechster Hauptſatz: *Den beiden jungen Leuten war es geglückt, Getreide und Weinreben auf die Seite zu ſchaffen. Durch ſinnliche Liebe vereinigt, richteten ſie ſich eine eigene Wirthſchaft, ein und ſäeten und pflanzten von den köſtlichen Früchten. Darüber entrüſtet, und entſchloſſen, ſein Recht der Theilnahme geltend zu machen, überfiel ſie der vormalige Feldhüter, ward aber ſo nachdrücklich empfangen, daſs*

Digitized by Google

er im Kampfe das Leben verlor. Dieſer hiſtoriſche Satz wird durch Verbindung und Vergleichung von Bruchſtücken hebräiſcher, ägyptiſcher und griechiſcher Sagen ausgeführt und begründet, worin wir dem Vf. nicht folgen können. Nun kommt er zu den Gottheiten der zweyten Claſſe, unter welchen er wieder zwey Ordnungen unterſcheidet. Zu der erſten rechnet er die erſten Stifter einer unabhängigen Colonie mit Getreide- und Weinbau, zu der andern die folgenden Stifter kleiner weltlicher Staaten, welche gleichfalls mit dem Anbau dieſer beiden Früchte bekannt geweſen ſeyen. Von den Göttern der zweyten Claſſe erſter Ordnung wird bey dieſem Satze geredet. Der Hauptgott iſt der, welcher unter den Namen Oſiris, Bacchus, Attis, Horus, Apollon, Mars, Herkules, Wiſchenu, Titan vorkommt. Die Hauptgöttin iſt die, welche man als Iſis, Ceres, Cybele, Veſta, Proſerpina, Hekate, Diana, Minerva findet. Dazu kommt noch Aeſkulap. Der Vf. befolgt in dieſer Unterſuchung einen Grundſatz, welchem man im Allgemeinen ſeine Wahrheit und Brauchbarkeit in der Mythologie nicht abſprechen kann, daſs nämlich urſprünglich identiſche Perſonen in mehrere zerſtückelt worden ſind und daſs man verſuchen muſs, ſie wieder zuſamenzuziehen und die Urperſon zu entdecken. Die Art aber, wie er dieſen Grundſatz anwendet, hat dem Rec. — er muſs es geſtehen — oft peinliche Empfindungen verurſacht, weil er darin gar viel Geſuchtes und Zwangvolles wahrnahm, und am Ende mit ſo vieler Mühe faſt nichts erreicht fand. Angenehmer läſst ſich leſen, was noch von der Einweihung der Könige mit einer Salbe aus Mehl und Oehl, von der Verehrung des Phallus, welche aus der Vermiſchung des jungen Paars nach dem Genuſſe des Weins entſtanden ſeyn ſoll, und von den Myſterien, welche ihren Urſprung aus phyſikaliſch-ökonomiſchen Unterhaltungen erfahrner Landwirthe genommen haben ſollen, hinzugefügt wird.

Siebenter Hauptſatz: *Durch das Beyſpiel des Coloniſtenpaars ermuntert und von den Müttern aufgewiegelt, wollten die übrigen Glieder der mittlern Caſte nicht länger von Männern abhängen, die ſie für ihres Gleichen zu halten anfingen. Sie ſtanden gegen dieſelben auf, ſtrebten nach Freyheit und Eigenthum, kündigten ihren ſtolzen Ahnherrn und Obern den Gehorſam auf, und ſtifteten kleine unabhängige Coloniſtenſtaaten, in denen ſie, nach dem Beyſpiele des Vorgängers, Getreide und Wein bauten. Nach geraumer Zeit wurden einige Glieder der obern und mittlern Caſte durch eine Ueberſchwemmung genöthiget, zu flüchten und ſich anderwärts niederzulaſſen. Die politiſch geſunkenen Prieſter ſtellten, voll Erbitterung, die groſſe Waſſersnoth als Strafe der Empörung vor und verpflanzten ihre Klagen über den Verluſt der Alleinherrſchaft auf die ſpäteſten Geſchlechter in allen Gegenden, wo ſich ihre und die Nachkommen der Heroen ausbreiteten.* Die über das ganze Morgenland verbreiteten Mythen von dem Aufſtande gewiſſer mächtiger irdiſcher Weſen gegen die himmliſchen und von einer groſſen Ueberſchwemmung weiſen auf dieſe Thatſachen hin. Die Sagen von einem Stande der Unſchuld und einem goldnen Zeitalter bezeichnen die Periode der unumſchränkten Prieſterherrſchaft oder der Deſpotie der obern Caſte, und die von einem Sündenfalle und Urſprunge des Uebels das Ende derſelben. Die ausgewanderten Mitglieder der mittlern Caſte wurden die Gottheiten der zweyten Claſſe zweyter Ordnung: Mercur, Vulcan, Venus, Neptun, bey welchen insgeſammt in den Mythen eine Beziehung auf Reiſen zu Lande und zu Waſſer vorkommt. Endlich wird noch in dem zweyten Haupttheile der ganzen Schrift der Thierkreis als eine mythiſchchronologiſche Folge eben dieſer älteſten Thatſachen der Geſchichte äuſserſt künſtlich und zum Theil auch ſehr verworren dargeſtellt. Rec., ſo aufmerkſam und unparteyiſch er dieſe Schrift durchleſen hat, kann ſich unmöglich überreden, daſs dem alten Mythenſyſteme nur eine ſolche Reihe von Anekdoten zum Grunde liege, und daſs aus ſolchen Thatſachen, welche gröſstentheils nicht einmal bedeutend ſind und keine groſſe Wirkung hervorbringen konnten, die Mythologie entſtanden ſeyn ſollte. Man hat ſchon einen Theil der griechiſchen Mythologie aus der Ankunft von Fremdlingen, welche die Fabrication in Griechenland einführten, mit groſſer Wahrſcheinlichkeit erklärt. (S. *Stegers* Mythologie der Griechen und Römer. Berlin 1800.) Die alten Theologen haben häufig einen groſſen Theil der Mythologie als Entſtellungen und Umbildungen der in der Geneſis enthaltenen Thatſachen, die ſie durchaus für buchſtäblich wahre Geſchichte anſahen, betrachtet und erklärt. Auch dieſs war conſequenter und erträglicher, als die Hypotheſe des Vfs.; denn, wenn jene Wunder und Offenbarungen, welche die Geneſis erzählt, wirklich in der eigentlichen Urwelt vorgefallen ſind, ſo konnte dieſs allerdings eine groſſe, unabfehliche Wirkung auf die Nachwelt hervorbringen, und ſo konnte es leicht geſchehen, daſs Sagen davon ſich unter allen Völkern verbreiteten, eben dadurch aber die Begebenheiten ſelbſt aufs mannichfaltigſte umgebildet und entſtellt wurden.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Kenntniſs der öffentlichen Geſundheitspflege.* Zum Leitfaden ſeiner Vorleſungen über die mediciniſche Polizey, von *Auguſt Winkelmann*, Doctor der Philoſophie und Medicin, Profeſſor zu Braunſchweig u. ſ. w. 1804. 4½ Bogen. 8. (10 gr.)

Es müſſen triftige Gründe ſeyn, die einen Lehrer beſtimmen können, *nach Hebenſtreit's* bekanntem Lehrbuche ein neues Compendium über die mediciniſche Polizey öffentlich bekannt zu machen. Welche Urſachen den Vf. der gegenwärtigen Arbeit dazu bewogen haben mögen, ſagt er uns nicht. Das Bedürfniſs mehrerer Vollſtändigkeit kann die Veranlaſſung nicht geweſen ſeyn, theils, weil es einleuchtet, daſs bloſs eine Sammlung neuerer Zuſätze zu *Hebenſtreit* ſchon mehr Raum, als dieſe Blätter haben, einnehmen müſſe, theils weil man gleich auf den erſten Blick ſo Manches

Digitized by Google

ches in der vorliegenden Schrift vermifst, was, wenn jener Zweck dabey zum Grunde läge, wenigſtens durch *ein Wort* angedeutet ſeyn würde, z. B. Kirchen, Taufe, Schulen, Verfälſchung des Mehls und Brotes, Eſſig, bleierne Geſchirre, Tabak, Puder, Schminken, einige Arten von Putzſachen, Oblaten, Confitüren, Kinderſpielzeug, Flachsröſten, Ausſtellung der Leichen, Ehe, unehelich Schwangere, Kindermord, Ammenweſen, Findel- und Waiſenhäuſer, Franzoſen des Rindviehes, Finnen der Schweine, Arcana, Materialiſten, gehörige Vertheilung der Aerzte und Wundärzte u. dgl. mehr. Alſo fällt auch hierdurch ſchon groſsentheils die etwanige Abſicht gröſserer Zweckmäſsigkeit um ſo mehr weg, je deutlicher man noch dazu in der Schrift ſelbſt mehrere Beweiſe findet, daſs der Vf. in dieſem Stücke wohl eben Nichts gegen *Hebenſtreit* zu erinnern haben mag. Man vergleiche z. B. nur S. 40. Die Straſsen — geben. mit *Hebenſtreit* §. 42. S. 42. Das beſte — iſt. m. *Heb.* §. 113. S. 47 f. Die Biere — werden. m. *H.* §. 124. S. 48. Weine — fällt. m. *H.* §. 126. 127. (wo ſogar, gegen den gleich vorhergehenden Singularis: „im geſchwefelten Weine", der Hebenſtreitiſche Pluralis: „färbt *ſie* (überſchwefelte Weine) braun", beybehalten worden.) S. 48. Die rothen — ſind. m. *H.* §. 134. S. 48. Süſse Weine — ſchaden. m. *H.* §. 136. S. 49. Iſt ihnen Alaun — wird. m. *H.* §. 134. (Dabey iſt noch zu bemerken, daſs das, was *Hebenſtreit* vom Alaun in *rothen* Weinen ſagt, von unſerm Vf. hier auf *ſüſse* Weine angewandt wird.) S. 49. Wurde der Wein — kömmt. m. *H.* §. 136. S. 50. f. färbt er — Kupfer. S. 51. Das Vitriolöl — niedergeſchlagen. m. *H.* §. 133. Anm. S. 51 f. Der ſogenannte — Gips nieder. m. *H.* §. 135. (wo unſer Vf. Schwefelſäure, *Hebenſtreit* aber Zuckerſäure hat.) Allein vielleicht hat der Vf. die Abſicht gehabt, ſeinen Schülern ein wohlfeileres Lehrbuch, als das Hebenſtreitiſche, in die Hände zu geben? Wir müſſen geſtehen, daſs wir den Unterſchied im Preiſe ſo groſs nicht finden; denn für die Zulage von 10 Gr. (20 Gr. koſtet nämlich das letztere von etwa 18 Bogen) würde der Schüler hier weit über die Hälfte mehr an wichtigen Materialien ſelbſt jenſeits ſeines Schülerſtandes gewonnen haben. Ueberdieſs aber iſt zu dieſem Endzwecke das Buch bald zu unvollkommen, wie wir oben geſehen haben, und zu kurz, (wie S. 40. über die Luft verunreinigende Fabriken f., S. 45. über einige Arten von Nahrungsmitteln, S. 62. f. über gewiſſe ſchädliche Klaſſen von Arbeitern und Manufacturiſten f f.) bald aber wieder unverhältniſsmäſsig weitläufig (z. B. S. 18 f. über die Lage und Einrichtung der Krankenhäuſer und S. 23 f. der Irrenanſtalten, S. 35. über die Pfuſcherey, S. 39. über Gedränge auf den Straſsen, S. 48 — 52. über die Prüfung der Weine, S. 55. über die Hundswuth u. ſ. w., welches Alles mehr in die Vorleſungen gehört hätte). Endlich würde es auch zu dieſem Zwecke wohl kaum an ſchon bekannten, gedrängten Compendien gefehlt haben, wenn es auch nur das *Plenk*'ſche geweſen wäre, welches auch deutſch vorhanden iſt. Kurz, wir müſſen geſtehen, daſs wir über die Beweggründe des Vfs. zu dem ſeinigen Nichts errathen. Unſer Urtheil darüber iſt inzwiſchen in dem bisher Geſagten enthalten. Einige ſpecielle Bemerkungen mögen es beſchlieſsen. S. 8. heiſst es doch wohl zu allgemein und zu ſtreng: „was von fremden Oculiſten, Operateurs u. dgl. in das Land kommt, kann unter keinem Vorwande dieſe Erlaubniſs (den Theil der Kunſt, dem er ſich ausſchlieſslich gewidmet, zu üben) erhalten." Wie, wenn ein *Caſamata*, *Le Febure* u. a. kämen? S. 18. widerſpricht ſich der Vf., wenn er ſagt: „die Betten ſtehen *weit* von einander getrennt, in einer *mäſsigen* Entfernung" u. ſ. w. Die Regel, daſs in den Krankenhäuſern „von *jedem* Bette eine *eigene* Thür in kleine Gemächer führen ſoll, die zur Befriedigung der unreinlichen Bedürfniſſe mit einem hinter den Zimmern herlaufenden Gange communiciren," iſt doch nicht als allgemein nothwendig, ja nur zweckmäſsig, anzunehmen. Nach S. 29. ſollen die Apparate zur Anwendung der Elektricität, des Galvanismus, der beſondern Luftarten, des Tropfbades u. ſ. w. in einem beſondern Hauſe aufbewahrt werden, und unter der Direction eines beſondern Arztes ſtehen. Wir dächten, dieſe Anſtalten lieſsen ſich am bequemſten mit dem Krankenhauſe vereinigen. „Wenn irgend, ſagt der Vf. S. 39., eine öffentliche Gelegenheit das Volk in Menge auf den Straſsen und andern öffentlichen Plätzen verſammelt, erinnert das mediciniſche Collegium die Polizey an die Maaſsregeln, mit denen dieſelbe der Gefahr des Gedränges vorbeugen muſs." Das heiſst dem Collegium doch etwas zu viel aufbürden, und zwar ohne Noth; welch' ein erbärmliches Polizey-Directorium müſste das ſeyn, das an ſo etwas erſt *erinnert* zu werden brauchte! Die S. 40. empfohlne Anpflanzung vieler Bäume um die Wohnungen findet doch nicht ganz unbedingt Statt, und wird übrigens nur zu oft wegen anderer Rückſichten von der allgemeinen Polizey verhindert. Ueber den Rath S. 42., alle Leichen in tiefe Grüfte zu verſenken, und mit Kalk zu umgeben, verdient vor der Realiſirung doch erſt *Schraud* (von der Peſt) erwogen zu werden. Nach S. 54. ſoll den Apothekern und andern Perſonen, welche Gifte in den Händen haben, ausdrücklich befohlen werden, ſolche gefährliche Subſtanzen nur an Medicinalperſonen zu verabreichen. Wir halten dieſs für unthunlich, eben, weil es zu ſtrenge iſt; genaue obrigkeitliche Scheine dürften wohl hinreichend ſeyn. Eben ſo finden wir das zu hart und unzweckmäſsig, was S. 62. über die Anſteckung der Luftſeuche geſagt wird. Es erinnert uns an einen Schriftſteller, der vor dreyzehn Jahren vorſchlug, keinen, der in einer Krankheit ſich eines Quackſalbers bediene, zum Genuſſe des Abendmals zuzulaſſen. Wie weit richtiger, billiger und zweckmäſsiger empfiehlt *Hebenſtreit* hier nicht Geſetze und Strafen, ſondern einzig und allein eine vernünftige, moraliſche und religiöſe Erziehung und Beförderung der Ehen!

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Beyträge zur Wundarzneykunſt und gerichtlichen Arzneykunde*, von *Joh. Theo-*

Digitized by Google

Theodor Chriſtian Bernſtein, Doctor der Arzneykunde und Wundarzneykunſt, Amts- und Stadtphyſikus zu Roſsla und Apolda u. ſ. w. 1804. 20½ Bogen. 8. (1 Rthlr.)

Den letzten Aufſatz ungerechnet, welcher die Ueberſchrift: *Ueber die Zuverläſſigkeit mediciniſcher Beobachtungen*, führt, aber dem Titel der Sammlung auf keine Weiſe entſpricht, und bloſs gegen *Schlegel*, den Vf. der Materialien u. ſ. w. und eines Aufſatzes in *Hufelands* Journal IX. 1., gerichtet iſt, beſteht dieſe Schrift aus folgenden fünf Abhandlungen. I. *Ueber Kopfverletzungen.* Der Vf. dringt beſonders auf häufigere und ſchnelle Anwendung des Trepans und auf warme aromatiſche Fomentationen, ſtatt der Schmukkerſchen. II. *Einige Worte über den Gliedſchwamm* (als Nachtrag zu des Vfs. Inaug. Diſſ.). Man betrachte dieſe Krankheit gleich anfangs als das, was ſie iſt, nämlich als örtliche, aſtheniſche Krankheit, die wohl immer mit einer allgemeinen verbunden ſeyn wird, und man wird ſie gewiſs oft ſchon in ihrer Geburt erſticken und glücklich heilen. III. *Ueber vorzeitige und ſpäte Geburten.* Unter den letzteren glaubt der Vf. die zehnmonatliche als den höchſten Termin, jedoch immer als ſeltene Ausnahme von der Regel, annehmen zu müſſen, weil ihm dieſe durch folgendes Beyſpiel ganz unläugbar gemacht worden. „Frau P. v. B. wurde zum erſtenmale ſchwanger. Ihre Schwangerſchaft verlief ordentlich und es äuſserte ſich bloſs während derſelben ein ſehr ſtarker Appetit, der beynahe nicht geſtillt werden konnte. Die beſtimmte Zeit der Geburt nahte heran; der Geburtshelfer wartete, allein die Geburt gieng nicht eher, als am Ende des zehnten Sonnenmonats, und zwar ſehr ſchwer vor ſich. Das Kind war ſehr groſs und ſchwer. Dieſer *ganze* Verlauf erfolgte bey den zwey darauf folgenden Schwangerſchaften; aber, was ſonderbar iſt, bey der vierten und den darauf folgenden nicht wieder. Noch muſs ich bemerken, daſs die Zeit der ausgebliebenen Reinigung und die erſten Bewegungen der drey Kinder genau von einem vortrefflichen Arzte beobachtet worden waren. Kurz, dieſe Geſchichte iſt authentiſch" u. ſ. w. Rec. zweifelt inzwiſchen mit allem Rechte, ob irgend ein unbefangener Arzt ſie, wenigſtens ſo, wie ſie hier erzählt iſt, für *beweiſend* annehmen wird. Es ſcheint, als wenn man die Zeitrechnung der Schwangerſchaft auf die ausgebliebene Menſtruation und die zuerſt wahrgenommene Bewegung der Frucht gegründet habe. Wie trüglich beides ſey, iſt ſattſam bekannt; den Vf. insbeſondere aber muſs Rec. hierbey auf dasjenige aufmerkſam machen, was er ſelbſt S. 80 f. ſehr richtig gegen beide Arten zu rechnen geſagt hat. — Dieſer ganze Aufſatz iſt übrigens eine bloſse Compilation, die allenfalls jedoch einem angehenden Literator über dieſen Gegenſtand einigen Nutzen leiſten mag, wenn er mit gehöriger Vorſicht und Beurtheilung ſie vor ſich nimmt und Lectüre genug hat, das Mangelnde zu ergänzen. Einige Beweiſe werden ſtatt mehrerer hinreichen. So heiſst es S. 73.: „*Vorzeitig* nennt man eine Geburt, deren ganzer Organismus ſo beſchaffen ſeyn muſs, um auſserhalb des Uterus das Leben fortſetzen zu können." (Alſo iſt ein geſundes, lebendiges, zur gewöhnlichen Zeit gebornes Kind auch eine vorzeitige Geburt?) S. 83. folgen die citirten Schriftſteller in folgender Reihe auf einander: *v. Schulzenheim*, *Zacchias*, *Esdra* (noch dazu iſt das Citat falſch; es muſs heiſsen IV. Cap. 4. v. 40. und Cap. 16. v. 39.), *Plato*, *Plautus*, *Terenz*, *Buch der Weisheit*, *Joh. Franc. Löw*, *Valentini*, *Büttner*, *Röderer*, *Bohn*, *Hebenſtreit*, *Hamberger*, *Rod. a Caſtro*, *Dionis*, *Buffon*, *Goelicke*, *Haſeneſt*, *Ploucquet*, *Haller*, *J. V. Müller*. S. 118. findet man ſogar *Speners Lebenspflichten* als Autorität angeführt. S. 149. nennt der Vf. die bekannte Pariſer Hebamme, *Louiſe Bourgeois*, einem (hier in's Deutſche überſetzten) Citate aus einer lateiniſchen Schrift zufolge, *Ludovica Burgoſia*. Die aus *Ploucquet* citirte und von dem Vf. nicht aufgefundene Stelle: εννεα μηνων u. ſ. w. aus dem hippokratiſchen Buche περι σαρκων ſteht doch wirklich am Schluſſe deſſelben. Vielleicht iſt es dem Vf. hiermit gegangen, wie S. 120. mit dem aus *Haller* angeführten Geſetze: *ſi quis necandi* etc., welches er *Cod.* lib. IX. tit. 16. l. 8. finden wird. IV. *Ueber die Amputation.* Die Anwendnng derſelben wird eingeſchränkt. Die Alanſon'ſche Methode werde kein Wundarzt, dem nicht immer Leichname zur Uebung zu Gebote ſtehen, machen können, da die öftere Uebung ſchlechterdings dazu erforderlich ſey. V. *Merkwürdige Kopf-Verletzung des Hn. ..., nebſt Sections-Bericht und Gutachten.* Ausgetretenes Blut in der *baſis cranii*, auf der *lamina cribroſa oſſis ethmoidei* und im linken *ventriculus tricornis*, ſtarke Verletzungen des Gehirns ſelbſt, und eine Fiſſur an der *pars petroſa oſſis temporum* u. ſ. w. machten die Verletzung abſolut lethal. Sie war den 26ſten May Abends 6 Uhr durch einen Sturz vom Pferde erfolgt; erſt in der Nacht auf den 28ſten traten gefährliche Zufälle ein, und der Kranke ſtarb erſt am 29ſten Morgens gegen 9 Uhr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Landshut*, b. Krüll: *Erklärung an das bayerſche Publicum*, vom Hofrath und Profeſſor *Günner* in Landshut. 1802. 15 S. 8. (1 gr.) — Eine motivirte Erklärung des Vfs., daſs er an den anonymen Flugſchriften gegen die landſtändiſche Verordnung über Klöſter, Scharwerke u. ſ. w. nicht den geringſten Antheil habe, und ihm zur Verfertigung ſolcher Flugſchriften Zeit und Luſt mangele.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Januar 1805.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, in d. Walther. Kunſt- u. Buchh.: *Der Eremit und der Fremdling.* Geſpräche über das Heilige und die Geſchichte, von *C. A. Eſchenmayer.* 1805. 8. *)

Wenn das Univerſum und den Organiſm in ihren Bedingungen zu kennen, ein eitler und vorgeſpiegelter Wahn des Menſchen iſt, ſo iſt doch die Geſchichte der Menſchheit und die Gemeinſchaft vernünftiger Weſen gewiſs, und der Menſch, welcher als thätiges Mitglied in den Plan dieſes Ganzen eingreift, ſo niedrig auch ſeine Stelle ſeyn mag, iſt doch wenigſtens etwas werth.

„Wahrheit, Tugend, Schönheit — dieſe drey Ideen ſind die irdiſchen Götter, welche der Himmel, die Erde zu beglücken, herabſendet. Höher aber noch, als ſelbſt dieſe Ideen, liegt *das Heilige.* Es iſt ein ſolches, welches kein unmittelbares Verhältniſs weder zur Erkenntniſs in der Vorſtellung und der Idee, noch zu den Handlungen des Menſchen hat. Es iſt der unmittelbarſte Ausdruck und das vollkommenſte Nachbild der Seele, worin ſie ſich ſelbſt empfindet, und dieſs intellectuelle Gefühl liegt eben ſo weit über das Aeſthetiſche hinaus, als die Idee über die ſinnliche Vorſtellung erhaben iſt. Dieſs intellectuelle Gefühl iſt allumfaſſend und unbegränzt dadurch, daſs in ihm jeder Sinnenreiz, ja ſelbſt alles Aeſthetiſche, getilgt und die Entkörperung am weiteſten gediehen iſt. Es hat mit der Welt gar nichts zu ſchaffen, und ſeine Richtung geht ins Unſichtbare. Es iſt daher von nichts abhängig, als von dem göttlichen Princip, welches ihm als Urkraft aller Realität eingeboren iſt. Alles Uebrige iſt auf daſſelbige aufgetragen, und es iſt die erſte Stütze der Religion und des Glaubens an Gott, und nur in ihm, als der möglichſt reinen Entkörperung, leben wir diesſeits ſchon ſelig, nicht aber im Sittlichen, was uns nur eine Würde vor uns ſelbſt, keine unmittelbare aber in Gott giebt, und obgleich Bedingung zu einem ſeligen Leben, doch das ſelige Leben nicht ſelbſt iſt. *Das Heilige* aber, in ſo fern die Seele es nicht in ſich findet, ſondern vielmehr von ihm ergriffen und in Beſitz genommen iſt, iſt eben darum auch, weil die höchſte Stufe der Reflexion unter ihm ſtehen bleibt, *ein ewiges Geheimniſs*, und gehört unter die Myſterien, welche kein profanes Auge ſchauen ſoll. Das Geheimniſsvolle und Myſtiſche iſt daher die weſentliche Seite der Religion, und je tiefer ſie verborgen und den Augen der Menſchen entzogen iſt, deſto würdiger und lebendiger iſt der Glaube an ſie. Je öffentlicher hingegen ſie gemacht und je mehr ſie der Empfänglichkeit der Völker und dem zu jeder Zeit unwürdigen Geiſt der Zeit nahe gelegt werden will, deſto mehr ſinkt ſie zur Moral herab und verliert ihre urſprüngliche höchſte Würde. — Den Geweihten hingegen kündet ſich das Heilige theils in einer äuſſern, theils in einer innern Offenbarung an. Alles, was die moraliſche und ſinnliche Natur des Menſchen angeht, alles, was Tugend, Wahrheit und Schönheit enthalten, findet die Seele in ſich und kann es durch Reflexion feſt halten; das Heilige und die Religion hingegen findet ſie nicht in ſich, ſondern ſie ſelbſt in ihrer Totalität wird von jenen ergriffen und feſt gehalten, und eben dieſes unſichtbare und unnennbare Etwas, was die Seele haſst und erſchüttert, iſt *die innere Offenbarung Gottes*, in welcher die Seele in Glauben und Andacht übergeht, ſo wie der ewige Plan Gottes, welcher in der Weltgeſchichte wohnt, die *äuſsere Offenbarung* iſt. Wir betrachten jetzt die letztere, oder das Heilige in Beziehung auf die Geſchichte.

„Wie der einzelne Menſch, ſo hat auch die ganze Menſchheit *drey groſse Perioden* zu durchlaufen, die Perioden der *Unſchuld*, der *Selbſtentzweyung* und der *Verſöhnung*. Die höhere Hand des Geſchickes bleibt ſich immer gleich und unveränderlich, und während die Formen menſchlicher Begriffe ins Unendliche wechſeln, ſchreitet jene arbeitend an dieſem allgemeinen Plane unaufhaltſam fort. Ja, während das Ganze ruhig und unverändert von den kleinen Störungen, welche die Leidenſchaft und Freyheit des Menſchen in daſſelbe bringt, von einer höhern Hand geleitet fortrückt, bildet jedes Jahrtauſend und Jahrhundert wieder ſeinen eigenen Kreis, welcher in den mannichfaltigſten Formen und Geſtalten eine und dieſelbe Idee wieder abdrückt. Denn wie im Organiſmus, ſo iſt

*) Wir ſind durch den Umſtand, daſs wir dem Rec. von Hn. *Eſchenmayer's* Schrift: *Die Philoſophie in ihrem Uebergange zur Nichtphiloſophie* (A. L. Z. 1804. Nr. 105. 107.), ſeine Vertheidigung gegen Hn. *Eſchenmayer's* Rüge in der unter obigem Titel erſchienenen Schrift nicht verſagen konnten, genöthigt, zwey Recenſionen von dieſer abdrucken zu laſſen, wovon dieſe erſte einen Gelehrten, der in gar keinem Verhältniſſe gegen Hn. E. ſteht, zum Verfaſſer hat.

Die Herausg. d. A. L. Z.

Digitized by Google

ist auch in der Weltgeschichte jeder Theil ein Ganzes und jedes Ganze auch ein Theil.

Was in der Weltgeschichte *das goldene Zeitalter der Unschuld* war, hat sich aus unsern Augen verloren. Seine späteste Zeit erreicht kaum noch die äusserste Spur der Fabelwelt.

„Eine drey- und viermal längere *Periode* ist die der *Selbstentzweyung*, und in ihr öffnet sich erst für uns die Geschichte. In dieser Periode entsteht zuerst der Widerstreit der Tugend und des Lasters, welche immer sich suchend auch immer sich fliehen. Sie ist durch den *Sündenfall* bezeichnet.

„Klar und deutlich fängt sich die dritte Periode mit der *Entwickelung des Christenthums* an; aber wahrhaft dürfen wir sagen, dass der Zeitraum von beynahe zweytausend verflossenen Jahren nur erst eine Einleitung in die allgemeine Versöhnungsperiode enthält.

„Nehmen wir das Christenthum selbst als ein Ganzes aus der allgemeinen Versöhnungsperiode heraus, so finden wir auch in ihm ohne Mühe die Idee der drey Abschnitte. Deutlich ist es, dass die erste Periode seiner innern Harmonie und Unschuld längst vorüber ist, und dass wir gegenwärtig Lebenden schon viele Zeitalter auf der Stufe der Selbstentzweyung in ihm stehen. — Unverkennbar ging aus dem Katholicismus die nothwendige Tendenz hervor, ein abgesondertes, Gott und der Natur allein geweihtes Leben zu führen, die Mysterien in sich aufzubewahren; und er realisirte diese Tendenz vornehmlich durch Errichtung der nun, nicht mit Unrecht, grossentheils aufgehobenen Klöster. Aber in allen Abweichungen vom Katholicismus ist keine Spur mehr von dieser erhabenen Richtung der Religion anzutreffen; im Kreise der katholischen Kirche selbst aber musste die Vervielfältigung der Klöster und der Menschen, welche zu ihrem Dienste geweiht wurden, ein Missverhältniss erzeugen und einen Abfall von ihrer ursprünglichen Würde hervorbringen. Es begann die Periode der Selbstentzweyung, und mit und in ihr ging jene grosse Anlage der Religion allmälig unter. Die Mysterien mussten nach und nach als solche verschwinden und die öffentliche Seite der Religion das Uebergewicht über die verborgene und allein-wahre erhalten. Je öffentlicher aber die Religion wird, desto mehr sinkt sie zur Moral herab, welche, gleich einer heissen Sommerwolke, hinter der sich die Sonne verbirgt, nur erwärmt, nicht erleuchtet. Der Dienst der Religion geht die Erde nichts mehr an, und jede unedle Neigung und Leidenschaft, jedes Streben nach dem Sinnlichen, wenn es sich aufs Beste vor den Augen der Welt zu verwahren versteht, muss der Religion schaden. Die Herrschaft der Religion über die Gemüther der Menschen muss unsichtbar wirken, nicht durch Beyfall und Verbote, sondern durch Orakel und Exemplarien, und jedem unerklärbar muss der Zauber seyn, der ihn umgiebt. Die *Religion* ist der unsichtbare Staat, in welchem die *Politik* als der sichtbare enthalten ist. Jene hat ein allgemeines Leben, diese nur ein einzelnes. Wie die Sonne, unabhängig von den innern Störungen der Planeten, ihre Bahn vollendet, so lebt auch die Religion unabhängig von den innern Störungen der Politik, und wie die Sonne, wenn sie sich bewegt, das ganze System unbemerkt und ungesehen mit sich fortnimmt, so führt auch die Religion in einem unwiderstehlichen Zuge das einzelne Leben der Staaten mit sich fort, und befolgt die göttliche Aufgabe, welche in der Entwickelung der Weltgeschichte ihr vorgezeichnet ist. — Ob aber wohl die Periode, in welcher wir stehen, die der Selbstentzweyung ist, so haben wir doch Ursache zu glauben, dass wir über die Höhe derselben hinweggekommen sind. Denn überall rege ist die Idee, welche einen und denselben Plan aus dem Vergangenen in die Gegenwart aufnimmt und auf die Zukunft fortleitet. Frey schwebt sie dahin über das grosse Weltgewirre, in welchem ein tausendjähriges Regen und Leben auf jeden Moment sich zusammendrängt, und während alles Vergängliche seine Formen der Zeit wiedergiebt, hält sie sich fest am Ewigen — dem ungetrübten Urquell aller Formen. Doch aber wird es noch lange Perioden dauern, bis die Mittelglieder sich allmälig wieder finden, um die beiden Extreme ihrer Reihe zur Ruhe zu bringen. Erst dann, wann dieses zu Stande gekommen, ist die Periode der Versöhnung möglich. Hier nur einige Züge von dieser Versöhnungsperiode des Christenthums, welche aber in der allgemeinen nur als eine besondere erscheint. — Es ist das schöne Loos der Erde, dass in jedem Stande, er gehöre zur Klasse der Freyen oder der Arbeitenden, der individuelle Werth des Menschen gesichert ist, und dass Jeder, er sey ein Ausgestossener, Verbannter oder Eingekerkerter, sich von dem äussern Wechsel der Glücksumstände lossagen und die höchste Glückseligkeit, deren er seiner Erkenntniss nach fähig ist, in sich selbst hervorzubringen vermag. Dieses Loos, welches nur bey seltenen Menschen jetzt schon einheimisch ist, wird einst ein allgemeines werden, und unwiderstehlich ist der Zug, durch welchen das Christenthum darauf hinführt. — Der Krieg, als Krieg, wird in dieser Periode fortdauern. Auch ist er kein Uebel, weil Armuth, Sklaverey und der Tod selbst keines ist. Ja er ist das Mittel, die Leidenschaften von Grund aus zu vertilgen. Wie aber die Leidenschaften der Menschen unzählig sind, so wird auch diese Vertilgung durch unzählige misslungene Versuche und eine Reihe verheerender Scenen hindurchgehen müssen. — Das Streben, die Menschheit auf allen Seiten zu veredeln, wird immer sichtbarer hervorgehen. Ein allgemeines sittliches Gefühl wird allmälig der herrschende Charakter der Völker werden. — Die Neigung und die Liebe zum andern Geschlecht wird einen ästhetischen Werth erhalten; hingegen wird die Unmässigkeit des Geschlechtstriebes, welche bis jetzt auf einen so hohen Grad gestiegen ist, und mit ihrem schlechten Gefolge an unserer entnervten Menschenrasse und andern unzähligen Uebeln Schuld ist, regelmässiger und dem Instinct der Thiere ähnlicher werden. In eben dem Maasse, als die Leidenschaften abnehmen, werden auch die Krankheiten sich vermindern. — Der Staat wird immer

Digitized by Google

mer mehr zur Würde eines Organismus erhoben werden. Es werden gröfsere Staaten sich bilden und die kleinern allmälig aufhören; Republiken werden keine Dauer mehr haben und zuletzt wird auch der Keim dazu verschwinden. — Künste und Wissenschaften werden allmälig ein höheres Leben gewinnen; jene werden als Organe frey entworfener und nur von Musse und Heiterkeit abhängiger Kunstwerke erscheinen, und von diesen wird das drückende Verhältnifs, Brod zu erwerben, genommen seyn. — Der Handel, diese Geifsel der Menschheit, wird nach und nach in seinen Vorräthen ersticken: denn einfach sind die Bedürfnisse gesitteter Nationen; der Gewerbfleifs aber, in so fern er zur Bereicherung der Kenntnisse beyträgt, wird fortdauern. Für die Wifsbegierde hingegen, jedoch ohne Absicht und Gewinn, wird kein Land zu entfernt und kein Meer zu weit seyn. Die Kriege werden seltener werden, aber sie können in dieser Periode noch nicht aufhören. Denn — noch wohnen Leidenschaften um die Thronen, aber sie sind edlerer Art.

„Aber nach dieser besondern Versöhnungsperiode des Christenthums ist noch eine Periode zurück, welche in der Idee zwar gleich ewig mit jener, der Zeit nach aber zuletzt geboren und so weit entfernt ist, als einer der entlegensten Sterne, welche unser Auge erreichen kann. Es mufs in der allgemeinen Versöhnungsperiode noch über die besondere des Christenthums hinaus ein Zeitraum liegen, welcher die Sittlichkeit als Resultat in sich aufnehmen und die Menschen zur Heiligkeit allmälig erheben wird. Dieser Zeitraum, welcher sich gegen die Zeit wie ein Jahrhundert zu einer Myriade verhält, wird an Kraft und Schönheit alle andere übertreffen, Natur und Geist werden aus ihren innersten Verhältnissen nach und nach heraustreten, und der Mensch wird in der Selbstanschauung seiner Ideen leben und glücklich seyn.

„*Um zum Heiligen zu gelangen, mufs die Wahrheit in allen ihren Gesetzen, die Schönheit in allen ihren Formen und die Sittlichkeit in allen ihren Maximen vorher gekannt seyn. Die ruhige Contemplation dieser Ideen gehört demnach zu dieser Entwickelungsperiode der Menschheit.* Wie die Bewegung der Sonne und der andern Sterne, welche jetzt unserm Auge unbeweglich scheinen, dem Geiste alsdann näher gerückt seyn wird, so wird auch die unsichtbare Gemeinschaft der Geister, welche wir jetzt nur ahnden, sich deutlicher in der Seele abspiegeln. Jene, welche in dieser Periode leben, werden erkennen, dafs die Menschheit selbst nur ein Theil der Geisterwelt ist, welche nicht auf einen untergeordneten Planeten eingeschränkt, sondern durch alle Sterne des Universums vertheilt ist, und dafs die Aufgabe, welche unserer Weltgeschichte vorliegt, selbst nur ein Stück des ewigen Planes ist, welchen nicht etwas Einzelnes, sondern nur die gesammte Geisterwelt zu vollenden vermag. *Vor allen Dingen aber wird in dieser Periode das Streben auf die Religion gerichtet seyn.* Man wird einsehen, dafs das Geheimnifsvolle die wesentliche Seite der Religion ist, und dafs es gar keine andere Würde für sie giebt, als diese, dafs sie den profanen Augen entzogen wird. Man wird ihr wieder Tempel erbauen, lauter Meisterwerke, herrlicher und schöner, als je welche geglänzt haben; aber sie werden einsam stehen auf Bergen und umschattet von hohen Bäumen, und der Ort, wo sie stehen, und die Berge werden heilig genannt werden. — Kein Ungeweihter darf den heiligen Berg besteigen, aufser den jährlichen Festen, wo das Volk Dankopfer bringt und heilige Gesänge feyert. *Wie in der vorhergehenden Periode die Menschheit zum Sittlichen ausgebildet wurde, so mufs sie in dieser zum Heiligen erhoben werden.* Nun ist aber die Religion der unsichtbare Staat im Sichtbaren; es müssen daher alle Anstalten, welche dieses Verhältnifs nachahmen, aufs Beste hervorgesucht werden. Aus diesem Grunde werden neue Tempel aufgebaut und mit Allem, was Kunst und Reichthum vermögen, ausgeschmückt werden. — Die Religion wird sich nach und nach von der Abhängigkeit von der Moral losfagen, und zwischen sich eine eben so feste Gränzlinie finden, als sie jetzt zwischen der Sinnenlust und dem Ideal des Schönen gefunden ist. — Die Oberherrschaft der Religion wird von der Politik ihrem Wesen nach vollkommen anerkannt werden, sie wird sich ihr unterwerfen, nicht eines verborgenen Gewinnes wegen, sondern aus reiner Ueberzeugung. In jene heilige Tempel, wo die weisesten und edelsten, von aller Ruhmsucht entblöfsten Männer versammelt sind, und die Mysterien aufbewahren, wird auch das Orakel zurückkehren, und der unbestechliche Priester, welcher die allgemeine Idee der Menschheit aus der Religion betrachtet, wird auch im Einzelnen das Gesetz und die Freyheit zu bestimmen und ihr gleichestes Ebenmaafs in reinen Ausprüchen zu finden wissen.

„Aber dieses grofse Werk zu vollenden, wird noch ein langer und heftiger und allgemeiner Kampf entstehen, und dieis wird der letzte Kampf des Ehrgeizes und der Herrschsucht seyn, in welchem beide als die letzten Opfer für die Heiligkeit der menschlichen Natur fallen werden. Dieser allgemeine Krieg, der eigentlich keine Eroberung der Erde, sondern eine Eroberung des Himmels ist, und in welchem alles Schlechte vollends getilgt und alles Vortreffliche entwickelt wird, wird nach langen zweifelhaften Siegen endlich durch drey unüberwindliche Mächte entschieden, welche zwar mit menschlicher Gestalt angethan, aber die Ideen auf die reinste Weise repräsentirend, die eine von Norden, die andere von Süden kommen werden, um sich mit der dritten zu vereinigen, welche in der Mitte den erhabensten Thron bewohnt. Die erste Macht ist die *Tapferkeit*, die zweyte die *Gerechtigkeit*, und die dritte die *Religion*. Die Tapferkeit, welche von Norden her mit zahllosen Schaaren in kriegerischer Rüstung an den heiligen Berg der Religion gelangt, wird ihr flammendes Schwerdt und ihre Macht — und die Gerechtigkeit, welche von Süden kommt, und mit einer eben so grofsen Menge friedlicher Völker umgeben ist, wird den Oelzweig und das goldene Gesetzbuch an den

Fufs

Digitized by Google

Fuſs des Throns, welchen die Religion ſich erbaut hat, und deſſen Gipfel höher reicht, als die Sonne über der Erde ſteht, anbetend niederlegen; beide werden ſich den ewigen Schwur der Vereinigung und Liebe ſchwören, alle Schaaren werden einander die Hände bieten, und das — Gelobt ſey Gott! — im heiligen Jubel ausrufen — aber dieſen Segen und jenen Schwur wird keine Nachwelt mehr hören. Denn jene unendliche Wolke, welche das Geheimniſs der Religion umſchwebt, wird vor ihrem Throne zerflieſsen; die Gewalt des Lichts, das heller als alle Sonnen glänzt, wird in unabſehbaren Strömen hervorbrechen, und alle Völker der Erde werden vor ſeinem Glanze vergehen. Dieſes Licht iſt das Heilige und Göttliche, welches zu ſchauen das Menſchliche vergehen muſs, um in eine höhere Weltordnung verſetzt zu werden, wo jenes Licht in ſeiner Herrlichkeit und Majeſtät ertragen wird."

Dieſs ſind die weſentlichen Züge eines ſeelenvollen Gemäldes, welches Hr. *Eſchenmayer* in der vorliegenden Schrift aufgeſtellt, und in welchem er die Idee des Heiligen, deren Entwickelung ihm ſo ſehr am Herzen liegt, in Beziehung auf die Geſchichte auf eine eben ſo eigenthümliche als intereſſante Weiſe aufgeſtellt hat. Rec. ſieht ſie als einen ſchönen Mythos über die Zukunft der Menſchheit an, der wenigſtens eben ſo viele Achtung, als manche Mythen der Vorzeit verdient. *Bewieſen* hat freylich der Vf. ſeine Ahndungen nicht, ſondern er hat ſie, wie er ſich S. 97. ſelbſt ausdrückt, nur *aufgewieſen*, und aus dem Aufgewieſenen wahrhafte Folgerungen abgeleitet. In des Gemüths eigenen Tiefen muſs alſo der, welcher der ſchönen Dichtung beyſtimmen will, den Quell und die Wahrheit derſelben aufſuchen. Nie wird freylich ein ſelbſtſtändiger Geiſt auch des verwandteſten Geiſtes Form ſich unmittelbar aneignen; aber wem je das Heilige heilig geweſen, und wer es in feyerlichen Momenten geahndet hat, wird im Weſentlichen dem Vf. gewiſs beyſtimmen. S. 67. ſtellt er den Grundſatz auf: Von allem dem, was du hier aus meinem Munde höreſt, muſst du alles Niedere entfernen, und manche Fragen, welche du gern aufwerfen möchteſt, die aber doch in geringer Beziehung damit ſtehen, in dir unterdrücken. Nur S. 50. ſcheint der Vf. dieſe richtige Maxime vergeſſen zu haben. Der Dialog, in den das Philoſophem gehüllt iſt, iſt einfach und natürlich, beſonders ſchlieſst ſich das Hauptthema auf eine intereſſante Weiſe an die, gegenwärtig zum Glück der Menſchheit, immermehr um ſich greifende Aufhebung der Klöſter an. Ein reicher, edler Geiſt, ein die Menſchheit und das Heilige liebendes Gemüth offenbart ſich im Einzelnen, wie im Ganzen. Auch iſt die Schrift von Anmaſsung und Dünkel eben ſo frey, als von unnöthiger philoſophiſcher Terminologie.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Engliſh Synonymous; or the difference between words eſteemed ſynonymous in the engliſh language;* Uſefull to all who would either write or ſpeak with propriety and elegance. 1804. 352 S. 8. (1 Rthlr.)

In der That ein ſehr brauchbares Werk für alle diejenigen, die ſich eine genauere Kenntniſs der engl. Sprache erwerben wollen. Es hat mehrere Vorzüge vor dem früher erſchienenen Werke der Mrs. *Piozzi*, beſonders in der genauern Beſtimmung der Bedeutung der Wörter und ihrer Schattirungen. Dafür iſt Mrs. *P.* ſehr glücklich in der Wahl ihrer Beyſpiele, worin ſie jenen feinen Tact gezeigt hat, der ihrem Geſchlechte ſo vorzüglich eigen iſt. Rec. möchte wünſchen, daſs der Vf. des letztern Werks mehrere Beyſpiele von jener entlehnt hätte; aber freylich wäre das Buch dadurch weitläufiger geworden. — Eine genauere Unterſuchung anzuſtellen, erlaubt der Raum nicht; ſonſt könnte man vielleicht mit dem Vf. über die Bedeutung dieſes oder jenes Wortes, und über einige Unterſchiede, die der gemeine Gebrauch vertilgt hat, ſtreiten; ein Streit, der ſich um ſo weiter treiben lieſse, da die engl. Sprache keinesweges ſo fixirt iſt, wie die franzöſiſche, an welche der Vf. erinnert, da er die Vorrede hat abdrucken laſſen, welche der Abbé *Girard* ſeinem Werke vorſetzte.

Indem Rec. allen Liebhabern der engl. Sprache dieſes Werk angelegentlich empfiehlt, und die Verpflanzung deſſelben auf deutſchen Boden lobt, kann er den Wunſch nicht unterdrücken, daſs man doch endlich bey uns lernen möchte, engliſche Werke ganz fehlerlos nachzudrucken. Zwar iſt er auf keine Stelle geſtoſsen, die den Leſer, der nur einigermaſsen geübt iſt, in Verlegenheit ſetzen könnte, wohl aber auf eine groſse Menge Druckfehler, wie folgende: S. 1. *latters*, l. *latter;* S. 4. *breatings*, l. *breathings;* S. 10. *give*, l. *given;* S. 35. *want*, l. *wants;* S. 30. *eight*, l. *height;* S. 60. *interets*, l. *intereſts;* S. 82. *any*, l. *an;* S. 90. *we have unwilling*, l. *are;* S. 114. *pervents*, l. *prevents;* S. 123. *Strenght*, l. *Strength* etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Augsburg*, b. Platzers Wittwe u. S.: *Ein komiſches Geſpräch von den jetzigen Weltbegebenheiten*, mit einer Apologie für geiſtliche Stiftungen und wichtigem Project. 1803. 47 S. 8. (1 gr. 6 pf.) — Ein armſeliges Geſchwätz über die Aufhebung der Bisthümer, Klöſter, Stifter und andere Reformen in geiſtlichen Sachen, wobey der Pfarrer, Amtmann und ein Schweizer Kaufmann als Gegner der neuen Einrichtungen, und der Kaplan als Patron derſelben auftreten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. Januar 1805.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, in d. Walther. Kunst- u. Buchh.: *Der Eremit und der Fremdling.* Gespräche über das Heilige und die Geschichte, von *C. A. Eschenmayer.* 1805. 146 S. 8.

Ein Fremdling kommt zu einem Eremiten, um ihn zu fragen und sich belehren zu lassen. Der Eremit sagt: „es ist billig, dass wir Gleiches mit Gleichem austauschen, dass ich dir erzähle, was mich die Orakel der Natur, und du mir, was dich die Orakel der Menschen lehrten." Dies ist die historische Einleitung der drey Gespräche, an denen die wahre Gesprächsform gänzlich verfehlt ist. Von jener Kunst, in einer zwanglos scheinenden Unterredung gewisse Wahrheiten zu entwickeln, und sie im Gemüthe des Lesers allmählig entstehen zu lassen, wie sie im Leben selbst durch wechselseitigen Austausch der Ueberzeugungen zu entstehen pflegen; von jener Kunst, Nebengedanken zu berühren, denen sich eine Unterredung so gerne hingiebt, und doch den Zweck und das Ziel stets im Auge zu behalten, und aus allem Einzelnen ein schönes Ganze zu bilden; von jener Kunst finden wir keine Spur. Fremdling und Eremit halten seitenlange Reden an einander, unterbrechen sich nicht, sondern in willkürlichen Absätzen setzt der Eine den Gedanken ganz fort, wo der Andere ihn abbrach. Das ganze zweyte *Gespräch* durch spricht der Eremit sogar allein, wird nur eine Seite lang vom Fremdling unterbrochen, und diese Rede des Eremiten füllt über 50 Seiten!

Der Inhalt dieser Gespräche ist demjenigen vollkommen angemessen, was Hr. *E.* neuerdings in seinem *Uebergange der Philosophie zur Nichtphilosophie* dem Publicum bekannt gemacht hat, und worüber wir schon ausführlicher in unsern Blättern urtheilten. Es ist Schelling'sche Lehre, aber nicht die reine, sondern mit einem Zusatze fremdartiger Natur, der sich nach der Meinung des Hn. *E.* vollkommen mit derselben vertragen, ja sogar ihr eine Erweckungsessenz seyn soll, sich aber wirklich nicht damit verträgt, sondern sie vollends zerstört. *Schelling* selbst hat dieses eingesehen, und sucht dem Leichnam auf ganz andere Weise zu helfen. An sich selbst sagt Hr. *E.* in manchen Aeusserungen etwas Rechtes und Gutes, aber es wird verkehrt durch die Hineinbildung in das Schellingsche System und die Herausbildung aus demselben. Viele Stellen der vorliegenden Gespräche sagen ganz dasselbe, was in *Schelling's* Bruno und andern seiner Schriften offenbart wird; viele hingegen sind von der Art, dass man ihnen wohl einen gehaltreichern u. wahrern Sinn unterlegen könnte, wenn sie unabhängig von jenen aufgefasst würden. So ist z. B. das, was der Fremdling von seinem philosophischen Leben erzählt, er sey anfangs im Zustande der Unschuld, dann im Zustande der Selbstentzweyung gewesen, und endlich in den Zustand der Ausgleichung übergegangen — eine richtige Darstellung jedes philosophischen Lebens überhaupt; nur wird unrichtig angenommen, dass jene intellectuelle Anschauung, in der sich das Denken und Seyn, die Wahrheit und der Irrthum, kurz Alles, indifferenziren soll, und in der That vernichtet, dass jene Anschauung die philosophische Selbstentzweyung nothwendig ausgleiche. Freylich endet alles Streiten, Ringen und Sehnen des Menschen im Grabe; aber ist denn gar kein Friede, als in der Vernichtung? Und wenn man diese Vernichtung philosophisch als das Ende alles Haders herbeygeführt hat, wie lässt sich philosophisch ohne neuen Hader eine Auferstehung herbeyführen? Die drey grossen Hauptabschnitte der Weltgeschichte (S. 19. u. 32.), Unschuld, Selbstentzweyung und Versöhnung, lassen sich mit Fug annehmen, nur dass über den ersten und letzten nichts zu sagen ist, weil jener zu fern in dunkler Vorwelt, dieser zu fern in dunkler Zukunft liegt. Die ganze *Geschichte* bildet eigentlich nur den mittlern Abschnitt. Die Tendenz des Christenthums geht allerdings darauf, die Selbstentzweyung der Menschheit zu heben und den Frieden in ihr herzustellen; es fordert aber eine neue Kreatur, eine geistige Wiedergeburt, Umkehrung, einen ganz neuen Menschen. Statt dieses neuen Menschen lässt Hr. *E.* mit *Schelling* den alten Adam des Heidenthums wiederkehren. „Die weisesten und edelsten Männer werden nach und nach die Mysterien (nämlich *heidnische*, im Gegensatz gegen das Christenthum, welches, wie *Schelling* sagt, die Mysterien öffentlich machte, und darum zu tadeln ist) wieder einführen und sich zur symbolischen Darstellung göttlicher Geheimnisse ausbilden (S. 69.). Die Klöster wollten die Mysterien der Religion in sich aufbewahren und sie allen profanen Augen unzugänglich machen. Diese erhabene Richtung der Religion liegt unverkennbar im Katholicismus, und *in allen Abweichungen von ihm* ist keine Spur mehr davon anzutreffen"!! (S 36.) — Da haben wir's! Also sollte ja wohl die ganze Welt vorläufig katholisch oder auch halb heidnisch werden? und dieses gehörte wohl mit zu der bessern Periode, welche der Vf. weissagt, von welcher neben jenen gewiss erfreulichen Charakteren, der Aufhebung heftiger Leidenschaften, des allgemei-

Digitized by Google

nen ſittlichen Gefühls, der Verachtung des Laſters, Ausbildung der Künſte und Wiſſenſchaften u. ſ. w. auch manche ſonderbare Kennzeichen gegeben werden, z. B.: „Die Liebe zum andern Geſchlecht wird dem Inſtinct der Thiere ähnlicher werden und einen äſthetiſchen Werth erhalten! *Ein* Sohn und *eine* Tochter werden der Stolz des Vaters und der Mutter ſeyn. Die kleinern Staaten werden aufhören, und gröſsere ſich bilden; der Handel, dieſe Geiſel der Menſchheit, wird nach und nach in ſeinen Vorräthen erſticken." Obgleich es S. 53. heifst, die Kriege würden ſeltener werden: ſo iſt doch der Krieg (nach S. 44.) kein Uebel, und vor dem Eintritt jener beſſern Zeit, in welcher die Religion über die Politik herrſcht, wie jetzt die Politik über die Religion; in welcher die Myſterien in Tempeln aufbewahrt werden und die Orakel zurückkehren, wird der Krieg allgemein ſeyn. „Dieſer allgemeine Krieg, der eigentlich keine Eroberung der Erde, ſondern eine Eroberung des Himmels iſt, und in welchem alles Schlechte vollends getilgt und alles Vortreffliche entwickelt wird, wird nach langen zweifelhaften Siegen endlich durch drey unüberwindliche Mächte entſchieden, welche zwar mit menſchlicher Geſtalt angethan, aber die Ideen auf die reinſte Weiſe repräſentirend, die eine von Norden, die andere von Süden kommen werden, um ſich mit der dritten zu vereinigen, welche in der Mitte den erhabenſten Thron bewohnt. Die erſte Macht iſt die *Tapferkeit*, die zweyte die *Gerechtigkeit*, und die dritte die *Religion*. Die Tapferkeit, welche von Norden her mit zahlloſen Schaaren in kriegeriſcher Rüſtung an den heiligen Berg der Religion gelangt, wird ihr flammendes Schwert und ihre Macht, und die Gerechtigkeit, welche von Süden kommt, und mit einer eben ſo groſsen Menge friedlicher Völker umgeben iſt, wird den Oelzweig und das goldne Geſetzbuch an den Fuſs des Throns, welchen ſich die Religion erbaut hat, und deſſen Gipfel höher reicht, als die Sonne über der Erde ſteht, anbetend niederlegen; beide werden ſich den ewigen Schwur der Vereinigung und Liebe ſchwören, alle Schaaren werden einander die Hände bieten und das — Gelobt ſey Gott! — in heiligem Jubel ausrufen." Dem Rec. iſt es bey dieſer und ähnlichen andern Stellen vorgekommen, als gehe die Vernunft zu Ende vor lauter Viſion.

Indeſſen dürfen doch nicht einige andere Aeuſserungen überſehen werden, welche, unvermiſcht und unlegirt mit Schelling'ſchem Erze, ein reineres und ſchöneres Metall aufweiſen, und eine höhere Kraft, als die jener indifferenzirenden Schulphiloſophie, verkünden. Von dem Heiligen, welches ſich in der Weltgeſchichte darſtellen ſoll, heifst es S. 23 fg. ſehr gut: „Was es ſey, werde ich weniger im Stande ſeyn, zu benennen, als dich auf das innerſte Gefühl deiner Seele ſelbſt zu verweiſen. Was nenneſt du, Alfonſo, was du empfindeſt, wenn du in einen erhabenen Tempel eingehſt? Obgleich einzeln, glaubſt du doch nicht hier allein zu ſeyn; ein unſichtbarer Zeuge, dünkt es dir, bewache deine Handlung und die Reinheit deiner Geſinnung. Ueberall weht dich etwas Nahes und dich Umgebendes an, wie ein leiſer Athem. Jede Säule, jede Stufe, jede ſtille Halle, obgleich an ſich leblos, ſcheint dir beſeelt zu ſeyn. Wo du hinſchauſt, ſcheint etwas Allgegenwärtiges vor dir zu ſtehen, das du doch nicht ſieheſt. Du vernimmſt eine leiſe ungewiſſe Stimme, ohne ſie zu hören. Denkſt du darüber nach, ſo iſt es in der That nichts Wirkliches, was deine Sinne rührte; giebſt du aber deine Seele dem mächtigen Eindrucke hin, ſo ergreift dich auch jenes wunderbare innere Gefühl. Es iſt alſo da, in wie fern du nicht darüber reflectirſt, und es verſchwindet, ſobald du es begreifen willſt. Was iſt nun jenes, was dir weder ein Bild, noch einen Laut gewährt, was weder Licht noch Schatten hat, was überhaupt nichts Sinnliches und Vorſtellbares iſt, und doch ähnliche Eindrücke innerlich nachahmt? Ohne Zweifel wirſt du ein Solches *Ahndung* und *Andacht* nennen; — ahnden nur kannſt du das Allgegenwärtige und Allwiſſende, ohne daſs es einem deiner Sinne oder deinem Verſtande gegeben iſt." Und ſpäterhin S. 93 fg.: „Wenn du das Heilige *erkennen* willſt, ſo hört es auf heilig zu ſeyn. Hier liegt gerade die tiefverborgene Wahrheit, welche wir *Religion* nennen. Alles, was die moraliſche und ſinnliche Natur des Menſchen angeht, alles, was Tugend, Wahrheit und Schönheit enthalten, *findet die Seele in ſich*, und kann es durch Reflexion feſt halten; das Heilige und die Religion hingegen findet ſie nicht in ſich, ſondern ſie ſelbſt in ihrer Totalität *wird* von jenen *ergriffen* und feſt gehalten, und eben dieſes unſichtbare und unnennbare Etwas, was die Seele faſst und erſchüttert, iſt die innere *Offenbarung Gottes*, in welcher die Seele in Glauben und Andacht übergeht..... Es giebt eine Philoſophie des Nichtwiſſens, die gegen das Unſichtbare gerichtet iſt; in ihr läſst ſich nicht beweiſen, ſondern nur aufweiſen. Es giebt in ihr Wahrheiten höherer Gattung, welche von der Philoſophie des Wiſſens keinen Abbruch leiden können. Von dieſer hohen Zuverſicht geht alles aus, die Tugend, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, Liebe, Freundſchaft und alle guten Genien der Menſchheit; und alle Sünden und Laſter entfliehen ihr und verbergen ſich vor ihrem ſonnenhellen Antlitz in den tiefſten Abgrund. Wem jene hohe Zuverſicht bleibend geworden iſt, der hat die wahre Philoſophie errungen." (S. 97. 98.) — Es iſt zu verwundern, wie Hr. *E.* dieſe ächt Platoniſchen Ueberzeugungen (die in der neuern Philoſophie *Jacobi's* eigenſte Lehre ſind) amalgamiren kann mit jenem Reutlinger Nachdrucke des Platonismus, den das abſolute Identitätsſyſtem, aus Mangel eigner Eingebung, zur Schau geſtellt hat.

Dieſe Sünde und Verkehrtheit wollte Rec. in der Beurtheilung des frühern Eſchenmayer'ſchen Werkes (A. L. Z. 1804. Nr. 106. u. 107.) dem Publicum darlegen. Dagegen hat nun Hr. *E.* einen Anhang dieſen Geſprächen beygefügt (S. 107 — 146.), der als Antikritik im Intelligenzblatte erſcheinen ſollte, aber wegen der durch ſeine Länge bedeutenden Inſertionsgebühren zurückgenommen wurde. Er äuſsert ſich

Digitized by Google

mit

mit Bitterkeit über die Expedition, und bedenkt nicht, dafs kein Journal in der Welt beſtehen könnte, wenn es alles, was ihm zur Inſertion zugeſchickt würde, unentgeldlich abdrucken ſollte. Noch bitterer iſt der Vf. gegen den Rec., nennt ihn eine giftige Mücke, behauptet, er habe ſcholaſtiſchen und galeniſchen Quark über den Ausdruck *Potenz* beygebracht, da gerade dieſe mühſame Unterſuchung durchaus nothwendig war, um klar und deutlich zu ſeyn, und der Vf. in ſeiner Erläuterung des Ausdruckes Potenz, (S. 116. fg.) nur *unbeſtimmter*, mit dem Rec. daſſelbe ſagt. Gerade die *Unbeſtimmtheit* des Ausdrucks iſt es, welche das Potenziren ſo täuſchend macht. — Rec. haſst durchaus allen literariſchen, wenn gleich unblutigen Zank, der keinen Gewinn für Wahrheit giebt, am Ende in Perſönlichkeit ausartet, (die Hr. *E.* ſchon in der Recenſion vermuthet, obgleich Rec. weder ihn, noch einen ſeiner Freunde perſönlich kennt) und ſich leicht in die Potenz des Unendlichen erhebt. Die Belege jener Beurtheilung ſind bündig, die Meinung iſt klar ausgedrückt und ein Reſultat aufmerkſamer Prüfung. Lies, vergleiche, denke nach. Rec. weifs deswegen auf dieſe Antikritik nichts weiter zu antworten, nur ſind ihm manche Aeufserungen derſelben ſo ſonderbar vorgekommen, dafs er ſie in der Kürze berühren und das Mifsverſtändnifs derſelben erläutern mufs.

1) Hr. *E.* verlangt, es ſolle in jeglicher philoſophiſchen Recenſion das philoſophiſche Syſtem des Rec. dargethan werden. Iſt dieſs möglich, iſt es recht, ſoll man den Autor nach ſich ſelbſt oder nach einem fremden Syſtem beurtheilen? — 2) Rec. ſagte: Hr. *E.* kenne offenbar die Schriften Jacobi's. Hr. *E.* verſichert das Gegentheil: er habe dieſen Mann, der das Fichte'ſche und Schelling'ſche Syſtem veranlaſste, begleitete und bekämpfte, der ſeit 20 Jahren ein durch philoſophiſche und aeſthetiſche Schriften im gebildeten Publicum bekannter Autor iſt, von dem Hr. *E.* nicht blofs einzelne Gedanken entlehnt, ſondern von dem der eine Theil ſeines Buchs ſelbſt den Worten nach eingegeben iſt, er habe ihn erſt im Jul. 1803. durch Hn. Pfarrer *Werkmeiſter*, der ihm *Salats* kritiſche Ueberſicht in die Hände gab, kennen gelernt! Soll man es glauben? — Deſto ſchlimmer! — 3) Rec. war über die Häreſis des Hn. *E.* erſtaunt, und iſt es noch. Aber ohne nur einen Blick auf den Zuſammenhang und die nächſte Periode zu werfen, glaubt Hr. *E.*, man wolle ihn durch dieſe Bemerkung zu einem Kezzer in der Theologie machen. Mit mehr Ruhe würde er eingeſehen haben, dafs jetzt die Theologie ihren Ketzereifer über das Dogma der Trinität aufgegeben hat, und ſoviel Rec. weifs, niemand arianiſcher Lehren wegen in Anſpruch genommen wird. Hr. *E.* mifskannte offenbar die höhere *Idee*, welche den Aeufserungen des Rec. zum Grunde liegt und deutlich genug ausgedrückt iſt. Dieſe *Idee* iſt folgende. Als das Urbild der jetzigen philoſophiſchen Lehren von der philoſophiſchen Trinität ſind jene Dogmen in der Theologie zu betrachten, die auf dem Concilium zu Nicäa zur Sprache kamen, und unſre heutigen philoſophiſchen Controverſen ſind nur die Abbilder jener frühern theologiſchen. So iſt z. B. die Lehre Schellings ein Abbild der Lehre des Athanaſius, die Lehre des Hn. *E.* ein Abbild der Lehre des Arius, der Streit ſelbſt zwiſchen Hn. *S.* und Hn. *E.* iſt ein Abbild jenes frühern Streites. In Beziehung auf dieſe Idee läſst ſich alſo von einer Schelling'ſchen Orthodoxie und von einer Eſchenmayerſchen Häreſis reden. Wie aber in den Abbildern nur alles ſchwächer ſeyn kann als in den Urbildern, ſo wird der jetzige philoſophiſche Streit nicht mehr, wie der frühere theologiſche, geführt mit Feuer und Schwert, ſondern blofs mit Feder und Dinte, als den ſchwachen Abbildern jener. Da Hn. *E.* die Lehre von den Urbildern und den Abbildern nicht unbekannt ſeyn kann, da er ſelbſt S. 62. eine Reproduction vorgebildeter Ideen in der Geſchichte annimmt, und z. B. die ganze Geſchichte des Chriſtenthums im Leben, Leiden und Tode Chriſti enthalten glaubt, ſo mufs ihm die Meinung des Rec. jetzt vollkommen deutlich werden. — 4) Nach der eignen Angabe des Vfs., dafs „auf der Stufe der Reflexion Glaube und Verſtand in einen beſtändigen Streit verwickelt ſind, und entweder Schwärmerey oder Atheismus hervortritt, dafs aber im Ewigen der Vernunft ſich dieſer Streit in Harmonie auflöſt," hatte Rec. geſagt: das Ziel des Hn. *E.* ſey eine Harmonie zwiſchen Schwärmerey und Atheismus. Nun fragt Hr. *E.* in ſeiner Antikritik: ob etwa die Schelling'ſche Hälfte ſeines Buchs die Atheiſtiſche und die Jacobiſche die ſchwärmeriſche wäre, oder umgekehrt? Rec. antwortet: keins von beiden; denn von jenen Männern war bey dieſen Worten nicht die Rede, ſondern lediglich und allein von Hn. *E.* ſelbſt. Wenn der *Verſtand* ſiegt (nach Hn. *E.*), ſo tritt der Atheismus hervor, ſiegt der *Glaube*, ſo tritt die Schwärmerey hervor. Die Wahrheit (S. 130 der Antikritik) iſt nur im *Wiſſen* und für das Wiſſen da, wo der *Glaube* anfängt, da hat die Wahrheit ſelbſt keine Bedeutung mehr. Im Ewigen der Vernunft wird dieſer Streit zur Harmonie, und dieſes Ewige (nach Hn. *E.*) iſt ausſchliefsender Beſitz der Religion. Der einzig mögliche Sinn dieſer Aeufserungen (den auch Hr. *E.* S. 132. der Antikritik den *guten* nennt, und welchen Rec. verdeutlichen wollte) iſt der: Im Ewigen der Vernunft, in der Religion, verſchwindet die Differenz, welche auf der Stufe des Verſtandes Statt hat, und es kommt zu einer Indifferenz des Verſtandes und des Glaubens, des Atheismus und der Schwärmerey, des Wiſſens, für welches es Wahrheit giebt, und des Glaubens, für welchen die Wahrheit keine Bedeutung hat. Dieſe Indifferenz iſt keine *Miſchung*, ſondern eine vollkommene *Einheit*, und vermöge dieſer Einheit ſind in der Religion Verſtand und Glaube, Atheismus und Schwärmerey, Wiſſen mit Wahrheit und Glauben ohne Wahrheit, Eins und daſſelbe. Iſt nun eine ſolche Vernunftreligion *atheiſtiſch?* Nein, denn ſie iſt, eben in wiefern ſie atheiſtiſch iſt, auch *ſchwärmeriſch*, und umgekehrt. Iſt dieſe Religion *wahr?* Ja und nein; denn ſie iſt nur in ſofern *wahr*, als ſie zugleich *unwahr*, und nur in ſofern *unwahr*, als ſie zugleich

wahr

Digitized by Google

wahr ist. So sehr Hr. *E.* es auch wünschen mag (er drängt sich ordentlich zu einem theologischen Autodafé), kann Rec. ihn doch unmöglich theologisch verketzern; denn welches Lehrbuch der Dogmatik man aufschlagen möchte, um nach dessen Inhalt jene Aussagen zu prüfen, so würde immer ein Nichts das Resultat seyn; denn im Ewigen der Vernunft sind Ketzerey und Nichtketzerey vollkommen dasselbe.

Uebrigens wäre es unbegreiflich, wie Hr. *E.* die klaren Aeusserungen des Rec. so verkehrt auslegen konnte, wenn er nicht (S. 138.) gestände, dass er vormals das Recensiren als Metier trieb. Er weiss nun „aus sich selbst, wie jeder nur sein Leibliedchen singt, und wenn er in das Horn der literarischen Fama stösst, durch all das Gewirre von gedruckten Noten nur seine eigene Melodie herausbläst; welch kleinen Ursprung Lob und Tadel im Recensenten hat, was die jedesmalige Gemüthsbeschaffenheit und äussere Umstände vermögen, wie viel der Neid auf die siegende Partey und das Mitleiden mit der unterliegenden dabey wirke." Hr. *E.* weiss diess alles *aus sich selbst*, und trägt nun seine Individualität auf andere über. Dieses Uebertragen ist wiederum nur dadurch erklärbar, dass vor Hn. *E.* in dem Ewigen *seiner* Vernunft alle Individuen *Eins* sind.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Halle, b. Renger: *Unterhaltungen aus der Mythologie* für die wissbegierige Jugend, von *C. A. Buhle*, Lehrer der Naturgesch. auf der k. Friedr. Univers. zu Halle; nebst einem *Kästchen mit 12 Zinnfiguren*, welche die merkwürdigsten Götter und Göttinnen vorstellen, verfertigt vom Graveur *Fischer*. 1804. VI u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Gräff: *Mythologische Unterhaltungen* für Deutschlands gebildete Töchter, von *Luise Meynier*. — *Erster* Theil. 1804. 154 S. 8. (12 gr.)

Die Zinnfiguren zu Nr. 1. sind eine Nachahmung der beliebten naturhistorischen Figuren, wovon mehrere Jahrgänge in Halle erschienen sind. Da aber Mythologie sich doch nicht eigentlich zu einem Spielzeuge für Kinder, die solche Figuren handhaben mögen, eignet: so ist die Wahl der Gegenstände vielleicht nicht die glücklichste. Indess glauben wir gern, dass diese artigen und geschmackvollen Figuren der Götter und Göttinnen (nur Venus ist nicht reizend und schön, und Ceres hat nicht das Ansehen einer Matrone) Kinder vergnügen und ihnen im Spiele einige vorläufige Bekanntschaft mit der Mythologie beybringen werden, auch dass sie, was man mit beabsichtigt hat, zum Nachzeichnen reizen können. Der Commentator hätte sich jedoch kürzer fassen, nicht so viel über Mythologie räsonniren und deuteln, seine frommen Betrachtungen (wie S. 59.), auch seinen Anhang über allegorische Personen, wo unter andern (n. 14.) die Vorstellung vom Tode eben nicht im Geist der Antike geschrieben ist, zurückhalten, und sich blos auf eine kurze Erläuterung der 12 Zinnfiguren (die man bunt, weiss und nach Art der Antike gemalt haben kann) beschränken sollen.

Nr. 2. ist mit Gefühl für das Schickliche, Anziehende und für Mädchen Nützliche bearbeitet, und wird im Ganzen des Zwecks nicht verfehlen. Indessen werden die wohlgemeynten, mildernden Auslegungen bisweilen possirlich. Nach S. 119. lehrte Silen den Bacchus *alle schöne und nützliche Wissenschaften*. Auf die Instanz, dass ein Trunkenbold, der, auf dem Esel reitend, sein vom Weine schweres Haupt herabhängen lasse, ein schlechter Lehrer sey, antwortet sie S. 120.: „Man deutet den Sinn der Abbildung meist unrecht, weil die Griechen durch das schwere Haupt und den Taumel des Silens seine hohen Wissenschaften und das Nachdenken, welches ihn oft in eine Abwesenheit seiner selbst versetzte, bezeichnen wollten." Eher würden wir auf den Glauben der alten Welt hingewiesen haben, dass Sänger und Seher, von Wein oder begeisternden Quellen in Extase versetzt, hohe Dinge geweissagt hätten. — Gegen die Fehler der Rechtschreibung fremder Namen (hier z. B. *Centauer*, *Hygea*, *Chrisoar*, *Phedra*, *Hyppolit*) pflegt man bey Frauenzimmern nachsichtig zu seyn, nur müssen sie keine Bücher drucken oder die Orthographie darin von andern besorgen lassen.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Geist und Kern der biblischen Geschichte*. Ein Schulbuch zur Vorbereitung eines zusammenhängenden Unterrichts in der christlichen Religion für deutsche Schulen, von *Joh. Heinr. Bolte*, Pred. zu Carwesee und Betzin. 1803. VI u. 252 S. 8. (14 gr.)

So viel Mühe sich auch Hr. *B.* in der Vorrede giebt, uns begreiflich machen zu wollen, dass er etwas anders geliefert habe, als einen Auszug aus den biblischen Erzählungen: so findet man doch nichts weiter, als was in den, wiewohl in verschiedenem Geiste verfassten, biblischen Geschichtbüchern eines *Rosenmüller*, *Scherer*, *Adler*, *Hartmann* u. a. enthalten ist; man müsste denn *das* für einen wesentlichen Vorzug dieses Buchs ansehen wollen, dass hie und da die Bibelstellen, in welchen man die kurz erzählte Begebenheit ausführlicher lesen kann, nachgewiesen sind. Von neuern Schriftforschungen ist auch in diesem Buche nicht der Gebrauch gemacht, der nach unserer Meinung ohne Nachtheil hätte gemacht werden können. Manche Erzählung, die dem geläuterten Zeitgeiste anstössig ist, hätte entweder ganz wegbleiben, oder von einer solchen Seite dargestellt werden sollen, dass der Anstoss gehoben würde. Diess ist aber hier nur selten geschehen. Anstatt der jedem Abschnitte angehängten Liederverse, welche sich meistentheils nur auf den zuletzt daraus gezogenen praktischen Satz beziehen, hätten aus neuern Sammlungen oft bessere gewählt werden können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Januar 1805.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buiſſon: *Mes Souvenirs de vingt ans de ſéjour à Berlin, ou, Frédéric le Grand, ſa famille, ſa cour, ſon gouvernement, ſon académie, ſes écoles et ſes amis littérateurs et philoſophes.* Par *Dieudonné Thiébault*, de l'Acad. roy. de Berlin, de la Société libre des Sciences et arts à Paris. T. I—V. An XII. (1804.) Zuſammen XL u. 1807 S. 8.

Die durchgehends begierige Aufnahme der vorliegenden Arbeit in den meiſten europäiſchen Ländern war ein ſtarker Beweis fortwährender Allgemeinheit und Wärme der Gefühle für das Andenken Friedrichs. Die groſsmüthige Manier, wie von des jetzt regierenden Königs Majeſtät die Ueberſendung des Buchs anerkannt worden, bewies Genehmhaltung der angekündigten guten Abſicht. Ob dieſe wirklich in vollkommener Lauterkeit zum Grunde liege, in wie fern, und ob ſie erreicht worden, dieſe Unterſuchung iſt nicht die Sache groſser Fürſten, ſondern der prüfenden Kritik. Es iſt eines preuſsiſchen Königs würdig, einem wohlgeſinnt ſcheinenden Mann die lange Beſchäftigung mit Friedrich durch ein Gnadenzeichen zu lohnen; das Urtheil über die Arbeit wird dem Publicum überlaſſen; denn, ſeit Friedrich zu den Unſterblichen ging, iſt er nicht mehr einem Hof, einem Staat, eigen; er gehört der Hiſtorie, welche auf ſolche Charaktere geizt; ihrer ſind wenig. Die Leſung dieſes Buchs erregte viele und laute Widerſprüche, bey Auswärtigen in Anſehung ſeines Geiſts und der hiſtoriſchen Kunſt, weit mehr noch in Anſehung der Wahrheit bey Friedrichs Zeitgenoſſen, und wer im Lande ſelbſt ſich authentiſch unterrichten konnte. Der Rec., welchem jede perſönliche Rückſicht fremd iſt, bedenkt jetzt nur, wie angenehm eine Würdigung Sueton's und anderer Verfaſſer der alten Kaiſergeſchichte aus ihrer Zeit uns ſeyn würde; ein ſolches Urtheil über den Gehalt vorliegenden Werks, wenn der Name Friedrichs daſſelbe auf die Nachwelt bringen ſollte, wünſchte er, ihm mitzugeben.

Daſs der Charakter eines groſsen Mannes eben nicht vornehmlich oder ausſchlieſslich aus den Haupt- und Staatsrelationen der öffentlichen Handlungen ſeines Lebens zu entnehmen ſey, und ein Kammerdiener gemeiniglich mehr davon wiſſe, als der Zuſammenſtoppler einer actenmäſsigen Geſchichte, hierüber hätte Hr. *Thiébault* ſich den Beweis füglich erſparen können; indem nicht nur alle gute Geſchichtſchreiber ſeit ein paar tauſend Jahren dieſes wohl bedacht haben, ſondern die Sorgfalt in Erforſchung des Innern auch die mittelmäſsigen Köpfe wirklich auf die Abwege der Anekdotenjägerey verführt hat. Nützlicher wäre vielleicht geweſen, zu unterſuchen, ob Kammerdiener, (ja ſelbſt ein franzöſiſcher Sprachmeiſter,) gewöhnlich auch den Geiſt haben, einen groſsen Mann ganz zu verſtehen, und ob aus dergleichen Berichten etwas mehr als eine allenfalls für ihres Gleichen paſſende Geſchichte ſich erwarten laſſe? Daſs ein in groſsen Dingen groſser Mann nicht in jedem Augenblicke des Privatlebens wie ein Theaterheld, ſondern wie andere Menſchen erſcheint, iſt keine ſo wundervolle Entdeckung, womit man ſich ſchmeicheln ſoll, den meiſten Geſchichtſchreibern den Rang abzulaufen. Doch in Einem Punkte will der Vf. in die Fuſstapfen einiger der letztern treten. Er legt dem König und andern vorkommenden Perſonen oft lange Diſcurſe in den Mund, wie Salluſt und Livius den groſsen Römern; worüber nichts zu ſagen iſt, als daſs manchmal zwey das nämliche thun, aber jeder auf ſeine Weiſe; ſo daſs Livius Livius und Hr. *Thiébault* Hr. *Thiébault* bleibt.

Ehe wir das Buch ſelbſt betrachten, dürfen wir eine Kleinigkeit, die der Vf. einiger Entſchuldigung werth hält, nicht übergehen. Er will nämlich nicht verbürgen *(garantir)*, daſs ihm nicht zuweilen *(quelquefois)*, jedoch ſehr ſelten *(très-rarement)* begegnet ſeyn dürfte, deutſche Namen unrecht zu ſchreiben; es ſey wenigſtens *möglich* (préf. XIX.). Wir können ihm aufrichtig verſichern, daſs bisweilen, doch *ſehr ſelten*, er einen deutſchen Namen recht geſchrieben hat, und, wenn wir bedenken, wie oft ihm das Gegentheil ſelbſt mit franzöſiſchen begegnet iſt, ſo dürfen wir beynahe zweifeln, ob die Rechtſchreibung der Namen dem Hn. Profeſſor überhaupt *möglich* ſey.

Bey *Iſſa* ſiegte Friedrich 1757. (Liſſa iſt doch nicht ſchwer). Ob er aber bey *Zonnedorf*, das öfter vorkommt, geſiegt oder geſchlagen wurde, weiſs man nicht, weil nach den Erzählungen Zorndorf und Cunnersdorf eben ſo gut gemeynt ſeyn können. Weil Prinz Heinrich bey Freyberg die Feinde ſchlug, iſt er *le héros de Friedeberg*. Uebrigens erfahren wir, daſs bey Roſsbach der General *Hidlbourg Hauſen* Urſache des Ausgangs geweſen: doch auch was *Zeidlitz* (ein andermal *Zedlitz*) mit ſeiner Cavalerie dabey that; und es kommt viel vor von einem General *Ziten* oder *Zietten*; auch *Thauenſinn* und *Lottum*, von Auswärtigen *Czertoriſky* und *Schuwaroff*, werden erwähnt, und es giebt einen Artikel über den General *Mollendorf*.

Was ſollen wir von den *Orten* ſagen? vom *Geſundbron* (Geſundbrunnen) bey Berlin, von *Schwett* und

Fredericsfeldt, über *Pyremont*, hinauf nach *d'Armſtadt* und *Stuckart*, bis wir bey *Kell* wieder über den Rhein wären! Wir dürfen die königlichen Miniſter nicht vergeſſen: *Fink-Einſtein*, *Hersberg* und *Arvensleben*; *Schuſenburg* (Schulenburg, wer ſollte es rathen!), *Sedlitz*, *Maſſaw*, *Buchols*, der Groſscanzler *Crammer*; nicht zu gedenken des unglücklichen *Goeurn* oder des Grafen von *Heichſtetd* oder des Präſidenten *Kirkhaiſen*. *Mammelsbury* mögen die Engländer erkennen; wir übergehen *van Swithen* und *Stuthereim*. Viel und mancherley wird vom Major *Kap-henſk* erzählt. Aber was ſollen wir von *Gothſchedt* und *Gellers* ſagen, oder von *Spaldingk* und vom *Splickgerb*'ſchen Hauſe? oder warum die Herren Erman und Achard um das *H* beneiden, womit er ihre Namen vermehrt? *Buſchink* und *Euller*, *Mindleſon* und *Kanth*, der General *Temploff* und der Chemiker *Pothe*, weichen billig dem, in Einem Hauſe mit ihm lebenden Collegen Stoſs (Stoſch), und dem Arzt *Muſſelſloß* oder *Muſſelius*. *Paſchal*, *la Metherie*, der Marquis *de Luchette* kommen ſelbſt nicht beſſer weg. Ein franzöſiſcher Puriſt möchte doch *Paſcal* kennen; auch *la Mettrie* iſt noch unvergeſſen. Bey dem *Hokſenkop* halten wir uns nicht auf, und würden den Vf. wohl mit einem *freywech* abfertigen, wenn wir über andere Verſehen nicht noch etwas bemerken möchten. Wer ſeit bald vierzig Jahren Mitglied der Berliner Akademie iſt, und noch nicht weiſs, daſs ſie keinen Präſidenten hat (ihm iſt *M. le Marquis de Lucchefini preſident de l'academie depuis pluſieurs années*, V, 107.); wer ohne Wunderglauben Städte und Länder verſetzt (Cüſtrin nach Pommern, das Herzogthum Weſtphalen in den Umkreis der preuſsiſchen Monarchie), und nie im Almanach das Geſchlechtsregiſter des regierenden Hauſes nachſchlug (ſonſt würde er geſehen haben, daſs die Prinzeſſin Heinrich nicht von Heſſen*darmſtadt* iſt, und Friedrich nicht im J. 1711. geboren war); wer ganze Hofceremonielle beſchreibt (die Auffahrt des Duc de Nivernois), wovon die damalige Hofzeitung nichts weiſs; und über Facta, die nie waren (daſs der König in der Sache Müller Arnolds das Urtheil *eigenhändig* ſchrieb), dem König lange Reden in den Mund legt, wie will der bey ſolchen Proben der Nachläſſigkeit Vertrauen verdienen?

Dieſe Frage iſt nicht ſo wichtig, als man glauben möchte. Man erwartet nach der Vorrede die ſonderbarſten Aufſchlüſſe über den groſsen König; auch nicht Einen fanden wir, der nicht längſt bekannt wäre. Hr. *Thiebault* (das verſteht ſich) weiſs nichts von allem in Deutſchland an das Licht getretenen; mit einer *hiſtoire de Frédéric* von *la Vaux* hat er es allein zu thun. In ſeinem Buche iſt eigentlich nichts neu, als das Verhältniſs des Hn. *Thiebault* zu Friedrich. Der König, bekanntlich voll Eifer, es in der franzöſiſchen Sprache zu einer Vollkommenheit zu bringen, fühlte das Bedürfniſs eines Puriſten; daher eine Geduld, worin wohl wenige es ihm nachthun möchten, dieſen oft und lange anzuhören, die gröſste Schonung, viele Nachgiebigkeit. Andrerſeits hebt man Hn. *Th.*, alle Freunde und Geſellſchafter Friedrichs an höfiſcher Klugheit weit übertreffend, nun aber der Welt und Nachwelt offenbarend, wie oft und über wie vieles er Friedrich den Groſsen zurecht gewieſen, und wie derſelbe es wohl erkannt. Bey der Selbſtbeherrſchung des Königs, welcher ſich in allem zweckmäſsig zu halten wuſste, iſt dieſes ſein Benehmen weder neu noch ſonderbar. Was in der Grammatik ſteht, weiſs Hr. *Th.* unſtreitig; was eine groſse Seele in die Sprache zu legen weiſs, mochte Friedrich wohl beſſer verſtehen. Schwerlich würde er geſagt haben „*Le Roi en ſa qualité d'eſpiègle*" (V, 409.), er hatte zu viel Sinn für Anſtand.

Es iſt uns leid, ſagen zu müſſen, daſs der Vf., durch deſſen Glas wir dieſen König und ſeine Umgebungen ſehen ſollen, überhaupt als ein für ſich ſehr gut ſorgender und ſeiner Nation ſehr ergebener Mann, ſonſt aber nicht in dem vortheilhafteſten Lichte erſcheint. Er verſäumt keinen Anlaſs, mit Vergnügen anzumerken, wann, wie und mit wie beſchämenden Folgen dieſem oder jenem Mann von etwas freyerer Bruſt oder nicht ſo viel Gewandheit vor dem König ein übel aufgenommenes Wort entfuhr; wie linkiſch der und der geſchrieben, gehandelt; was für unangenehme, verderbliche, auch wohl niedrige und faſt infamirende Streiche der und dieſer ſich zu Schulden kommen lieſs. Dergleichen Dinge werden oft ohne alle Urſache (II, 12.), auch mit Hintanſetzung des Anſtandes (233.), manchmal hämiſch (121.) und übertrieben, (über Büſching, daſs er durchaus keinen groſsen Mann ſtatuirt auſser ſich IV, 76.), oft aber boshaft (wie IV, 80.) und wahrhaft giftig (wie III, 112.) vorgebracht. So ſehr es wider unſere Art iſt, über eines Verfaſſers perſönlichen Charakter nachtheilige Bemerkungen anzuſtellen, ſo nöthig ſcheint es, wenn ohne genauere Kenntniſs ſeiner Eitelkeit und Leidenſchaftlichkeit nachtheilige Anekdoten freyen Curs bekommen dürften. An gaſtfreundlichen Tafeln erhorchte oder im vertrauten Umgang oder aus Gerüchten aufgehaſchte Anekdötchen, die den Ruf eines Weibes, die Ehre, den Nachruhm des Mannes gefährden, ohne Beweis, ohne Beruf, in die Welt hinein zu ſchreiben, mag muthwilligen Leſern behagen, wohl aber nicht zu rechtfertigen ſeyn. Sollen die Verunglimpften oder ihre Kinder die delicateſten Punkte ihres Lebens zu öffentlicher Discuſſion bringen, oder den Fleck unausgelöſcht laſſen? Hr. *Th.* kann nicht übel nehmen, wenn über ihn ſo frey geurtheilt wird, wie von ihm über ſo viele preuſsiſche Generale, Miniſter, Hofleute und den König ſelbſt.

Bey Ueberſicht des Inhaltes werden wir hin und wieder etwas bemerken, proteſtiren aber, das Unberührte darum nicht als richtig zu erkennen; es wird vielleicht Gelegenheit geben, dieſe Darſtellungen, wo der Gegenſtand ſie wichtig macht, zu unterſuchen.

Die nicht geringe Zahl Blätter abgerechnet, wo wir von den bewundernswürdigen Klugheitsregeln belehrt werden, welchen zufolge Hr. *Th.* nie ein Wort zu viel noch zu wenig geſagt, und wie übel das

Gegen-

Gegentheil dem Obrist *Quintus* und dem Prof. *Toussaint* bekommen, und von der grofsen Conspiration des Abbé *Bastiani* und des Vorlesers *le Cat*, auf dafs der König den furchtbaren Grammatiker nicht in das Cabinet nehme, enthält übrigens der *erste Theil* das Gemälde Friedrichs nach *Thiebault*. Wer wird es dennoch nicht gern betrachten! In jedem Licht erscheint doch der so vielseitig Einzige. *Das* war die gröfste Klugheit, einen Gegenstand wählen, worüber man den Vf. vergifst. Wir dürfen aber wenig ausheben. Ausführlich wird von der täglichen Religionsspötterey gehandelt und gezeigt, dafs in dieser Stimmung nicht, wie man hat sagen wollen, am Ende eine Veränderung vorgegangen. Darin hat der Vf. vermuthlich Recht. Wo immer, ob von dem verkehrten Unterricht, ob von dem Zauber des französischen Witzes, ob von dem Dafürhalten, dafs neue Untersuchung des Glaubens in Bewegung zu bringen sey, wo immer dieses herkam, man hatte die antireligiösen Einfälle und Ideen sich selbst und anderen so oft vorgesagt, dafs Empfänglichkeit für verschiedene Gesichtspunkte erstorben seyn mufste. Wenn auch endlich der politische Nachtheil auffallen mochte, so hinderten drey Ursachen, dieses deutlich zu äufsern. *Erstlich* hielt Friedrich mit Recht Consistenz und Consequenz für so grofse Eigenschaften des Mannes und Königs, dafs er Mifsgriffe eher sonst vergüten, als hierüber an sich zweifeln lassen dürfe. *Zweytens* waren eben in seinem Staate die bösen Folgen nicht so sichtbar. Berlin wurde nicht irreligiös; das Volk blieb altlutherisch; die berühmten Schriftsteller, fern von Gespötte und feindseligen Angriffen, bemüheten sich nur mehr, die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft ins Reine zu bringen. Man darf der Selbstständigkeit des deutschen Charakters das verdiente Lob nicht versagen: Wenige, sehr wenige sprachen dem grofsen Könige nach; den Geist der Duldung befestigte er. *Drittens* war Friedrich von der furchtsamen engen Politik, welche ohne Allianz mit der Geistlichkeit sich nicht zu behaupten getraut, sehr entfernt. Wahre Regenten, meinte er, brauchen dem Volke nichts vorzuheucheln. Das Haupt einer Nation müsse nicht blinden Gehorsam gegen sich predigen lassen, um auch seinerseits blindlings denen zu dienen, welche mit dem Beding ihn als Statthalter der göttlichen Macht verkündigen, dafs er sie als Dollmetscher des göttlichen Willens verehre. (I, 71 f.) Er glaubte mit dem Hochgericht, dem Irrhaus, der Kriegszucht und besonders mit Wahrheit und Recht, ohne Hierarchie fortzukommen. Hr. *Th.* untersucht denn auch, wie andere, ob der König die Wollust wie Trajan oder gar nicht genossen (I. 194.); ein Artikel, welcher aus den Erinnerungen um so füglicher hätte wegbleiben können, da er selbst sagt, er erinnere sich hierüber nichts. Das schale Compliment, der König sey in allem ganz nur Kopf gewesen, widerspricht der vielfältigen Erwähnung seiner Liebe zu einer guten Tafel. Es war in Friedrich Gleichgewicht, keine einseitige Ueberspannung; sein Geist hinderte ihn nicht, Mensch zu seyn, so viel er es wollte. Was von den Unfällen zur Zeit seines Vaters, von der Tagesordnung, den Reisen, der grofsen alles erleichternden Ordnung, von der Einfachheit, von der Güte und den Launen erzählt wird, müssen wir übergehen; man wird es mit Vergnügen lesen. Wer würde nicht über Hadrian selbst gern einen seiner Rhetoren hören! Uebrigens endigt der Band mit einer Ungerechtigkeit an Peter dem Grofsen, der bey seiner Nation den Aberglauben und Despotismus befestigt, und weder den Geist noch den Willen gehabt habe, etwas Besseres zu machen. Dafs der Vf. Rufsland weder vor, noch unter, noch nach dieser ewig merkwürdigen Regierung kennt, erhellet aus diesen wenigen Worten. *Erinnerungen* aus Büchern hat er überhaupt nicht viele (z. B. er weifs nicht, wie das Haus Hohenzollern zu der Mark Brandenburg gekommen II, 2; ihm träumt von Belohnung; vom Kauf hat er nichts gehört); aber die russischen Regenten haben auch sonst nicht das Glück, ihm zu gefallen; lauter verhafste Anekdoten von Peter (II, 8.); Catharina II. kömmt nicht besser weg. Hiemit verbinde man das Gewäsche wider die Engländer (III, 301.) (Er vergleicht sie mit den aus Aegypten wandernden Hebräern, und bedauert die Gutmüthigkeit, mit der die Franzosen sich von ihnen das Geld aus der Tasche spielen lassen.)

Der *zweyte* Band ist über das königliche Haus geschrieben. Er steigt bis zu Friedrich I. hinauf. Die meisten Züge von den beiden ersten Königen sind verkleinernd; hin und wieder soll ein etwas besserer Unparteylichkeit zeigen. Von den wesentlichen Anordnungen wird selten etwas erwähnt. Von der Königin Mutter, und wie Friedrich sie verehrte. Wie die Damen ihres Hofs mit Darstellung ihrer Vertraulichkeiten und holden Träume zufrieden seyn könnten, und was von einem Vf. zu halten ist, der, in Erwiederung vieljähriger Freundschaft, die Liebesabenteuer einer Frau vom dreyzehnten Jahre ihres Alters erzählt (III, 112.), und mit eben derselben wegen einer Liebesintrigue im Alter gebrochen haben will (III, 361 ff.), bleibt dem Gefühl überlassen. Es giebt für Verirrungen der Liebe kein Lethe bey Hn. *Thiebault*; seine Erinnerungen möchten verewigen, was nach einem berauschenden Augenblick man so gern in den Mantel der Vergessenheit hüllt. Bey Anlafs des Hofes der Königin werden wir sieben Seiten lang von den Untugenden eines unbedeutenden Kammerherrn, dem sie mit edler Güte vergab, so langweilig, wie auch sonst über die elendesten Kleinigkeiten (I, 109. II, 76. 221. u. f. w.), unterhalten, wenn Beziehungen auf den Helden des Werks (nämlich den Vf.) dabey angebracht werden können. Von den Prinzen von Preufsen, Vater und Sohn. Wie dieser spionirt worden. Er sey dem alten Friedrich nicht spartanisch genug gewesen. Uebrigens habe der König deutsche Maitressen ihm vergeben; französische nicht, weil diese intriguiren. Hier kommt unversehens auch der Minister Hertzberg vor, und „als ein beschränkter Kopf voll Vorurtheile." Der Vf., der vergifst, wie viele Jahre Friedrich diesen Mann freylich nicht für

Syl-

Digitized by Google

Sylbenstecherey en, aber für Bearbeitung der gröfsten Sachen fleifsig und geschickt erfand, wie er Vertrauen ihm noch sterbend bewies, und dafs wohl nicht viele seyn mögen, die König und Vaterland mit so warmem zärtlichem Enthusiasmus geliebt, und Gelehrsamkeit (freylich die vaterländische) sich zur gröfsten Ehre gerechnet. Aber Hertzberg hatte das Vorurtheil (welches Hr. *Th.* nicht zu vergeben pflegt), von der deutschen Sprache gros zu denken (II, 116.). Vom Prinzen Heinrich; dieser Artikel wird mit Vergnügen gelesen werden; Vieles wird erzählt, was dem *grofsen Verstande*, wie der *edeln Humanität* Heinrichs zu gemäfs ist, um nicht wahr zu seyn. Man reifst sich ungern los. Von Prinz Ferdinands stillem liebenswürdigem Hofe. Ausführlich über die Königin von Schweden, Mutter Gustavs III., zuerst aber über Hn. *Thiebault*, den sie in der Akademie — nicht gegrüfst, und wie dieses die Schuld eines Hn. Gualtieri gewesen, von dem, dessen Vater und Sohn, hierauf gesprochen wird wie man sichs denken kann. Die Königin habe jene Incongruität reichlich ersetzt, und sehr viel mit Hn. *Th.* gesprochen. Zum Dank wird die Nachwelt in die Kenntnifs ihres übelriechenden Athems gesetzt. Bey Anlafs der Mittagsmahlzeiten werden die Possen des alten Formey erwähnt, hiebey auch die freyen Einfälle einiger noch lebenden gerügt, und erzählt, wie grofsmüthig der Vf. solche Dinge (wäre es nur immer möglich gewesen) gut machen wollte. Von der Prinzessin Amalia, welcher Artikel aus dem von Trenk (IV, 195.) zu ergänzen ist. Es wird mit unsanfter Hand der Schleyer weggerissen, welcher die Ursachen von Amaliens Unglück deckte:

He drew her frailties from their dread abode!

Auch dafs die geistvolle Frau die Schwachheit gehabt, Karten zu schlagen, und wie sie das konnte, und Friedrichen das Resultat schicken durfte, wird in Betrachtung genommen. Dann kommen die Braunschweigischen Prinzen, und es wird erzählt, welcher über seine Ausarbeitungen *Toussaint*, welcher Hn. *Th.* zu Rathe nahm. Von Prinz Wilhelms herzlichem Zutrauen und dessen Freundschaft für den Verfasser, der aber, als der Prinz in Ungnade fiel und seine Freudigkeit schwerem Trübsinn unterlag, sich klüglich zurückzog. In diesem Bande S. 112. wird, was im 5ten wieder geschieht, die Sprache der Akademie der Wissenschaften berührt, und gemifsbilliget, dafs Friedrich Wilhelm II. sie deutsch machen wollte. Cicero *pro domo* ist hier unverkennbar; würde Friedrich sein Leben lang, würden andere, mit den launigen Regeln der fremden Sprache sich geplagt, sich mit Hn. *Thiebault* so viel zu thun gemacht haben, wenn sie deutsch hätten schreiben wollen! Es ist nicht zu läugnen, dafs das Compliment, welches der König fremder Literatur gemacht, auch für die vaterländische nicht ohne Nutzen blieb; unsere Sprache mag einige Vollkommenheit mehr bekommen haben: doch war auch *Luthers*, *Hallers*, *Moskeims* Ausdruck wol nicht verächtlich, und hätten *Kleist*, *Lessing*, *Winkelmann*, *Gleim*, *Ramler* von selbst oder mit Hülfe der Alten sich auch wohl entwickelt; indefs verdient Verehrung, was für Eine Zeit Friedrichen gut schien. Nur folgt daraus nicht, dafs wir jetzt und ewig über wissenschaftliche Gegenstände lieber unrichtig oder unter eines *Thiebault* Aufsicht in fremder, als mit Kraft und Würde in unserer eigenen Sprache schreiben sollten. Die Anstrengung sey vielmehr, hervor zu bringen, was für Auswärtige der Uebersetzung werth sey! Bey so bedenklicher Lage vieler anderen Dinge liegt uns Deutschen als heilige Pflicht ob, auch nicht Eines, geschweige eines der gröfsten, Mittel zu Behauptung unserer Selbstständigkeit und unseres Urcharakters zu versäumen. Kein edler Mann in irgend einem Theil der gesitteten Welt wird diesen Grundsatz bestreiten. Alle Verfassungen können verwirrt, umgestürzt, aufgelöst werden: um so mehr mufs ohne alle Rücksicht auf kleinliche Privatinteressen die Nation sich innig zusammenthun und bey einander festhalten, auf dafs die einige unzerstörbare Einheit einst noch grofser Dinge Mutter *bleibe*. Wer wird ein Volk ehren, das seiner Sprache sich schämt? Hat *Cicero* griechisch, hat *Plutarch* lateinisch geschrieben? Ein Volk existirt in seiner Sprache; sie ist sein Stempel.

(*Der Beschlufs folgt.*)

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Des Enfans en Commerce des Lettres, ou l'art épistolaire et la manière de composer discutées dans la Pratique. Traduit de l'Allemand par Mr. le Prof. du Toit.* 1803. XVI u. 270 S. 8. (18 gr.)

Der deutsche Vf., dessen übersetztes Werkchen wir hier lesen, unterschreibt sich unter der von Dessau datirten Vorrede *C. A. Seidel.* Wir wissen zwar nicht, wie dieis in der Vorrede der erste in Deutschland gemachte Versuch eines Briefwechsels von Kindern genannt werden kann, da wir bekanntlich unter andern den Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes besitzen; allein, wenn der Vf. auch nicht Original ist, so kommt ihm doch das Lob zu, etwas für die Jugend Angenehmes und Nützliches geliefert zu haben. Seine Briefsteller sind meist Kinder zweyer Familien, Salvary und Montalde, in Frankreich, von beiden Geschlechtern. Die ältern Freunde weben manches Belehrende über die Kunst Briefe zu schreiben u. dgl. ein; die Kinder theilen sich einander allerley Aufsätze, Gedichte, Erzählungen, Geschichten, zusammengesetzt aus unzusammenhängenden Wörtern u. dgl., mit.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Januar 1805.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buisson: *Mes Souvenirs de vingt ans de sejour à Berlin* — — Par *Dieudonné Thiébault* etc.

(*Beschluss der in Num. 5. abgebrochenen Recension.*)

Im *dritten* Bande werden Reisende und fremde Minister geschildert. Kaiser Paul I. (der aber nicht bey Anlass der ersten, sondern der zweyten Heyrath nach Berlin kam) wird auch aufgeführt. Abermal wird von den Russen sehr nachtheilig gesprochen. Alsdann wird erzählt, wie durch Tücke des Ministers in Schlesien und des Abts Bastiani der Bischof zu Breslau, vom Hause Schaffgotsch, unglücklich ward — und es blieb, auch nachdem der König besser unterrichtet worden. Von dem Abt, wie nach obangeführter Klage zu erwarten, wird nichts verschwiegen; auch dass er eine Mutter nebst ihrer Tochter gebraucht habe. Nach diesem verbreitet sich Hr. *Th.* eben so liebreich über die Geschichte des Grafen Kameke. Er unterlässt (schon seit dem ersten Theil) keinen Anlass, in den meisten Familien irgend eine missfällige Erinnerung aufzuwecken. Wenn Männer, die in grosen Dingen gewirkt, geschildert werden sollen wie sie waren, ist Gröfse und Edelsinn auch im Aufklauben ärgerlicher Anekdoten von Personen, die nur sich wohl oder wehe gethan? Ueber Pöllnitz — mag es hingehen; wer niemand schonte, giebt gleiches Recht wider sich. Beyläufig vernehmen wir, dass alle Grafen Reuss, *welche zu Berlin wohnhaft sind* (nur diese?), sich Heinrich nennen! Die Eitelkeiten und Schwächen Raynal's werden nach dem Leben geschildert. Man erfährt, dass er als Vicaire beym *Curé de S. Sulpice* Protestanten je um 60 Livres Begräbniss in gewelheter Erde verkauft; und von dem grosen Buch voll Anekdoten, das er mit sich zu tragen pflegte. Uebrigens bleibt Hr. *Th.* an Genauigkeit sich selbst gleich: Jedermann weiss von Raynal's Denkmal in dem See bey Lucern; Hr. *Th.* findet es in dem Züricher See. In Betreff der *Hist. des deux Indes* zeigt er, dass sie das Werk der damaligen philosophischen Gesellschaft gewesen: lächerlich ist aber, Raynal'n vorzuwerfen, dass er von dem *Duc de Choiseul* und anderen Grosen sich unterstützen lassen. Woher sonst sollte er Materialien bekommen? Die Geschichte beider Indien lässt sich nicht aus Klatschereyen zusammentragen wie Sonvenirs. Nach diesem erzählt Hr. *Th.* eine Anekdote, die, wenn sie wahr ist, beweiset, wie selbst ein so furchtbar wachsamer Fürst betrogen ward: Ein ehrlicher Mann aus Perigueux, dem der König ein Haus und eine Anlage bauen liefs, kam sammt allen, die sich mit ihm eingelassen, dadurch in äusserstes Elend, dass er die ihm ausgesetzten Gelder mit den Auffehern des K. Bauwesens nicht hatte theilen wollen. Den Panegyrikus des Duc de Guines, des redlichen Nugent, des edlen Mitchel's, des guten Dolgorukj gerechtes Lob, was von Potemkin Gräuliches, was von der Ermordung Peters III. erzählt wird, überschlagen wir. Bey S. 219. ist die Nemesis der Plauderhaftigkeit zu bemerken: Eine Tafelanekdote, woran der Welt freylich nicht viel liegt, welche man aber sich das Wort gab, nicht auszuschwatzen, wird am gleichen Tag von einem der Tischgenossen an Hn. *Th.* geplaudert, und der schreibt sie jetzt in sein Buch, mit Nennung des Plauderers.

Der *vierte* Band liefert Anekdoten über die Regierung des Königs; Ueberblick oder tiefes Urtheil erwarte man nicht. Gelindigkeit des Königs, wenn es nicht Finanzveruntreuung, Verletzung der Kriegszucht oder diplomatische Verrätherey betraf. Er habe nur Anlass gesucht, um den zu aristokratischen Groskanzler Fürst zu entfernen. Den Schatz rechnet Hr. *Th.* auf 30 Mill. Livr., ausser 15 bis 20 Mill. Thaler in der Schatulle!! Die französischen Finanzbedienten, deren etwa 5000 gekommen, haben dafür sorgen sollen, dass der König weniger betrogen werde, und die Regie des gebrannten Kaffee sey dessen eigener Gedanke gewesen, in der Meinung, der Nation dieses Getränke abzugewöhnen. Viele schreckliche Geschichten von Werbung und Militärstrafen. In der That war alles auf das Höchste gespannt, aber erleichtert durch Ordnung, durch Zweck und Nothwendigkeit entschuldiget, und erträglich durch Liberalität der Grundsätze in andern Dingen. Die romanhafte Geschichte Trenk's, dessen Behandlung nie *so* befohlen worden, und der König nicht gewusst (nicht um dieselbe sich bekümmert) habe. Uebrigens ist selten ein Artikel erschöpfend, so dass zu Würdigung der erzählten Dinge der Leser noch viel wissen muss, das nicht hier steht; Bücher dieser Art, wo das wenigste ergründet wird, sind um so geschickter, schiefe Urtheile zu verbreiten; für die Lesesucht sind sie eine reizende Nahrung; aber um diesen Erinnerungen historische Brauchbarkeit zu geben, müsste ein eben so grosses Buch sie berichtigen. Höchstverdientes Lob des General Möllendorfs. Von des Lentulus niederträchtigem Eigennutz, von seiner Härte und seinen Kabalen viele zerstreute Züge. Dass der alt-römische Ursprung seines Geschlechts *d'une certaine vraisemblance* (IV, 305.) sey, ist der Kritik des

Digitized by Google

Hn. *Thiebault* würdig. Dieser Band schliefst mit des Obrist Pirch interessantem Abenteuer.

In dem *fünften* Bande werden die Akademieen und Friedrichs gelehrte Freunde vorgenommen. *Euler* sey von dem Kanzler Jarriges durch ein Mittagsessen gewonnen worden, gegen den Vortheil der Akademie für einen Cassierer zu votiren; da dieses mifslang, sey er unaufhaltbar weggezogen. *Pott* habe ein Werk von dreyfsig Jahren verbrannt, aus Aerger, weil *Marggraf* Director wurde. *Gleditsch* sey durch seine Töchter in üble Vermögensumstände gekommen. *Marggraf*, *Lambert*, *Beguelin*, *Sulzer*, *Gerhard*, *la Grange*, nach Verdienste gelobt. Ueberhaupt klagt Hr. *Th.* über die Schweizer, dafs sie (*Merian* und *Lambert* ausgenommen) in der Akademie alles allein führen wollten; doch einzelnen läfst er Gerechtigkeit wie erfahren. Etwas Durchdachtes über das Hauptwerk eines jeden, über das Resultat seiner Lebensarbeit, ist hier nicht zu suchen: doch Billigkeit; immer schon macht das Verzeichnifs durch *andere* Erinnerungen Vergnügen. Dem Akademiker *Montmes* werden bey Anlafs der Verlassenschaft *Premontval's* wahre Niederträchtigkeiten Schuld gegeben. *Formey* habe den Ruhm dem Vortheil seiner Familie aufgeopfert. Wie reumüthig der sterbende *Toussaint* das Aergernifs seiner irreligiösen Aeufserungen erkannt habe. Des würdigen *Bitaubé* unverschuldete Todesnoth in der Schreckenszeit. Gleiches habe den *Pernety* betroffen. *Denina* habe einen chamäleontischen Charakter. Uebrigens macht Hr. *Th.* aus den *Revolutions d' Italie* eine *Histoire littéraire*. Bey Anlafs des *la Vaux* erzählt Hr *Th.*, wie er sich benommen, um (ohne den Schein zu haben) den König abzuhalten, dafs er diesen Mann rufen lasse. Die k. Instruction für die Militärakademie wird ganz eingerückt, sehr über den General Buddenbrock geklagt, sehr bejammert, wie es nun zugehe (wo aber zu bemerken, dafs dem Vf. ein Hauptübel däucht, die deutschen Jünglinge nicht ganz französisch gebildet zu sehen). Hier treibt der durchaus sichtbare Egoismus sein Spiel; General Buddenbrock fand (ob mit Unrecht wissen wir nicht) Hn. *Thiebault's* Lehrart etwas zu metaphysisch; grofser Zorn hierüber, so dafs ihm nun vorgeworfen wird, er habe an *Bonnet's palingénésie* Geschmack gefunden (das endlich keinen ungebildeten Krieger verräth) und gern geräucherte Schinken gegessen (er allein?) V, 190. Unter Friedrichs gelehrten Freunden steht *Jordan*, wie billig, oben an; er liebte den König, oder vielmehr Friedrichen, der es fühlte und erwiederte (denn dafs Friedrich, wenn er sich nicht stählte, und ehe die Jahre ihn gewöhnten, immer König zu seyn, für zärtliche Gefühle nicht zu hart war, ist hier und schon I, 84. wohl gezeigt). Reicher, aber nicht so schön, sind die übrigen Artikel. Hr. *Th.* ist mehr für *Voltaire* als *Maupertuis*, dem er Eitelkeit, Wollustliebe und Aberglauben vorwirft, indefs er von jenem sich nicht zu sagen erlaubt, er sey geizig gewesen. (Er nennt die dahin gehörigen Züge mit den Wachslichtern u. a. „*un système singulier*;" das mit Framery's Trauerkleid ein Versehen des Bedienten; den Judenproceſs — lustig, und der Kerl habe sich vergleichen müssen; das Mitnehmen der k. Poesieen eine Vergessenheit). Die bekannten Geschichten beweisen, dafs der König anfangs gegen das Genie nicht herablassend genug seyn zu können geglaubt, *Voltaire* nach jenem *système singulier* dieses benutzen wollen, und die Scheu des Königs vor so vielem Talent mifsbrauchte, bis die Zudringlichkeit allzugrofs wurde. Nach diesem und bis nach seinem Tode blieb es bey *cajoleries*, wie der Vf. sich treffend ausdrückt. Ueber die Erscheinung jener *Memoires*, wobey der Dichter seine Feder in die schwärzeste Galle tauchte, und hämisch lachte, dem grofsen Friedrich durch Anekdoten von griechischer Liebe, etwa wie Catull dem ersten Cäsar einen, seinem Sinne nach, unauslöschlichen Fleck anzuhängen, war der König mit Recht vollkommen gleichgültig. Nach diesem Artikel ist der über den ehrlichen Marquis d'Argens der merkwürdigste. Der Ausgang wirft auf des Königs Benehmen eben kein vortheilhaftes Licht; seinem einigen Freunde im gröfsten Kriege, dessen Treue so viele Jahre erprobt war, auf den Verdacht unerlaubten Ausbleibens alle Pensionen zu nehmen, war wohl hart; aber die Erzählung dürfte nicht in allen Umständen richtig seyn. Sie beruhet auf einer nicht gehaltenen Uebereinkunft, den Marquis, wenn er *siebzig* wäre, zu entlassen; welches *lange nicht* geschehen, bis er auf Urlaub in sein Vaterland ging, mit dem Könige zerfiel und nun *einige Jahre* bis an seinen Tod bey seiner Familie zubrachte; allein der Marquis ist in seinem *sieben und sechzigsten* Jahre gestorben. Wenige von Hn. *Th.* erzählte Begebenheiten sind ohne Unrichtigkeiten; auf die Unterredungen scheint man also reducirt; aber auch die haben wir nicht genau: wir sahen im Anfang, dafs er es zum Theil selbst gesteht; und wer je um den König war, weifs, dafs er aphoristisch zu seyn pflegte und seitenlange Antworten auszuhalten wider seine Art war. Von dem Obrist Quintus Icilius — wenig Gutes, wie schon oben bemerkt Das läfst sich aber leicht erklären: *En parcourant tous les siècles Quintus prétendit, que toujours et partout nous* (wir Franzosen) *avions commencé par séduire, et fini par nous faire détester* (V, 390.). Ob dieses wohl seither widerlegt worden ist! Der Obrist hinterliefs nichts als seine Bibliothek. Indefs wir vieles überschlagen, kann doch der Chevalier Masson nicht unbemerkt bleiben, von dem Hr. *Th.* versichert, er habe die Zeiten des siebenjährigen Kriegs in Potsdam so still über seinen Büchern durchlebt, dafs er von diesem ganzen Kriege nichts gewufst habe. Uebrigens war sein und der meisten übrigen Schicksal so, dafs man, im Zweifel ob Könige mit andern Menschen, oder diese mit jenen, durchaus in die Länge nicht zu leben wissen, unaufsichtlicher Stille und Freyheit um so viel früher wird.

Wir sind versichert, durch unsere Bemerkungen dem Absatze dieses Werks keinen Eintrag gethan zu haben. Sagten wir doch, es sey voll boshafter Hi-

stör-

Digitized by Google

ſtörchen! Wie war es dem groſsen Haufen beſſer zu empfehlen? Dazu dürften wir beygetragen haben, daſs nicht leicht jemand dieſe *Souvenirs* als *hiſtoriſche Quelle* mit Ehren anführen dürfte.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Recueil des Pièces et Actes relatifs à l'établiſſement du Gouvernement impérial héréditaire (en France)*; imprimé par ordre du Senat. An XII. (1804) 132 u. 19 S. 8. (18 gr.)

Mit Uebergehung der über die erbliche Kaiſerwürde der Familie Bonaparte in Frankreich im Tribunat gehaltenen Reden von Curé, Carrion Niſas, Carnot u. a., enthält dieſe Sammlung, wie ſchon aus dem Titel ſich ergiebt, bloſs die im engern Sinne ſogenannten Actenſtücke, die entweder vom *Senat* unmittelbar ausgingen, oder durch ihn veranlaſst wurden, von der Sitzung des Senats am 26. März 1804. an bis zur Proclamation der Urkunde über die Einführung der gedachten Würde am 19. May. Das Merkwürdigſte aus derſelben haben uns früh die Zeitungen auszugsweiſe geliefert; und ſpäter haben Journale ſie ausführlich mitgetheilt; uns bleibt daher, da der Inhalt ſelbſt kein Gegenſtand der Kritik dieſer Blätter ſeyn kann, nur eine allgemeine Angabe der einzelnen Actenſtücke übrig, die zugleich zur leichten Ueberſicht des Hergangs dieſer wichtigen Begebenheit dienen kann. Am 26. März entwarf der Senat die Adreſſe an Bonaparte, in welcher ihm der durch die Drakeſchen Machinationen veranlaſste Entſchluſs, ihm die erbliche Regierung zu übertragen, angedeutet wurde (S. 4-8.); in ſeiner Antwort vom 24. April (S. 9.) forderte Bonaparte den Senat zu einer deutlichern Erklärung auf; dieſe erfolgte am 3. May (S. 12.), und an demſelben Tage erſchienen Redner des Tribunats im Senat, deren Wortführer, Jard Panvilliers, den Beſchluſs des Tribunats über die erbliche Kaiſerwürde für Bonaparte und deſſen Familie verlas, und deſſen Gründe in einer Rede entwickelte (S. 19.), die der Vicepräſident François de Neufchateau beantwortete (S. 28). Am 15. May wurde dem Senat, unter dem Präſidium des Conſuls Cambacères, der in 16 Titeln und 142 Sätzen abgefaſste, von Bonaparte an dem erwähnten Tage zu St. Cloud unterſchriebene, Entwurf des organiſchen Senatus-Conſults (S. 40—90.) überreicht, und die Gründe deſſelben wurden von Portalis, einem der drey Staatsräthe, die als Redner der Regierung erſchienen, in einer Rede auseinandergeſetzt. Zwey Tage darauf erſtattete der Präſident des Senats (Lacepède) einen beyfälligen Bericht im Namen der zur Unterſuchung jenes Entwurfs ernannten Commiſſion (S. 112.), und der Senat überreichte das Senatusconſult *in Corpore* dem Oberconſul mit einer von Cambacères gehaltenen Rede. Den Beſchluſs macht das Protocoll der Ceremonie der Proclamation des Senatusconſults. Angehängt iſt (unter beſondern Seitenzahlen) die Rede Sr. Exc. François (de Neufchateau), als Präſidenten des Erhaltungs-Senats, am 27. May, bey Gelegenheit des von den Mitgliedern des Senats Sr. Maj. dem Kaiſer geleiſteten Eides. Ein nothwendiger Anhang wäre noch die merkwürdige Rede deſſelben Senators am Tage vor der Inthroniſation Napoleons, mit der Antwort des Kaiſers.

LEIPZIG, b. Rein: *Zwey Mädchen ohne Gleichen.* Frankreichs Rettung durch das Mädchen von Orleans, und das Mädchen von Marienburg durch Peter den Groſsen. 1801. 122 S. 8. (10 gr.)

Ein ſeltſamer Titel, dem es ſogar an Sprachrichtigkeit mangelt! Denn was heiſst denn das: Frankreichs Rettung durch das Mädchen von Orleans, *und das Mädchen von Marienburg durch Peter den Groſsen?* Sollte es nicht offenbar heiſsen: Peters Rettung durch das Mädchen von Marienburg? Aber freylich noch ſeltſamer iſt die ganze Zuſammenſtellung beider Perſonen — ſie iſt beynahe ungereimt zu nennen. Jeanne d'Arc und Katharine I. haben wahrlich nichts, nichts Aehnliches zuſammen, als daſs ſie beide zu den Ausnahmen ihres Geſchlechts gehören, beide unſterblich in der Geſchichte geworden ſind, aber nur auf ſehr ungleichen Wegen. Nie iſt es dieſer Letztern eingefallen, die *Virago*, die Kriegsheldin zu machen. Die Erſtere hingegen war ganz und allein dieſelbe. Selbſt die Art, wie beide ihr Vaterland retteten (doch eigentlich that dieſs nicht einmal Katharine; ſie rettete nur ein ruſſiſches Heer und den Monarchen); gleicht ſich noch minder, als Feuer und Waſſer, als Tag und Nacht ſich gleichen. Jene ſtrebte den Kampf anzufeuern, dieſe ihn zu vereiteln. Jene ſtürzte ſich in den Feind, dieſe ſuchte ihn abzukaufen. Jene wagte ihr eignes Leben auf dem Schlachtfelde, dieſe nur einen Fuſsfall vor ihrem Geliebten; jene verſchwendete ihr eignes Blut, dieſe entſchlug ſich nur eine Zeitlang ihrer Juwelen; jene vernahm nur den Ruf der todtverachtenden Tapferkeit, dieſe die Stimme der lebenerhaltenden Klugheit. — Man deute dieſs nicht falſch! Wir wollen nicht Katharinens Verdienſte mindern, nicht Jeanne d'Arc auf ihre Koſten erheben. Das Maaſs der gröſsern Geiſtesgaben war gewiſs der erſtern beſchieden; es gehörte weit mehr Seelenſtärke dazu, den unbiegſamſten aller Fürſten zu regieren und ſich die Erbſchaft ſeines Thrones zu erwerben, als an der Spitze eines Heeres Männerthaten zu thun, und, vom Enthuſiasmus geſtählt, die Rolle einer Amazone zu ſpielen. Aber genug — dieſe beiden merkwürdigen Frauen eignen ſich nicht zu einer Vergleichung; und daher iſt dieſes ganze Büchlein auch wohl nichts mehr als eine bloſse dürftige Autor-Speculation, die, nachdem *Schillers* Drama den Namen des berühmten Mädchens neubelebte, dieſs benutzen wollte, und aufs Gerathewohl die erſte beſte Genoſſin ihr zugeſellte. — Die Geſchichte ſelbſt iſt aus den allerbekannteſten Quellen geſchöpft; doch nicht ganz ohne Lebhaftigkeit erzählt. Bloſs im Eingange ſind die Perioden ziemlich lang gerathen (S. 4. wird man nicht ein einziges Punctum finden). An ein *neues Datum*, oder auch nur an die *neue Stellung* ſchon bekannter Sachen iſt hier gar nicht zu denken.

Den

Digitized by Google

Den gröfsten Theil von Katharinens Geſchichte glauben wir ſchon einmal, ganz auf dieſelbe Art, in einem Almanach geleſen zu haben.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Einleitung in das Studium der Cameralwiſſenſchaften*; nebſt dem Entwurf eines Syſtems derſelben. Von *Friedr. Bened. Weber*, ordentl. Prof. der Oekonomie und Cameralwiſſenſchaften zu Frankfurt a. d. O. 1803. 155 S. 8. (12 gr.)

Dieſes Compendium der Cameralwiſſenſchaft entſpricht zwar im Ganzen den Foderungen, welche gewöhnlich an ein Compendium dieſer Art gemacht werden; indeſſen ſind neue Anſichten wichtiger Gegenſtände und ſolcher Fragen, über deren Beantwortung die Staatswirthe und Staatswirthſchaftslehrer nicht einig ſind, hier nicht zu finden. Das Wichtigſte iſt die Literatur, aber ſie bedarf bey einer etwaigen neuen Auflage einer ſtrengen Kritik, da bey der Kürze dieſer Schrift nur vorzügliche Werke angegeben werden können und ſollen, wie auch der Vf. S. 144. ſelbſt ſagt; es werden daher ſolche Schriften, wie *Höks* Magazin der Staatswirthſchaft und Statiſtik, und viele andre ganz wegbleiben müſſen.

Die S. 9. gegebene Definition, dafs „der wirkliche Zuſtand und Betrag, die Summe des Nationaleinkommens," der Nationalreichthum ſey, iſt nicht deutlich vorgetragen und auch zu eng; denn nicht blofs die Summe des Nationaleinkommens (das jährlich wiederkehren mufs), ſondern auch die Kapitale, Waaren und Güter, welche kein Nationaleinkommen bringen, gehören zu dem Nationalreichthum; ſo wie zu dem Reichthum eines Privatmannes nicht blofs ſein jährliches Einkommen, ſondern auch ſeine Häuſer, ſein Mobiliarvermögen u. ſ. w. gehören, wenn letztere auch nicht ſein jährliches Einkommen vermehren. Die von dem Vf. ſelbſt angeführte *v. Bergſche* Definition der Polizey iſt gewifs der ſeinigen vorzuziehen; *v. Berg* ſagt: „Die Polizey beſteht in der Sorgfalt der höchſten Gewalt, künftige gemeinſchädliche Uebel im Innern des Staats zu verhüten und abzuwenden." — Der Vf. ſagt: „Die Polizeywiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze lehrt, das Staatsvermögen durch Abwendung und Verhütung aller daſſelbe im Innern des Staats betreffenden gemeinſchädlichen Uebel zu erhalten, zu ſichern und das Beſte deſſelben überhaupt zu befördern." — Dieſe Definition kann leicht zu dem Mifsverſtändnifs führen: dafs der Staat ſich nur um das *Vermögen*, aber nicht um die Bürger ſelbſt zu bekümmern habe; der Vf. erklärt ſich zwar nachher (S. 33. Nr. 3.) etwas ausführlicher darüber, aber dieſs hätte ſchon in der Definition ſelbſt erwähnt werden ſollen. — Der *Technologie* weiſet unſer Vf. in den Cameralwiſſenſchaften einen zu hohen Platz an, da ſie unſtreitig nur eine, noch dazu entfernte, Hülfswiſſenſchaft iſt; aber dieſe Behauptung flieſst wieder aus dem Grundſatze: dafs der Staat die Gewerbe *leiten* ſolle! Ueber ökonomiſche Akademieen iſt S. 61. vieles geſagt, was Beherzigung verdient; aber warum verlangt der Vf. dieſe Dinge wieder auf Koſten des Staats? — S. 85. wird in der Note geſagt: dafs Schleſien, Süd- und Neuoſt-Preufsen, Ansbach und Baireuth eigene dirigirende Miniſter hätten und nicht unter dem Generaldirectorio ſtünden; dieſs iſt ſchon ſeit 5 Jahren nur noch der Fall mit Schleſien. In der *Meynung* des Vfs. S. 88. über das Landwirthſchafts- und das Fabrikenſyſtem, iſt ein falſcher Schluſs, den Handel mit rohen Producten betreffend; der Vf. ſagt: Producte gelten weniger als Waaren, und der Handel mit rohen Producten könnte nicht ausgebreitet werden, da die meiſten Länder mehr der Waaren andrer Länder, als ihrer rohen Producte bedürften; und nun folgt: „Jedes Land wird lieber ſeine überflüſſigen rohen Materialien ſelbſt bearbeiten, und lieber bearbeitet als roh ausführen." — Dieſes Räſonnement hebt ſich alſo von ſelbſt auf, und der Vf. hat vergeſſen, dafs faſt alle Staaten Einfuhrverbote gegen verarbeitete Waaren, und nicht gegen rohe Producte ergehn laſſen; ſie wollen alſo bey dem Syſtem, das mit des Vfs. letztem Satze übereinſtimmt, alle das Arbeitslohn verdienen. S. 93. wird behauptet, dafs *A. Smith* in ſeinem Werke über die Natur und die Urſachen des Nationalreichthums das phyſiokratiſche Syſtem am vorzüglichſten dargeſtellt habe; Rec. will aber keinem anrathen, ſich aus dieſer Darſtellung von dem Syſtem ſelbſt zu belehren, da *Smith* nur auf wenigen Seiten ſeines Werks ganz kurz und hiſtoriſch davon ſpricht, und ſich auf eine Beurtheilung deſſelben nicht einläſst.

NEUERE SPRACHKUNDE.

NÜRNBERG u. LEIPZIG, b. Campe; LONDON, b. De Boffe, u. a. O.: *Abrégé des Principes de la Grammaire Françoiſe*, par M. *Reſtaut*. Nouvelle Edition, beaucoup plus correcte que les précédentes et augmentée d'une table alphabétique des matières. 132 S. 8. (8 gr.)

Obgleich in *Reſtaut's Principes généraux et raiſonnés de la grammaire françoiſe* nicht wenige Unvollkommenheiten und Mängel ſich befinden, wovon wir den augenſcheinlichen Beweis in der Vorrede ſehen, welche *Wailly* zu ſeinen *principes généraux et particuliers de la langue fr.* ſchrieb: ſo iſt doch nicht zu läugnen, dafs jenes gröfsere Werk viel Gutes für ſein Zeitalter geſtiftet hat. Ein Auszug deſſelben dürfte auch jetzt nicht überflüſſig ſeyn, beſonders für die Jugend, welche hier durch die Fragen und Antworten auf eine leichte Weiſe mit den Redetheilen, ihren Weſen und Eigenheiten bekannt gemacht wird. Den Geübtern würden wir *Wailly's* Grundſätze empfehlen, oder *Mauvillon's Cours complet.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. Januar 1805.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Göschen: *Erziehungslehre*, von *Friedr. Heinrich Christian Schwarz. Das Kind*, oder *Entwicklung und Bildung des Kindes von seiner Entstehung bis zum vierten Jahre. — Zweyten* Bdes. *zweyte* Abtheilung. 1804. S. 379—560. gr. 8.

Dadurch, dafs zu dem von uns A. L. Z 1804. Nr. 260. angezeigten *zweyten* Bande dieses Werks jetzt eine *zweyte* Abtheilung erschienen ist, wird die dort von uns bemerkte Lücke über die Entwicklung und Bildung des Kindes im zweyten und dritten Jahre ausgefüllt.

Der Gegenstand dieser *zweyten* Abtheilung ist also das Kind nach zurückgelegtem ersten Lebensjahre bis zum vierten. *Der Mensch findet sich in der Welt*, ist die Ueberschrift, oder: das laufende und sprechende Kind bis zur völligen Entwicklung des Selbstbewufstseyns, d. h. bis gegen das Ende des dritten Jahres.

I. Entwicklung. a) Körperliche Entwicklung im Ganzen, eine physiologische Ausführung. Beym Gehirn und den sogenannten Organen der Seelen-Vermögen und Eigenschaften wird auf *Sömmering's* und *Gall's* Lehre Rücksicht genommen. b) Geistige. 1) Entwicklung der äufsern Sinne. Die Sinnenkraft wird in allen ihren Richtungen entwickelt und gröfstentheils geformt; allein noch immer im Einzelnen nicht völlig frey, und im Ganzen in nicht rein ausgeschiedener Gestaltung. 2) Entwicklung des innern Sinnes. Die Gedächtnisse, welche sich schon früher angelegt hatten, werden mehr begründet, geformt und geübt. Durch die vollkommnern Gesichtsvorstellungen gewinnt das Sachgedächtnifs so, dafs es alles zu behalten vermag, was es deutlich sieht. Eben das gilt von der Erinnerung der verschiedenen Laute, die sich durch den Gehörsinn eingeprägt haben, und so bleiben auch, nur dunkler, die Vorstellungen der andern Sinne in der Erinnerung. Und da die Thätigkeit des innern Organs sich mehr gebildet hat, so vermag die Einbildungskraft die gewonnenen Vorstellungen jetzt freythätig zu reproduciren. „Die Einbildungskraft verarbeitet geistig die Sinneneindrücke vermittelst der Gedächtnisse, und je mehr Eindrücke in diesen niedergelegt werden, um desto freyer und erweiterter wird ihre Wirksamkeit. Denn sie hängt dann desto weniger in ihren Bildern von den Objecten ab, sie besitzt Vorrath genug in dem Organ, und sie kann als Phantasie ihre Schöpfungen bis ins Unendliche vermehren." Anmerkung S. 401 f. über den Satz des Platonischen Sokrates, dafs alles Lernen ein Erinnern sey. 3) Entwicklung der Geisteskraft bis zum Selbstbewufstseyn. Das Kind wird seiner selbst inne als dem äufsern Raume entgegen gesetzt und in allen Zeittheilchen dasselbe; oder: Es fängt an, sich selbst zu *fühlen* und von der Welt aufser sich zu unterscheiden. Nun *reflectirt* auch das Kind hierauf, und so tritt das Selbstbewufstseyn helle hervor. 4) Entwicklung der Gefühle, Neigungen und Thätigkeiten. Die Begierden werden durch Association mit Vielem und endlich auch mit dem Selbstgefühl zu Neigungen, so wie der Abscheu zur Abneigung. Neben dem thierischen oder Erhaltungstrieb (Speiselust) geht ein geistiger Trieb der Sinnenwahrnehmung her, in welchem sich die innre Geistesthätigkeit entwickelt. Die Uebung der Gliedmafsen erzeugt die Neigung, sie zu brauchen, mit den Händen und Füfsen etwas anzufangen, also einen äufsern Thätigkeitstrieb; in ihm liegt zugleich die Neigung zum Sprechen, und, wenn die Sympathie stark ist, zur Geselligkeit. Das Gefühl seiner Kraft giebt dem Kinde *Muth;* das Gefühl seiner Schwäche und das unangenehme Gefühl, einem möglichen Uebel zu unterliegen, *Furchtsamkeit* (hiebey gute Bemerkungen über Gespenster-Furcht); aus beiden vereinigt entwickelt sich die *Vorsicht* und edle *Schüchternheit* mit *Zutrauen.* Gänzliche Furchtlosigkeit erzeugt *Zorn* und *Grimm* gegen den widrigen oder drohenden Gegenstand; Muthlosigkeit geht vielleicht in heimliche *List* und *Rache*, *Heimtücke*, *Hafs* über. Jede widrige Erregung der Kraft erzeugt eine Gegenwirkung, *Unwille.* Aus dem Wunsch, die Sachen zu haben, die ihm gefallen, entspringt die Neigung zum *Besitze.* „Und wäre nun wenig Liebe, oder vollends Hafs in ihm, so will es haben, was Andre haben wollen, und Andre sollen nicht haben, was es haben will, d. h. es bildet sich schon ein Gefühl für das Mein und Dein, oder für *das Recht;* und damit fängt das Kind an, zu rechten und zu streiten und zu fordern und zu versagen, und wohl gar mit Gewalt dem Andern etwas zu entreifsen, oder, ist es dabey feige, es heimlich wegzunehmen. Eine ganze Welt von Unheil geht aus diesem allzufrühen Rechtsgefühl hervor; es ist aber auch ein Werk der verkehrten Behandlung und keineswegs der reinen Natur." [Vgl. S. 477 f. Also ginge das *Rechtsgefühl* von Begehung eines *Unrechts* aus? Warum läfst man es nicht vielmehr sich dadurch entwickeln, wenn Jemand dem Kinde das wieder wegnimmt oder wegnehmen will, was dieses von andern bekommen oder sonst in seine Gewalt gebracht hat?] Nun hat aber auch die Kraft des

Digitized by Google

Kindes sich zum Bewufstseyn seiner Willkür entwikkelt, d. h. es ist seines freyen Willens inne worden, und sucht dieses starke und angenehme Selbstgefühl bey jeder Gelegenheit zu befriedigen. Aber da sich sein Wille oft an dem Willen Andrer bricht, so wird das egoistische Kind (d. h. bey dem das Selbstgefühl dem sympathetischen überlegen ist) sich durch diese Erfahrung theils zum *Eigensinne*, theils zum *Eigenwillen* hinneigen. 5) Die Tugenden des Kindes. Der Vf. führt die kindlichen Tugenden dieses Alters auf drey zurück, *Frohsinn*, *Thätigkeit* (er nennt den Trieb des Kindes, sich immer mit etwas zu beschäftigen, Fleifs) und *Frömmigkeit*. Hören wir ihn vorzüglich über die letztre: „Jene oben schon aufgezählten Gefühle und Neigungen kommen durch die Wirksamkeit der Liebe in dem Kinde als Tugenden vor Seine Furchtsamkeit und Muth wird, verbunden durch die Anhänglichkeit an seine Aeltern, oder an Andre, die ihm zur Leitung dienen, wahres *Vertrauen*. Denn er fühlt zugleich mit seiner Schwäche sein Bestehen durch sie. — In dem Vertrauen liegt schon die *Demuth*, als das Gefühl der Schwäche mit dem des Hinaufstrebens, um ihnen ähnlicher zu werden, und die *Ehrfurcht* gegen sie, als dasselbe Gefühl nur von der Betrachtung ihrer stärkern Kraft ausgehend, klar am Tage. Zugleich dabey das Gefühl, sich ihrer Leitung gern zu überlassen, d. i. die *Folgsamkeit*, welche im Bewufstseyn der freyen Unterwerfung des Willens unter den ihrigen entschiedener *Gehorsam* wird. Auch entscheidet sich jetzt, was schon im ersten Lächeln des Kindes an seiner Mutter Brust hervorschimmerte, die wahre *Dankbarkeit*, ebenfalls ein Gefühl der Schwäche, dabey die Anerkennung der Liebe seiner Aeltern und die frohe Erinnerung daran." Diese Tugenden werden unter dem Namen *kindlicher Liebe* zusammengefafst; allein um das Bleibende darin, was auch in dem Gemüthe fortwirkt, wenn jene kindlichen Verhältnisse aufhören, zu bezeichnen, nennt sie der Vf. *Frömmigkeit* [wie die Römer: *pietas*]. „Denn es mufs fortdauern, das Wesen dieses Vertrauens und Gehorsams, dieser Demuth und Dankbarkeit; und dauert es fort, so mufs es sich mehr und mehr zum Unendlichen erheben, und gegen die Gottheit wenden. Da wird denn jene Kindlichkeit nun Frömmigkeit in dem neuern Sinne, d. i. wahre *Religion*." 6) Entwicklung der Sprache. Der Vf. zeigt, nach welcher Folge sich die Buchstaben und einfachsten Sylben bilden.

II. Zeichen, wodurch sich das Naturell unterscheidet. 1) Das vorzüglich *empfängliche* Naturell wird an dem ruhigen Wesen des Kindes erkannt. Es fafst gern etwas in seine Sinne auf, wird auch wohl dabey tief bewegt, und läfst sich zu allem mehr von Andern bestimmen, als es von innen herauswirkt; oder auch, es ist in sich selbst schon bestimmt, ohne Energie. 2) Ein Kind von *lebhaftem* Naturell hört nicht gern völlig an, hält es überhaupt nicht gern aus, wird sogleich zum Reden, Denken oder anderm Thun erregt; läfst etwas Voreiliges darin blicken; geräth gern in Zorn; hat sehr lebhafte Bewegungen und viel Feuer in den Augen. 3) Eine *grofse* Natur läfst sich da vermuthen, wo Ruhe, Ernst, Unverdrossenheit, Leichtigkeit in allem Thun, etwas Unbestimmtes, manchmal ein stilles Sinnen bis zur Zerstreuung, viel Unerklärbares, (indem das Kind seinen eignen Weg geht, dann wieder besondre Launen hat, bisweilen wohl für dumm gehalten wird,) zuweilen Lichtblicke einer wunderbaren Phantasie, dann wieder getreues Aufmerken und vorzüglicher Ausdruck in den Gesichtsmienen, angetroffen werden. Feste Entschlossenheit in seinem Thun und Wesen dabey verkündigt den charaktervollen Menschen; ausgezeichnete Thätigkeit im Sehen oder Hören, oder geistvolles, auch phantasievolles Sprechen, oder Geschicklichkeit in den Geberden, oder insbesondre in den Händen, den Talentvollen. Eine Stelle in *Platons* Menon über die Zeichenlehre wird geprüft, und die Sagen der Alten werden angeführt, welche zeigen, dafs sie im Kinde den künftigen Menschen weissagten; endlich werden als Beyspiele von Kindern, die sich früh als aufserordentlich auswiesen, der Lübecker Heinecken und Torquato Tasso aufgestellt.

III. Bildung. Die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit des Kindes soll unterhalten werden, damit Frohsinn, Zuneigung gegen die Menschen und harmonische Thätigkeit daraus hervorgehe. Dazu mufs vorerst die körperliche Pflege und physische Behandlung mitwirken, in der Reinlichhaltung und Gewöhnung dazu, Bewegung im Freyen, Art der Bekleidung, Essen. Der Frohsinn wird ferner ausgebildet durch den Umgang liebender Aeltern, andrer freundlicher Menschen und froher Kinder; durch angenehme Beschäftigungen. Die Zuneigung zu Gegenständen, insbesondre zu Menschen, ist theils Gabe der edleren Natur, theils der Anregung. Man mufs die *wahren* Bedürfnisse des Kindes bemerken, ihnen hülfreich entgegenkommen, die Kinder fühlen lassen, dafs man sie liebt, ihnen Beyfall zulächeln, bey ihren Unarten sich der Bitterkeit und der Scheltworte enthalten, sie zur frohen Thätigkeit aufrufen, ihnen zum edlen Selbstgefühl verhelfen, ihnen Freude machen, und an ihren Vergnügungen und Schmerzen Theil nehmen. Was der Vf. S. 476 f. über die Zuneigung des Kindes zu den Hausthieren und zu den lebendigen Geschöpfen überhaupt sagt, scheint uns die Sache nicht zu erschöpfen und einseitig zu seyn. Der Zug der Kinder (wie der Völker, die noch im Zustande der Natur leben) zu der thierischen Welt ist so grofs, so natürlich, dafs man den Umgang derselben mit Thieren nicht hindern, aber, durch verständiges Einwirken, unschädlich, ja noch mehr, wohlthätig machen kann. Erstens regt die Beobachtung und Behandlung der Thiere doch weit mehr ihre Kräfte auf, als die der todten Natur; zweytens flöfst ihnen die zärtliche Vorsorge und Verpflegung ihrer Hausthiere sanfte, zarte Gefühle auch für die ganze thierische Welt ein, und bereitet vor oder unterstützt die liebenden und zärtlichen Gesinnungen gegen die Menschen, wie der Vf. selbst eingesteht. Es ist aber unnatürlich, dafs der Vf. verlangt: „Man

lasse

Digitized by Google

laſſe das Kind mit keinem Thiere ſpielen." Ueber die Bildung der harmoniſchen Thätigkeit verbreitet ſich der Vf. umſtändlich. Sie begreift vorerſt die Bildung des Empfindungsvermögens, dann die der körperlichen Uebung, und beides zuſammengreifend zur allſeitigen Entwicklung der Kraft.

IV. Fehler und Unarten. a) Fehler der Behandlung. Es wird eben ſo ſehr gegen das Zuvielthun als gegen Vernachläſſigung des Kindes geſprochen. b) Rohheiten und Verwilderungen des Kindes. Aufgeſtellt wird hier inſonderheit mit den Mitteln, ſie zu beſtreiten, Eigenwille und Eigenſinn, die Unart, etwas gerade darum zu thun, weil es verboten iſt, und die, über ſeine Geſchwiſter und Geſpielen eine Herrſchaft auszuüben.

S. 496. iſt ein Schreibfehler: „wenn man *ſie* [ihnen] wirklich etwas weiſs macht." Unrichtig wird einige Mal *es* gebraucht S. 510.: „Kehret euch gar nicht an *es* [daſſelbe]." S. 511. „wenn es ſieht, daſs die Menſchen ſich nichts [nicht] um *es* [daſſelbige] bekümmern." S. 514. „und es doch nicht ſie wie als [und es ſie doch nicht als] Erwachſene anſieht." Nicht edel iſt S. 504. der Ausdruck: „Sie ſind läſtiger *Quark*." Dieſs ſind jedoch nur kleine Flecken an einem auch durch eine ſchöne, blühende Diction ausgezeichneten Werke.

Neustadt an d. Orla, b. Wagner: *Materialien zu Unterredungen über die Glaubens- und Sittenlehre*, zum Leitfaden beym Unterrichte künftiger Lehrer in Bürger- und Landſchulen beſtimmt. Ohne Jahrz. (1804.) XVI u. 170 S. 8. (9 gr.)

Dieſes Buch ſoll nach S. XII. nur von *dem* richtig beurtheilt werden können, der die Verhältniſſe des Vfs. und die Art kennt, wie nach demſelben unterrichtet wird. Da es aber der Vf. nicht für gut fand, ſich zu nennen: ſo kann auch bey Rec. keine andere Kenntniſs von des Vfs. Verhältniſſen vorausgeſetzt werden, als welche durch Hülfe der Vorrede und einiger daraus hervorgehenden Vermuthungen zu erlangen möglich iſt. Aus dem Vorberichte ergiebt ſich, daſs der Vf. als Lehrer bey einem Schullehrerſeminar (wahrſcheinlich in Kurſachſen) angeſtellt ſey, und daſs derſelbe in Abſicht auf den Vortrag der Religionslehre durch mancherley Rückſichten, die er dabey zu nehmen hat, beſchränkt ſeyn möge. Er tritt daher S. VIII. nicht als Verkündiger ſeiner Privatüberzeugungen, ſondern als Referent des kirchlichen Syſtems und der gewöhnlichen (?) Ideengänge auf. Ihm iſt es vorzüglich darum zu thun, ſeine Schüler zum Selbſtdenken anzuleiten, und ſie mit der Religionslehre auf eine ſolche Art bekannt zu machen, daſs ſie, wo möglich, die Geſchicklichkeit erwerben, ſich, als künftige Lehrer, bey dem Vortrage derſelben nach den Umſtänden zu richten. Ob überhaupt *Seminariſten* auch bey dem höchſten Grade von Bildung, der ihnen im Seminar zu erlangen möglich iſt, es je werden dahin bringen können, dieſe Unterrichtspolitik, wenn ihre Ausübung an ſich betrachtet auch nicht verwerflich wäre, mit Glücke, d. h. ohne irgend einen Nachtheil für ihre Schüler, anzuwenden, dieſs laſſen wir auf ſich beruhen, ob wir es gleich aus Gründen, zu deren Auseinanderſetzung hier der Raum nicht iſt, bezweifeln müſſen. Der denkende Vf. fängt in dieſem Leitfaden ſeinen Unterricht mit der Lehre von Gott an, läſst darauf die Pflichtenlehre folgen und beſchlieſst mit der Lehre von der Unſterblichkeit. Man ſieht durchgängig den peinlichen Zwang, den er ſich anthut, um weder bey den ſtrengen Anhängern des kirchlichen Lehrbegriffs, noch auch bey den liberaler Denkenden zu verſtoſsen. Daher werden zuweilen unter dem Text des nach kirchlichen Beſtimmungen durchgeführten Lehrſatzes ſkeptiſche Fragen aufgeworfen, deren Beantwortung dem mündlichen Unterrichte vorbehalten iſt. Nach unſerm Dafürhalten ſind manche dieſer Fragen viel zu ſpeculativ, als daſs wir ſie zu Gegenſtänden der Unterhaltung mit Seminariſten wählen würden, wie S. 11.: „Hieraus (daſs Gott ein Geiſt ſey) folgt aber doch wohl nicht, daſs er ganz ohne Körper ſey; S. 13. ob etwas Wahres in der alten Lehrform: *via cauſalitatis, eminentiae, negationis* ſey; S. 19. ob Gott auch das wiſſe, was unter veränderten Umſtänden geſchehen ſeyn würde, *ſcientia media*" u. ſ. w. Von einer Unterhaltung über dergleichen Subtilitäten fürchten wir, es möchte bey vielen Seminariſten nur ein gewiſſer Dünkel erzeugt und genährt werden. Auch in der Darſtellung des kirchlichen Lehrbegriffs ſcheint uns hie und da die Aengſtlichkeit des Vfs. zu groſs zu ſeyn, wie S. 31., wo er ſagt, daſs es eine *ſchwer zu entſcheidende* Frage ſey, ob und bey welchen Gelegenheiten Gott auch uns durch Engel behüte, und S. 34., ob auch wir durch den Teufel zum Böſen gereizt werden, und daſs es wenigſtens nicht der Mühe werth ſey, ſich um *jener* Fragen willen bey dem Volke um das Zutrauen zu unſerer Rechtgläubigkeit zu bringen. (Aber iſt es denn nicht die Pflicht des Jugendlehrers, der Jugend zu beſſern Begriffen von Rechtgläubigkeit zu verhelfen, als die Meinungen des, durch einen verkehrten Unterricht verbildeten, groſsen Haufens ſind? oder ſollen offenbar irrige Meinungen gleichſam als ein verjährtes Heiligthum auch auf die Nachwelt verpflanzt werden? Wenn dieſe Maxime, die der Vf. gewiſs nicht zu der ſeinigen macht, in der Praxis für gültig erkannt werden müſste, dann könnten die auf Seminarien verwendeten Summen erſpart werden.) Endlich vermiſſen wir auch zuweilen da, wo der Vf. nicht durch das kirchliche Syſtem ins Gedränge kam, in manchen Begriffen und Behauptungen die nöthige Popularität und Wahrheit. S. 17. wird die Heiligkeit Gottes ſo erklärt: Gott liebt *in ſich ſelbſt* alles Gute und verabſcheut alles Böſe. Wozu der ſchwer zu erklärende Beyſatz: *in ſich ſelbſt?* Die Nothlügen, welche der Vf. S. 83 in Schutz nimmt, laſſen ſich vor dem Richterſtuhle der reinen Moral ſchwerlich vertheidigen. Dieſs abgerechnet, enthält das Büchelchen manche gute Winke zur praktiſchen Behandlung der Religionslehre.

Lau-

Digitized by Google

Lausanne, b. Vincent u. Luquiens d. ä.: *Nouvelle Bibliothèque élémentaire d'Education.* 1802. Tom. I. 142 S. 8. Tom. II. 214 S. Tom. III. 278 S. Tom. IV. 248 S. 8. (4 liv. 10 sols.)

Diese, mit Benutzung der vorzüglichsten deutschen, französischen und englischen Erziehungs-Schriften verfaßte, Elementarbibliothek soll aus drey Lieferungen, jede von 4—5 Bänden, bestehen. Die erste vor uns liegende Lieferung besteht aus vier Theilen. In dem *ersten*, welcher auch den Titel führt: *Manuel abécédaire de l'enfance*, werden die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens nach *Siccard's* Methode behandelt. Der *zweyte* Theil, auch unter dem Titel: *Conversations à l'usage des enfans, qui commencent à épeler*, zerfällt in zwey Abtheilungen, deren eine leichte und angenehme Unterhaltungen über die Monate, die andere Gespräche und Geschichtchen enthält. In dem *dritten* Theile: *Historiettes et dialogues à l'usage des enfans, qui commencent à lire*, finden sich interessante Geschichten und Gespräche. Der *vierte* Theil: *le guide de l'enfance, ou la morale enseignée par l'exemple*, stellt eine, zwar nicht systematisch geordnete, aber doch auf die Verhältnisse der Kinder gut berechnete Moral in Beyspielen auf. Auch die Kupfer zu diesem, so wie zu dem *ersten* Theile, sind sauber und nett. Der Stil ist correct und fliessend.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Cleve*, b. Müller: *Mémoire sur les Sociétés d'assurances, établies en Allemagne, rélativement aux dommages causés pé la valeur intrinsèque des maisons, par des incendies fortuits* (ex), suivi d'un *projet d'établir une Société de cette nature pour le Département de la Roër*, par *S. Ch. L. Buch*, Défenseur-avoué près le tribunal de prémière instance de l'arrondissement de Clèves, département de la Roër. (1804.) 23 S. 8. (4 Sous.) — Die seit kurzer Zeit in mehrern Gemeinden des Roerdepartements entstandenen Feuersbrünste gaben zu dieser Schrift Anlass. Hr. *Buch*, welcher so ziemlich alles kennt, was in Deutschland zum Ersatz des durch Häuserbrand entstehenden Schadens geleistet worden ist, theilt hier das Wissenswürdigste davon mit, und geht dann zur Anwendung desselben in seinem Departement über. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts sind Feuer-Assecuranz-Gesellschaften entstanden. Sie haben die Anzahl der Brände verringert, den Werth der Häuser vermehrt, dem Hypothekenwesen mehr Credit verschafft, und die Anzahl der von brennbarem Stoffe erbauten Wohnungen herabgesetzt. Diese Gesellschaften sind auf verschiedene Art eingerichtet. In Bayern ist der Eintritt in dieselben willkürlich, eben so auch der Austritt aus denselben, vorausgesetzt, dass man von der Gesellschaft noch keinen Schadenersatz erhalten, oder dass derselbe nicht mehr betragen habe, als der geleistete Beytrag. In den meisten deutschen Ländern ist der Bürger, und vorzüglich der Landmann, gehalten, Theil an der Association zu nehmen, und darin bis zur Aufhebung derselben zu verharren. Der Vf. giebt dieser Einrichtung den Vorzug vor jener, weil in der letztern die Last, welche die Gesellschaft auflegt, gleichmäßiger vertheilt, und also weniger drückend wird. Die Gesellschaften sind von engerm oder weitläufigerm Umfange. In diesen ist die Anzahl der Assecuranzen gross und also der Beytrag zur Schadloshaltung klein. Einige Associationen schließen die Bewohner von Strohhütten, — ja gar die Eigenthümer von Stückgießereyen, Schmelzöfen, Eisenhütten u. dgl. aus ihrem Bunde aus. Der Vf. findet beides unrecht. Die erste Classe bedarf am meisten Beystand, und ihre niedern Wohnungen sind den Gewittern weniger ausgesetzt, als Thürme und Pallästе; die andre Classe, von deren Eigenthume das Eigenthum andrer am meisten zu befürchten hat, sollte am ersten in die Assecuranz aufgenommen werden, doch unter der Bedingung, einen stärkern Beytrag in die Casse zu leisten. Die Beyschüsse geschehn wieder auf verschiedne Art. In einigen Staaten ist bestimmt, was jedes Mitglied jährlich zu zahlen hat, in andern wird dann erst, wenn ein Brand entstanden ist, der Beytrag ausgeschlagen. Diese Einrichtung ist wohl jener vorzuziehn, weil sie den Eigenthümern die Zahlung eines ununterbrochenen Beytrags erspart, und kein Geld ausser Umlauf bringt; allein sie kann nicht statt finden in Staaten, wo die Ausgaben vorher bestimmt sind und kein Geld für unvorhergesehene Fälle angewiesen ist. (Dies ist aber wohl der Fall nicht in den französischen Departementen, wo, zufolge des Beschlusses vom 9. Floreal 9. J., jeder Präfect zur Zahlung unvorhergesehener Fälle über einen Fonds von Zusatzcentimen, welcher nach Proportion der ordentlichen Steuern grösser oder kleiner ist, zu disponiren hat.) In diesen Staaten schlägt der Vf. die Errichtung von Banken vor, welche die zum Ersatz des Brandschadens nothwendigen Kosten unter der Aufsicht der Assecuranz-Gesellschaften vorschiessen sollen. Ein Beyspiel dieser Einrichtung giebt die schwäbische Stadt Ueberlingen, in welcher die Feueranstalten vortrefflich sind. Die Schätzung vom Capitalwerthe der Gebäude geschieht entweder von den Eigenthümern selbst oder von Kunstverständigen. Auf dem letztern Wege lernt die Gesellschaft den Werth der ihrer Obhut anvertrauten Gebäude am besten einsehn, die richtigste Vertheilung der zu leistenden Beyträge machen und selbst wichtige Löschanstalten bewirken. Nach dieser Theorie geht der Vf. zur Anwendung. Der Präfect soll eine Feuer-Assecuranz-Gesellschaft für das Roerdepartement errichten. Den Werth der in demselben bestehenden Gebäude giebt er auf 161,694,000 Franken an. Die Assecuranz soll darin bestehn, dass der Eigenthümer eines Hauses von 2000 Franken 1,23 Centimen, jener eines Hauses von 10,000 Fr. 12,30 Centimen u. s. w. zahlen soll. Dann müsste eine *Caisse d'escompte* errichtet werden, welches in dem reichen Ruerdepartemente keine Schwierigkeit haben wird. Würde beym Eintritte in die Gesellschaft nur ein mäßiger Beytrag gegeben, so würden Wasserpumpen und andre Werkzeuge dieser Art angeschafft werden können. Rec., welcher die Lage des Landes, in welchem Hr. *Buch* schreibt, genau kennt, wünscht zu dessen Besten, dass dieser patriotische Vorschlag recht bald ausgeführt werden möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Januar 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Henrichs: *Valérie, ou lettres de Guſtave de Linar à Erneſt de G. — Seconde édition. Tome I.* 261 S. *Tome II.* 208 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Dieſes Werk, von der Hand einer deutſchen Dame, der Frau Baroneſſe *von Krüdener*, hat in Frankreich eine ſo günſtige Aufnahme gefunden, daſs einige Beurtheiler von ächt-franzöſiſcher Liberalität es ſogar mit dem erſten ſentimentalen Charaktergemälde der Modernen, dem *Werther* unſers *Goethe*, zu vergleichen und ihm zur Seite zu ſtellen gewagt haben. Nun kann ſich zwar bey der erſten oberflächlichen Anſicht des Inhalts und der Briefform eine Aehnlichkeit beider Werke aufzudringen ſcheinen; allein bey einer nähern und ſorgfältigern Betrachtung der Grundidee und der Darſtellung wird ſich gar bald eine ſehr bedeutende Verſchiedenheit, ja wir dürfen beynahe ſagen, eine entſchiedene Antitheſe der genannten Schriften ergeben.

Mon ſincère déſir (ſagt Frau *v. K.* in der Vorrede S. VII.) *a été celui de préſenter un ouvrage moral, de peindre cette pureté de moeurs dont on n'offre pas aſſez de tableaux, et qui eſt ſi étroitement liée au bonheur véritable. J'ai penſé qu'il pouvoit être utile de montrer, que les ames les plus ſujètes à être entraînées par de fortes paſſions ſont auſſi celles qui ont reçu le plus de moyens pour leur réſiſter, et que le ſecret de la ſageſſe eſt de les employer à tems.*

Dieſe Abſicht, ein reinmoraliſches Werk zu liefern, in welchem die Geſchichte ſelbſt blos der Faden iſt, an den die Ideen der Vfn. über das Leben, die Liebe, den Tod u. ſ. w. angereihet werden, iſt hier gröſstentheils mit Glück erreicht worden, und die Kritik wird ſich daher beſcheiden müſſen, *die* Forderungen aufzugeben, die ſie ſonſt an einen *Roman* zu machen berechtigt wäre. Von Poeſie und Romantik iſt hier allerdings keine Spur zu bemerken, und ſchon deshalb iſt an eine Vergleichung mit den Leiden Werthers, über deren hohen poetiſchen Werth in Deutſchland, ſo wie in dem gebildetern Theile von Europa wohl nur Eine Stimme herrſcht, keineswegs zu gedenken; oder doch wenigſtens nicht an eine *Zuſammenſtellung*.

Die Geſchichte ſelbſt iſt, wie bereits erwähnt worden, ſehr einfach, ja beynahe dürftig, zu nennen. Guſtav von Linar, ein junger Schwede, wird von einer unglücklichen Leidenſchaft für Valerien, mit der er eine Reiſe durch Deutſchland nach Italien macht, ergriffen. Da ſie die Gattin eines achtungswerthen Mannes iſt, der ohnehin in einem faſt väterlichen Verhältniſſe mit ihm ſteht, ſo ſucht er auf mannichfaltige Weiſe dieſe Liebe zu unterdrücken; aber dieſe Kämpfe reiben ihn auf, er wird krank, und ein heftiges Fieber endigt ſein Leben und ſeinen Schmerz. Da nun dieſe Geſchichte durch ſich ſelbſt allein nicht wirken kann, ſo war für den Zweck, den gebildeten Leſer tief zu ergreifen, folgendes nothwendig. Bedeutungsvolle und mit ſicherer Hand dargeſtellte Charaktere; tiefe Kenntniſs jener Leidenſchaft, die den Helden tödtet, und die in den beziehungsreichſten Momenten und Situationen vor dem Auge des Leſers ſich entwickeln muſs; endlich ein ausgebildeter kraftvoller Stil: denn nur in einer harmoniſchen, bis in das kleinſte Detail zum Wohllaut ausgebildeten, Sprache ſoll der Dichter und Proſaiſt von einer Leidenſchaft reden, die unter den Händen roher Scribenten ſchon ſo oft von ihrer geheimniſsvollen Würde und ihrer romantiſchen Anmuth verlor. Es iſt gewiſs, Rec. verlangt hier nichts Geringes; doch iſt er überzeugt, Fr. *v. K.* werde es unmöglich gern ſehen können, wenn man nur etwas Alltägliches von ihr erwarten, und der höhern Forderungen ſich beſcheiden wollte. Wir verweilen daher einige Zeit bey jenen drey angegebenen Erforderniſſen. — In Hinſicht der Charaktere war es bey dem Werke einer Dame, ſelbſt der geiſtvolleſten, vorherzuſehen, daſs die männlichen den weiblichen an Wahrheit und Leben nachſtehen würden. Und dieſs iſt denn auch hier der Fall.

Guſtav iſt ein gutmüthiger, exaltirter Jüngling, dem man aber mehr *Tiefe* des Geiſtes und *Concentration* des Gemüths wünſchen möchte, um an ſeiner Liebe beſſern Antheil nehmen zu können. Seine Wallungen und Phantaſieen, von denen er ſelbſt nicht immer ohne eine Art von Wohlgefallen redet, ſtreben gröſstentheils in das Leere hinein, und bezeichnen einen jener erhitzten, ungediegenen, und — wenn wir ſo ſagen dürfen — *poröſen* Charaktere, mit deren Schilderung ſich die meiſten ſentimentalen Romane der Franzoſen ſo gern befaſſen. Um unſer Urtheil zu belegen, führen wir eine Anfangsſtelle aus dem erſten Briefe an, wo es alſo heiſst: *Oh! pourquoi n'avons nous pu réaliſer ces rêves délectables de notre jeune age, quand notre imagination s'élançoit dans ce grand univers, voyoit rouler d'autres cieux, entendoit gronder de plus terribles orages! quand, aſſis enſemble ſur ce rocher qui ſe ſéparoit des autres, et qui nous donnoit l'idée de l'indépendance et de la fierté, nos coeurs battoient tantôt de mille preſſentimens confus, tantôt ſe rejetoient dans la ſombre antiquité et voyoient ſortir de*

Digitized by Google

... Adalbert aus seinen Armen! Où sont-ils ces jours ... de douces émotions? u. s. w. Man wird erstaunen müssen, dass sich nicht leicht auf eine mehr veraltete und verbrauchte Weise phantasiren liesse. Aehnliche Stellen voll nüchterner Schwärmerey finden sich in mehrern Briefen, und so ist es denn begreiflich, dass wir den Tod eines Jünglings, der sich nur in allgemeinen und ziemlich oberflächlichen Gedanken und Empfindungen umhertreibt, und nichts Festes im Leben zu erfassen weiss, nur mit bedauernder und ziemlich lauer Theilnahme betrachten können. Welch eine reiche Welt sinkt dagegen im Werther unter, welch ein üppiger Frühling wird hier zu Grunde gerichtet!

Gustav's Freund, *Ernest*, meynt es allerdings mit demselben aufs Beste; aber seine Briefe hätten billig unterdrückt werden sollen, denn sie sind in der That fast ganz ohne Werth. Die öftern Ausrufungen und Wiederholungen des *hélas! Gustave, Gustave! pauvre ami!* u. s. w. bringen wahrlich kein Leben in diese Briefe, und die unächte Empfindsamkeit kleidet den Mann keineswegs, der ohnehin in diesem Buche als ruhiger Rathgeber aufgestellt wird. Stellen, wie folgende: *Pauvre ami! que fais tu? hélas, je le demande envain à la nature engourdie autour de moi; mon coeur même, mon coeur si brulant d'amitié ne me repond pas quand je l'interroge sur ton sort* u. s. w., und der Schlusssatz: *Tu le sais, sous cette apparence de calme, ton ami porte un coeur sensible, et c'est peut-être cette même sensibilité qui a trouvé dans l'amitié de quoi suffire doucement à mon coeur* u. s. w., zeugen wahrlich von einer fast widerlichen Koketterie mit den eigenen Empfindungen, die so oftmals zerlegt und wieder zerlegt werden, dass zuletzt nichts Rechtes und Tüchtiges mehr übrig bleibt. Ueberhaupt muss Rec. gestehen, dass er noch in keinem einzigen französischen Romane oder Charaktergemälde eine bedeutende *Freundschaft* genügend einfach und kraftvoll geschildert gefunden habe; und wir Deutschen dürfen uns hier mit gerechtem Stolze gestehen, dass wir in der Darstellung dieses Verhältnisses die herrlichsten Muster für unsere Nachbaren aufzuweisen haben, die indess vielleicht eben so wenig übertroffen, als nachgeahmt werden können.

Bey der Anlage des Charakters des *Grafen*, der hier als Valeriens Gemahl eine Hauptrolle zu spielen hat, scheint die Vfn. allerdings etwas Bedeutendes gedacht und gewollt zu haben. So muss denn Gustav gleich anfangs sich in seinem Lobe erschöpfen: *Quel ami, Ernest, que ce second père, quel homme excellent! — — On ne sait d'abord ce qu'on aime le plus en lui, ou de sa figure noble et élevée, ou de son esprit, qui est toujours agréable, qui s'aide encore d'une imagination vaste et d'une extrême culture; mais en le connoissant davantage, on n'hésite pas: c'est ce qu'il tire de son coeur, qu'on préfère; c'est quand il s'abandonne et qu'il se découvre entièrement qu'on le trouve si supérieur.* — Das heisst aber nicht, einen bestimmten Charakter malen, sondern nur eine Quantität von Farben, die ziemlich wohlfeil zu haben sind, über einander giessen, und es dann dem Zufalle überlassen, ob ein *Bild* daraus werde. Es ist keines daraus geworden; denn die *imagination vaste* wird nur zu bald widerrufen, und von dem *esprit toujours agréable* wird auch mit der Zeit manches nachgelassen, so dass der Graf am Ende keineswegs mehr als *homme excellent* dasteht. Doch das möchte immerhin geschehen, wenn nur irgend etwas Festes und Sicheres übrig bliebe. Dies ist z. B. bey *Albert* im Werther der Fall, den man als einen im Ganzen recht wackern, nur etwas engbrüstig bürgerlichen Mann kennen lernt. Er ist nur skizzirt; aber mit Meisterhand.

Für diese Fehler in der Zeichnung der Männer belohnt indess die Charakteristik *Valeriens*. Sie ist ein wirkliches Weib, das Leben hat und Farbe; und Rec. wünscht, dass man das Verdienst, ein solches geglücktes weibliches Gemälde geliefert zu haben, nicht zu gering anschlage; denn in der That wir werden derselben eben *nicht sehr viele* finden, wir mögen nun darnach in der deutschen, englischen oder französischen Literatur suchen. Indem wir aber dieses Verdienst aufrichtig und nach seinem entschiedenen Werthe schätzen, müssen wir zugleich nur um so mehr bedauern, dass dieser Charakter nicht das Resultat einer poetischen, sondern einer, wenn gleich sehr reinen und gebildeten, doch durchaus *prosaischen*, Ansicht ist; und in dieser Hinsicht wird er dem deutschen Leser, der die weiblichen Charaktere in den Werken unsers *Goethe* kennt, keineswegs genügend erscheinen können. Doch würde man dann vergessen, dass die Vfn. keinen Roman, sondern ein moralisches Buch zu geben versprach, in dem die Personen keine eigentlich poetische Existenz erreichen können. Eine einzelne charakterisirende Stelle kann hier um so weniger gegeben werden, da sie nicht entscheiden könnte, indem nur durch das *gesammte* Werk der *technische* Zusammenhang dieses Charakters sich darthun lässt. Doch verdient die glückliche Idee, das Resultat jener besonnenen Charakterzeichnung, bemerkt zu werden, dass es sowohl für Gustav, als für den Leser zweifelhaft bleibt, ob Valerie die Neigung des Helden erwiedere, oder nicht. Nur von Wahrscheinlichkeit kann hier die Rede seyn, nicht von Gewissheit; und eben dieses Geheimniss hätte dem Buche eine noch tiefere, tragische Bedeutung geben können, wenn die Vfn. im Stande gewesen wäre, die etwas enge, vielleicht ängstliche Form, der das Ganze sich anpassen sollte, zu zerschlagen, und mit einer grösern und freyern zu vertauschen.

Nachdem Rec. nun die einzelnen Charaktere durchgegangen ist, glaubt er nur noch einige Worte über die Darstellung der Leidenschaft, die den Mittelpunkt der Schrift ausmacht, und über den Stil der Vfn. reden zu müssen. In beiden Hinsichten ist hier nichts sehr Ausgezeichnetes geleistet worden; denn jener Leidenschaft fehlt, trotz aller Bemühung, sie als höchst bedeutend und verzehrend zu schildern, dennoch jene heilige Tiefe, jenes innige, warme Leben, wodurch sie allein jene Wirkungen hervorbringen kann, von denen in dieser Schrift geredet wird.

Dass

Digitized by Google

Dafs es der Vfn. ein hoher Ernft gewefen fey, die Liebe in ihrer ganzen Macht darzuftellen, wird überall durch diefe Briefe klar; aber es gelingt ihr nicht recht damit; denn bald will fie fchonend *verhüllen*, was hätte müffen *dargeftellt* werden; bald ftellt fie dar, was hätte verfchwiegen, oder doch nur leife angedeutet werden müffen. Oft wird fogar, wie wir bereits oben gefehen haben, mit ganz allgemeinen und oberflächlichen Empfindungen, auf ächt-franzöfifche Manier, Prunk getrieben; und es ift nur ein Glück, dafs die Vfn. diefs hinterher felbft zuweilen zu bemerken fcheint, und durch manches inniger und herzlicher Gedachte wieder zu vergüten fucht.

Auf den Stil ift fehr viel Fleifs verwandt worden; aber diefer Fleifs ift *fichtbar*, und eben deshalb kein rein-künftlerifcher Fleifs. Es ift oft etwas Unficheres, gleichfam Unruhiges, in der Darftellung, und in den pathetifchen Scenen ift eine Nachahmung von *Rouffeau's* Stile zu bemerken.

Aller diefer Fehler ungeachtet, die Rec. ohne die gewöhnliche ängftliche Rückficht, dafs die Kritik gegen eine Dame Nachficht haben müffe (eine Rückficht, durch die eine fo talentvolle Schriftftellerin, als Frau *v. K.*, nur beleidigt werden könnte), mit Offenheit angegeben hat, gewährt dennoch das Werk im Ganzen einen nicht unbedeutenden Genufs. Es ift nämlich die durchgängige *Klarheit* und *Reinheit* des Gefühls, und der nie verletzte fchöne *Anftand* in den Verhältniffen, wodurch fich der Leier von feinerem Sinne ftets angezogen und erfreut fühlen wird.

Wir verbinden mit diefer Recenfion des Originals zugleich die Anzeige einer erfchienenen Ueberfetzung:

Hamburg u. Altona, b. Vollmer: *Valerie*, oder *Briefe von Guftav von Linar an Erneft von G.* Aus dem Franz. von *Müller*. 1804. — *Erfter* Theil. 156 S. *Zweyter* Theil. 152 S. 8.

Wenn diefe Ueberfetzung in die Hände eines geiftvollern, des deutfchen Stils vollkommen mächtigen, Schriftftellers gefallen wäre, fo hätte diefs eine treffliche Gelegenheit abgeben können, der Vfn. zu zeigen, dafs ihr Werk, deffen Grundidee durchaus *deutfch gedacht* ift, eben deshalb auch in deutfcher Sprache hätte gefchrieben werden follen, und vielleicht am allerunzweckmäfsigften in die franzöfifche übergetragen worden ift. Hr. *M.*, dem es übrigens nicht ganz an Ueberfetzertalent fehlt, wird fich hoffentlich felbft befcheiden, dafs er nicht im Stande feyn dürfte, bey Frau *v. K.* jene Ueberzeugung hervorzubringen, da feine Ueberfetzung an manchen Orten deutliche Spuren einer nicht zu billigenden Eilfertigkeit verräth.

Fürth, im Bureau d. Literatur: *Eugenie*, oder *die Gefahren der Leidenfchaft*. 1802. 272 S. 8. m. 1 K. (20 gr.)

In der Zueignungsfchrift wird angegeben, was der Titel verfchweigt: dafs diefes romantifche Product nicht eigner Zuwachs, fondern nur Verdeutfchung fey. Auch ohne Meldung würde diefs beym Lefen felbft fich bald ergeben haben; denn Charaktere, Sitten, Gang der Begebenheiten, Briefton und Darftellungsart, — alles ift hier nach *franzöfifcher* Art; aber auch leider nach Art der *alltäglichften* franzöfifchen Romane. Wir wollen es nicht rügen, dafs jeder, der nur das kleinfte Ahndungsvermögen befitzt, den Erfolg des Ganzen errathen kann, bevor er noch ein Drittheil des Werkchens gelefen hat. Doch die Situationen find gröfstentheils fo unbedeutend und abgebraucht — die Charaktere fo flach angegeben und ungleich durchgeführt, — felbft die Motiven fo wenig gehörig angewandt, dafs das Herz dabey nothwendig kalt bleiben mufs. Wie kann ein Vater, der es weifs, dafs feine einzige zärtlich geliebte Tochter unglücklich (und zwar durch feine Schuld unglücklich) verheirathet ift, der es zugiebt, dafs fie zwey Jahre von ihrem unwürdigen Gatten getrennt im väterlichen Hanfe lebt — wie kann der es fogar übelnehmen, dafs fie eine, noch überdiefs im Grunde unfchuldige, Liebe zu einem Andern hegt? Wie kann ein Mann, der felbft eine Mätreffe fich holt und hegt, es fogar fcharf und unmodifch ahnden, wenn feine Gemahlin eine fremde Neigung nährt? Wie kann aber auch der Liebhaber eine fo plumpe, der Entdekkung zueilende Verkleidung wählen? Kurz, wie kann alles fo fchlecht eingeleitet und gelöft werden, als hier gefchieht! Und warum mufs man erft fo unbedeutende fremde Erzeugniffe auf unfern Boden verpflanzen! Blofs der Stil ift einer günftigen Erwähnung werth; denn er ift leicht und fliefsend. Selten kommen Unrichtigkeiten vor, wie z. B. S. 259.: Ich will über Handlungen nicht richten, die aus einem Herzen, *wie dem Ihrigen*, entfpringen. — Bey einem beffern Originale hätte der Ueberfetzer vielleicht verdienten Beyfall fich erworben.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Rafereyen der Liebe*, von *Carl Gottlieb Cramer*, Verfaffer des Jägermädchens. *Erftes* Bändchen. 1801. XII u. 244 S. mit 1 Kpf. *Zweytes* Bändchen. 1802. VIII u. 200 S. 8. mit 1 Kpf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *C.* verfichert im Vorberichte des zweyten Bändchens, er habe diefe Sammlung nicht *Rafereyen*, fondern *Paroxyfmen der Liebe* nennen wollen; da aber *fein Freund, der Verleger*, ihr einmal diefen Titel gegeben, fo möge es dabey bleiben! — Ein feltfames Freundfchaftftückchen, das manchem Verleger bey manchem Schriftfteller wohl kaum fo ungerügt durchgehen dürfte! Aber freylich für *das* Potpourri, das hier Hr. *C.* dem lefeluftigen Publicum darbeut, hätten fich wohl noch zwölf Titel fo paffend und unpaffend zugleich, wie der gegenwärtige, ausfindig machen laffen. Es find — Liebesgefchichten, aufgerafft ganz ohne Plan und Auswahl, dargeftellt ganz ohne Gefchmack und Feinheit. Bey einigen derfelben ift zwar der Stoff nicht ganz verächtlich, und würde unter

Digitized by Google

ter der Schreibfeder eines guten Schriftstellers vielleicht auch eine angenehme Form gewonnen haben; dahin rechnen wir das *groſſe Loos* (Bd. I. S. 189.), den *Schwan* (I. 226.), die *Leichenpredigt* (I. 207.), auch wohl den *Naſenſtüber* (I. 53.) und den *Feuerſtoff* (II. 39.). — Aber die Art, wie ſie hier erzählt werden; wie ihnen erſt lange und langweilige moraliſch ſeynſollende Betrachtungen vorausgehen, wie ſich der Vf. dann in niedrigen, oft ſchmuzigen Beſchreibungen am allerbeſten gefällt; wie er recht ſichtlich auf ſechzehn, zwanzig und mehrere Seiten ausdehnt, was nicht viel mehr als eine Vademecums-Anekdote abgegeben hätte, verderbt alles. — Bey noch mehrern Geſchichten iſt die ganze Grundlage ſo unbedeutend, daſs ſie ſich faſt in keiner Rückſicht zur Würdigkeit des Drucks eignen konnten. Dieſs iſt der Fall beym *Theaterdichter* (II. 25.), beym *Mops* (II. 139.), *Chriſtinchen* (II. 89.), beym *Maykäfer* (I. 81.), und noch mindeſtens bey fünf oder ſechs dem ähnlichen. Faſt der ganze *zweyte* Theil beſteht aus lauter ſolchen Armſeligkeiten. — Der Stil des Vfs. und ſeine Verſe ſind zu bekannt, als daſs wir hier Proben zu geben nöthig fänden.

Berlin, b. Schöne: *General von Brunner*, oder *Verbrechen aus Edelmuth*. Schauſpiel in vier Aufzügen. 1802. 105 S. 8. (8 gr.)

Wahrſcheinlich die Probearbeit eines jungen Mannes, der malen will, ohne auch nur die erſten Grundſätze der Zeichnung zu verſtehen, und dem wir leider auch nicht den kleinſten Funken eines vielleicht noch rohen, doch künftig ſich entwickelnden, Talents zugeſtehen können! Die Scenen, wo der bisherige Wüſtling Reue fühlt, ſind ſchon in zwanzig andern Dramen weit beſſer da geweſen; und diejenige, wo er einen andern verirrten Freund auf den rechten Weg zurückzubringen ſtrebt, iſt ſo froſtig, ſo kraftlos, daſs ſich's nicht begreifen läſst, wie ſie von Wirkung hätte ſeyn können. Gleichwohl iſt ſie noch die einzige, die wenigſtens nicht ganz *unter* der Kritik ſeyn dürfte. Drollicht iſt es, daſs man ordentlich ſchwer begreifen kann, warum es „Verbrechen aus Edelmuth" betitelt worden. Ehrenfels, der alles verſpielt hat, und für den ein redlicher Mann ſich verbürgte, ſchreibt und verhandelt einen *falſchen* Wechſel, um dieſen zu erretten. — Nicht gerechnet, daſs man dieſs noch lange nicht *Edelmuth* nennen kann, ſo iſt auch der ganze Umſtand, daſs es ein *falſcher Wechſel* geweſen, nur ſo oberflächlich (S. 65.) angegeben, daſs man es kaum bemerkt, und — doch es iſt wahrlich Verſchwendung von Zeit und Mühe, ein ſolches nutzloſes, weder für Aufführung noch Leſen brauchbares Werklein umſtändlicher zu beurtheilen.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, im Magazin f. Lit.: *Neuer franzöſiſcher Briefſteller* für Schulen und Privatunterricht. 1803. 423 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Eſprit de la Correſpondance françaiſe moderne.

In den bisher gedruckten Sammlungen franzöſiſcher Briefe für die deutſche Jugend iſt nicht immer auf die Faſſungskraft derſelben gehörig Rückſicht genommen, noch weniger auf den eben ſo nöthigen Umſtand, daſs der Inhalt für ihr Herz Intereſſe habe, und zu ihrer moraliſchen Bildung ſowohl, als zur angenehmen Unterhaltung beytrage. Dieſe Erfoderniſſe findet Rec. in dieſer Sammlung recht gut befriedigt. Beſonders wird man den Familienbriefwechſel von *Fréville*, aus welchem hier das Beſte aufgenommen iſt, mit Vergnügen leſen. Aber auch in andern Fächern, z. B. Höflichkeits-, Geſchäfts-, Handlungsbriefen, Billeten u. ſ. w. finden ſich hier nachahmungswerthe Muſter. Voran geht eine Anleitung zum Briefſchreiben, welche der Herausg. aus dem Strasburger *Manuel* (1802.) mit guter Wahl auszog. Auch trifft der Anfänger ein Verzeichniſs der eigenen Namen von Perſonen, Ländern, Städten, Flüſſen u. dgl. an, wird aber mit gelehrten oder wiſſenſchaftlichen, Staats- und Liebesbriefen weislich verſchont. Uebrigens hielt es der Herausg. für zweckmäſsig, der ſogenannten Voltaire'ſchen Rechtſchreibung in dieſem Buche den Vorzug zu geben, weil ſie dem Lernenden die franzöſiſche Ausſprache in einem der ſchwierigſten Punkte offenbar erleichtert, obgleich die *Académie fr.* ſie nicht in Schutz nimmt.

Berlin, b. Frölich: *Carlo e Maria*, tradotto dal Franceſe dell' autore di Adela di Senange, da *P. L. Coſtantini*. 1802. 140 S. 8. (12 gr.)

Ebendaſ. b. Ebend.: *Madamigella di Clermont*, Novella ſtorica della Signora di *Genlis*, tradotta in Italiano da *P. L. Coſtantini*. 1803. 126 S. 8. (12 gr.)

Beide Ueberſetzungen laſſen ſich wie Originale leſen. Das Italiäniſche iſt flieſsend und rein. Rec. empfiehlt ſie daher als Leſebücher allen denen, welche die italiäniſche Sprache zu lernen wünſchen. Der Anfänger findet hier nicht die ermüdende Weitſchweifigkeit und die oft zu figürliche Wortfolge mehrerer italiäniſchen Novellenſchreiber, ſondern vielmehr die veredelte Sprache des gemeinen Lebens. Man wird beide Bücher mit deſto mehr Vergnügen leſen, da ſie mit Correctheit und Sorgfalt gedruckt ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Januar 1805.

NATURGESCHICHTE.

GENF, b. Paschoud: *Histoire des Conferves d'eau douce*, contenant leur différens modes de réproduction et la description de leur principales espèces, suivie de l'histoire des Tremelles et des Ulves d'eau douce. Par *Jean Pierre Vaucher*, Ministre du St. Evangile à Genève, Professeur de Botanique etc. à Genève. An XI. (1803.) XV u. 255 S. 4. m. 17 schwarzen Kpfrn. *)

So erfreulich es dem einsamen Wanderer seyn muss, in unwirthbaren Steppen auf einen Reisenden zu stossen, der sich an ihn schliesst, und die fernern Freuden und Mühseligkeiten der Reise mit ihm theilt: eben so angenehm war es für Rec., bey seinem Umherirren in dem noch wenig betretenen Gebiete der Algenkunde auf einen Mann zu treffen, der, von gleichem Eifer beseelt, nur nach Wahrheit sich umsah, und diese nur auf dem Wege strenger, oft wiederholter Untersuchung zu finden hoffte. Da den Rec. bisher gleiche Grundsätze leiteten, so konnten die beiderseitigen Resultate nicht anders als sich gleich seyn, und er hat die öffentliche Anzeige und Beurtheilung dieses Werks nur deshalb bisher ausgesetzt, um einige frühere Verschiedenheiten in seinen und des Vfs. Beobachtungen einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Uebrigens sind des Vfs. Untersuchungen meistentheils gleichzeitig mit denen des Dr. *Roths* und seiner Freunde; mehrere aber offenbar später, wie aus den von unserm Vf. adoptirten *Roth*'schen Benennungen erhellt. Ob er nun gleich dieser, vor ihm gemachten, Beobachtungen nicht namentlich erwähnt, so lässt doch die übrigens von ihm bewiesene Bescheidenheit keinen Zweifel übrig, dass ihm das *Suum cuique* heilig gewesen sey.

Wer sich selbst und andere über das, was bisher für die nähere Kenntniss jener merkwürdigen *Zwischenwesen* geschehen ist, die man unter dem Namen der *Wasseralgen* kennt und nicht kennt, nicht täuschen will, der kann dies alles noch für nichts weiter, als einzelne Materialien zu dem dereinst aufzurichtenden wissenschaftlichen Gebäude der Algologie ansehen und ausgeben. Alle, auch noch so bescheidenen, Vorschläge zur nähern und gleichsam stehend bleibenden systematischen Aufstellung scheinen dem Rec. daher noch viel zu voreilig und daher durchaus unnütz, und er ist überzeugt, dass jeder dünkelfreye Untersucher, entweder jetzt schon, oder bey fortgesetzten Beobachtungen, in sein bescheidenes Geständniss, dass all unser Wissen hievon nur Stückwerk sey, einstimmen werde. So lange es noch an einem allgemeinen Kennzeichen dieser grossen Familie überhaupt fehlt, und die Gränzen dieses Reichs noch so durchaus unbestimmt sind, mag das Mancherley, was die botanischen Schriftsteller bisher mit dem Namen *Wasseralgen* bezeichneten, als ein Ganzes angesehen werden, bis genauere Beobachtungen und glücklichere Nachspürungen uns in dem letzten und vollkommnen Zustande dieser Organismen, in dem Reproductions-Acte, die Kennzeichen für das Ganze und seine Theile aufstellen und die nöthigen Scheidungen begründen werden.

Nach einer kurzen Anführung der mangelhaften Kenntnisse älterer Botaniker von diesem Gegenstande und ihrer Unbekanntschaft mit der Art der Reproduction der Conferven, erwähnt der Vf. *O. F. Müllers*, als des ersten, der in der *Flora danica*, an seiner *Conferva fugalis* Tab. 883. und in den *Nov. Act. Petrop. III. hist.* pag. 80. eine besondere Art von Befruchtung bemerklich gemacht, und ihn dadurch veranlasst habe, die Reproduction der Conferven zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen. Uebrigens beschränkt sich der Vf. auf Wasseralgen, die er in dem Departement *Leman*, im *frischen Zustande*, allerdings dem günstigsten und einzig sichern — zu beobachten Gelegenheit hatte. Es ergab sich ihm eine sechsfache Art der Fortpflanzung bey den bisher sogenannten Conferven, und hierauf gründet er nun die folgende Eintheilung derselben.

Die *erste* Familie nennt er *Ectospermes*. Die doppelten Befruchtungs-Organe sitzen auswärts (meistentheils) auf Stielchen; die Röhren haben keine Scheidewände (keine *geniculà vera* nach *Roth*, aber doch Zusammenschnürungen) und sind mit einer grünen Materie oder Staub gefüllt. — [Genau ist diese Beschreibung nicht; der sogenannte Staub sitzt nicht unmittelbar an den Wänden der Röhrchen, sondern in einem besondern Schlauche (*utriculus matricalis* bey *Roth*), dessen Zusammenschnürungen an einigen Stellen eine Art von unächter Gliederung (*geniculatio spuria*) abgeben.] Diese (bey *Roth* unter der Gattung *Ceramium*

*) Wegen mehrerer interessanter Bemerkungen über ein für die Algologie so wichtiges Werk liefern wir auch diese Rec., die erst nach dem Abdrucke der frühern (1804. Nr. 342.) einging.

Die Herausg. d. A. L. Z.

Digitized by Google

ramium aufgeführte) Arten reizten die Aufmerkſamkeit des Vfs. zuerſt. Er fand kleine geſchwänzte Kügelchen im Waſſer, welche nach einiger Zeit in einen verlängerten Confervenfaden auswuchſen, und endlich ähnliche Kügelchen bekamen, welche ſich von dem Mutterfaden trennte und wieder beſondere Pflanzen wurden. Da nun auf dieſe Art die Fortpflanzung derſelben entſchieden war, ſo blieb dem Vf. zu unterſuchen übrig, ob die Kügelchen auch durch eine vorabgängige Schwängerung befruchtet worden wären. Er glaubt nun dieſe annehmen zu können, will den befruchtenden Staub in den angeſchwollenen, dunkler gefärbten Endſpitzen gefunden, und die Entladung derſelben in einer, ſich unter dem Waſſer umher verbreitenden Staubwolke, geſehen haben. Endlich meynte er, bey Unterſuchung mehrerer Arten, gar in einem verlängerten Fortſatze eine Antherę annehmen zu können. [Wozu die ängſtliche Mühe, frägt Rec., den kunſtreichen Fœcundations-Modus bey den zuſammengeſetztern vegetabiliſchen Organismen, dieſen einfachern Weſen aufdringen zu wollen? Sind denn Pollen, Antheren und Stamina durchaus nöthig? Kann man nicht viel einfacher annehmen, daſs die, in den meiſten Algengattungen wahrgenommene Vereinigung der *Körnchen (grains Vauch.)* zu einem *Klumpen (graine Vauch.)* wirkliche Begattung ſey oder ihre Stelle vertrete, und der Geſchlechtsunterſchied alſo in den einzelnen Körnchen *(grains)* zu ſuchen ſey? Von dieſen verſchieden geſchlechtigen Körnchen ſammelt ſich bey den *Ectoſpermes* ein Theil in einen kugelähnlichen Körper, auſserhalb an dem Faden, — man ſieht nämlich die Körnchen ganz deutlich aus den Röhren herausgehen, — ſie vermiſchen ſich hier, bilden wie bey den *Conjugées* unſers Vfs. einen gröſsern Klumpen *(graine)* aus welchem, wie aus dem Samenkorne oder Eye, die neue Pflanze hervorkeimt.] Die Zahl der auswendigen *granorum (capſulae Roth.)*, die bald aufſitzend, bald geſtielt ſind, liegen als Unterſcheidungs-Merkmale bey den Arten zum Grunde, die, wie der Vf. meynt, von *Linné* unter dem Namen *C. fontinalis (?)* begriffen ſind. *Decandolle* hat ſie *Vaucheriae* genannt [und *Roth* die ihm bekannt gewordenen Arten bis jetzt noch faſt alle für Varietäten ſeines *Ceramii caeſpitoſi* angeſehen.] Der Vf. meynt elf beſondere Arten unterſcheiden zu können. Rec. ſcheint dieſs zu viel zu ſeyn, da man oft an einem Faden ungeſtielte und geſtielte *grana* findet. *Ectoſperma terreſtris* ſoll *Linné's Byſſus velutina* ſeyn (?). Uebrigens trifft man ſie faſt in allen Gräben längs den Landſtraſsen und Wegen, und in den nicht ganz ſtille ſtehenden Gewäſſern, aber zu ſehr verſchiedenen Jahreszeiten an.

Die *zweyte* groſse Familie machen des Vfs. *Conferves conjugées* aus. Dieſe unterſcheiden ſich durch ganz einfache Fäden, die, vermittelſt wirklicher Scheidewände, in gleich lange Abtheilungen *(articuli)* getheilt ſind, in denen ſich, meiſtentheils in ſpiralförmigen Windungen, glänzende Punkte *(grains. Vauch.)* befinden, die nach vorabgängiger Vereinigung zweyer Fäden *(copulativ. Roth.)* in einem gröſsern runden oder rundlichen Klumpen *(graine)* zuſammenfallen. *Linné* kannte keine dieſer Arten genau. Er nannte ſie, mit einer Art von Familiennamen, *C. bulloſa*, weil die von ihnen auf der Oberfläche des Waſſers gebildete Decke gewöhnlich Luftblaſen enthält. *Müller* (in den *Act. petrop.*) war der erſte, der die verſchiedenen Arten trennte. Sie gewähren unter dem Microscope ein entzückendes, kaum vergleichbares Schauſpiel. Die, in den verſchiedenen Arten, bald kürzern bald längern *loges (articuli)* ſind mit ein- und mehrfach, ſchneckenförmig gewundenen, Haarröhren ähnlichen Schläuchen angefüllt, die in kleinen Entfernungen hellglänzende Körnchen enthalten. [Rec. mögte dieſe feinen Schläuche nicht gern *Sporangia* genannt wiſſen, wie die deutſchen Algologen ſeit Kurzem gethan haben, weil dieſs die *granula* zu *Sporis* machte, welches noch erſt zu erweiſen iſt.]

Die einzelnen Loges (Glieder) machen, jede für ſich, ein Ganzes aus; ſie ſind mit ihren geſchloſſenen Enden an einander befeſtigt, und bilden daher doppelte Scheidewände. [Rec. glaubt aber auch bey einigen Arten bemerkt zu haben, daſs die Glieder nur an einem Ende geſchloſſen, an dem andern aber offen ſind, und daſs jedes verſchloſſene Ende in das benachbarte offene eingefügt ſey.] Zu einer gewiſſen Jahrszeit (meiſtentheils im Anfang des Sommers) ſieht man an den ſich zunächſt liegenden Fäden kleine, Bruſtwarzenähnliche Anſchwellungen (meiſtentheils in der Mitte des Gliedes) entſtehen. Jede derſelben nähert ſich der, in dem gegenüberliegenden Faden befindlichen, ähnlichen Erhebung; beyde vereinigen ſich an ihren offenen Spitzen, bilden ſo eine Verbindungsröhre *(canal de communication V., tubulus transverſalis R.)* von der halben oder Viertel Dicke des Fadens der Conferve, und ſie geben, da ſie gleichſam die Sproſſen ſind, jenen beiden Fäden das Anſehn einer Leiter. Bald nachdem dieſs geſchehen, wird der regelmäſsige Stand der Windungen zerſtört; die einzelnen *Granula* des einen Gliedes gehen in den andern Faden über, und vereinigen ſich da zu einem groſsen Klumpen *(globulus, granum.)* Nicht ſelten ſieht man mehrere Fäden unter einander verbunden, aber nie ein Glied zu gleicher Zeit an zwey Stellen, und dabey bemerkt man immer, daſs das eine Glied (nicht der ganze Faden) giebt, und das andere empfängt. [Rec. glaubt, daſs jedes ſogenannte Glied *(articulus)* bey ſeiner Selbſtſtändigkeit, auch noch am Geſchlechte verſchieden ſey, d. h., daſs jedes einzelne Glied bloſs Körnchen mit männlichem oder bloſs mit weiblichem Zeugungsſtoffe enthalte, und daſs auf dieſe Art männliche und weibliche *Articuli* ohne Ordnung mit einander abwechſeln. Er glaubt hieraus erklären zu können, warum in den zwey neben einander liegenden Fäden nicht alle Glieder copulirt erſcheinen, ſondern zuweilen ihrer mehrere, ungeachtet aller Nähe, ohne Verbindung bleiben. Dieſs ſind nämlich die, in beiden Fäden ſich begegnenden, gleichgeſchlechtigen Glieder; findet ſich nun zufällig ein

Digitized by Google

ein Geschlechtsunterschied in dem Gliede des dritten nahe liegenden Fadens, so wird mit diesem die Vereinigung bewirkt. Man sieht von zwey gegenüberstehenden, wirklich copulirten Gliedern, immer das eine leer, das andere dagegen mit dem, in einen Kugel- oder Eyrunden Klumpen zusammengefallenen *granulis* von gleicher Form, in jedem Faden einer jeden Art angefüllt; nie aber zeigt sich, wie in *Hedwigs Theoria gener. et fruct. plant. cryptog.* die vergrösserte Figur 4 auf der 37. Kupfertafel es darstellt, das eine Glied mit seinem *globulo (graine V.)* und das andere mit noch ganz unzerstörten Windungen, obwohl man beide zuweilen in ihrem ungestörten Zustande erblickt. Ob nun der, den zusammengeballten *Globulus* einschliefsende *Articulus* der weibliche sey, wagt Rec. nicht zu bestimmen. Dafs übrigens diese Copulation nicht ohne Beziehung auf die Bildung des Fruchtkeims sey, ist, bey der so künstlichen Veranstaltung derselben, kaum zu bezweifeln, wenn uns auch bey dem Bemühen, eine Verschiedenheit unter jenen *Granulis* zu entdecken, die Schärfe unserer Augen und unserer Hülfsinstrumente, so wie beym Argumentiren, die Analogie gänzlich im Stiche lassen sollte.] Endlich bemerkt man, dafs der Faden allmälig aufgelöst werde und verschwinde; die *Grana (graine)* aber behalten noch einige Zeit ihre Form, bis auch sie sich an dem einen Ende öffnen, und gleichsam die Gestalt von Cotyledonen annehmen, aus denen nun der neue Confervenfaden wieder hervorgeht, und bey einer geringen Länge schon gleich den künstlichen innern Bau der Mutter zeigt. Man sieht leicht, welch ein weites Feld sich dem philosophischen Beobachter hier öffnet, und man wird den Vf. bey dieser Stelle, sollte man auch alle seine Schlüsse nicht bündig genug finden, gern begleiten. Diesen, von der gewundenen Stellung der Körnerschnüre mit dem Namen *Conjugées à Spirales* belegten Arten, gleichen, in Ansehung der wahrgenommenen Reprodnction, die sogenannten *Conjugées à etoiles*, in deren *Articulis* die, anfangs unförmliche (die *Articuli* ganz ausfüllende) Masse der *Granulorum* endlich die Gestalt eines sechs- oder vierstrahligen Sterns und zuweilen eines dreyzähnigen Kammes annimmt, ehe sie sich zu dem oftgedachten gröfsern *Globulus* vereinigt. [Das sternförmige Ansehen beruht auf den Befestigungspunkten der ganzen Körnermasse, welche hier, wie in den vorigen Arten, nicht an blofsen Fäden hangen, sondern wirklich in feine Schläuche eingeschlossen sind, wie Rec. bey sehr starker Vergrösserung wahrgenommen hat. Uebrigens bilden auch einige Arten der vorigen Abtheilung kurz vor dem Zusammenfallen der *Granulorum* einen, obgleich minder regelmäfsigen Stern, weshalb die vorgenommene Unterabtheilung so wie die gleich folgende, wohl nicht ganz genau seyn möchte.] Eine dritte, von den beiden vorigen verschiedene Coborte nennt der Vf. *Conjugées à tube intérieur.* (Dieser frey erscheinende *Tubus* hat sich blofs von den Wänden der äufsern Röhre abgerissen.) Ungeachtet der sonderbaren, in der Gestalt eines gebogenen Arms oder Knies erscheinenden Copulation, sieht man, nach des Vfs. Behauptung, die grüne Materie, in der man besonders einige gröfsere, hellglänzende Punkte unterscheidet, doch nie aus dem einen Faden in den andern übergehen. [Genau genommen hätte der Vf. sagen sollen, dafs die *ganze* Masse in den einem *Articulo* nicht in den mit ihm verbundenen andern, wie bey der vorigen Cohorte, übergehe; allein einzelne Körner treten allerdings über, und bewirken alsdann vielleicht die Fœcundation.] Aus der Gesammtmasse bildet sich dann eine gleichartige neue Conferve und bahnt sich ihren Weg durch die äufsere Röhre.

Die ganze Familie der *Conjugées* zählt vierzehn Species. *O. F. Müller* (s. dessen Abh. in den *Act. petrop.* l. c.) war des Vfs. einziger Vorgänger. Die Angabe dieses, übrigens so scharfsichtigen Beobachters microscopischer Gegenstände, sind indefs theils unrichtig, theils unvollkommen. Auch hat er weder immer die *geniculs*, noch (und nur) eine einzige Copulation der *Articulorum* beobachtet; er hält daher die *granula* für wahre *Semina*, da, wie wir gesehen haben, erst aus der Vermischung derselben ein die Art fortpflanzendes *granum* wird. Seine specifischen Unterschiede beruhen übrigens auf der Richtung der Spirallinien, sind deswegen mangelhaft, weil diese, nach dem verschiedenen Alter der Conferven, ja oft zu gleicher Zeit an einem und demselben Faden verschieden ist.

Sie scheinen ausschliefslich Bewohner des süfsen Wassers zu seyn. Die meisten der, vom Vf. beschriebenen, Arten halten sich freyschwimmend im Wasser, und senken und erheben sich nach der Beschaffenheit der Atmosphäre. [Rec. hat bemerkt, dafs Salze oder Säuren, in noch so geringer Quantität, dem Wasser beygemischt, in welchem sie sich befanden, ihren schönen innern Bau sofort zerstörten, so wie derselbe sich auch durch das Aufweichen, nach dem gänzlichen Vertrocknen, nicht wieder herstellen läfst.]

Die Arten unsers Vfs., denen Rec. die Synonyme anderer Autoren beyfügen will, sind: 1) *Conjugata princeps* (*Conf. jugalis Müller.* nach unserm Vf. Rec. glaubt aber, dafs dieses Synonym eher zu *Vaucher's Conjugata condensata* gehören möchte. *Conf. fetiformis Roth.* α) nnd β) *Conf. nitida Flor. Dan.* als ein blofs nach dem Alter verschiedener Zustand der erstern.) Sie ist unter allen hierher gehörigen Arten die dickste, und hebt, wenn man sie in einem Glase aufbewahrt, die Enden aus dem Wasser empor. Bey der Copulation erscheint sie gelblich, ist gekräuselt und knistert unter dem Drucke. Uebrigens sind in des Vfs. Zeichnung die Windungen nicht gedrängt, und die *granula* nicht zahlreich genug angegeben. 2) *Conj. porticalis. Conf. porticalis Müll.* der sie unrichtig als ungegliedert angiebt. [Rec. kann sich nicht überzeugen, dafs diefs eine wahre Art sey, vielmehr hält er sie blofs für eine Varietät von *Müllers C. quinina*, die bald mit längern, bald mit kürzern *articulis*, bald mit gedrängtern bald gestrecktern Windungen angefüllt, vorkommt. Sind die *articuli* lang, so erscheint das *granum* oder der *globulus*

Digitized by Google

bulus der vereinigten Körnchen eyförmig, ſind ſie kurz, ſo iſt er kugelförmig, weshalb Rec. die Geſtalt deſſelben durchaus nicht als ſpecifiſches Merkmal gelten laſſen kann. In der *C. porticalis* ſind die, in Geſtalt eines *W* oder *M* fortlaufenden, Körnerreihen etwas in Bogen verſchoben; Rec. trägt daher kein Bedenken, bey der Müllerſchen *C. quinina* zwey Abarten anzunehmen; α) *articulis brevibus*, d. h. *articuli*, deren Länge den Durchmeſſer gar nicht oder nur wenig übertrifft, und zieht dahin: *Conf. jugalis Müll.*, *Conf. ſcalaris Roth. Catal.* Tom. II. p. 196. *excl. Synon. Hedwigiano* und *Conj. condenſata Vauch.* Nr. 3. — β) *articulis longis*, wozu ihm *C. porticalis Müll.* und *Conf. ſpiralis Roth. Catal.* p. 202. gehören.] 3) *Conj. condenſata.* [Man vergleiche, was von dieſer in dem kurz vorhergehenden geſagt iſt. Aus Verſehen ſagt der Vf. in der lateiniſchen Diagnoſe *articulis bis longitudine latitudinem excedente*, ſtatt *vix*; denn im Franzöſiſchen ſagt er *un peu*, und nachher: *Aucune conjugée à ſpirales ne m'a paru avoir ſes cloiſons plus ſerrées*, weshalb Rec. ſie mit Recht unter *Conf. quinina* α) zu ſetzen glaubt. Befeſtigt ſah er ſie nie.] 4) *Conj. inflata.* [Statt *ſpiris laxe inflatis* muſs es *filis* heiſsen. Rec. müſste ſehr irren, wenn dieſs nicht die Rothiſche *Conf. ſordida Catal.* I. p. 177. wäre; obgleich die Beſchreibung, am angeführten Orte, nur denjenigen Zuſtand ſchildert, wo die *articuli* zwar ſchon *ex ovali, oblongi*, aber noch nicht copulirt waren. Sie kommt in des Rec. Gegend eben nicht häufig vor; oder er hat ſie wegen ihrer groſsen Aehnlichkeit mit *Conf. genuflexa R.* überſehen; denn nicht allein dem bloſsen Auge erſcheint ſie im Waſſer wie die eben gedachte Art in ihrem hohen Alter, ſondern auch unter dem Microſcope zeigt ſie ſich in knieförmigen Biegungen]. 5) *Conj. adnata.* [Rec. trägt nach dem Vorgange der Hnn. *Weber* und *Mohr* in *Groſsbrittaniens Conferven* zweytem Hefte im Anhange S. 27. kein Bedenken, dieſe Art als Synonym zu Nr. 1. zu ſetzen, obgleich unſer Vf. an ſeiner *C. adnata* einen Befeſtigungspunkt, als charakteriſtiſch, bemerkt, den er wahrzunehmen noch nie Gelegenheit hatte.] 6) *Conj. elongata* iſt, ſowohl nach der Beſchreibung, als nach einem Rothiſchen Original-Exemplare, *Conf. ſpiralis R.*, wofür des Rec. ſcharfſinnige ebengenannte Freunde, am angef. Orte, ſie auch halten, mit denen er ſich über die andern, dort vorkommenden, Diserepanzen wohl zu vergleichen hofft. *Müllers C. pinctalis* ſcheint übrigens auch ihm durchaus nicht hieher zu gehören.

Die *zweyte* Abtheilung machen des Vfs. *Conjugées à etoile* aus. [Genau genommen kann, wie es Rec. dünkt, das mehr oder weniger ſternförmige Anſehen der Körnermaſſe in den *Articulis* wohl kein unterſcheidendes Merkmal abgeben: einmal, weil es bey den meiſten dieſer Arten offenbar der ſchon etwas zerſtörte Zuſtand iſt, und dann, weil einige Species der vorigen Abtheilung, wenn ſie etwas ſtark gerüttelt werden, ebenfalls ein ſolches Ausſehn bekommen.] Der Vf. zählt 13 Arten, von denen die *Conj. luteſcens, Stella obliterata duplici, longitudine tubi, latitudinem bis ſuperante* die gewöhnlichſte in allen Gräben iſt, und durch ihre ſchöne, hellgelbe Farbe gleich in die Augen fällt. Der Vf. vermuthet, daſs *Linné* unter dem Namen *C. bulloſa* vornehmlich dieſe vor Augen gehabt habe. [Aber *Linné* giebt ja ſeiner *Conf. bulloſa filamenta ramoſa*, welches bey der *Conj. luteſcens Vauch.* (— der *Conf. bipunctata Roth. C. bulloſa Hedw. Theor. gen. et fruct.* —) ſo wie bey keiner der *Conferves Conjugées* der Fall iſt. Es iſt aber ohnehin ausgemacht, daſs *L.* hier bloſs den *Dillen* nachſchrieb, in deſſen Herbarium, zu Oxford, ſich unter dem Namen *Conferva paluſtris bombycina* die *Conf. divaricata R.* gemiſcht mit der *C. capillaris R.* befindet, wie Rec. aus dem ihm aus jener Sammlung mitgetheilten Fragmente beweiſen kann. Daſs übrigens die Körnermaſſe noch in einem beſondern Schlauche ſitze, ſieht man an den Zuſammenſchnürungen deſſelben im trocknen Zuſtande dieſer Conferve.] Unter die Abtheilung *Conjugées à tube intérieur* bringt der Vf. zwey Arten, *C. angulata* (*C. genuflexa R.*) und *C. Serpentina*, die wohl nicht ſpecifice verſchieden ſeyn möchten.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, im Magazin f. Lit.: *Wochenſchrift für Frauenzimmer.* — *Erſter* Jahrgang. 1803. Januar bis Jun. incl. 396 S. Jul., Aug., Sept. 208 S. gr. 8. mit illuminirten Moden- u. andern Kpfrn. und Muſik-Beylagen. (Der Jahrg. 3 Rthlr. 16 gr.)

Was dieſs Wochenblatt bringt, ſagt der Prolog: Neuheit ſey der Reiz des Lebens.

> Darum was die Grazien geboren,
> Was Apoll und was Cytherens *Reich*,
> Was Merkur und was die jungen Horen
> Neues liefern, bringt dieſs Blättchen *euch*.

Mit dieſem poetiſchen Verſprechen muſs man es wohl nicht zu genau und zu buchſtäblich nehmen; denn nicht alles, was auf den Putztiſchen der Herausgeber ausgelegt wird, dürfte für ächtes Göttergut gehalten werden. Daſs jegliches Stück mit einer Ueberſicht der Weltbegebenheiten anfängt, iſt wohl nicht ganz im Sinne der Frauenzimmer, welche die Politik im Ganzen herzlich haſſen, wiewohl dieſe Ueberſichten ſonſt, ſo viel es anging, nach ihrem Geſchmack zugerichtet ſind. Bey den andern proſaiſchen und poetiſchen (auch manchen unpoetiſch poetiſchen) Aufſätzen äſthetiſcher, philoſophiſcher, naturhiſtoriſcher und andrer Art, — denn kein Stoff, der ſich für das ſchöne Geſchlecht fruchtbar bearbeiten läſst, wird ausgeſchloſſen — iſt auf Mannichfaltigkeit, Neuheit, äſthetiſche und ſittliche Grazie geſehen worden. Die häufigen Kritiken über Romane möchten die Lüſternheit eher locken, als die unmäſsige Begierde nach Romanen-Leſereyen erſticken.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 11. Januar 1805.

NATURGESCHICHTE.

Genf, b. Paschoud: *Histoire des Conferves d'eau douce* — Par *Jean Pierre Vaucher* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 9. abgebrochenen Recension.*)

Die *dritte* Familie bey unserm Vf. ist *Hydrodictye* (nach *Roth*) überschrieben, und begreift das unter dem Namen *Conf. reticulata L.* oder *Hydrodictyum majus R.* bekannte, von unserm Vf. *Hydrodictyum pentagonum* genannte, äuserst merkwürdige Wassergewächs. Es besteht meistentheils aus fünf- oder sechsseitigen Maschen, von denen jede Seite eine für sich bestehende Röhre bildet, in welcher man bey gehörigem Alter der Pflanzen, und bey starker mikroskopischer Vergrösserung derselben, ein Ganzes, der Mutter ähnliches, Netzchen findet, so dass die Vermehrung dieser Gattung darin besteht, dass sich die durch den äusern dünnen Schlauch blos an ihren Enden zusammenhangenden Seiten losreissen, sich an allen ihren Punkten erweitern und so eine unendliche Menge neuer Netze bilden. Diese Vermehrung geschieht in der gehörigen Jahrszeit sehr schnell. [Rec., der sie im Jun. und Jul. auf seinem Zimmer beobachtete, fand, dass man für ihre Verlängerung, im Durchschnitte, Anfangs wöchentlich einen halben, und nachher einen ganzen Zoll annehmen könne.] Das auffallendste Beyspiel von *Einschachtelung*, sagt unser Vf., welches bisher beobachtet worden. Die einzelnen hellen Punkte (*granula*), die sich in den Röhrchen finden, hält er für die männlichen Organe.

Die *vierte* Familie begreift des Vfs. *Polyspermes*, *Conf. fluviatilis L.*, in sich. Eine gröbere Textur, dunklere Farbe, ungleiche Wülste in bestimmten Entfernungen, die ihnen das Ansehen von Antennen einiger Insecten geben, zeichnen die hierher gehörigen Arten vor allen andern aus. [Die ganz eigene Beschaffenheit und der, fast in allen Theilen, abweichende Bau unterscheidet diese Conferven so sehr, dass sie wohl in Zukunft als eine eigene Gattung auftreten möchten, für welche der Rec. den Namen *Mohria* zu empfehlen wagt, da das Publicum der scharfsinnigen Untersuchung des Dr. *Mohr* die vortreffliche Frucht-Analyse verdankt, die sich im Schraderschen *Journal für die Botanik* von 1803 befindet. Uebrigens wird, statt der vom Vf. hierher gerechneten *Conf. glomerata L.* (*Conf crispata Roth*), die vom Hn. Dr. *Roth* zuerst von der *Conf. fluviatilis L.* (*Dillen.* 47.) getrennte *C. torulosa* (*Dillen.* 48.) die nächsten Ansprüche an Verwandtschaft haben.]

Die, zur Fortpflanzung der Art dienlichen, Organe finden sich bey der *C. fluviatilis* in den Wülsten (bey der *Conf. torulosa* in den Interstitien zwischen derselben), und bestehen in Rosenkranzähnlichen, einfachen, gegliederten Fäden, die zu gehöriger Zeit aus dem Innern der Pflanze hervortreten, und deren einzelne Kügelchen (die, nach *Mohr's* Beobachtung, grüne, staubähnliche Körnchen enthalten) sich eins nach dem andern trennen und das junge Pflänzchen hervortreiben. Zuweilen entwickelt sich dasselbe schon in dem Innern der Mutterpflanze selbst, und davon bilden sich denn die feinen Büschel (*houppes*) um die Wülste.

Zur *fünften* Familie zählt Hr. *Vaucher* die *Batrachospermes*, und bezeichnet mit dieser, von *Roth* eingeführten, Benennung die *Conservae gelatinosae* (zu denen er aber auch die *Rivulariae* eben dieses Vfs. rechnet). Eine sehr merkwürdige, bis jetzt noch unerklärliche Erscheinung an diesen Gewächsen ist ein langer (gegliederter) durchsichtiger Faden, der sich, im ungestörten Zustande der Pflanze, an jeder Endspitze befindet, und von welchem der Vf. vermuthet, dass es wohl ein Abführungs-Canal für die befruchtende männliche Feuchtigkeit seyn möchte. [Rec. führt hiebey an, dass die, aus den Warzen auf der Oberfläche des *Fucus vesiculosus* und *serratus* im frischen Zustande hervortretenden, so oft missgedeuteten Fäden, blos durch ihre Kürze sich von diesen unterscheiden.]

Die schwarzen Körnchen, die der Vf. zuerst an dem *Batrachospermo moniliformi* entdeckte, leiteten ihn auf die Untersuchung der Reproduction dieser Arten, und er fand, dass diese, aus den abgerissenen *Articulis* (*anneaux*) gebildeten, Körnchen ihm junge Pflanzen gaben. Aehnliche Körnchen, aber von weisslicher Farbe, entdeckte er im Innern der *Batr. mamelonné*, und auch diese brachten die Art hervor.

Seine *Batrachospermes* zerfallen in zwey Abtheilungen. a) *rameſiées.* 1) *B. moniliforme Vauch. Roth.* [Taf. XI. fig. 1. u. 4. Bey dieser und den übrigen Nachweisungen auf die Kupfertafeln, finden sich in dem Werke selbst Druckfehler, welche nach den hier folgenden Angaben berichtigt werden müssen], ist die Linnéische *Conf. gelatinosa*, und *Weissens Chara Batrachospermum.* Sie erscheint von verschiedener Farbe und Dicke nach Jahreszeit und Standorte. 2) *B. plumosum* (Taf. XI. fig. 2. u. 4. ist *Roth's Conf. mutabilis*). 3) *B. glomeratum* (Taf. XII. 1. u. 3. *Conf. Chara Roth. Mſpt. Girod Chantrans* beschreibt unter Nr. 9. nicht, wie der Vf. meynt, diese Art, sondern das *Batr. moniliforme.*) b) *à mamelons.* 4) *B. fasciculatum*

Digitized by Google

latum (Taf. XIII. fig. 1. 2. *Rivularia endiviaefolia Roth. Tremella palmata Hedw. fil.* Wenn dieſs, wie aus der Beſchreibung nicht deutlich erhellt, nicht etwa *Riv. confervoides R.* iſt, ſo wundert es den Rec., wie dieſe Pflanze, die in ſeiner Gegend, im nördlichen Deutſchland, von der gewöhnlichen Gröſse eines Zolls bis zu vier, ja fünf Zoll aufwächſt, in den ſüdlichen Gegenden ſo klein bleiben ſollte. 5) *B. intricatum* (Taf. XII. fig. 2. 3. *Riv. elegans R.*)

Der, die ſechſte und letzte Conferven-Familie enthaltende Abſchnitt iſt *Prolifères* überſchrieben, und begreift diejenigen Arten, an denen man, auf eine den Vegetabilien nicht fremde Weiſe, die junge Brut längs den Röhren aus beſondern Anſchwellungen hervorgehen ſieht. Zu dieſer Familie rechnet der Vf. die noch übrigen, ſeiner Meynung nach wahren Conferven, von denen die meiſten einfache oder unäſtige Fäden, und durch Scheidewände abgetheilte, mit hellen *Granulis* verſehene, Glieder haben. Da der Vf. ſelbſt geſteht, daſs er dieſe Familie mit geringerer Aufmerkſamkeit als die übrigen unterſucht habe und unterſuchen können, ſo iſt Rec. dieſer Bemerkung überhoben. Der Vf. giebt die Fortpflanzungsart ſo an: Wenn die *Prolifères* im Begriff ſind, ſich zu vermehren, ſo ſieht man die Fäden an mehrern Stellen walzenförmig anſchwellen und ſich mit einer ſtaubartigen Materie bedecken. An dieſen Stellen kommen dann zahlreiche Fädchen hervor, die ſich ſchnell verlängern, Scheidewände zeigen, und ihre völlige Gleichheit mit der Mutter verrathen, von welcher ſie ſich dann trennen, um ein neues dem alten ähnliches Individuum zu bilden. Uebrigens wird man das paraſitiſche Wachſen einiger Arten von Conferven auf andern, mit dieſer Reproduction zu verwechſeln, nicht in Gefahr ſeyn, wenn man nur auf die Gleichheit oder Ungleichheit zwiſchen den gröſsern und kleinern Individuen achtet. Folgende Arten ſind beſchrieben und abgebildet: 1) *Prolifera rivularis. Conferva rivularis L.* 2) *P. crispa.* (*Conf. rivularis* der *Flor. Dan.*, welche mit jedem Frühlinge in Rec. Gegend mit ſolchen *Surculis hamatis*, als der Vf. abbilden laſſen, erſcheint.) 3) *P. floccoſa.* (*Conf. compacta R.*, ſie nähert ſich den *Oscillatoriis* unſers Vfs.) 4) *P. veſicata. Conf. veſicata Müll* nach unſerm Vf., dieſe ſcheint aber Rec. irgend ein *Ectoſperma* zu ſeyn. 5) *P. compoſée. (Conf. capillaris R.)* 6) *P. paraſitica*, ſchmarotzend auf *Conf. glomerata*, auf welcher man in Rec. Gegenden beſtändig die *Conferva (?) flocculoſa R.* antrifft.

So mannichfaltig ſind alſo die Erſcheinungen bey dem Reproductions-Geſchäfte einer kleinen Anzahl von Organismen, die man bisher, ohne auf dieſen ihren vollkommnen Zuſtand Rücklicht zu nehmen, unter Eine Kategorie bringen zu können glaubte. [So ſehr nun auch Rec. den ſcharfſinnigen Beobachtungen, der gewiſſenhaften, treuen Darlegung und dem muſterhaften Fleiſse des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren läſst, wozu, bey einiger Bekanntſchaft mit den groſsen Schwierigkeiten des Unternehmens, eine nur gemeine Billigkeit gehört: ſo bleiben doch noch ſo viele Fragen über das Reproductionsgeſchäft dieſer Weſen unbeantwortet, ſo viele Zweifel unaufgelöſt, daſs Rec. durchaus gegen alle, aus den bisher gemachten Beobachtungen zu ziehenden Reſultate, vor der Hand noch proteſtiren muſs. Um nur Eine der Hauptfragen aufzuwerfen: — Was ſind die hellen Punkte (*granula*) in den Conferven-Röhren, deren Vereinigung zu einem *globulo* nöthig iſt, wenn ſie ein *granum* werden und die Art wieder hervorbringen ſollen? Daſs ſie an und für ſich ſelbſt keine Samenkörnchen (*Sporae*), wenigſtens nicht in allen Arten ſind, obgleich die Algologen ſie oft dafür anſehen, iſt wohl ausgemacht. Wie nun aber, wenn Rec. bey allem Mangel an vorgefaſsten Meynungen über dieſe Theile, und nach mancher freywilliger und abgenöthigter Zertrümmerung ehemals aufgebauter Hypotheſen, zuerſt am 5ten Jul. 1801. und nachmals oft wiederholt, die *Granula* aus den Röhren der *Conf. compacta R.*, nachdem dieſelbe *Eine Nacht im friſchem Waſſer* gelegen, verſchwunden, und ſtatt derſelben die Taſſe mit einer unzählbaren Menge kugelförmiger, ſchnell ſich bewegender Infuſionsthierchen (*monades?*) von durchaus gleicher Geſtalt und Farbe mit den *Granulis* angefüllt fand, die am dritten Tage ſich auf den Boden des Gefäſses ſenkten, ſich einander näherten, gleichſam zuſammenſchmolzen, unter dem Microscope durchaus keine Bewegung mehr zeigten, am fünften Tage an beiden Seiten zu einem, eine Linie langen Stäbchen, und ſo unter beſtändiger Verlängerung in eine, der Mutterpflanze ganz ähnliche, neue fortwuchſen, — was ſoll er ſich denn bey dieſem ſchnellen Zirkelgange aus dem vegetabiliſchen ins animaliſche, und aus dem animaliſchen wieder ins vegetabiliſche Leben denken? Rec. ſind *Girod-Chantran's* oft zu raſche und auf zu flüchtige Beobachtungen gegründete Schlüſſe recht wohl bekannt, und unſer Vf. macht die richtige Bemerkung, daſs die in faulichtem Waſſer ſich ſchnell erzeugenden Infuſionsthierchen ihn oft zu irrigen Vorſtellungen von den Conferven verleitet hätten. Allein Rec. Beobachtung iſt von dieſer Seite her nicht anzugreifen, und er kann daher nach ſeinen mehrjährigen Unterſuchungen eine Beziehung zwiſchen einigen jener microskopiſchen Thierchen und einigen bisher unter die Waſſeralgen gebrachten Naturkörper durchaus nicht bezweifeln. Seine Aufforderung an Forſcher und Kenner dieſer Geſchöpfe kann alſo nicht dringend genug ſeyn, denſelben ihre ganze Aufmerkſamkeit in fortgeſetzten Beobachtungen zu ſchenken, dieſe Beobachtungen ehrlich mitzutheilen und es dann dem Phyſiologen, der aber durchaus nicht bloſs *Botaniker* ſeyn darf, zu überlaſſen, was für Reſultate er für Biologie und Syſtematik daraus zu ziehen habe.]

(*Der Beſchluſs folgt.*)

GESCHICHTE.

UPSALA: *Uthaft til Föreläsningar öfwer Svenſka Hiſtorien* (Entwurf zu Vorleſungen über die ſchwediſche Geſchichte), af *Eric Michael Fant.* Förſta Stycket.

Digitized by Google

Stycket. 161 S. II. St. 152 S. III. St. 186 S. 1803. IV. St. 1804. 263 S. 8.

Der Vf. hat den gröfsten Theil seines Lebens der schwedischen Geschichte gewidmet, und das Publicum hat seinen Bemühungen auch manche schätzbare Aufklärung, manche aus der Dunkelheit hervorgezogne Urkunde zu danken; allein schon in seinen frühern Arbeiten vermifst man, wie in der gegenwärtigen, nur zu oft eine gründliche Kritik, eine sorgfältige und zweckmäfsige Auswahl. Dieser neue Entwurf, über dessen Bestimmung Hr. *F.* sich nicht erklärt, *scheint* zum Gebrauch solcher Leser verfafst zu seyn, die sich eine Uebersicht der schwedischen Geschichte verschaffen wollen und das mühsame Studium der Quellen und die bändereichen und immer nur unvollständigen Werke *Dalin's* und *Lagerbring's* scheuen; zum akademischen Handbuch ist er durchaus nicht geeignet; er ist viel zu sehr mit Nebendingen überladen und bey weitem nicht mit gehöriger Präcision abgefafst, um der Jugend eine leichte und klare Uebersicht zu gewähren. — Das erste Stück geht bis auf Gustaf I. In der Einleitung handelt der Vf. von den Quellen; allein die rhapsodischen Bemerkungen über *Pytheas* von Marseille, *Tacitus*, *Jordanes* u. a. gehören gar nicht dahin; über die Edda spricht er nach *Ihre*, die sogenannte jüngere Edda schreibt er dem *Snorre Sturleson* zu, der doch höchstens nur einen sehr entfernten Antheil daran hatte; aber wie gehört sie zu den Quellen der schwedischen Geschichte? Neben den schriftlichen Hülfsmitteln handelt Hr. *F.* auch von den Alterthümern, ein Abschnitt, der für das vorliegende Buch gar nicht pafst; denn die wahre Geschichte kann auch nicht ein einziges brauchbares Factum aus ihnen entlehnen. Der ganzen Einleitung wäre überhaupt gröfsere Bestimmtheit und Ordnung zu wünschen; wenigstens kann der Kritiker durchaus nicht damit zufrieden seyn; noch weniger dürfte dieser Fall bey dem ersten oder dem heidnischen Zeitalter eintreten. Der Vf. wiederholt alle die Mährchen der Isländer, ohne sich zu einer erklärenden Ansicht derselben zu erheben. Die kurze Skizze des Lebens und der Sitten, die den Abschnitt beschliefst, ist nicht nur sehr unvollständig und verwirrt, sondern enthält auch viele durchaus unrichtige Angaben. Die zweyte Periode, welche die katholische Zeit umfafst, enthält wiederum eine Menge Thatsachen von den Regenten, aber ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Resultat. Alle übrige Gegenstände, die der Betrachtung werth sind, die eigentliche Staatsgeschichte, die Finanzen, der Handel u. s. w. werden fast mit keiner Sylbe erwähnt. — In den folgenden Theilchen handelt Hr. *F.* die Zeit ab, worin Schweden eine entscheidende Rolle in der Welthistorie einnimmt und dem denkenden Geschichtschreiber einen höchst interessanten Stoff darbietet. Das *zweyte* Stück geht bis auf K. Gustaf Adolph, das *dritte* beschreibt die Schicksale Schwedens unter Gustaf Adolph und Christina, und das *vierte* liefert die Geschichte Karls X. und seines Nachfolgers Karls XI. Unläugbar ist besonders in den beiden letzten Heften manche brauchbare Notiz gegeben, manche nicht allgemein bekannte Andeutung mitgetheilt; aber der Mangel aller Ordnung, die Menge von unnöthigen und kleinlichen Nebensachen, die mitten unter die wichtigsten Begebenheiten geworfen sind, die wenige Rücksicht, die der Vf. auf die Geschichte des Volks, seiner Cultur und Sitten, der Industrie u. s. w. genommen hat, weisen dem Buche nur eine sehr untergeordnete Stelle in der historischen Literatur an. Was sollen z. B. die trivialen Anekdoten von den Gelehrten, die an Christina's Hof gelebt haben (III. S. 168.), nützen? Wen geht es an, wie oft sich Karl XI. Krankheits halber in seinen Zimmern halten mufste u. d. m.? Die Thatsachen sind chaotisch zusammengehäuft, und man ist nicht im Stande, eine deutliche Vorstellung von der Verfassung des Landes und dem Charakter der handelnden Personen aus ihnen abzuziehen. Der Vf. scheint diese Mängel seines Buchs selbst gefühlt zu haben: St. III. S. 67. im Anfang der Geschichte Christina's beginnt er ganz unerwartet mit einer Aufzählung der Forderungen, die man an die Geschichte machen kann, und um den Schein zu haben, als wenn auch er sie zu erfüllen suche, wirft er einen flüchtigen Blick auf die vorletzten Regierungen. Hätte der Vf. in der Manier, wie S. 68 — 74 geschrieben sind, sein ganzes Buch abgefafst, so würde er nicht nur ein sehr brauchbares, sondern auch zugleich ein äufserst unterhaltendes Werk geliefert haben. Die Quellen, die zum Grunde liegen, werden in der Regel nicht angegeben: nur — Rec. sieht nicht ein, warum allein hier — bey Christina wird eine Ausnahme gemacht, und Hr. *F.* äufsert sich ziemlich weitläuftig über die Hülfsmittel, die benutzt werden müssen. Uebrigens ist hier und dort, obgleich sehr sparsam, ein Citat beygefügt; es scheint, als wenn der Vf. auf neue oder unbenutzte Zeugnisse aufmerksam machen wollte, aber sie werden sehr oft bey sehr unwichtigen Vorfällen angebracht, und sind überhaupt viel zu selten. Die Darstellung ist durchaus vernachläfsigt, der Stil ist ohne Reize und ermüdet.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, b. Stettin: *Historisches, statistisch-topographisches Lexicon von Frankreich und dessen sämmtlichen Nebenländern und Provinzen, nach der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung. Dritten* Bds *zweyte* Abtheil. 1802. 18 Bog. gr. 8. (16 gr.)

Bey der letzten Erwähnung dieses Werks in den Ergänzungsblättern (Jahrg. IV. Bd. I. S. 167) bemerkten wir, dafs vom *dritten* Bande desselben im J. 1799. nur die erste Abtheilung erschienen und in derselben das letzte Wort *Marey* sey. Warum Verfasser und Verleger die Käufer auf die zweyte Abtheilung drey Jahre lang warten liefsen, können wir nicht errathen, indem weder Vor- noch Nachrede bey dieser Abtheilung sich befindet. Diese Abtheilung beginnt mit dem

Digitized by Google

Worte *Marmoutier* und endigt mit *Nyort*. Unſres Wiſſens iſt die Fortſetzung oder der Beſchluſs bis dieſe Stunde nicht erſchienen; vermuthlich weil jetzt der Vf., Hr. *Ehrmann*, in Weimar mehr zu thun hat.

Unter die längern und vorzüglichern Artikel gehören: *Marſeille*, *Meaux*, *Metz*, *Montauban*, *Montpellier*, *Narbonne*, *Navarra*, *Nismes* und *Normandie*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Paris*, b. Magimel: *Notice ſur la vie et les ouvrages du Général d'Arçon*, membre du ſénat conſervateur etc. Par *Girod-Chantrans*, ancien officier du génie. au X. (1802.) 83 S. kl. 8. — Der Vf. dieſer kleinen Schrift ſtand mehrere Jahre mit d'Arçon in nahen Verhältniſſen, und dieſs, wie auch mehrere von andern zoverläſſigen Männern ihm mitgetheilte Umſtände, *d'A.* betreffend, ſetzten ihn in Stand, leſenswerthe Notizen über das Leben nnd die Schriften dieſes berühmten Mannes zu liefern. Ueberdieſs war ihm die Ausarbeitung derſelben — wie ſich aus der Vorrede ergiebt — durch die Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte des Departements du Doubs aufgetragen worden. Rec. glaubt ſich das militäriſche Publicum zu verpflichten, wenn er einen kurzen Auszog aus dieſer Schrift, die vielleicht nicht einem jeden Verehrer *d'A's* in die Hände fallen dürfte, liefert. Jean-Claude Eléonore Lemichaud, unter dem Namen D'Arçon bekannt, wurde im J. 1733. zu Pontarlier geboren. Sein Vater, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter nnd Redner, beſtimmte ihn zum geiſtlichen Stande, und verſchaffte ihm zu dieſem Behufe ein Canonicat in der Abtey Montbenoit. Allein der feurige Jüngling hatte durchaus keinen Hang zu dieſem Stande; verwandte daher nur wenig Fleiſs auf die Erlernung der lateiniſchen Sprache, und entwarf dagegen deſto mehr Zeichnungen von Feſtungswerken. D'Arçons Vater, dem dieſes nicht entging, ſchien dieſen Hang ſeines Sohnes, entweder nicht bemerken zu wollen, oder er glaubte, daſs dieſe Neigung vorübergehen würde; und er blieb daher bey ſeinem Entſchluſſe, aus ſeinem Sohne einen geiſtlichen Herrn zu machen. Als aber einſt der junge d'Arçon das geiſtliche Gewand ſeines Gemäldes — in welchem der Vater ihn hatte darſtellen laſſen — eigenhändig mit einer Ingenieur-Uniform vertauſcht hatte: ſo änderte der Vater ſeine Geſinnung, und wer nun ernſtlich bedacht, ſeinem Sohne die für den zu ergreifenden Stand nöthigen Vorkenntniſſe zo verſchaffen. Er ſchickte ihn daher im J. 1754. nach der bekannten Schule zu Mézières, wo der junge *d'A.* bereits nach einem Jahre zum Grade eines *Ingenieur ordinaire* ſtieg. Im J. 1761. zeichnete er ſich, ob zwar noch im niedern Grade, bey der Belagerung von Caſſel aus. Nach geendigtem Kriege wurde er abwechſelnd in verſchiedenen Plätzen des Reichs angeſtellt. Im J. 1774. erhielt er vom franzöſiſchen Gouvernement den Auftrag, durch Aufnahme eines Theils des Jura-Gebirges und des Wasgau, zur Anfertigung der von Bourcet aufzunehmenden Karte der Gränz-Alpen beyzutragen, und auch hier zeichnete er ſich durch zweckmäſsige Arbeit aus. Während dieſer Arbeit nahm *d'A.* Theil an den literariſchen Discuſſionen über die tiefe und dünne Schlachtordnung. Erſtere, oder das Colonnenſyſtem, wurde wie bekannt, durch den Ritter Follard und Menil Durand, letztere aber durch Guibert verfochten. Unſer d'Arçon erklärte ſich ebenfalls für erſtere, oder für die Colonne, und nun erhob er ſich gegen das von Guibert angenommene Syſtem, und ſuchte deſſen dünne Schlachtordnung durch zwey Flugſchriften, die 1774. und 75. unter dem Titel: *Correſpondance ſur l'art de la guerre*, herauskamen, zu bekämpfen. Späterhin ergriff er dieſes Streits wegen noch Einmal die Feder. — Im J. 1780. machte er ſeinen Entwurf zur Eroberung von Gibraltar, der wie bekannt ausgeführt wurde. Dieſe mislungene Unternehmung veranlaſste eine kleine Schrift, betitelt: *Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire du ſiège de Gibraltar, par l'Auteur des Batteries flottantes*. Cadix 1784. Eine andere Arbeit d'Arçons beſtand darin, daſs er den Hafen von Toulon, durch Befeſtigung einiger dominirenden Landſpitzen, gegen ein feindliches Bombardement zo ſichern ſuchte. Hiernächſt verfaſste er eine kleine Abhandlung durch welche er den Nutzen der mit Reverſeuer verſehenen Rednits in den Lunetten zu erweiſen ſnchte. Zu Anfange der Revolution erhielt er den Auftrag, den St. Bernhardsberg zu recognoſciren, um zu erforſchen, ob man den Durchgang der franzöſiſchen Truppen nach Italien durch jene Defileen etwa begünſtigen könnte. Allein er wurde während der Ausführung dieſes Auftrags von einigen unruhigen Köpfen als Contrerevolutionair verſchrieen, und begab ſich nun nach St. Germain zurück, wo er in der gröſsten Verborgenheit lebte. Man zog dieſen talentvollen Mann aber bald wieder aus ſeiner Einſamkeit hervor, und er wurde onn bey der zor Invaſion Hollands beſtimmten Armee als Diviſionsgeneral angeſtellt. — Hier ſoll er viel zur Uebergabe von Breda nnd anderer feſten Plätze beygetragen haben. Seine Geſundheit litt aber in dieſem Feldzuge ſehr, und neue Verläumdungen waren die Veranlaſſuog, daſs er ſich von neuem zurückzog, um wenigſtens Schutz gegen letztere zu ſuchen. Allein aoch hier wurden die Talente *d'A's* anerkeunt, indem er ſelbſt in den Schreckensjahren von 1792. und 1793. vom Comitée der Fortification nm ſeinen Rath befragt wurde. Während dieſer Zeit ſchrieb er anch ſein berühmtes Werk: *Conſidérations militaires et politiques ſur les Fortifications*. Späterhin wurde er vom National-Inſtitut nnd von der Geſellſchaft des Ackerbaoes und der Künſte des Departements dn Doobe als Mitglied aufgenommen. Nach dem 18ten Brumeire wurde er durch den erſten Conſul nach Paris berufen, zum Mitgliede dee Erhaltungsſenats vorgeſchlagen, und ohne Widerſpruch aufgenommen, genoſs aber dieſe Auszeichnung nicht lange: denn er ſtarb bereits im J. VIII. in einem Alter von 67 Jahren an den Folgen eines hitzigen Gallenfiebers. — Ungern vermiſst Rec. in dieſem leicht geſchriebenen Werkchen, dss ſich auch über *d'A's* moraliſchen Charakter verbreitet, die Anführung des gelehrten Streits d'Arçoos mit Montalembert, nnd die hierdurch veranlaſsten Schriften jenes erſtern gegen den berühmten Vf. des Perpendicular-Syſtems. Zur Ergänzung dieſer Lücke theilt Rec. die ihm hierüber bekannt gewordenen Schriften mit. 1) *Conſidérations ſur l'influence du Génie de Vauban dans la balance des forces de l'état.* Ohne Angabe des Druckorts. 178.. 79 S. gr. 8. — 2) *Réponſe aux Mémoires de M. de Montalembert, publiés en 1790., ſur la fortification dite perpendiculaire, la compoſition des caſemates inexpugnables, la multiplication illimitée des bouches à feu, le projet d'enceindre le Royaume par des lignes imprenables, et autres idées d'une apparence très-importante; pour ſervir d'apologie aux principes obſervés dans le Corps-royal du Génie. Par le Colonel d'Arçon.* Paris 1790. 116 S. gr. 8. — 3) *Des Fortifications et des Rélations générales de la Guerre de ſiège, pour ſervir de Réponſe au dernier ouvrage de Maro-René Montalembert; par le citoyen Michaud, Inſpecteur des fortifications.* Paris chez Magimel. An 2 de la Rep. fr. 68 S. gr. 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Januar 1805.

NATURGESCHICHTE.

GENF, b. Paschoud: *Histoire des Conferves d'eau douce* — Par *Jean Pierre Vaucher* etc.

(*Beschluss der in Num. 10. abgebrochenen Recension.*)

Zum Schlusse seiner Abhandlung über die Conferven giebt der Vf. eine Recapitulation, wodurch man das Ganze mit einem Blicke übersehen kann, und macht mehrere interessante Bemerkungen. Durch die Art ihrer Entwickelung, durch den Mangel an Locomotivität und durch die Resultate chemischer Untersuchungen würde, sagt er, *seinen* Conferven ihre Stelle unter den *Pflanzen* angewiesen, und er trennt daher einige von andern Algologen zu den Conferven gezogenen Arten, die er unter dem Desaussurischen Namen *Oscillatoires* zu seinen Tremellen bringt, von denen er anhangsweise handelt.

Der Begriff *Tremelle* ist bey den bisherigen Botanikern sehr unbestimmt, und der Name bezeichnete die verschiedenartigsten Dinge, die blos nach dem äussern Ansehen einander zugesellt waren. (*Roth's* nähere Bestimmung dieser und der verwandten Gattungen in den *Neuen Beyträgen* sind von spätern Dato.) Hr. *Vaucher* theilt sie in *zwey* Gattungen, von denen die *erste* die fadenförmigen Tremellen begreift, die er von der an ihnen wahrzunehmenden pendulartigen Bewegung *Oscillatoires* nennt; zur *zweyten* gehören die *Nostocs* oder eigentlichen Tremellen der Botaniste, mit Ausschluss aller derer, die im Innern keine articulirte Fäden enthalten.

Die *Oscillatorien* haben auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit mit den Conferven; ihr Hauptunterscheidungszeichen besteht aber darin, dass sie, bey einem ruhigen Stande des Wassers und einer gewissen Wärme - Temperatur, sich schnell, strahlenförmig, nach allen Seiten hin, ausdehnen, und in kurzer Zeit einen beträchtlichen Umfang gewinnen. Unter dem Mikroskope zeigen sich noch andere Unterschiede. So sind die *Articuli*, die man bey allen um vieles mehr kurz als breit bemerkt, als Ringe zu betrachten, und die Fäden immer einfach. [Dies letzte ist unrichtig, denn die in ihrem Bane durchaus mit den Oscillatorien übereinkommende *Conf. distorta Flor. Dan.* ist bekanntlich ästig.] Auch zeichnet die Oscillatorien ein besonderes Substratum aus, welches aus einer weichen, schmierigen Materie, einer Art Filz besteht, in welcher sie, gleichsam als in einer Art von Wohnung, gegen Kälte und gänzliches Vertrocknen gesichert sind, und die der Vf. mit der gelatinösen Substanz der *Nostocs* vergleichen zu können glaubt, obgleich diese anders organisirt ist. Unter dem Mikroskop scheint diese Materie aus erdigten Bestandtheilen und durchsichtigen Röhrchen zu bestehen, welche die Scheiden der Oscillatorien sind. [Dieses filzige Substrat ist sehr dicht, und Rec. hat oft bemerkt, dass die Oscillatorien, ehe sie anfingen sich nach allen Seiten hin auszudehnen, sich vorab erst in sich selbst gleichsam consolidirten, um eine feste Grundlage zu bekommen.] Das Hauptkennzeichen dieser merkwürdigen Geschöpfe ist das Vermögen, sich pendulartig, bald schneller, bald langsamer, in horizontaler und inclinirender Richtung, zu bewegen, wieder auszuruhen, dann vorwärts und rückwärts zu schreiten; und da diese Bewegung nicht mechanisch sey, so trägt der Vf. kein Bedenken, ihnen förmliche Spontaneität beyzulegen. [Was diese freywillige Bewegung der Oscillatorien betrifft, so muss Rec., ungeachtet er bisher auch daran glaubte, doch gestehen, dass es noch einer genauern Untersuchung bedarf, wie viel Antheil die zahlreichen, in dem obenerwähnten Filze wohnenden, Infusionsthierchen an dieser Bewegung haben, da es durchaus nicht geläugnet werden kann, dass die stärksten Oscillationen durch die Bewegung einer *Vibrio*-Art bewirkt werden.] Die einzelnen Fäden erscheinen unter dem Mikroskope nicht von durchaus gleicher Dicke, vielmehr ist das eine Ende zugespitzt und gewöhnlich etwas gekrümmt; der Vf. nimmt daher hier den Kopf, und bey dem entgegengesetzten, bey der grössten Art dieser Gattung mit zwey Fortsätzen versehenen, Ende, den Schwanz an. Bey der vorwärts oder rückwärts gehenden Bewegung des Kopfes erscheint derselbe bald gespitzt, bald abgerundet; und obgleich das Fortschreiten des Fadens nur durch Ausdehnung und Zusammenziehung der Ringe gedacht werden kann, so sah er doch, so wenig als *De Saussure*, an den übrigen Theilen des Fadens, die mindeste fortschreitende Bewegung. [Rec. ist nie so glücklich gewesen, ein freywilliges Zurücktreten des Fadens in den Filz zu sehen, obgleich das Vorausschreiten desselben unzählige Male von ihm beobachtet ist. Er vergleicht letzteres bey einer schwachen mikroskopischen Vergrösserung mit dem Steigen des Fluidums in der Thermometer-Röhre, wenn man die Hand auf dieselbe legt; unter der stärksten Vergrösserung aber sah er, an dem spitzen Ende des Fadens, ein schwärzliches Kügelchen, welches, in unaufhörlichen Drehungen um seine Achse, den Weg auf der schon gebildeten Röhre herum machte, wodurch diese immer an Länge zunahm, obwohl sie immer schmächtiger wurde. Die Bewegung des Kügelchens wurde, nach bestimm-

Digitized by Google

ten Intervallen, durch einen plötzlichen Ruck unterbrochen, nach welchem jedesmal ein neuer Ring erschien. Zuweilen hörte das Vorwärtsschreiten auf; nach einiger Zeit erschienen dann kleine, durchsichtige, kugelrunde Infusionsthierchen, die sich an der Mündung der Röhre etwas zu schaffen machten; worauf denn das Fortschreiten wieder vor sich ging. Rec. thut hier nichts weiter, als dafs er seine oft wiederholten Beobachtungen ehrlich erzählt, und enthält sich absichtlich aller Erklärungen, Schlüsse und Hypothesen.] Der Vf. bemerkte in den Röhren, vornehmlich der dickern Arten, dunkler gefärbte, sehr kleine *granula*. Was die Reproduction betrifft, so konnte er lange Zeit nichts Befriedigendes darüber entdecken, bis sich ihm endlich die Vermuthung, sie möchten sich, wie die Polypen, durch Theilung vermehren, als richtig bestätigte. Der Abbé *Corti* hatte diefs vor ihm schon gefunden. [Dafs die Algenarten auf mancherley Weise sich vervielfältigen, ist bekannt; die vom Vf. angegebene kann also wohl Statt finden, ohne deshalb die von dem Rec. und Andern beobachtete Reproduction zweifelhaft zu machen. *Blumenbach* beschreibt (im Götting. Magazin 2. Jahrg. 1. Stück 1781.) eine hierher gehörige Beobachtung an einer der gewöhnlichsten Oscillatorien (*Conf. limosa Dillw.*), und *Girod-Chantrans* erzählt ähnliche Erscheinungen an seiner *Conferva* Nr. 74 S. 216. der *Recherches Chimiques*, welches unser Vf. indefs eben so in Zweifel zieht, als Rec. lange Zeit die Blumenbachische: bis ihm ein glücklicher Zufall am 31. May 1804. nähere, den obigen beiden Beobachtungen ähnliche, obwohl noch immer etwas verschiedene, Aufschlüsse gab. Schon seit geraumer Zeit nahm er an, dafs zur Hervorbringung eines, die Conferven-Art reproducirenden Samenkorns, eine Amalgamirung der verschieden geschlechtigen Körnchen vorgehen müfste, zu welcher Hypothese ihn die obenbeschriebene künstliche Veranstaltung bey den *Conjugées* veranlafst hatte. Nun fand er, dafs sich die kurz gegliederten Conferven zu diesem Behufe, um die Zeit ihrer nahen Vollendung, kugelförmig zusammengezogen, und dadurch das Zusammenballen und Amalgamiren jener verschiedenen Körnchen, so wie das Abreifsen von dem Nebengliede, bewirkten. Die *Conf. muralis Dillw.*, welche, ihrem Baue nach, zu den Oscillatorien gehört, gab ihm das erste Beyspiel. Er fand die einzelnen getrennten Glieder nach einigen Tagen, eben so als die *granula* der *Conf. compacta R.*, an beiden, oder an einem Ende sich verlängern und zu jungen Pflänzchen auswachsen. Er machte nun einen analogischen Schlufs auf die Reproduction der ganz ähnlichen *Conf. limosa D.* (*Oscillatoria Vauch.*), und fand ihn am 31. May 1804. vollkommen bestätigt. Seine, auf einem Teller liegenden, Conferven zeigten durchaus keine Neigung, sich, wie gewöhnlich, strahlenförmig nach allen Seiten hin auszudehnen, vielmehr verengerte sich ihr Umfang. Dagegen erblickte er aber auf dem Boden des Gefafses kleine, aus zwey oder drey Ringen bestehende, Fragmente von Fäden, deren einige sich zu der Kugelform neigten, andere sie schon ganz angenommen hatten, und nach einiger Zeit wieder zu neuen Fäden fortwuchsen, die sich in Kurzem einander so genähert hatten, dafs sie schon einen kleinen Filz in das oben angeführte Subftrat zu bilden anfingen. Zuweilen setzen sich die gedachten Kügelchen an andere schon ausgebildete Fädchen an, und zwar so fest, dafs man sie kaum davon trennen kann. Hieraus erklärt es sich, wie einige Botaniker verleitet wurden, dergleichen ansitzende, oft ganz verschiedenartige Kügelchen für Rothische *Ceramien*-Kapseln zu halten.]

Mehrere Fragen des Vfs. über die Nahrung, das Leben und die Dauer der *Oscillatorien*, lassen sich bisjetzt noch nicht befriedigend beantworten. Er weifet ihnen übrigens die niedrigste Stufe in der animalischen Welt, unmittelbar an der Gränze der vegetabilischen, an. Die Abwesenheit eines gewissen Grades der Wärme scheint eben so, wie die Entziehung des Fluidums, ihnen den Tod zu bereiten. [Rec. fand indefs, gegen des Vfs. Beobachtungen, dafs eine, zwey Tage lang auf einem Glasstreifen eingetrocknete, Oscillatorie bey der Befeuchtung in neue, obwohl sehr schmächtige Fäden fortwuchs.] Alle Säuren und Alkalien tödten sie unwiederbringlich nebst allen in ihnen lebenden Infusionsthierchen. [Rec. warf eine Oscillatorie in ein stark durchzuckertes Wasser, in welchem der innere Bau jeder Conferve zerstört wurde, und sie lebte freudig fort; im Urin aber blieb sie wie todt und verlor die lebhafte Farbe, welche sie aber nachmals, in reinem Wasser abgespült, wieder annahm, und neue Fädchen hervortrieb.] Die Hitze scheuen sie weniger als die Kälte. In den warmen Quellen zu Aachen, wo der Thermometer sich zwischen 33 und 37° R. hält, findet sich eine Art, die sich seit vielen Jahren darin vermehrt. [Rec. begofs die unter den Spülsteinen in den Küchen häufig sich findende schwarze Abart der *C. limosa Dillw.* (*Oscill. laevigata Vauch.*) mit kochendem Wasser, ohne dafs sie dadurch litt; vielmehr fing sie, noch ehe das Wasser ganz kalt war, schon wieder zu wachsen an.] Mehrere Arten finden sich in Gräben, wo sie zu gewissen Zeiten, in der Gestalt von Schlammklumpen, auf der Oberfläche des Wassers umhertreiben (*C. limosa Dillw.* 2tes Heft); andere auf den Steinen im Grunde der Bäche (*C. fontinalis R.*), oder an dem Tropfbrette der Pumpen, in den Brunnenröhren, an den Eimern der Ziehbrunnen und unter den Spülsteinen (*Oscill. laevigata Vauch. C. amphibia atra R.*) oder auf feuchtgehaltenen Blumentöpfen in den Gewächshäusern (*C. amphibia R. Osc. vaginata Vauch.*); auch nehmen sie mit jedem, noch so schlechtem Wasser vorlieb, ja sie finden sich auch in salzigen Wassern, welches dem Vf. unbekannt war. Rec. hat nämlich aufser der *C. Confervicola Dillw.* auch die gewöhnliche *C. limosa Dillw.* auf den Inseln der Nordsee, an den Ufern und in den Küstenbächen gefunden, die täglich durch die Fluth mit Seewasser angefüllt werden. Der Vf. bemerkt noch den Instinct der Oscillatorien, das Licht aufzusuchen; jedoch lieben sie das helle Sonnenlicht nicht, wie Rec. bemerkt hat, und

Digitized by Google

und gedeihen am beften bey bedecktem Himmel, warmer Luft und vor verfchloffenen Fenftern. Der leifefte Zugwind macht, dafs lie fich wieder ftark ausdehnen. Der Vf. unterfcheidet namentlich zwölf Arten; aber durch fo geringe Merkmale, dafs man fie füglich auf weit wenigere reduciren kann. Die Farbe der meiften ift grün, mit den verfchiedenen Abftufungen deffelben, einige wenige find fchwarz. [Rec. bemerkt noch als etwas ihnen Eigenthümliches, dafs die Farben, nach ihrem Tode, weit glänzender werden. Statt dafs fonft die, in Herbarien aufbewahrten, Pflanzen die Farbe verlieren, fo gewinnen die Ofcillatorien an Schönheit; vorzüglich geht ein fchmutziges Grün in das fchönfte Spangrün über; dagegen behalten mehrere aber auch Jahrelang den äufserft unangenehmen Geruch, den fie im Leben hatten.]

Die *zweyte* Tremellengattung heifst bey dem Vf. *Nofloc:* gegliederte Fäden in dem Innern einer gallertartigen Subftanz charakterifiren diefelbe. Durch diefe Beftimmung befchränkt er diefe Gattung auf weniger Arten, als bey den ältern Botanikern fich finden. Die vom Vf. beobachtete Reproductionsweife ift von der, die *Girod-Chantrans* angiebt, fehr verfchieden. Er behauptet aber, dafs letzterer, bey feinen Unterfuchungen, die in faulichtem Waffer leicht fich erzeugenden Infufionsthierchen und deren Bewegung mit den unbeweglichen *Granulis* der *Noflocs* verwechfelt habe. Er fand, dafs fich das äufserfte Kügelchen jener rofenkranzähnlichen Fäden, nachdem es vorher angefchwollen war, von den übrigen trennte, dann in feiner Ausdehnung fortfuhr, feine eignen Fädchen im Innern zeigte, und ftatt der fphärifchen, nach und nach eine flache, lappige Form annahm. Mit Uebergehung deffen, was der Vf. für fein Lieblingsfüjet, die Einfchachtelungstheorie, anführt, bemerkt Rec. nur, dafs die Fäden, wie bey den Ofcillatorien, eine freywillige, aber fehr fchwache und kaum merkbare Bewegung äufsern follen, vornehmlich um die Zeit, wo durch das Zerfpringen des einfchliefsenden Häutchens die gallertartige Maffe frey wird: weswegen er das *Nofloc* nicht fowohl als ein eigentlich fogenanntes Thier, fondern als ein Aggregat von mehrern, an einem Orte lebenden Thierchen anfieht. Sie haben, fagt er, eine gemeinfchaftliche Hülle, welche fie fchützt und zufammenhält, bis zu dem Augenblicke, wo fie fich vervielfältigen follen. [Eine Vorftellung, die fich einige Algologen von den Waffer-algen überhaupt machen.] Hr. *Vaucher* befchreibt fünf von ihm beobachtete Arten, unter denen die *Tremella Nofloc L.* (*Linkia Nofloc Roth.* Neue Beytr.) unter dem Namen *Nofloc commune* fich befindet.

Den Befchlufs des ganzen Werks macht endlich die *Hiftoire des Ulves.* Diefe beftehen aus einer (oder vielmehr zwey) dünnen, netzförmigen (meiftentheils blofs mit Linien durchzogenen) Membrane, mit fehr kleinen Körnchen befetzt; folglich find die anders organifirten, bey den ältern Schriftftellern mit dem Namen *Ulvae* belegten Wefen, als *Ulva pruniformis* (*Linkia R.*), *granulata*, *Pifum*, (*Tremellae* bey *Roth*) davon ausgefchloffen. Er meynt, die Ulven wären, bis auf die von ihm befchriebenen *U. minima*, *gelatinofa* und *foetida*, nebft der *U. inteftinali*, blofs Producte des Meers. (Die auf den Strohdächern der nördlichen Gegenden Deutfchlands häufig wachfende *Ulva crifpa* fcheint dem Vf. unbekannt geblieben zu feyn.) Die *Granula* der *U. minima* unfers Vfs. (die in der Einleitung *U. rivularis* heifst) erfcheinen, (fo wie in allen wahren Ulven) als vier in Quadrat neben einander ftehenden Punkte, die (nach Rec. mehrmaliger Beobachtung an der *Ulva lubrica R.*) endlich in einen gröfsern Klumpen zufammenfchmelzen, der fich anfänglich als ein kleines Bläschen zeigt, immer mehr an Umfang zunimmt, dann zerreifst, und fich in eine Membran ausdehnt. [Hier alfo abermals eine vorabgehende Vereinigung verfchieden gefchlechtig fcheinender *Granulorum.*]

Was die Fortpflanzung der röhrichten Ulven betrifft, bey denen der Vf. wegen der häufigen Auswüchfe an denfelben verlegen fcheint, fo find diefe unläugbar die *Proles* diefer Arten. Rec. findet nämlich, dafs die *Granula*, noch an der Mutterpflanze befeftigt, fchon zu jungen Ulven auswachfen, und daher, wenn jene aufgelöft wird, fchon eine bedeutende Gröfse erlangt haben. Die vom Vf. befchriebenen drey Arten find Rec. unbekannt. Er vermuthet indefs, dafs die *Ulva lubrica R.* in ihren verfchiedenen Perioden unter Nr. 1. oder 2. befchrieben fey. *Ulva foetida* ift eine merkwürdige Erfcheinung, die dem Rec. einmal aus der Gegend um Göttingen gefammelt, zugefchickt wurde, die er aber in ihrem trocknen Zuftande nicht unterfuchen konnte.

Rec., der felbft über die Länge feiner Anzeige von diefem, bisjetzt noch wichtigften Werke über einen, fo gut als neuen Zweig der Naturbefchreibung erftaunt, will nicht fürchten, dafs fie denjenigen unter feinen Lefern langweilig und ermüdend fcheinen werde, die von der Wichtigkeit diefer Materie überzeugt, diefelbe entweder jetzt fchon zum Gegenftande ihres Forfchens gemacht haben, oder noch machen wollen, — und für folche Lefer find dergleichen Bücher und folche Recenfionen ja auch nur gefchrieben!

STATISTIK.

SALZBURG, b. Duyle: *Churfürftlich-Salzburgifcher Hof- und Staatsfchematismus* für das Jahr 1804. Zufammengetragen und mit gnädigft-höchftem Privilegio zum Drucke befördert von *Johann Bernard Zezi*, Churfürftl. Truchfefs, Ceremonienmeifter und Etikets-Secretär. 1804. 124 S. 8.

Der Erftling diefes neugefchaffenen Kurftaats, zu deffen Würdigung Rec. eine felbft im *von Schwarzkopffchen* Werke (1792.) nicht berührte Gefchichte der Erzftiftifchen Hof-Kalender voranfchicken mufs. Letztere nahmen 1723. ihren Anfang, erfchienen jährlich im Jänner, und waren ein Privat-Unternehmen der Cammer-Fourire, welchen das Privilegium im Dienftgehalte gleichfam angerechnet wurde. Von

1723

Digitized by Google

1723 — 1763. gaben sie die Fourire Schnürer, Vater und Sohn, in Octav, von 1763 — 1770. in etwas gröfserm Format Gilowski von Urazowa, von 1771 — 1792. Mehofer und von 1793 — 1801. der Fourir Sigriſt, heraus. Es blieb daher die Einrichtung ſtets mangelhaft und dem Gratial, welches jeder Domherr und Pfleger dafür zu zahlen pflegte, nicht angemeſſen; wie die im geheimen Archiv und in der Prälatur St. Peter befindlichen Sammlungen beweiſen. Deſto gröſser iſt der Contraſt in Form und Inhalt mit dem *weltlichen* Erſtling, welcher bereits mit Erläuterungen des Geſchäftsbezirks durchwebt iſt; übrigens aber die Merkmale einer unvollendeten Organiſation an ſich trägt. Voran der *Hofſtaat* bis S. 26., in welchem 28 Kammerherrn. Dann die *Civil*-Dienerſchaft; 33 Geheime Räthe, unter welchen zuerſt zwey Italiäner, Marquis *Manfredini*, als dirigirender Staats-Miniſter, und Fürſt *Roſpigliosi*, als Oberſt-Kämmerer. — Nur zwey Geſandſchaften im Auslande, bey Frankreich und Pfalzbayern, welche von öſterreichiſchen Miniſtern vertreten werden. Hierauf die Collegien, welche nicht bloſs das Herzogthum Salzburg, ſondern auch die drey Fürſtenthümer *Eichſtädt*, *Paſſau* und *Berchtolsgaden* umfaſſen. Das letztere kommt jedoch wegen der ſpätern Einverleibung S. 111. gleichſam nachtragsweiſe vor. S. 52. iſt das kurfürſtliche *Erbausfergen-Amt* bemerkenswerth. — Von S. 56. an wird die Dienerſchaft dieſer vier Staaten getrennt, und S. 82. die Beſitzungen im Auslande vorgetragen, über welche bekanntlich mit Oeſterreich wegen des fiſcaliſchen Heimfallsrechts eine wichtige Negociation geführt wird.

In ziemlich verworrener Reihe folgen hierauf der *Militär*-Stand, aus dem Rupert-Orden mit neun Rittern, dem Hofkriegsrath und den Stadt-Garniſonen beſtehend; der Medicinalrath, die geiſtliche Adminiſtration, Landſchaft, Militär-Oekonomie, Univerſität, Gymnaſium und ſonſtige Lehrſtühle zu Salzburg, und der Magiſtrat. Den Beſchluſs macht ein Poſt- und Boten-Zeiger.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Stockholm*, b. Nordſtröm: *Något till Underrättelſe, angående Ryſslands Tackjärns-Tilvärkning.* (Etwas zur Nachricht von der Production des Roheiſens in Ruſsland.) Af *J. E. Norberg.* 1802. 63 S. 8. — Der Vf., welcher ſelbſt 3½ Jahre in Ruſsland und Sibirien angeſtellt geweſen, und den dortigen Hohofenbetrieb genau zu kennen ſcheint, theilt hier in einem Schreiben an den Hütteneigenthümer, Baron Rappe, einige Bemerkungen über den dortigen Eiſenhüttenhaushalt mit, welche für den ausländiſchen Hüttenmann um ſo intereſſanter ſeyn müſſen, je weniger wir noch von dem Zuſtande der ſibiriſchen Eiſenwerke überhaupt wiſſen. Gröſsere Hohöfen ſind in Ruſsland erſt ums J. 1628. in der Gegend von Tula gebaut worden; vorher wurde bloſs in kleinen Blau- oder Blaſeöfen geſchmolzen. Die dortige Gewehrfabrik macht nach dem Friedensetat jährlich Gewehre für 15000 Mann, indeſs können, wenn es nöthig iſt, wöchentlich 1000 Mann daraus bewaffnet werden. Das Demidoffſche Geſchlecht macht in der Geſchichte des ruſſiſchen Eiſenhüttenweſens Epoche. Der Stammvater deſſelben war Schmid in Tula. Sein Sohn legte im J. 1702. die alte Hütte zu Newiansk in Sibirien an, wobey er vom Kaiſer Peter dem Groſsen unterſtützt wurde. 1743. wurde ein groſser Hohofen daſelbſt, mit zwey paar Bälgen und zwey Formen zu einer und derſelben Seite des Geſtelles erbaut, welcher noch jetzt, nach mancherley damit vorgenommenen Abänderungen, betrieben wird. Dieſer Ofen gab zuletzt bey forcirtem Gange und mit reichen Eiſenſteinen in 24 Stunden 8 bis 900 Pud (jedes zu 40 Pfund gerechnet) Roheiſen. Indeſs fanden nicht alle Hüttenherrn für gut, dergleichen Hohöfen von einer ſo übertriebenen Gröſse anzulegen. Die Höhe dieſes Ofens beträgt übrigens 44 Fuſs 11 Zoll engl. Maaſs. Auſser der Anlage zu Newiansk beſchreibt der Vf. noch die Werke zu Sintul, Petrokamensk, Petroſawodsk im ruſſiſchen Carelen u. ſ. w., welche alle von ſehr groſser Wichtigkeit und ſehr weitläufig ſind. Bey Sintul, welches dem Hn. André Rhodiwonitſch Bataſchef (einem zweyten John Wilkinſon) zugehört, ſind in der einen Hütte 8 Walzwerke, von denen 7 beſtändig im Gange ſind, und Deckplatten walzen. In einer andern Hütte befinden ſich 21 Reck- und Planirhämmer; in der dritten ſind 24 Stabeiſenhämmer zur Bereitung des Materialeiſens für die Plattenwalzwerke. Auſser einem Hohofen und einer Sägemühle mit 8 Gattern, welche durch 4 Waſſerräder getrieben werden, gehört zu dieſer Anlage noch eine Hütte, worin 96 Nagelhämmer befindlich ſind, die durch 24 Waſſerräder bewegt werden; ferner, eine Schmiede von 200 Eſſen, Werkſtätte für Verzinner, Plattenſchläger, Groſsuhrmacher u. ſ. w. Noch war 1794. ein Formhaus für zwey Stürzöfen gebaut, und der Grund zu einem neuen Waſſerwerke gelegt, durch welches der Eigenthümer jährlich wenigſtens ½ Million Senſen zu verfertigen hoffte, um die öſterreichiſchen Senſen, von denen jährlich über 1 Million eingeführt werden, nach und nach zu verdrängen. Die Zahl der dortigen Hüttenarbeiter beläuft ſich auf 4000. — Beyläufig wird auch der kleinen Blauefeuer- oder Blaſeöfen gedacht, welche man beſonders in den von Polen acquirirten Provinzen antrifft. — Vom Gieſsen der eiſernen Kanonen. Hr. Bataſchef hat durch die Verbeſſerung des Stürzofens (Stjälpugn) Güſſe zu dreypfündigen Kanonen erhalten. Dieſer Ofen, worin allerhand Brocken und Abfall von Roh- und geſchmiedetem Eiſen zu Gufswaaren umgeſchmolzen werden, iſt von dem Vf. auch in Schweden eingeführt, und mit gutem Erfolge betrieben worden, worüber ſich in der Beylage Nr. 3. ein ausführlicher Bericht vom Hn. Oberdirector *Garney* findet. Die Beylage Nr. 1. enthält die Maaſse von ſibiriſchen Hohöfen, und die zweyte beſteht aus dem Schmelzregiſter von ausgeſchmolzenem Roheiſen in den Hohöfen zu Niſchnei Tagil vom 5ten bis 12. März 1794. Was von dem Cylinder- und Kaſtengebläſe, welche zuerſt vom Hn. Gascoigne, einem Engländer, in Ruſsland eingeführt worden, geſagt wird, iſt bey uns ſchon aus der Preisſchrift des Hn. Hofr. *Herrmann* bekannt. Beyläufig auch eine Nachricht von der ruſſiſchen Münzverfaſſung. — Eine Ueberſetzung dieſer kleinen Schrift in irgend einem deutſchen Journale würde zweckmäſsig ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. Januar 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Ion.* Ein Schauspiel von *August Wilhelm Schlegel.* 1803. 161 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Eine Vergleichung dieses Werkes mit dem gleichnamigen des Euripides gewährt eine lehrreiche Unterhaltung. Vielleicht ist es den Lesern nicht unwillkommen, sie angestellt zu sehen.

Von des Euripides Werke ist der Inhalt folgender: Kreusa, Tochter des Erechtheus, Königs von Athen, gebar dem Apollo einen Sohn, den Ion, und setzte diesen aus. Hermes trug ihn, auf Apollo's Geheiss, nach Delphi, wo der Knabe namenlos aufwuchs, von der Pythia zum Dienste des Tempels erzogen. Kreusa, der letzte Sprofs des alten athenischen Königsstammes, vermählte sich darauf mit dem Xuthus, einem Fremdlinge. In sechzehnjähriger Ehe kinderlos geblieben, wandert sie mit ihrem Gemahle nach Delphi, zur Befragung des Orakels hierüber. Das Orakel verheifst dem Xuthus, sein Sohn sey der, welchem er zuerst im Tempel begegnen würde; und da Ion dieser ist: so erkennt Xuthus ihn an, wähnend, des Jünglings Mutter sey eine der Bacchantinnen, mit der, bey einem frühern Aufenthalte in Delphi, die Gewalt der Leidenschaft auf Augenblicke ihn verbunden. — Mifstrauisch gegen die Gemahlin, verbirgt er ihr das Orakel und die Erfüllung; doch wird beides ihr verrathen von ihren Dienerinnen, welche den Chor bilden. Zürnend auf den Apollo wegen der bitter getäuschten Hoffnung, und von dem aufgedrungenen Stiefsohne für sich und die Ihrigen fürchtend, fafst sie mit einem alten treuen Diener den Anschlag, jenen zu tödten. — Während Xuthus sich entfernt hat, um auf dem parnassischen Gipfel des Bacchus diesem und andern Geburtsgöttern für den neuen Sohn Dankopfer zu bringen, feyert Ion auf sein Geheifs den Tag durch ein Gastmahl, das er in der Nähe des Tempels den Delphiern giebt. Bey diesem Gastmahle schleicht sich jener Vertraute Kreusa's ein, um Ion's Becher zu vergiften. Apollo's Obhut rettet den Jüngling wunderbar. Der Thäter und die Anstifterin werden entdeckt; diese, von den anwesenden Delphiern zum Tode verurtheilt, rettet sich zum Altare des Gottes. Ion, der sie zornig mit gespanntem Bogen verfolgt, ist schon im Begriffe, die Freystatt zu verletzen, als die Pythia erscheinet, ihn vor der Entweihung des Heiligthumes warnet, und zugleich ihm die Wiege, in der sie ihn fand, übergiebt, um sich dadurch in der Aufsuchung der Mutter leiten zu lassen. So erfolgt die Erkennung Kreusa's und Ion's. Um diesem jeden Zweifel zu benehmen, erscheinet Minerva, den Apollo wegen des Geschehenen entschuldigend, und Kreusa's Aussage bestätigend. Nachdem die Göttin dem Ion eine herrliche Nachkommenschaft verheifsen, die nicht nur in ihrem geliebten Athen aufblühen, sondern auch sich auf den benachbarten Inseln nach Asien hin weit verbreiten werde, befiehlt sie, alles dieis dem Xuthus zu verschweigen, damit er dem Ion nicht die väterliche Liebe entziehe.

Schlegel hat die Fabel dahin geändert, dafs dem Xuthus Ion's Abkunft nicht verschwiegen wird, und dafs er dennoch sich nicht abhalten läfst, Kreusen und ihm mit Liebe zugethan zu bleiben, und dem Stiefsohne die Herrschaft zuzuwenden. So wird Xuthus, der bey dem Euripides eine untergeordnete Rolle spielt, eine der Hauptpersonen der Handlung. Was durch jene Aenderung das Werk für Athenienser verloren hätte an mythischer Wahrheit, gewinnt es, wenn auch nicht an künstlerischer Vollendung, doch an empfindsamer Weichheit, welche durch die fortgesetzte Täuschung des Xuthus gekränkt worden wäre.

Unter den Personen des Euripides vermifst man bey *Schlegel's* den Chor. — Tragödien, welche, wie diese, ein von der Handlung unabhängiges Schicksal darstellen, ist der Chor, wenn auch nicht nothwendig, doch sehr zuträglich. Seiner zwiefachen Bestimmung gemäfs soll er beytragen zur Erregung und Reinigung der tragischen Leidenschaften; zur Erregung, indem er das Schicksal des Leidenden nach seinem ganzen Umfange uns zu Gemüthe führet; zur Reinigung, indem er, selber darüber erhaben, es mit Ruhe betrachtet. In beiden Rücksichten hat Euripides den Chor nicht zweckmäfsig eingerichtet. Was ihn bestimmte, denselben aus athenischen Jungfrauen zusammenzusetzen, war gewifs mehr vaterländische Rücksicht, als künstlerische. Denn da Kreusa's Dienerinnen erst in der Mitte der Handlung das Geheimnifs der Königin erfahren, und von dem Augenblicke an in ihr Geschick verflochten werden: so können sie nicht viel beytragen, weder zur Verstärkung der ästhetischen Kraft, noch zur Erhöhung der ethischen Würde.

Schlegel, welcher die Wahl hatte, den Chor anders zu organisiren oder auszuschliefsen, zog dieses vor. Er sucht ihn zu ersetzen, und zwar, so fern er rühren soll, durch die bald dithyrambische, bald elegische Lyrik, worein Ion und Kreusa ihre Empfindungen ergiefsen; und so fern er beruhigen soll,

Digitized by Google

durch die Pythia, welche wegen ihrer Weisheit und Heiligkeit das Zutrauen Aller hat, und ihnen mit Rath und Troft ſtets nahe iſt. — Gewonnen hat hiedurch das Werk in Vergleichung mit dem Euripides; verloren hat es in Vergleichung mit dem Ideale deſſen, was aus dem Stoffe ſich machen lieſse. Dieſs hätte erfordert, den Chor aus delphiſchen Jungfrauen zuſammen zu ſetzen, dergleichen die ſind, welche man aus den Phöniſſen kennet.

Des Euripides Werk fängt an mit einem Prologe, in welchem Hermes die Begebenheiten, deren Verknüpfung die Handlung theils veranlaſst hat, theils ausmacht, epiſch erzählt. Was hievon zu wiſſen nöthig iſt, um ſich einen Begriff zu machen von dem beſtimmten Zuſtande, in welchem die Hauptperſon ſich befindet, erfahren wir bey *Schlegel'n* durch einen Monolog Ion's im erſten Auftritte und durch eine darauf folgende Unterredung zwiſchen ihm und der Pythia im zweyten. Hiedurch wird der Anfang ächt dramatiſch, und dient vortrefflich, die Hörer in eine wahrhaft tragiſche Stimmung zu ſetzen.

Da Euripides ſein Werk zur Verherrlichung Athens gedichtet hatte: ſo war es zweckmäſsig für ihn, am Schluſſe ſtatt des Apollo, den man erwartet, die Minerva erſcheinen zu laſſen. Auch ward hiedurch dem Apollo Beſchämung erſpart, der, wie die Göttin ſagt, ſich ſcheute, Kreuſen und dem Ion vor das Auge zu treten. *Schlegel*, für welchen der erſte Grund nicht beſtimmend ſeyn konnte, lieſs ſich auch durch den zweyten nicht hindern, den Epilog dem Apollo in den Mund zu legen, mit welchem Erfolge, wird ſich weiter unten zeigen.

Den Charakteren Ion's, Kreuſa's und des Xuthus hat *Schlegel* Züge einer an das Romantiſche hinſtreifenden Empfindſamkeit beygemiſcht, deren ſie beym Euripides gänzlich ermangeln. Ion, in der Unterredung mit der Pythia, ſagt S 11.:

Der Mutter Liebe lieſsest du mich ahnden.
Unnennbar muſs es ſeyn, was ſie empfindet,
Wenn an ihr Herz ſie den als Jüngling drückt,
Denn ſie gehegt hat unter ihrem Herzen,
Bevor er Luft und Licht des Himmels trank,
Unnennbar auch des Sohnes Zug zu ihr,
Wenn er der Mutter theuren Leib umfaſst,
Der ſeiner Kindheit ſüſse Heimat war,
Der Stamm, auf dem er wuchs als blühnder Zweig,
Und der mit eignem Leben ihn genährt.

Von Empfindſamkeit zeugt auch der Eindruck, den Ion und Kreuſa auf einander machen. Nachdem der Jüngling ſie verlaſſen, ſpricht dieſe (S. 40):

Welch ſchuldlos rein Gemüth des blühnden Knaben!
Ihm konnt' ich ohn' Erröthen mich vertraun.
In dieſem Alter wäre jetzt mein Sohn,
Wenn die Harpyien nicht vom Angeſicht
Der Erd' ihn grauſam weggeriſſen hätten.
Doch, wenn er unverhofft ſich wieder fände,
Und gliche dieſem hier an holdem Weſen,
An ſchöner Leibsgeſtalt und freyem Muth,
Gern wollt' ich ihn vor aller Welt erkennen,
Und kühnlich ſagen: Seht den Sohn Apolls!
Wer kann das Götterblut in ihm bezweifeln?

Nicht minder gehört hieher die edle Zartheit, womit, nach der gegenſeitigen Erkennung, Xuthus und Ion der Königin gedenken (S. 60.):

Xuthus.

Kreuſa
Wird deiner Mutter Stelle dir vertreten.

Ion.

Ach! andre Kümmerniſs berührſt du da:
Ich ſorge deiner Gattin zu mifsfallen.

Xuthus.

So fürchteſt du ſtiefmütterlichen Hafs?

Ion.

Es möchte mir das härtſte doch begegnen,
Wenn ſie nur glücklich und zufrieden wär.
Ich ſah dein edles Weib hier bey der Ankunft,
Und wie ihr Herz beklemmt von Mutterliebe,
Die keinen Ausweg weiſs, noch Gegenſtand,
Wehmüthig hoffte, ſtolz verzweifelte,
Hat ſie mir innig das Gemüth bewegt.

Zärtlich bittet er ſie (S. 74.):

Die Eintracht ihres Hauſes nicht durch ihn
Geſtört zu wähnen. Kein ehrſüchtig Streben
Regt ſich in einer Lieb' erfüllten Bruſt;
Wir werden keinen Anſpruch machen, als
Einander Sohn und Mutter ganz zu ſeyn,
Von allem dem, was dein iſt, nichts bedürfen,
Zu unſerm Glück, als deine Freundesblicke.

Aber ſiehe! die ſchöne Empfindſamkeit, welche ſich in allen dieſen Scenen regt, weicht plötzlich. — Die gefühlloſe Grauſamkeit, mit welcher Kreuſa die Ermordung des Jünglings beſchlieſst; der Blutdurſt, womit Ion nach entdecktem Frevel ſie verfolgt, und ſelbſt an heiliger Stätte bedroht, macht dieſe Perſonen den griechiſchen, deren Verwandtſchaft ſie ſtolz zu verſchmähen ſcheinen, ganz ähnlich — doch nur einſtweilen! denn die Empfindſamkeit ſtellt noch zu rechter Zeit ſich wieder ein. Ion, in der Betrachtung des von der Pythia ihm übergebenen Körbchens, worin er ausgeſetzt worden, unterbrochen von Kreuſen, die vom Altare hin zu ſeinen Füſsen ſtürzend, ihn als Sohn begrüſst! Was thut er beym Euripides? Seinem Charakter gemäſs, und eingedenk deſſen, was die Fremde gegen ihn verſchuldete, ſtöſst er ſie von ſich, und bedroht ſie mit augenblicklichem Tode, bis er endlich, durch ihre wiederholten Betheuerungen beſänftiget, ſie einer Prüfung unterwirft; und erſt, nachdem ſie dieſe beſtanden, und Stück für Stück die Kleinodien aufgezählt, die dem Neugebornen beygelegt waren, traut er ihrer Ausſage, und gönnet ihr Kuſs und Umarmung. — Bey *Schlegel'n* übernimmt Ion ſelber jene Aufzählung. Da ſtürzt plötzlich Kreuſa hervor (S. 133.):

Mein Sohn, mein Sohn!

Ion.

Wie iſt mir? du, Kreuſa?

Kreuſa.

Sieh deine Mutter, Ion.

Ion.

Ja, du biſt's

Kreu-

Digitized by Google

Kreusa.

Mein und Apollo's Sohn.

Ion.

O hohes Wunder!

Kreusa.

O! Wonn' und Jubel.

Ion.

Freudenreiches Licht!

Kreusa.

Ich halte dich, du lebst.

Ion.

Fand ich dich wirklich?

Kreusa.

Dir wollt' ich einen Todesbecher reichen!

Ion.

Nach diesem Busen war mein Pfeil gezielt!

Kreusa.

Kannst du mir je verzeihn?

Ion.

Ach süsse Mutter!

Kreusa.

Fast nahm ich dir zum zweyten Mal das Leben.

Ion.

Du gebst es mir, und wes ich bin, ist dein.

Kreusa.

Nun quillt die Lieb' in ungehemmten Strömen.

Ion.

Und hat des Zornes Gluthen längst gelöscht.

Auch Xuthus, den wir im zweyten Auftritte des zweyten Aufzuges sehen, wie er vor Freude über den gefundenen Sohn zu prophetischer Begeisterung entzückt wird, und in den Scenen des vierten, wie er von Zorn über den entdeckten Frevel hingerissen, und taub gegen die Ermahnungen der Pythia, seiner Gemahlin und dem Phorbas den Tod schwört, auch Xuthus wird durch wenige Worte Ion's (v. 1.) bald so umgestimmt, dass er nicht nur dem Zorne gegen die Gemahlin und den Knecht entsagt, sondern auch dem kaum gewährten Glücke, Ion's Vater zu seyn, und dieses dem Apollo überlässt, bevor noch der Gott Kreusa's Aussage bestätigt hat.

Einem Manne von so scharfem Verstande, wie *Schlegel*, konnten die hier waltenden Widersprüche nicht verborgen bleiben. Zur Aufhebung derselben im Charakter Ion's hat er jedoch nichts gethan; in Beziehung aber auf Kreusen und den Xuthus eine sehr sinnreiche Auskunft ersonnen. — Beym Euripides befragt der König vor der Pythia das Orakel des Trophonius, und erhält zur Antwort, weder Er, noch die Gemahlin, werden Delphi kinderlos verlassen. Diesen Trophonius, von dessen Spruche Euripides nicht weiter Gebrauch macht, als dass er ihn mit wenigen Worten anführt, lässt *Schlegel* vortrefflich in die Handlung einspielen, und sucht ihn in organische Verbindung mit dem Ganzen zu bringen. S. 43. berichtet Xuthus, was er vernommen, seiner Gemahlin:

Noch bin ich ganz verstört, und sammle kaum
Die schweifenden Gedanken zum Bericht.
Nicht, dass mir die Erinnrung wär' entschwunden;
Dann als ich aus dem Schoofs des Abgrunds kam,
Hat mich der Stuhl Mnemosyne's empfangen,
Und was mir erst vorschwebte, steht unwandelbar
In düstrer Deutlichkeit vor meiner Seele.
Nachdem ich in der Felsgehau'nen Grotte
Der Weihung letzte Bräuche noch vollbracht,
Steckt' ich die Füsse durch den dumpfen Eingang,
Woraus die Unterwelt zu athmen scheint.
Abhängig wie ein jäher Wassersturz,
Riss es hinab mich, auf dem Rücken liegend,
In rascher Eil und unermesslich weit.
Bewegungslos erwartend lag ich drunten,
Ich sah noch nichts, ich hörte nur Gezisch
Und wunderbare Stimmen aus der Tiefe.
Die Klagetöne schienen bald in Wirbeln
Zu steigen, sich zu sondern und gestalten,
So bebten mir Erscheinungen vorüber,
Angstvoll, doch unbegriffen. Kinder winselnd,
Dann flieh'nde Weiber mit zerstreuten Haaren,
Ein Jüngling wild nach ihrem Busen zielend,
Und, was am meisten mich mit Schauder füllte,
Ein Schattenpaar, das zärtlich sich umarmte,
Umstrickten Furien ungesehn mit Schlangen.
Dazwischen starrten mich Gorgonenhäupter
Hohnlachend an, aus allen Sinnen scheuchend.
Ich wollt' en Heil und Leben schon verzweifeln,
Als an mir trat ein Mann von ernstem Anblick,
Fast wie der Helfer Aeskulap gebildet,
Von Bart ehrwürdig und von hoher Stirn;
Auf seinen Zauberstab die Rechte lehnend.
Trophonius war es, und er sprach also:
Nicht vorgreif' ich dem Delphischen Sitz und dem Seher Apollo,
Aber hüte dich, Xuthus, dass, deinem Geschlecht nachstrebend,
Nicht du den Fall des Geschlechtes erwirbst, und des Hauses Zerrüttung.

Die Verstörung, welche diese Weissagung in dem Gemüthe Kreusa's und des Xuthus hervorbringen musste, macht in der That die schnellen Wechsel ihrer Stimmung und die schleunigen Uebergänge von einer Leidenschaft zur andern begreiflich. Doch lösen sich hiedurch die oben bemerkten Widersprüche nur für den prüfenden Verstand; um sie auch für die Empfindung aufzuheben, musste der Dichter jenen Eindruck in den handelnden Personen herrschend machen, und uns Hörern lebendig und gegenwärtig erhalten. Diess jedoch unterlassend, begnügt er sich mit einzelnen, fast möchte man sagen, gelegentlichen Ermahnungen, wodurch die Einwirkung jenes Götterspruches auf die Ereignisse keinesweges anschaulich genug werden. So ist jene Stelle eine von mehrern des Gedichts, welche den Verfasser desselben als einen Mann bezeichnen, der, wohl wissend, was recht ist in der Kunst, der poetischen Geistesstärke ermangelt, es ins Werk zu richten.

Kreusa's Worte S. 157.:

Apoll,
Dess ich mich lang geschämt, schämt wohl sich meiner,

lassen sich füglich auf unsere beiden Dichter anwenden. — Dass die griechische Kreusa, als sie den sehr ungünstigen, ihre Hoffnung bitter täuschenden, Spruch des Orakels vernommen, von vielfach gemisch-

Digitized by Google

miſchter Leidenſchaft überwältigt, dem Chore und dem alten Diener ihr Geheimniſs bekennt, ſchien dem Deutſchen unzart. Er läſst es nicht eher über ihre Lippen kommen, als bis ſie ſich allein befindet. Am Altare des Gottes, wohin ſie vor dem Ion geflohen, bricht ſie (S. 118.) in dieſen Ruf aus:

Weh! Lohneſt du ſo der Geliebten, Apoll?
O wie anders gelobt haſt du mir damals,
Als ein arglos Kind jungfräulichen Tritts
Ich allein luſtwandelt' auf Frühlings Au'n,
Und der Blumen, des Laubs hellfarbigen Putz
In das faltig geſchürzte Gewand las.
Da erſchieneſt du mir huldſelig und groſs,
Goldlockig das Haupt in ambroſiſchem Duft,
Lächelnd in ewiger Jugend und Schönheit,
Und ergriffſt ſüſs ſchmeichelnd mit Worten die Hand,
Daſs der blumige Schatz, unſchuldig beklagt,
Der ſich Sträubenden, ach! aus dem Buſen entfiel.
Sanft riefſt du mir zu: Nymphe, getroſt! laſs
Den verwelklichen Schmuck auf den Boden ſich ſtreun,
Lieblich und zahllos ſchwellen ja ſelbſt dir
Auf den Lippen die purpurnen Blumen der Luſt,
Neu ſproſſend, ſo oft ſie ein Kuſs da pflückt.
Die laſs ſich entfalten, und ſiehe, wie ſchön
Liebe ſie dir zum nafterblichen Kranz flicht.
So umhauchteſt du mich mit berauſchendem Wahn,
Nicht half ohnmächtiges Rufen, wie raſch
Zu der Höle des Pan du mich hinzogſt.

Daſs ſie, unter Blumen ſpielend, vom Apollo überraſcht worden, erzählt ſie auch beym Euripides, aber nur, um in den Augen des Chors und des Greiſes das Maaſs ihrer Schuld zu mindern; bey *Schl.* thut ſie es der wollüſtigen Erinnerung wegen: denn was ſie dort nur andeutet, malet ſie hier aus zu einem üppigen, faſt unzüchtigen Bilde.

Eine empfindſame Kreuſa, welche mit Blutſchuld befleckt, und an heiliger Stätte des Todesſtreiches gewärtig, in den letzten Augenblicken ſich an buhleriſchen Phantaſieen weidet, — wie? möchte Euripides, trotz ſeiner Verachtung für die Weiber, über eine ſolche Kreuſa nicht erröthet ſeyn?

Weit mehr jedoch als ſie wird der deutſche Xuthus von dem griechiſchen beſchämt. Auch des Euripides Ion, von dem fremden Könige als Sohn begrüſst, forſcht nach der Mutter; dieſer antwortet, er ſey während eines frühern Aufenthaltes in Delphi von ſeinem Gaſtfreunde bey den delphiſchen Bacchantinnen eingeweiht (θυιάζειν iſt das Wort, deſſen er ſich bedient); und ſobald Ion das Angedeutete errathen, bricht jener das Geſpräch ab. Wie tief unter jenem ſteht der deutſche Xuthus, da er zum Ion ſpricht (S. 57.):

Es fehlen noch
Drey Monden ungefähr an ſiebzehn Jahren,
Seit ich zum erſten dieſen Sitz beſucht,
Da bey den Pyth'ſchen Spielen Cirrha's Ebne
Laut, wiederhallend, mich als Sieger ausrief.
Was ſoll ich jugendlichen Uebermuthes
Mich ſchämen, nun er einen Lohn mir ſchafft,
Den Maſs und Weisheit und ein ſtolzes Ehbett,
Erworben durch Verdienſt, mich lieſs entbehren?
Bey'm Schmauſs, der feſtlich meinen Sieg beging,
(Jetzt lebt es wieder im Gedächtniſs mir)
Hat mich der Freude Taumel und des Weins
Mit einer der Bacchanten hier verbunden,
Die des Parnaſſus Klüfte wild durchſtreifen,
Und hochgeſchwungen, Weinumrankt, ein Thyrſus
Statt Hochzeitfackel uns vorangewinkt.
Aus dieſem Rauſch muſst du entſprungen ſeyn.
Mich kümmerte, nach raſcher Jugend Art,
Das Weib nicht ferner, noch der That Erfolg,
Und bald verlieſs ich dieſe Fluren. Jene,
Da ſich in ihr des Gottes Gluth ernüchtert,
Und mit der Tage Lauf, der Monden Wechſel,
Ihr Schooſs ein vaterloſes Kind gebahr,
Hat ſie, ſo läſst es leichtlich ſich errathen,
Die ihr allein zurückgelaſſne Sorge
Abwerfend, hier den Göttern dich vertraut,
Die durch des Feſtes übermächt'ge Luſt
Ins Leben dich gerufen.

Beſtätigt dieſe Stelle nicht, was ein Schriftſteller ſagt, der ſich auf Prüfung der Geiſter verſteht (*Bouterweck*, wenn wir nicht irren): *den griechiſchen Geiſt ſieht man nur, den modernen hört man poltern.*

Mit rührender Einfalt läſst der Homeriſche Telemach über den Odyſſeus ſich alſo vernehmen:

Meine Mutter, die ſagt's, er ſey mein Vater, doch ſelber
Weiſs ich's nicht; denn von ſelbſt weiſs niemand, wer ihn gezauget.

Es iſt wahr, ſo geheimniſsvoll und verborgen der Zug iſt, welcher in den Menſchen die organiſche Liebe hinleitet, nicht auf das Geſchlecht im Allgemeinen, ſondern auf beſtimmte Individuen; nicht minder magiſch iſt das Band der Zärtlichkeit, welches Aeltern an Kinder knüpfet und Kinder an Aeltern. Zerriſſen wird dieſes Band, und zerſtört das heiligſte Verhältniſs, ſobald der unſelige Gedanke ſich aufdrängt, daſs es leibliche Begierde geweſen, von wo es ausgegangen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG: *Der Verkündiger*, oder *Wochenſchrift* zur Belehrung, Unterhaltung und Bekanntmachung für alle Stände. *Siebenter* Jahrgang. 1803. Januar bis Junius. 415 S. 4. (Der ganze Jahrg. koſtet 2 Rthlr. 20 gr.)

Wenn die Dauer eines literariſchen Inſtituts, beſonders in unſern Tagen, wo ſo viele Zeitſchriften nur die Lebensdauer der Ephemere haben, für ſeine Nützlichkeit Bürgſchaft leiſtet: ſo gereicht es dem *Verkündiger* gewiſs zur Empfehlung, daſs er ſieben Jahre mit einigem Beyfalle beſteht, der im Conflict mit verſchiedenen ähnlichen Unternehmungen nicht ganz leicht erworben werden mag. Auch dieſe Monatsſtücke, welche wir vor uns haben, zeichnen ſich durch ein nützliches Allerley von Notizen, Anfragen, Auszügen und Aufſätzen aus dem Gebiete der Naturgeſchichte, der Hauswirthſchaft, Technologie, Naturkunde, Literatur, kurz *ex omni ſcibili*, aus.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Januar 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Ion.* Ein Schauspiel von *Aug. Wilh. Schlegel* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 12. abgebrochenen Recension.*)

Bedenkt man nun die rohe Gefühllosigkeit, womit Xuthus dem Ion verräth, was ihm stets verborgen bleiben sollte: möchte man nicht vermuthen, der Dichter habe eben hiedurch jenen als den unächten, als den vom Orakel fälschlich verkündeten Vater bezeichnen wollen? — Verträge sich nur mit dieser Auslegung das Folgende! Ion aber, statt bey jenen Worten des Fremdlings vor Scham das Haupt zu verhüllen, oder zornig mit dem Tempelherrn bey *Lessing* auszurufen:

Geschöpf?
Und wessen? doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block gelöst,
Und sich davon gemacht?

Ion, der empfindsame Ion, höchlich erfreut, zu vernehmen, wie er aus einem Weinrausche entsprungen sey, ruft begeistert aus (S. 38.):

Ich kann nicht länger zweifeln! ja du bist's!
Du bist mein Vater. Lass es mich umschlingen
Dein würd'ges Haupt, das theure längst begehrte!

In gleichem Sinne, wie Xuthus, spricht Apoll (S. 159.):

Her komm' ich von Olympus wonnelichtem Saal,
Wo mich in mitten ewgen Musen-Chorgesangs,
Fernher umsäuselt deine Sehnsucht, lieber Sohn.
Mein bist du, das betheur' ich, nicht beym schwarzen Styx,
Bey meiner Rosshuldquelle Silberstrudeln dir.
Drum schau in's Antlitz kühn mir, wie des Adlers Sohn
Den jungen Fittig gleich der Sonn' entgegen schwingt,
Und dieser Leyer unverstimmbar reinen Klang,
Hall' ihn in deines Lebens Harmonieen nach.
Empfang' ihn du, Kreusa, wohl bewahrt zurück,
Der schönen Luft Andenken, die mich noch entzückt;
Denn unvergänglich ist der Dank der Himmlischen.
Flicht, lang' noch blühend, um dein glorreich Diadem,
Lorber zusammen mit des Oelbaums eignem Laub.
Du, Xuthus, wirst das holde Lager nicht verschmähn
Ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft.
Gottgleiche Schönheit lockte Götter oft ja schon,
Zu nahn in Liebe; so entsprosst Heroenkraft.
Sey Ions Vater, wie dein Ahn Deukalion
Mit Zeus gemeinsam Vater deines Vaters hiess.
Eh das Gestirn den Jahresumlauf noch vollbringt,
Trägt einen zweyten Sprösslich deiner Gattin Schooss,
Den nenn' Achäus; hochgewaltig wird sein Ruhm
In Pelops Eiland; unsers Erstlings Nam' und Volk
Soll aus Athen aufblühen weit nach Asien.

Die Unwürdigkeit, womit der Gott seine Aussage durch einen Eid bekräftigt; die freche Lüsternheit, womit er der Umarmung Kreusa's gedenkt in des Gemahls und Sohnes Gegenwart; die Wegwerfung, mit welcher er gegen einen Sterblichen über die Vorgenossenschaft seines ehelichen Lagers rechtet — meyne doch niemand, dass dieses alterthümlich sey, dass es sich mit der Würde der griechischen Tragödie vertrage. — Homer, welchem als epischen Dichter in der Darstellung der Götter eine viel grössere Freyheit zustand, wie zart selbst Homer die Vermählungen des Himmlischen mit dem Irdischen behandle, lehrt unter andern Odyssee XI. v. 235. — Allerdings giebt es andere Stellen, wo die Götter mit minderm Anstande dem Liebreize der Schönheit huldigen. Wollte aber unser Vf. diese für sich geltend machen: so setzen wir ihm die Bemerkung eines gewiss auch von ihm hochgeachteten Kritikers entgegen: „das Wunderbare (also auch die Einwirkung der Götter) habe in der Tragödie einen ganz andern Charakter, als in dem Epos, indem es immer der Freyheit und Nothwendigkeit untergeordnet erscheine." Diese Bemerkung seines Bruders Friederich, nach ihrem ganzen tiefen Sinne erwägend, würde er gefunden haben, dass, wann und wo die Götter in der Tragödie erscheinen, sie entkleidet seyn müssen von aller menschlichen Bedürftigkeit, und angethan mit der ganzen furchtbaren Hoheit, die ihnen zukommt als Stellvertretern des Schicksals, als mächtigen Widersachern menschlichen Uebermuths, als Leitern und Ordnern aller irdischen Dinge. Ein solcher Begriff von den Göttern war es, der beym Aeschylus dem Boten vorschwebte, da er, des Amphiaraos gedenkend, zum Eteokles sprach:

Sonder Zeichen ist sein Schild.
Er will nicht scheinen, will der beste seyn!
Denn fruchtbar ist der Boden seiner Brust,
Es sprieset weiser Rath aus ihr hervor.
Erfahrne Helden ordne gegen ihn.
Denn wer die Götter scheut, ist fürchterlich!

(*Nach des Gr. Fr. L. v. Stolberg Uebersetzung.*)

Wogegen man sagen möchte: Wer einen Schlegelschen Apollo scheut, der ist verächtlich.

Auch in dem Werke des Euripides ist Minerva durchaus erhaben. Indem sie die zahlreichen Geschlechter, Stämme und Völker aufzählt, welche, vom Ion ausgehend, den Ruhm seines Namens verbreiten und das Vaterland verherrlichen werden: so erscheint Apollo's und Kreusa's Umarmung als eine höchst feyerliche, vom Schicksale angeordnete Vermählung, so dass die mannichfaltigen Gefühle, welche

Digitized by Google

der Wechsel der Ereignisse erregte, sich zuletzt in eine sehr würdige, wahrhaft tragische, man möchte sagen, in eine heilige, Rührung auflösen. — Was aber der Minerva des Euripides so am Herzen liegt, die prophetische Verherrlichung der Nachkommenschaft Ions, das fertigt *Schlegel's* Apollo mit einer einzigen Zeile ab:

unsers Erstlings Nam' und Volk
Soll aus Athen aufblühen weit nach Asien.

Kein Wunder freylich! denn unser Vf. hatte über diesen Gegenstand seine Rhetorik bereits erschöpft an einer Stelle, wo man ihm dieselbe gern erlassen hätte. S. 63. fragt Xuthus:

Sag' an, wie heifsest du?

Ion.

Die Pythia hat Ion mich benannt.

Xuthus.

Ion, mein theurer Sohn! O! schöner Name,
Wie wirst du in der Nachwelt Ohre tönen,
Wenn Städte, Völkerschaften, Reiche blühn
Auf lebensvollen Fluren, Küsten, Inseln,
Wenn Helden kämpfen, Dichter sie besingen,
Und nach der Sprach und Sitten Eigenschaft,
Ionisch alles preisend wird genannt!

Diese an sich sehr schönen Worte, die in dem Munde des Apollo die vortrefflichste und eine wahrhaft tragische Wirkung gethan hätten, scheinen, vom Xuthus gesprochen, nichts, als eine wahnwitzige Faseley.

Wenn ein Mann, der in dem wohlgegründeten Rufe ausgezeichneten Verstandes und grofser Kunstweisheit steht, ein Mann, der berufen schien, zur Herstellung der Antike an die grofsen Meister unter den Zeitgenossen sich anschliefsend, den Lehrlingen der Kunst als Muster vorzuleuchten, sich dergestalt verirret, dafs er in einer Tragödie, die mit dem Euripides siegend wetteifern soll, Menschen sprechen läfst wie Götter, und Götter wie gemeine Menschen: — möchte man nicht vermuthen, seine Seele habe während der Arbeit unter dem Zorne der Musen gerungen, welche, von ihm beleidigt durch schwere Vergehen, schadenfroh den sonst so klaren Blick ihm umnebelten, das sonst so richtige Urtheil ihm verwirreten? — Um sich ganz zu durchdringen von dem tragisch-Unwürdigen dieser Schlegel'schen Göttererscheinung vergleiche man seinen buhlerischen Götzen mit der Rolle, die Minerva beym Sophokles spielt. Nachdem diese den von ihr bethörten Aias Proben des Wahnsinnes ablegen lassen, wendet sie sich zum Odysseus, der Zeuge gewesen, und spricht:

Odysseus, schaust du nun, wie grofs die Macht
Der Götter sey? War wohl ein Weiserer
Als Er, gerüstet mehr zu hoher That?

Odysseus.

Ich kenne keinen, und es jammert mich
Des Armen, ob mich zwar sein Hafs verfolgt;
Denn Bande des Verderbens fesseln ihn.
Doch mehr noch als auf ihn blick' ich auf mich,
Und sehe, dafs wir Menschen alle, die
Wir leben, Traumgestalt und Schatten sind.

Athene.

Das siehst du, drum so rede nimmer selbst
Ein Wort des Stolzes von den Göttern, nie
Schwill du in eitelm Dünkel, wenn du mehr
An Kraft der Hand und reichem Schatz vermagst.
So wie der Tag sich neigt und hebt, so neigt
Und hebt er auch der Sterblichen Geschick.
Die Götter lieben den, der weise, fromm,
Bescheiden ist; den Bösen hassen sie.

(*Nach des Gr. Christ. Stolberg Uebersetzung.*)

Merkwürdig nun ist es, dafs eben jene theils als poetisch-unsittlich, theils als untragisch in Anspruch genommene Stellen von dem Vf. mit besonderer Vorliebe gearbeitet zu seyn scheinen. In Ansehung des ersten Punktes ist dieſs um so befremdender, wenn man sich der scharfen und treffenden Kritik erinnert, die *Schlegel* über *Bürger's* ergehen lassen, und der Strenge, womit er diesem Rohheit vorwirft. Rec., um zu erklären, wie ein und derselbe Mann urtheilen könne, wie dort, und handeln, wie hier, hat Zuflucht genommen zu folgender Hypothese: Die neue Schule, von deren Häuptern *August Wilhelm Schlegel* eines ist, will ernstlich und aufrichtig das Gute in der Kunst. Daher ihre Liebe und Achtung für *Lessing*. An diesem schätzt sie, wie wir von *Friederich Schlegel* vernehmen, nichts höher; als was sie nennt *Cynismus im grofsen Stil*. Die Begeisterung für diesen Cynismus nun ist es ohne Zweifel, die *Schlegel's* zu den gerügten Fehlern verleitet hat. Versteht man unter Cynismus das feindselige Streben gegen die falsche Anständigkeit, gegen die Etikette, das Ceremoniel, gegen (um mit *Lessing's* eigenen Worten zu reden) die armseligen Gaukeleyen, wodurch ein kleiner Theil der Menschen den gröfsern bereden will, dafs er aus weit besserm Stoffe gebildet sey, als er: so ist es unstreitig, dafs Cynismus der Hauptzug in dem Charakter *Lessing's* war, so wie er der Hauptzug seyn mufs in dem Charakter jedes ächten Kunstwerkes. Aber eben so unstreitig ist, dafs der in jenen verworfenen Scenen von uns gerügte Cynismus keinesweges künstlerisch ist, keinesweges Lessingisch. „Nichts, heifst es in der Dramaturgie, nichts ist anständiger und züchtiger, als die simple Natur. Grobheit und Wust ist eben so weit von ihr entfernt, als Bombast und Schwulst von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Gränzscheidung dort wahrnimmt, wird sie auch hier bemerken." — Und so liefse sich, was *Schlegel* verschuldet hat, dieser Hypothese gemäfs, nach der mildesten Auslegung erklären aus seinem Eifer für eine an sich sehr edle, aber mifsverstandene Idee.

Die Anordnung der Scenen, worauf *Schl.* grofse Sorgfalt gewendet, ist ihm in den ersten beiden Aufzügen unstreitig besser gelungen, als dem Euripides, und, nach des Rec. Urtheil, wahrhaft meisterlich zu nennen: so vortrefflich greifen sie in einander, sich gegenseitig vorbereitend und unterstützend. Liefse sich nur ein Gleiches auch von dem dritten Aufzuge rühmen! Dieser enthält, was beym Euripides sich im vierten befindet, die Erzählung von dem Gastmahle

Digitized by Google

mahle des Ion, von der Vergiftung seines Bechers, von der wunderbaren Obhut des Gottes, und wie der Thäter und die Anstifterin des beabsichtigten Mordes entdeckt werden. Da dieſs alles eines der Hauptereigniſſe der Handlung ist: so verlangte die epische Darstellung desſelben die möglichſte Fülle von Pracht und Vollständigkeit. Die grofse Frage nur ist: Wer soll den Bericht und an wen richten? Welche von den an der Handlung theilnehmenden Personen wird bey so dringenden Gefahren Ruhe und Besonnenheit genug habeo, ihn zu machen und anzuhören? Euripides legt den Bericht einem Diener Kreusa's in den Mund. Dieſer Zeuge deſſen, was beym Gastmahle sich zugetragen, eilt, die Königin vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen. Da er sie nirgend findet, wendet er sich an den Chor, und läſst sich von ihm das Vorgegangene abfragen. Ganz tadellos würde dieſs seyn, wäre der Chor zweckmäſsiger organisirt, bestünde er, einer oben gemachten Bemerkung zufolge, aus ganz parteylosen Zuschauern. So aber mag es allerdings uodramatisch scheinen, wie die Jungfrauen, die selbst in Todesangst schweben, Fassung genug haben, eine aus mehr als hnodert Versen bestehende Erzählung anzuhören von den Zurüstungen des Gastmahls; von der Eiorichtuog des Gezelts, wo es gegeben wurde; von den Teppichen, womit dieſes geziert war u. s. w. — Jedoch gerade in dem vielleicht, was uns undramatisch scheint, erkannte der Grieche Züge von tragischer Erhabenheit. Denn da der Chor weder zu seiner noch der Königin Rettung das Geringste thun konnte: was war würdiger und anständiger, als sich über die Ursachen seines Verderbens umständlich unterrichten zu lassen?

Bey *Schl.* fäogt der Aufzug damit an, dafs Kreusa mit fliegenden Haaren über die Bühne hintaumelt, um dem sie verfolgenden Ion zu entrinnen. Unmittelbar, nachdem sie die Bühoe verlasseo, erscheint dieſer ohne Mantel, Pfeil und Bogen in der Haod. Durch die grimmigen und wüthenden Tetrameter, die sie ausstofsen (besonders der empfindsame Ion), erschreckt, tritt Pythia aus dem Tempel, und spricht (S. 95.):

Welch ein Getümmel und ein Aufruhr schlägt
An diese Pforte, diese stillen Hallen,
Die brünstiges Gebet nur, und der Hymnen
Melodische Gewalt bestürmen sollte?

Statt nun von deo zahlreichen Dienern nnd Dienerinnen, die ihr ohne Zweifel zu Gebote standen, einige zur Erkundigung auszusenden, versenkt sie sich in Betrachtungen über die muthmafsliche Ursache desſelben, bis endlich Xuthus mit dem gefesſelten Phorbas erscheiot, nnd ihr in wenigen Worteo berichtet, was Gräuelvolles und Frevelhaftes geschehen ist. Sie kann sich nicht überzeugen, dafs nicht ein falscher Argwohn gegen seio liebend Weib und seinen treuen Dieoer ihn verstört habe. Da beginnt er (S. 100.) also:

Nur zu gewifs ist, was die Sonn' erröthen,
Die heilgen Haine schauern machen mufs,
Was der Stiefmütter schon verhafsten Namen
Noch schwärzer zeichnet, und in ihrer Brust,
Dem Kelch der Mutterliebe sonst bey Frauen,
Die milde süfse Milch in Gift verwandelt.
Hör' an, auf dafs du glaubest, was unglaublich ist.

Gewifs unglaublich ist es, dafs unmittelbar nach so heftiger Gemüthsbewegung, während welcher, seiner eigenen Versicherung nach, er wie von Finsternifs betäubt war, er Ruhe geoug hat, um die nun folgende lange Beschreibung des Gastmahls aus dem Euripides her zu declamiren; noch unglaublicher, wie Pythia, der die oben erwähnten Tetrameter noch in den Ohren dröhnen mnfsten, Geduld hat, sie anzuhören, uod am Ende ganz bedächtig fragen kann:

Und wo ist nun Kreusa, wo ist Ion?

Noch verdient in dieſer Scene gerügt zu werden die Weise, wie Pythia des Trophonius gedenkt, weil es, von einer romantischen Ansicht der Schicksalskunde ausgehend, den im Alterthume hierüber herrscheoden Ideen geradezu widerspricht. „Die ältesten Griechen, sagt *Voſs*, weil sie alles aus Luft, Erde und Wasser entstehen sahen, glaubteo von den Gottheiten dieſer drey Grundwesen, *denen sie zum gemeinsamen Ausleger den wahrsagenden Apollo gaben*, die Zukunft, zuerst der Natur, dann auch des Schicksals zu erfahren: nämlich vom Himmel (Uranus, Zeus) durch hnchfliegende Vögel, Stimmen, Donner und Feuer, später durch Gestürne und Winde; von der Erde (Gaea, Themis) durch Dünste, Erdthiere und scharfwitternde, durch Eingeweide krautfressender, durch Bäume und Looſe, durch Todte und Träume; vom Wasser (Poseidon, Nereus, Proteus, Glaukus, Nymphen, Musen) durch begeisterte Quellen und Wasserthiere." — Dieſs vorausgesetzt, wie unalterthümlich und abenteuerlich ist dann, was Pythia (S. 113.) sagt:

Das war es, dafs ihr nicht Apollen euch
Allein vertraut, nnd jenes *Nachtweissagers*
Aussprüche mit den seinigen gepaart.
Die Unterwelt wühlt aus den düstern Klüften
Heraof, und möchte gern was Köstliches
Zu sich herunterziehn.

Beym Enripides preist Minerva den Apollo für die Vorsorge, womit er Kreusen schmerzlos gebären liefs. *Schlegel*, sooſt sehr befliſſen, einzelne schöne Züge des Griechen sich anzueignen, hat jenen übersehen, obgleich er, wie es scheint, den vortrefflichsten Gebrauch davon macheo konnte an eben der Stelle, wo er die Geliebte Apollo's also klagen läfst (S. 120.):

Wefs Mund spricht aus der Gebärerin Noth,
Der Verlafsnen von Göttern und Sterblichen ganz?

Das ist freylich sehr weinerlich, wenn es nur auch so tragisch, weon es nnr nicht durchaus *ungöttlich* wäre.

Doch es ist Zeit, diese Bemerkungen über das Einzelne abzubrechen, nnd zum Schlusse zu eilen. — Offenbar ist es, dafs *Schlegel* einem grofsen Muster nachgearbeitet hat. Unverkenntlich ist von seiner Pythia *Goethe's* Iphigenie das Vorbild, von seinem Xuthus

Digitized by Google

Xuthus *Goethe's* Thoas, so wie das ganze Werk Anspruch zu machen scheint auf gleichen Rang mit *Goethe*. — Wir unsers Theils finden hiebey die edle Zuversicht, womit dieſs unternommen wurde, löblicher, als des Unternehmens Erfolg. Allerdings hat hie und da verlautet: der deutsche Ion verhalte sich zum griechischen, wie *Goethe's* Iphigenie zu der des Euripides. Wer so etwas hinspricht, mag es verantworten.

Dem Rec. scheint es etwas anders zu seyn, wenn ein Bildner, das Werk eines fremden Meisters umschmelzend, die zerronnene Masse in ganz neue Formen giesst; und etwas anders, wenn ein Bildner, das Werk eines fremden Meisters sorgfältig zerlegend, die ihm misfälligen Theile umarbeitet, die gelungenen aber an den gehörigen oder ungehörigen Stellen künstlich einlöthet. Jenes hat *Goethe* gethan, und so *konnte* entstehen, was entstanden, ein neubelebtes, vollkommen organisirtes, mit dem vorigen nichts als die rohe Masse gemein habendes, ächtes und wahrhaftiges *Kunstwerk*. Dieſs hat *Schlegel* gethan; und so *mußte* entstehen, was entstanden, ein im Einzelnen nicht ohne fleisige Technik gearbeitetes, im Ganzen aber immer doch wunderliches *Machwerk*. — Wie? und der Urheber desselben ist eben der Mann, der von der Nothwendigkeit des organischen Zusammenhanges aller Theile eines ächten Kunstwerks so hohe Begriffe hat, dass er, hingerissen von korybantischer Begeisterung, irgendwo betheuert, er getraue sich aus dem Begriffe des Trimeter das Wesen der alten Tragödie zu construiren? — Wer so grosse Achtung für *Schlegeln* hat, als Rec., der wird selbst in der mangelhaften Organisation seines Werkes eine künstlerische Absichtlichkeit, Beziehungen auf eine Idee vermuthen. Und in der That, diese Idee liegt nicht fern. Schön sagt unser Vf. in der Charakteristik *Bürgers*: „In den alten Volkspoesieen sind oft aus Instincte, wie in den Werken grosser Meister mit Absicht, die innersten Motive in den Hintergrund geschoben, und nur hie und da kommt wie zufällig etwas davon zum Vorscheine; *darin liegt eine ganz andere Art von Verstand, als in der arithmetischen Richtigkeit, die sich an den Fingern aufzählen läßt.*" Dieſs ist so vortrefflich und so einleuchtend, dass Rec. jedes hier gesprochene Wort bedauern würde, wenn er den Vorwurf besorgen müsste, er habe jener gefühllosen Deutlichkeit das Wort reden wollen, und jener flachen Begreiflichkeit, welche der Tod aller Kunst ist, der Tod alles Edeln und Schönen.

Indem wir nun aber feyerlich jenem Grundsatze huldigen, müssen wir zugleich beklagen, dass der Vf. zur Bestätigung desselben ein so schlechtes Beyspiel gegeben hat. Statt nämlich, wie sein Bruder Friederich im Alarcos versucht hat, ein Werk aufzustellen *von unerkennbarem Zusammenhange*, stellt er eines auf *von erkennbarem Unzusammenhange;* statt, wie er den alten Volksdichtern nachrühmt, die innersten Motive in den Hintergrund zu schieben, schiebt er die Motivlosigkeit in den Vorgrund. — Und so sind wir denn, von ganz verschiedenen Richtungen ausgehend, abermals auf dem Punkte angelangt, wo sich erklären läßt, was diese Kritik beabsichtete. Es war, zu zeigen, dass die Idee, in welcher jenes Werk gearbeitet worden, sehr zu ehren, und das darin waltende Streben tugendhaft und löblich ist; dass aber jene Idee unausgeführt geblieben, und dieſses Streben misslungen ist, und zwar, weil der überlegende Verstand, der in seiner Weisheit den Plan entwarf, von der Einbildungskraft nicht gehörig unterstützt wurde. — Dessen ungeachtet ist diese Tragödie, wie sie ist, eine nicht unerfreuliche Erscheinung wegen der vielen Trefflichkeiten im Einzelnen, besonders wegen der im Ganzen sehr kräftigen, gesunden, frischen und blühenden Sprache, die dann und wann freylich an schwülstigen Auswüchsen ein wenig kränkelt. — Dieſs mit vielem Vergnügen und grosser Achtung für den Vf. anerkennend, muss man nur warnen, sein Werk nicht hinauszuheben über die Sphäre, wohin es gehört; warnen vornehmlich, in das kindische Aufjauchzen einzustimmen von einem glänzenden Triumphe, den *Schlegel* über den Euripides davon getragen, und somit wohl gar die Deutschheit über die Griechheit. Wir wollen vielmehr für diese und dereinstige minder misslingende Umarbeitungen von des Euripides Werken eingedenk seyn dessen, was *Lessing* sagt: „Man nenne mir, spricht er, das Stück des grosen Corneille, das ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? — Aber man merke, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverläſsig besser machen, und doch lange kein Corneille seyn, und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben."

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Marburg*, in d. neuen akad. Buchh. *Anweisung zum ärztlichen Gebrauch der Voglerschen Arzneimittel (Pharmaca selecta)*. 1804. 8½ Bog. 8. (6 gr.) — Ein bloſses dürres Verzeichniss von Krankheiten, denen die „dagegen dienlichen" Mittel zur Seite gesetzt sind, welches ohne allen Nutzen ist, dagegen aber sehr leicht und nur zu oft schädlich werden kann. Einige ausgehobene Artikel werden hinreichen, dieſs Urtheil zu bestätigen. S. 13.: „*Beängstigung und Beklemmung, Bangigkeit, Herzensangst, Anxietas praecordialis, ohne Fieber*, wird behandelt mit *Aq. Fl. Caff.* — *Cort. Peruv. tart.* — *Elix. acid.* — *Liq. anod. mart.* — *Mars solub.* — *Mixt. analept.* — *Pulv. antacid.* — *P. antemet.* (auch wenn ein Brechmittel z. B. indicirt ist?) — *P. cardiac.* — *Spir. Salis* und *Nitr. dulc.*" S. 14.: „*Beschlag der Zunge in Fiebern.* — *Aq. ammon.* — *Liq. detersiv.* — *Mixt. antispasm.* — *Pulv. antisp.* — *Mixt. eccopr.* — *M. solutiv.* — *Pulv. solut.*" S. 114.: „*Unfruchtbarkeit der Weiber, Sterilitas feminarum.* — *Pulv. antispasm.* mit und ohne Mohnsaft. S. Monatliches, unmäſsiges." Mehr als zu viel schon von einer Ephemere, dergleichen es vielleicht noch keine gab!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Januar 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Strasburg, im Verlag der typographischen Gesellschaft: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφιστῶν. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum* Libri Quindecim. Ex optimis codicibus nunc primum collatis emendavit ac supplevit, nova latina versione et animadversionibus Is. Casauboni aliorumque tum suis illustravit, commodisque Indicibus instruxit *Johannes Schweighäuser*, Argentoratensis etc. *Tomus Quartus.* Anno XII. (1804.) 575 S. 8.

Ebendas.: Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas post Isaacum Casaubonum conscripsit *Johannes Schweighäuser* etc. *Tomus Quintus.* Animadvers. in Lib. IX. et X. an. XII. (1804.) 605 S. — *Tomus Sextus.* Animadvers. in Lib. XI. et XII. an. XII. (1804.) 542 S. 8.

Mit dem rastlosen Eifer, den das philologische Publicum schon längst an dem gelehrten Herausgeber des *Appianus*, *Polybius* und *Arrianus* zu bewundern gewohnt ist, rückt Hr. *Schweighäuser* in der mühevollen Bearbeitung des *Athenäus* fort, so dass wir hoffen können, im nächsten Jahre die Vollendung dieser nützlichen Ausgabe zu sehen. Unsre Leser erinnern sich, aus der Anzeige der früher erschienenen Bände, dass Hr. *S.*, statt sich auf dasjenige zu beschränken, was die Zweybrücker typographische Gesellschaft bey andern Ausgaben griechischer Schriftsteller beabsichtigte, dem Texte, vornehmlich durch die Benutzung der einzigen vollständigen Handschrift (die auch in dem vor uns liegenden Bande manche kleine Zusätze darbot) und durch die Aufnahme eigner und fremder Verbesserungen, eine ganz neue Gestalt gegeben, und die Casaubonischen Anmerkungen mit einem eignen Commentare begleitet hat, in welchem nichts Merkwürdiges übergangen, und wenigstens, wo nichts weiter geschehen konnte, das Nicht-Wissen und Nicht-Verstehen offenherzig angezeigt ist. Mit Vergnügen bemerken wir, wie der Eifer des verdienstvollen Herausg. auch andre ergriffen, und immer mehrere zur Mittheilung ihrer handschriftlichen Sammlungen bewogen hat. *Coray's* Name glänzt auch in diesen Bänden neben mancher trefflichen Verbesserung. Ein Hr. *Boissonade* theilte dem Herausg. Auszüge aus kritischen Schriften mit, die dieser in seiner Bibliothek vermisste, und fügte diesen eigene Vermuthungen hinzu; die seinem Scharfsinne und seiner Gelehrsamkeit Ehre machen. Auch Hr. *Grotefend* hat aus handschriftlichen Anmerkungen eine Menge Verbesserungen beygetragen, bey denen man nicht umhin kann, das häufige Zusammentreffen mit denen, welche Hr. *Fiorillo* in den *Obss. ad Athenaeum* (Göttingae 1803.) durch den Druck bekannt gemacht hat, bewundernd zu bemerken.

Es würde uns leicht seyn, eine Menge Stellen auszuzeichnen, die theils durch diese Beyträge, theils durch die eigenen scharfsinnigen Berichtigungen des Herausg. wieder hergestellt, andre, welche gegen den Verdacht der Verdorbenheit gerettet, noch andere, die durch Erklärung in ein besseres Licht gesetzt worden. Aber wenn uns hierbey auch nicht die Menge des Stoffes in Verlegenheit setzte, so würden wir diese Anführung doch schon darum unterlassen, weil aus ihr kein sonderlicher Nutzen für das Werk, dessen Anzeige wir übernommen haben, erwachsen kann. Vielmehr wollen wir, so wie auch bey der Anzeige der vorigen Bände von uns geschehn ist, einige Stellen bemerklich machen, die uns noch einer weitern Hülfe bedürftig scheinen. Bey einem Werke, wie das gegenwärtige, musste selbst dem Aufmerksamsten manches entgehn. Die Menge der Gegenstände musste den Blick zerstreuen und trüben; manches wird wahrscheinlich niemals klar angeschaut werden können; anders wird erst nach mehrmaliger Zerlegung und wiederholten Versuchen seine ursprüngliche Gestalt wieder erhalten. Vieles ist glücklich vollbracht, und die noch übrigen Mängel fallen jetzt nur darum deutlicher in die Augen, weil rund umher die Blicke weniger gehemmt sind. Und so wird die Billigkeit auch das, was einst auf diesen gesicherten Grund weiter aufgeführt werden wird, den Verdiensten des unermüdeten Herausgebers zulegen müssen.

Wir wollen, um der gröfsern Bequemlichkeit willen, der Ordnung der Bücher folgen, und, da sich in den vorigen Anzeigen unsre Bemerkungen bis auf das *achte* Buch incl. verbreitet haben, mit dem *neunten* beginnen, von welchem der Text den Schluss des *dritten* Bandes ausmacht. Gleich im Anfange dieses Buches S. 366. B. scheinen sich die Worte des *Epicharmus* besser in einen jambischen Trimeter zu fügen:

χορδαί τε αὐτῷ, καὶ μὰ Δία, χ' ὡ κωλεός.

Den Hiatus hat dieser Dichter nicht gescheut. — S. 368. D. lasen die Ausgaben in dem Verse des *Eupolis*: σκέλη δὲ καὶ κωλῆνες εὐθὺ τοῦ ῥόθου. Die venetianische Handschrift giebt ῥόφου, welches Hr. *S.* für ἐοφήματος nimmt: *crura et pernae statim a forbitione.* Sollte nicht in dieser Lesart noch ein Buchstabe geändert und gelesen werden müssen:

σκέλη δὲ καὶ κωλῆνες εὐθὺ τοῦ ῥόφου.?

Digitized by Google

Sogleich (kamen) *die Schenkel und Hüftknochen des Böckchens*, das vorher erwähnt seyn konnte. So heifst es gleich nachher in einer Elegie des *Xenophanes* S. 368. E. πέμψας γὰρ κωλῆν ἐρίφου, und in einem Verse des *Aristophanes* κεφαλάς τ' ἀρνῶν, κωλὰς ἐρίφων. — Der Vers des *Krates* S. 369. C. möchte wohl ein gut gemefsner Senarius seyn, wenn man πάνυ mit πως oder einem ähnlichen Worte vertauscht:

κηφισιακαῖσι γογγυλίσιν ὅμοιά πως,

wo denn von selbst erhellt, dafs ὡς, welches die venet. Handschr. darbietet, für nichts weiter als eine Wiederholung der letzten Sylbe des vorhergehenden οὕτως zu halten ist. — In dem Fragm. des *Antiphanes* S. 370. E., in welchem die Verbesserungen des Herausg. den richtigen Sinn, wie es uns scheint, wiederhergestellt haben, stofsen wir noch bey den Worten an: οὐδ' ἡδύσμασιν Ἀρνεῖα κατατεπλησμέν', οὐδέ — — Sollte es nicht geheifsen haben:

ἀρνεῖα κατατεπασμέν', οὐδέ —

In dem gleich darauf folgenden Fragmente des *Diphilus* scheint ein Landmann zu sprechen, dem zufällig eine ausgesuchte Mahlzeit zu Theil geworden war, die er mit seiner gewöhnlichen rohen Kost vergleicht. Die Casaubonische Ausg. giebt es in folgender Gestalt:

ἥκει φέρομεν αὐτὸ μετὰ πάντα ταγαδά·
φάφανος λιπαρά, σπλαγχνίδια πολλά, σαρκίδια
ἀπάλωτατ', οὐδὲν μὰ Δία τοῖς ἐμοῖς
καὶ τοῖς ὅμοια πέμματ' οὐδὲ ταῖς
ἁλαζοναῖς ἐλαίαις.

Die Verbesserung des ersten Verses bot der venet. Cod. dar, welcher αὐτόματα liest. Hr. *S.* verbessert: ἥκει φερόμεν' αὐτόματα, und vertauscht v. 4. das von *Casaubonus* stillschweigend und ohne Grund aufgenommene πέμματα mit der Lesart alter Handschr. und Ausgaben πράγματα, die durch des *Antiphanes* vorhergehende Stelle hinlänglich bestätigt wird. Bey den übrigen Mängeln und Lücken des Fragments verläfst uns die Hülfe der Handschriften. Dafs σαρκίδια mit σαρκία vertauscht werden müsse, ist wohl ziemlich gewifs; aber sollten nicht in diesem Worte zwey zusammengeflossen und in ihm das, welches den 3ten Vers anfing, verborgen seyn? Etwa?

σπλαγχνίδια πολλά, σαρκία
ἀρνεῖ' ἀπαλώτατ'·

In καὶ τοῖς sucht der Herausg. den Namen eines Gerichtes, und, wie wir glauben, mit vollem Rechte. Er schlägt βλίτοις vor. Wir aber καρτοῖς, den Rest der Stelle auf folgende Weise verbessernd:

οὐ μὰ Δί' οὐδὲν τοῖς ἐμοῖς
καρτοῖς ὅμοια πράγματα· πῶς γάρ; οὐ δὲ ταῖς
ἁλαστοῖς ἐλαίαις.

καρτὸν ist der *Schnittlauch*, also ein dem Landmann vollkommen angemessenes Gericht; πῶς γὰρ aber eine den Attikern eigenthümliche Art kräftiger Verneinung. S. *Gataker de Stilo N.* 3. p. 73. *Kom. ad Gregor.* p. 61. Dafs wir übrigens die Zuverlässigkeit dieser Ausfüllung nicht zu verbürgen übernehmen, bedarf keiner Erinnerung. — Die Bemerkung unsers Grammatikers über den Gebrauch von ὄρνις, nebst den von ihm angeführten Beyspielen, hat *Eustath.* ausgeschrieben, S. 1440. 50. *ed. Rom.* aber ohne merkliche Verschiedenheit. Doch scheint die Stelle *Menanders* aus der Ἐπικλήρῳ πρώτῃ einer Hülfe zu bedürfen, da in der zweyten Zeile keine Spur eines Sylbenmaafses sichtbar ist. Wir vermuthen, dafs hier nicht blofs zwey, sondern drey verschiedene Beyspiele angeführt werden. Das erste ἀλεκτρυών τις ἐκεκράγει μέγα sollte beweisen, dafs *Menander* nicht ὄρνις, sondern ἀλεκτρυών von dem Hahne gebraucht; das zweyte, bey welchem das bindende καὶ fehlt:

οὐ σοβήσετ' ἔξω, φησὶ, τὰς ὄρνιθας ἐφ' ἡμῶν.

sollte zeigen, dafs er ἡ ὄρνις von der Henne gebrauchte; und diesem wird, vielleicht wegen der minder gewöhnlichen Form, ein drittes zugegeben: αὕτη ποτ' ἐξεσόβησε (γε) τὰς ὄρνεις μόλις. Der mittelste Vers bestand dann vielleicht aus zwey jambischen Dimetris:

οὐ γὰρ σοβήσετ' ἔξω
τὰς ὄρνιθας ἐφ' ἡμῶν;

wobey φησὶ als ein Rest des bindenden Ueberganges (καὶ πάλιν φησὶ) betrachtet wird. S. 385. ist das angeführte Ueberbleibsel eines Verses von *Kratinos* von einem jambischen, nicht von einem trochäischen Trameter.

υ — υ ἤδη δέλφακες, χοῖροι δὲ τοῖσιν ἄλλοις.

zu dessen Ausfüllung nichts schicklicher gefunden werden dürfte, als die Worte καὶ τοῖς μέν, die von der vorhergehenden Sylbe χοις leicht verschlungen wurden. In diesem Sinne übersetzt auch Hr. *S. his quidem jam* δέλφακες, *reliquis vero* χοῖροι. — S. 375 B. verwirft der Herausg. in den Worten καὶ νῦν δὲ τὴν τῆς Ἀθηνᾶς ἱέρειαν οὐ δύειν ἀμνήν, das von *Casaubonus* aus dem *Epitome* hinzugefügte ἔθος, ohne uns doch von der Integrität der Stelle völlig zu überzeugen. Wenn *Athenäus* οὐ θέμις δύειν (welches der eigentliche Ausdruck wäre) geschrieben hätte, so hätte dieses Wort, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem nächststehenden, offenbar sehr leicht übersehen werden können. — Auf derselben Seite las man ehedem: εἰς Ἄσσον ἐπιδημήσαντά μοι οἱ Ἄσσιοι παρέστησαν χοῖρον υἱόν, ἔχοντα τὸ μὲν ὕψος. — — Hr *S.* hat υἱὸν jetzt getilgt, ob es gleich durch die Autorität des *Cod. Venet.* geschützt wird. Die Auslassung des Epitome beweist nichts, da der Vf. desselben alles zu übergehen pflegte, was ihm unverständlich war. Auch der Vermuthung ὑὸν können wir unsern Beyfall nicht schenken, so wenig als den Gründen, mit denen sie ihr Urheber, selbst, wie es scheint, ohne Vertrauen, zu unterstützen sucht. Sollte nicht σίαλον, was ihm selbst zu kühn dünkt, weit treffender seyn? — S. 376. A. müssen die Worte aus dem Αἶθων des *Athaios* auf folgende Weise abgetheilt werden:

πεταλίδων δέ τοι συὸς
μορφαῖσι ταῖςδε πόλλ' ἐπαίων . . . .

wo wir uns nur die unbedeutende Veränderung von μορφαῖς in μορφαῖσι erlaubt haben. — S. 378. A. hätte, unsers Bedünkens, *Casaubonus* Verbesserung τρεῖς ἡμεῖς μόνοι

μόνοι ἔσμὲν ἔτι λ. ohne Veränderung aufgenommen werden ſollen. Hr. *S.* hat die Wörte verſetzt, und ἔσμὲν in die letzte Stelle des Verſes gebracht. Es iſt uns nicht unbekannt, daſs *Toup* daſſelbe Wort an dieſelbe Stelle eines Trimeter in *Soph. Electr.* v. 20. einzudrängen verſucht, und dieſen Verſuch in der Vorrede zu P. II. ſeiner *Em. in Suidam* zu rechtfertigen ſich bemüht hat. Aber ſeine Gründe ſind ohne Kraft. S. *Brunk ad Soph. El.* v. 20. und v. 123. S. 379. C. ſcheint uns *Euſtathius* Erklärung der Worte Ἡφαίστου κύνες, von den zum Himmel aufſprühenden Funken, unbezweifelt zu ſeyn. Es iſt bekannt, wie häufig die tragiſchen Dichter bald die Diener der Götter, bald ihre Begleiter, bald überhaupt einen Wächter κύων nannten. Die Adler ſind dem *Aeſchylos* (*Agam.* 136. *Rom.* 1030.) *geflügelte Hunde des Zeus; Pan* hieſs dem *Pindar* (*ap. Ariſtotel. Rhet.* II. 24.) der *Hund der groſſen Göttin;* und nichts iſt gewöhnlicher, als die Erinnyen *des Hades Hunde* zu nennen (ſ. *Ruhnk. Ep. crit.* S. 93 f. *Brunk ad Soph. El.* 1388.). Dieſe tragiſchen und lyriſchen Ausdrücke parodirte *Alexis*, oder eigentlich *Eubulos*, der ſich dieſes Bildes vor ihm bediente, und ſandte von Hephäſtos die dienſtbaren Funken aus, wie Zeus ſeine Adler und ſeine Blitze ſendet. Der nächſte Vers im Fragm. iſt entſtellt, und von *Caſaubonus* gewiſs nicht richtig geheilt worden. Wir glauben, durch die Kraft des Gegenſatzes geleitet, leſen zu müſſen:

κούφως πρὸς αἶθρον, οἷς τὸ γίνεσθαι θ' ἅμα
καὶ τὴν τελευτὴν τοῦ βίου συνῆψέ τις
μόνοις ἀνάγης θεσμὸς οὐχ ὁρώμενος.

welches auch den Buchſtaben der verdorbenen Lesart αἰεθ' ὅ ſo nah als möglich kommt. Aber zur Rechtfertigung des Sinnes müſſen wir noch einige Worte hinzufügen. Die redende Perſon in dieſer Stelle iſt ein philoſophiſcher Koch, der, nicht zufrieden, ſein Handwerk zu treiben, es mit Betrachtungen ſchmückt. Hier legt er ſogleich eine Probe von ſeiner Schulweisheit ab. Er hat das Feuer angezündet; die Funken ſteigen zum Himmel auf, „deren Entſtehung und Lebensende durch das unſichtbare Geſetz der Nothwendigkeit unmittelbar an einander geknüpft ſind." Unmöglich kann man das ſchnelle Entſtehen und Verſchwinden eines Funkens auf eine philoſophiſchere Weiſe ſchildern! — μόνοις mit οἷς verbunden, iſt hier *quibus eximie.* S. *Wetſtein ad N. T. I.* p. 942. — S. 381. A. werden einige Verſe des *Eubulos* angeführt, von denen der letzte einer leichten und ſichern Verbeſſerung ſchlechterdings widerſtrebt. Aber auch die beiden erſten fordern eine andere Vertheilung, wenn anders das, jetzt erſt aus dem *Cod. Venet.* hinzugefügte ἀλλ' für ächt gehalten werden darf. Man muſs dann, wenn wir nicht irren, alſo leſen und abtheilen:

ἀλλ' ἠκούσαμεν
καὶ τοῦτο, νὴ τὴν Ἑστίαν, οἴκοι πάλαι, ὡς,
ἂν ὁ μάγειρος ἐξαμαρτάνῃ . . . . .

— S. 382. B. C. ſcheint dem Herausg. entgangen zu ſeyn, daſs die vier erſten Verſe des Fragments, welches hier dem *Straton* (andre möchten *Strattis* leſen) beygelegt wird, weiter unten, L. XIV. p. 659. B. C. unter dem Namen *Philemons* geleſen werden. — S. 382. F. v. 27. leſe man ὃ βούλετ' ſt. ὃ ἐβούλετ' — ſo wie, aus demſelben Grunde, S. 383. F. παρατίθημ' ὁλοσχερῆ ſt. παρατίθημι. — S. 393. B. hält Hr. *S.* den Anfang der Erzählung des Klearchos von dem Fange der Dohlen mit *Caſaubonus* für verſtümmelt. Uns ſcheint nichts verloren, ſondern nur zwey Buchſtaben verſchrieben zu ſeyn, indem wir leſen: καὶ τοῖς κολοιοῖς δὲ διὰ τὴν φυσικὴν φιλοστοργίαν, καίπερ (ſt. καὶ γὰρ) τοσοῦτον πανουργίᾳ διαφέρουσιν (*praeſtantibus*), ὅμως ὅταν ἐλαίου κρατῆρ τεθῇ — worin man die affectirte Eleganz *Klearchs*, auf welche Hr. *S.* an mehrern Stellen ſeines Commentars aufmerkſam gemacht hat, nicht verkennen wird. — S. 393. F. in der Fabel von der Gerana, die der Zorn der Hera in einen Kranich verwandelte, ſucht Hr. *S.* die gewöhnliche Lesart ἡ Ἥρα εἰς ἀπρεπῆ ὄψιν τὴν ὄρνιν (*Valkenaer* ſchlug Γερᾶναν vor) μετεμόρφωσε durch die Annahme einer Appoſition zu retten, die uns auch dann noch nicht ganz genügen würde, wenn es τὴν ὁμώνυμον ὄρνιν hieſse. Immer würde man den Accuſativ des Objects vermiſſen, der uns allein in dem Worte ὄρνιν liegen zu können ſcheint. Wir leſen daher τὴν ἄνθρωπον, welches durch die Abkürzung ανον deſto leichter in ὄρνιν übergehen konnte, da zu einer gewiſſen Zeit die Geſtalt des α dem ι oder ορ auſserordentlich nahe kam. — S. 396. D. möchte es nicht unbedenklich ſeyn, die beiden Zeilen des *Heniochos*, die aus dem Zuſammenhange geriſſen, entſtellt und dunkel ſind, wieder herſtellen zu wollen. In keinem Falle würden wir dem Worte χαλκοῦς zugeſtehn, den Platz eines Jambus einzunehmen. — Eben ſo miſslich dürfte die Verbeſſerung des gleich darauf folgenden Fragments von *Krates* ſeyn, wo wir aber doch in den Worten παιδικῶν ΔΑΙΣ mit Wahrſcheinlichkeit π. ΛΑΙΣ zu erkennen glauben. Vielleicht:

νῦν μὲν γὰρ ἡμῖν παιδικῶν ἄλις χορῶν.

— S. 399. C. leſe man, in dem Verſe des *Strattis*, καὶ χρυσωλίου ſt. καὶ ἀκρ., und weiter unten F. in dem zweyten Verſe des *Naukrates*, mit dem Epitome: λίσντας, ἢ τι τοιοῦτον ſt. ἢ τοιοῦτον, in welchem Worte die Attiker den Diphthong zu verkürzen pflegen. — S. 400. A. möchte Hr. *S.* in dem Fragment des *Ariſtophanes:* λύσας ἴσως ἂν τὸν λαγὼν ξυναρπάσειεν ἡμῶν — λήσας verbeſſern; wobey uns doch mehr als ein Zweifel drängt. Da bey der Ungewiſsheit des Zuſammenhangs hier nichts übrig bleibt, als zu rathen, ſo ſchlagen wir vor:

μύσας ἴσως ἂν τὸν λαγὼν ξυναρπάσειεν ἡμῶν.

vel clauſis oculis leporem nobis rapuerit. So *Antiphanes* L. X. S. 446. A: ὅλην μύσας ἔκπινε, und *Ariſtoph.* Veſp. 988. τηνδὶ λαβὼν τὸν ψῆφον, ἐπὶ τὸν ὕστερον Μῦσας παρῆξον. — In der ausführlichen Schilderung des Gaſtmahls beym *Mneſimachos* (S. 403. A), in welcher der Herausg. zum Theil aus der Handſchrift vieles auf das glücklichſte verbeſſert hat, möchte er

Digitized by Google

v. 21. ſtatt χάσκεις αὐτός. leſen οὗτος. Sollte es nicht αὕτως (i. e. εἰκῇ ματαίως) geheiſsen haben? — In den verdorbenen Verſen des *Dionyſius* S. 405. B. (V, 21. 22. 23.), deren Verbeſſerung wir gern andern überlaſſen wollen, ſcheint uns doch ſo viel gewiſs, daſs ſie auf folgende Weiſe abgetheilt werden müſſen:

. . . . πάντα μὲν λήψει σχεδὸν
ἀεὶ γὰρ οὐκ ἀεὶ δὲ τὴν τούτων ἀρχὴν (L. ἀκμήν)
ἔχει δ' ὁμοίαν, οὐδ' ἴσην τὴν ἡδονήν.

Weiter unten v. 28. können wir uns weder von der Richtigkeit der Lesart βιαίων, noch der gegebenen Erklärung überzeugen. Vielleicht liegt in jenem Worte βαιῶν verborgen (z. B. τῶν γὰρ πάνυ βαιῶν oder auf eine ähnliche Weiſe: *res tenues, tenui ſermone peractas. Horat.* II. Sat. IV.), indem der gelehrte Koch, welcher hier ſpricht, ſagen wollte, daſs man nicht erwarten könne, von einer ſo ſubtilen Kunſt, als der ſeinigen, alles und jedes in Worte und Lehren gebracht zu finden. Im 29. v. wird, um dem Zuſammenſtoſs der Vocale vorzubeugen, vielleicht ἦν ὅτ' οὐδέπω γ. geſchrieben werden müſſen. — S. 405. E. ſollten, wenn wir nicht irren, folgende Verſe

— καταφρονεῖς, ὅτι μάγειρος εἰμ'· ἴσως
ὅσον ἀπὸ ταύτης τῆς τέχνης εἰργασμ' ἐγώ·

etwas anders interpungirt ſeyn:

— καταφρονεῖς, ὅτι μάγειρός εἰμ', ἴσως·
ὅσον δ' ἀπὸ ταύτης τῆς τέχνης εἰργασμ' ἐγώ·

oder ἀλλ' ὅσον. — *At quantum ex hac arte, quam tu contemnis, lucrifeci!* — Das Fragment des Thaſier *Hegemon* S. 407. A. ſcheint allerdings nur durch eine Verſetzung geheilt werden zu können. Durch die vom Herausg. vorgeſchlagene aber entſteht ein leidiger Hiatus, den man vermeiden würde, wenn man ſich erlauben wollte zu leſen:

ἀγαθὸν φακῇ δὲ καὶν θέρει καὶν χείματι

ſt. χειμῶνι. So findet ſich dieſer Gegenſatz öfter. L. X. S. 416. D. ὥρας δ' ἐξῆκε τρεῖς, θέρος καὶ χεῖμα. L. XI. S. 491. C. αἵ δή τοι θέρεος καὶ χείματος ἄγγελοι εἰσίν. — In dem Fragment des *Timokles* S. 407. E. ſchlägt Hr. *S.* zur Ausfüllung des verſtümmelten Verſes: θανατηγὸν καλὴν χύτραν φέρει, vor: θανατηγὸν αἰεὶ γὰρ κυάμων χ. φ., ſich auf die Worte des Epitomators ſtützend: Ἀχαρνεὺς ἦν τῶν δήμων (f. τὸν δῆμον) ὁ Τηλέμαχος, ὃς κυάμων χύτραν ἀεὶ σιτούμενος ἦν. Dieſe Spur verfolgend, leſen wir mit geringerer Veränderung

θανατηγὸν ἀγκάλῃ κυάμων χύτραν φέρων.

In einem gleich darauf folgenden Fragment deſſelben Komikers kündigt ein rauher Hiatus die Verdorbenheit des Verſes an: πρῶτα μὲν σκληρῶς καθεύδω, εἶτα Θούδιππος λέων. Dieſem einen Mangel iſt durch eine leichte Veränderung in καθεύδον (welches der attiſche Sprachgebrauch ſo gut als ἐκάθευδον verträgt. ſ. *Brunk. ad Ariſt. Theſm.* 479. ad *Aveſ.* 495.) abzuhelfen, wodurch auch die Tempora unter einander in beſſere Uebereinſtimmung gebracht werden. Aber in demſelben Verſe erregt *der Löwe Thudippos* des Herausg. Argwohn; auch den unſrigen. Wir dachten

εἶτα Θούδιππος φλέων

i. e. φλυαρῶν, φλεγμαφῶν, ληρῶν. *Thudippus me inepte garriendo percuſſit frigore.* Auffallend war uns auch ἔπηξεν, wofür ἔψυξεν wenigſtens das gebräuchlichere iſt. — Daſs der verſtümmelte vierte Vers wiederum mit εἶτα anheben müſſe, hat *Fiorillo* bemerkt; aber wie er ἐφέρετο verſtanden, ſagt er nicht. Hr. *S.* vermuthet: εἶτ' ἐφερόμην. Wir ſchlagen vor, mit geringerer Veränderung zu leſen:

εἶτ' ἀφεῖρπον πρὸς Δίωνα —

deinde me ad Dionem contuli. ἕρπειν iſt in der Dichterſprache mit ἔρχεσθαι ſynonym. S. *Brunk ad Hippol.* v. 561. — In *Fiorillo's* Verbeſſerung des 6. v. (*Obſſ. p.* 7.) muſs τε nach σωρὸν ausgeſtrichen werden, wodurch die Richtigkeit des Sylbenmaaſses gerettet wird. Die letzte Sylbe in Ἀχαρνέα iſt lang, und es bedarf daher nicht der von Hn. *S.* vorgeſchlagenen Veränderung in Ἀχαρνικόν. Uns ſcheint, daſs mit der geringſten Umſtaltung der Vers ſo geleſen werden könne:

Τηλέμαχον Ἀχαρνέα, σωρὸν κυάμων τε καταλαβών·

(ſt. σωρὸν τε κυάμων κ.τ.λ. Der etwas lockre Rhythmus wird bey dieſem Dichter nicht anſtöſsig ſeyn, der ſich, wie andre ſeiner Gattung, die Freyheit nahm, die Cäſur des trochäiſchen Tetrameter in die Mitte eines Worts zu ſetzen, und auch in den ungleichen Stellen den Dactylus aufzunehmen. Der verſtümmelte Schluſs des Fragments könnte endlich ſo ergänzt werden:

ὁ δ' ὄνος ἡμᾶς ὡς ὁρᾷ,
πῶς δοκεῖς; Κηφισοδώρου περὶ τὸ βῆμ' ἐπέρδετο,

Die zur Füllung des Verſes eingeſchobenen Worte πῶς δοκεῖς konnten wegen ihrer Aehnlichkeit mit den zunächſt ſtehenden leicht überſehen werden; dem Stile der attiſchen Komödie ſind ſie angemeſſen: *Cephiſidori aſinus, cum me fabas rapientem videret, vehementer ad ſuggeſtum pepedit.* Es fällt in die Augen, daſs der Dichter zugleich die Inſolenz des Menſchen und die Wirkung ſeines gewöhnlichen Nahrungsmittels anzeigen wollte, und daſs in dieſer Rückſicht βῆμα ſchwerlich ohne Nachtheil des Sinnes mit einem andern Worte vertauſcht werden dürfte. — S. 410. E. ſtoſsen wir auf ein verunſtaltetes Fragment der *Sappho*, welches bisher von verſchiedenen Kritikern nur in einzelnen Worten mit Erfolg verbeſſert worden iſt. Wir ſetzen die Stelle hierher, wie ſie im *Cod. Venet.* geleſen wird: „χειρόμακτρα δὲ καγγόνων πορφυρᾶ κατάντα μὲν ἀτιμάσεις ἔπεμψα πυφωκαχς δῶρα τίμια." καγγόνων κόσμον λέγει κεφαλῆς τὰ χειρόμακτρα. Indem wir dieſen Spuren ſo treu als möglich folgen, leſen wir: χειρόμακτρα δὲ πλαγγόνων πορφυρᾶ καλαυγασμένα· Οὐκ ἀτιμάσεις ἔ πέμψα Σαπφοὶ κρατὸς ὧδε τίμια. Dieſs ſtimmt mit der Erklärung, welche der Grammatiker ſelbſt von den letzten Worten giebt, auf das genaueſte zuſammen. Noch näher den Zügen der Handſchrift als κρατὸς würde κάρας kommen, wenn man es wagen dürfte, eine von den Spätern gebrauchte Form nicht für neu, ſondern nur für erneut zu halten, und ſie in ein altes Gedicht einzuführen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Januar 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verl. der typograph. Geſellſch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφισταὶ. *Athenaei Naucratitae Deipnoſophiſtarum* Libri Quindecim. — — *Johannes Schweighäuſer* etc. *Ebendaſ.: Animadverſiones in Athenaei Deipnoſophiſtas* poſt Iſaacum Caſaubonum conſcripſit *Johannes Schweighäuſer* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 14. abgebrochenen Recenſion.*)

Das *zehnte* Buch, welches mit einer Stelle des *Aſtydamas* anhebt, liefert in derſelben ſogleich ein Beyſpiel glücklicher Kritik. Die Worte des *Ion* aber S. 412. B.:

ὑπὸ δὲ τῆς εὐφημίας
κατέπινε καὶ τὰ κῶλα καὶ τοὺς ἀνθρακας,

bedürfen, unſrer Einſicht nach, keiner Verbeſſerung. Der Dichter ſprach ohne Zweifel von einem Opfer, bey welchem Herkules ohngefähr die Rolle ſpielte, die ihm *Ariſtophanes* in den Vögeln zugetheilt hat. Er verſchlingt, was ihm unter die Hände fällt, während die andern mit ernſten Dingen beſchäftigt ſind. ὑπ' εὐφημίας kann alſo ſeyn: *während der heiligen Stille des Opfers.* So bedeutet ὑπὸ bisweilen eine Begleitung, in welchem Sinn es bald mit dem Genitiv, bald mit dem Dativ verbunden wird. *Apollon. Rhod.* I. 538. Φέρμιγγος ὑπαὶ περὶ βωμὸν ὁμαρτῇ — πέδον' ἐήσσωσι πόδεσσι. *Archilochus* beym *Schol. ad Ariſt.* Av. 1426. ᾄδων ὑπ' αὐλητῆρος. Cf. *T. H.* ad *Lucian.* T. II. p. 434. ed. Bip. — S. 412. C. ſind bey dem entſtellten Fragmente *Pindars* dem Herausg. die ſinnreichen Verbeſſerungen unbemerkt geblieben, mit denen es *Herrmann*, in der neuen Sammlung der Pindariſchen Fragmente (T. IV. p. 111.) wieder hergeſtellt hat. — Das Fragment des *Xenophanes* S. 414. a. bedarf im 8ten Vers keiner Verbeſſerung. σιτοίη iſt durch ein Zeugma mit δώρον verbunden, ſo daſs bey dem letztern Worte das allgemeine λάβοι verſtanden werden muſs. Sollte ja hier ein Fehler verborgen liegen, ſo würden wir ihn lieber im 9ten Verſe ſuchen, der mit geringer Veränderung ſo geleſen werden könnte:

ἐκ πόλεως καὶ δῶρον ἔχοι (ſt. ὅ οἱ), χειμήλιον αἰεί (ſt. αἰὲν)

aber wir glauben nicht, daſs es nothwendig ſey. — S. 415. B. C. vermiſſen wir, bey Gelegenheit des *Lityerſas*, die Erwähnung deſſen, was über dieſes ſatiriſche Drama theils vom Hn. Hofr. *Eichſtädt* in ſeiner Abhandlung *de Dramate Graecorum Comico - Satyrico imprimis de Sofithei Lytierſa.* Lipſ. 1793. 8., theils vom Hn. Prof. *Herrmann* in den *Commentationibus philologicis* T. I. beygebracht worden. — Gleich darauf muſs in dem Fragment des *Pherekrates* v. 3. ἦσθ' ἄρ' ὅς κ. ſt. ἄρα ὅς geleſen, und S. 417. D. v. 3. die unveränderte Caſaubonſche Verbeſſerung τὸν πέτρινον· τὸν οἱ φίλοι κ. σ. aufgenommen werden. τοῦτον wird ſich mit dem Sylbenmaaſse auf keine Weiſe vertragen können, und τὸν ſt. οὗ iſt der attiſchen Bühne nicht fremd. S. *Aeſchyl. Perſ.* 197. 423. *Markland. ad Suppl.* v. 858. — S. 421. D. muſs in dem Fragment des *Phönix* v. 3. der Hiatus καὶ ἀλαλὴ durch die Zuſammenziehung καὐλαλὴ getilgt werden. — Den hinkenden Tetrameter des *Alexis* S. 422. B. οὐδ' ἂν ἀδικοῖτ' οὐδὲν οὐδεὶς οὐδ' ὑβρίζοιτ' ἂν ἐκών, glauben wir durch eine geringfügige Verſetzung heilen zu können:

οὐδ' ἂν ἀδικοῖτ' οὐδὲν οὐδείς, οὔτ' ἂν ὑβρίζοιθ' ἑκών.

In dem darauf folgenden Fragment des *Diphilos* S. 422. B. C. v. 12. ſcheint uns weder die gemeine Lesart πάντα ταῦτα, welche der *Cod. Venet.* ebenfalls giebt, noch die Valken. Verbeſſerung πάντα τλητὰ dem Sinne des Dichters ganz angemeſſen; ſo wie wir auf der andern Seite die Lesart ταύτην, welche Hr. *S.* aus der Epitome aufgenommen hat, für nichts weiter als eine Conjectur des Epitomators halten können. Der Paraſit, welcher in dieſer Stelle ſpricht, will zeigen, wie viel unſchickliches der Bauch ertragen müſſe, und zu wie vielen Unſchicklichkeiten er Veranlaſſung gebe. Dieſem Sinne gemäſs leſen wir:

διὰ τὴν τἀλαιναν πάντ' ἄτακτα γίνεται

wo auch nur ein einziger Buchſtabe der handſchriftlichen Lesart geändert worden. — Mit Unrecht glaubte der Herausg., daſs S. 426. C. der Vers des *Anaxilas*: καίτοι πολὺ γ' ἔσθ' ἡδίον· οὐ γὰρ ἄν ποτε, einer kritiſchen Nachhülfe bedürfe, und erſt durch ein nach πολὺ eingeſchobenes τοῦτ' ſein gehöriges Maaſs erhalten werde. Der Vers iſt richtig alſo gemeſſen καίτοι | πολυ γ εσθ | ηδι | ον ου | γαρ αν | ποτε — und die vorgeſchlagene Schaltſylbe würde ἥδιον in einen Dactylus verwandeln, da es, den Geſetzen der attiſchen Bühne zufolge, ein Palimbacchius ſeyn muſs. (S. *Monthly Review.* 1799. *May. Auguſt.*) Dieſelbe Bemerkung muſs bey dem nächſten Fragment des *Alexis* wiederholt werden, wo die Worte Κρίτωνα πολὺ βέλτιον ἕνα καὶ τέτταρας, vielleicht einer Veränderung, aber keiner Stütze bedürfen. — Das Fragment des *Achaios*, in welchem die Satyrn gemiſchten Wein zu trinken verſchmähn, und das in ſeiner jetzigen Geſtalt unverſtändlich iſt, ſchlagen wir ſo zu leſen vor:

Digitized by Google

φεῦ· μῶν Ἀχελῶος ἦν κεκραμένος πολύς;
ἀλλ' οὐδὲ δίξαι τοῦδ' ἐμῷ γένει δέμις·
χάλιος μὲν οὖν ἄγ' ἔγχεον Σκύθῃ πιεῖν.

Φεῦ haben wir zur Ausfüllung des Verſes hinzugefügt; δίξαι fand ſchon *Dalechamp* ſtatt λῆξαι; auſserdem ſchien es uns nöthig, ἐμῷ γένει zu leſen. τῷ γένει fand nur ſtatt, wenn τῷδε vorausging. Der 3te Vers forderte die meiſten Abänderungen. Denn die Worte: καλῶς μὲν οὖν ἄγειν Σκύθῃ πιεῖν — geben weder einen geſunden Sinn, noch einen vollſtändigen Senarius. Jetzt ſagt der Satyr: *Auf, gieſſe ungemiſchten Wein hinzu, der Scythen Trank!* oder: *wie ein Scythe trinken würde.* Wie hier ἄγ' ἔγχεον, ſo ſagt beym *Euripides* der Cyclope v. 565. φέρ' ἔγχεον νῦν. χάλις oder χάλιξ iſt der ungemiſchteſte Wein. S. *Schneider ad Nicandri Alex.* v. 29. p. 89. — Das dunkle Scolion *Pindars* S. 427. D., das, wenn wir nicht irren, Hr. *Ilgen* in ſeiner Schrift *de Scoliis Graecorum* übergangen hat, würde wenigſtens verſtändlich werden, wenn man ſich folgende Veränderung erlaubte:

χάριτας τέλει Ἀφροδισίων ἑρώτων
ὀφρύϊ χλιαρῷ μειδιῶν
Ἀγάθωνι καλῷ κότταβον.

Cottabum, amorum venuſtorum munus, ſubridens miti ſupercilio, pulchro Agathoni dica ſ. perſolve. χάριτας τέλει (ſt. τε) iſt eben ſo wie ὕμνον τελεῖν. *Pyth.* I. 154. Auch die Verbeſſerung des folgenden Verſes (die Ausg. leſen ὄφρα σὺν χειμάρῳ μεθύων) wird durch den Pindariſchen Sprachgebrauch unterſtützt. So *Pyth.* IX. 65. Κένταυρος ζαμενὴς, ἀγανᾷ χλιαρὸν γελάξαις ὀφρῦϊ. Noch näher würde den Zügen der gewöhnlichen Lesart kommen:

ὀφρύσιν χλιαρῶς μειδιῶν.

— S. 428. A., wo Σοφοκλῆς ἐν Σατυρικῷ angeführt wird, können wir der Vermuthung des Herausg. nicht beytreten, daſs Σατυρίσκῳ geleſen und damit der Titel eines ganz unbekannten Stückes bezeichnet werde. Wie viel wahrſcheinlicher iſt es, daſs der eigentliche Titel (etwa ἐν Συλλόγῳ Σατ.) ausgelaſſen worden? — S. 431. A. in dem Fragment des *Alexis:*

τῆς Φιλοτησίας ἐγὼ
μεστὰς προπίνω, ἴσον ἴσῳ κεκραμένον.

ſcheint uns die Richtigkeit des erſten Wortes mehr als verdächtig. Φιλοτησία iſt hier der Becher ſelbſt (ſ. *Suidas* V. Φιλοτησία. *Ariſtoph. Acharn.* v. 985.); der Redende bringt einem andern deren mehrere zu. Wie ſoll hier τῆς ſtatt finden? Wir leſen ohne Bedenken, zugleich den Hiatus des folgenden Verſes tilgend,

τρεῖς Φιλοτησίας ἐγὼ
μεστὰς προπίνω σ' ἴσον ἴσῳ κεκραμένον.

σ' ſtatt σοί — und gleich darauf in dem Verſe des *Sophilos:* συνεχὴς ἄκρατος ἐδίδοτ' ἴσον ἴσῳ π. ſt. ἐδίδοτο. S. 431. B. hieſs es vielleicht:

μὴ παντελῶς αὐτῷ δίδου
ὑδαρῆ· κατανοεῖς; ἴσον ἴσῳ μετρεῖ· καλῶς.

ſtatt μικρεῖ. — S. 431. E. v. 3. muſs ohne Zweifel

ἐν τοῖς συμποσίοις οὐ πίνετε

geleſen werden, nicht συμποσίοισιν οὐ πίνετ' am Schluſs des Verſes. Daſs die Handſchriften die paragogiſche Sylbe hinzufügen, ſoll uns nicht irre machen. — In dem Fragment des *Epinicus* S. 432. B. C., welches an mehrern Stellen berichtigt worden iſt, bleibt doch ein hinkender Vers zurück

νασμὸν μελίσσης τῆς ἀκρολόγου γλυκύν.

ein Wort wie παγγλυκύν (παγγλυκερὸς gebraucht *Ariſtophanes Lyſiſtr.* 970.) würde dem Mangel abhelfen. Auf die Verbeſſerung des erſten Wortes in dieſem Verſe (ſt. ἑτμόν), den Hr. *S.* ſo geſchrieben in *Fiorillo's Obſſ. ad Athen.* p. 97. fand, macht Hr. *Jacobs* Anſpruch, in deſſen *Animadv. in Eurip.* S. 114., wir dieſe Lesart mit Rechtfertigung des Sprachgebrauchs finden. — In der Elegie des *Kritias* S. 433. A. B. wird die Mäſsigkeit der Lakedämonier gerühmt:

Ἡ Λακεδαιμονίων δὲ δίκιδ' ὁμαλῶς διάκειται,
ἔσθειν καὶ πίνειν σύμμετρα, πρὸς τὸ φανὲν
καὶ τὸ πονεῖν εἶναι δυνατούς.

Es iſt leicht zu ſehn, daſs die letzten Worte des Pentameters entſtellt ſind. *Caſaubonus*, welcher auf φαγεῖν καὶ τὸ πονεῖν verfiel, war in dieſem Augenblicke gewiſs nicht von der Gottheit der Kritik inſpirirt. Weit vorzüglicher iſt Hn. *S's* Vermuthung πρὸς τὸ φέρειν, die uns nur wegen der allzugroſsen Anhäufung der gleich austönenden Infinitiven miſsfällt. Stände μάχην, κυδοιμὸν, ὑσμίνην, oder ein ähnliches Wort: ſo würde dieſes dem Sinn und Ohr beſsre Genüge thun. Wir wollen eine dreiſte Vermuthung wagen. *Kritias* kann geſchrieben haben:

πρὸς τ' ὀχάνην
καὶ τὸ πονεῖν εἶναι δυνατούς·

Mäſsig in Speiſ' und Getränk, daſs zu ergreifen das Schild und zu kämpfen nicht mangle die Kraft.

ὀχάνη und ὄχανον, ein weſentlicher Theil des Schildes, ſtatt des Ganzen, und dieſs für die Rüſtung zum Krieg. Wer übermäſsig getrunken hat, vermag das ſchwere Schild nicht zu handhaben; der mäſsige Spartaner iſt auch gleich nach der Mahlzeit ſeiner Waffen mächtig. — S. 433. C. liegt in dem verdorbnen ὄῆλος vielleicht ein Eigenname verborgen, z. B.

ἔστη δ' Ἴλος Φιάλην πάλλων Ἄρεως

(ſtatt εἰ τῇ ὄῆλος φ. τὸ ὅπλον.) oder ein andrer; denn hier herrſcht eine ſehr weit begränzte Möglichkeit. — Der Vers des *Antiphanes* S. 441. C. μέχρι καὶ τριῶν γάρ φασι τιμᾶν τοὺς θεοὺς wird auf dieſe Weiſe auch von *Koppiers Obſſ.* p. 45. verbeſſert. In dem unmittelbar darauf folgenden Verſe des *Alexis* bedarf das Sylbenmaaſs einer kleinen Stütze: ἐὰν γ' οἶνος παχῇ. *modo vinum adſit;* eine kräftigere Hülfe der letzte Vers: γραῦν σφίγγα· πρὸς ἐμέ γ' ὡς αἰνίγματα λέγει. Wir nehmen als zuverläſſig an, daſs er mit αἰνίγματα geſchloſſen habe; aber dann iſt ſeine Mitte unvollſtändig. In πρὸς ἐμεγως könnte περισεμνῶς verborgen liegen, und ſo könnte man demnach leſen:

γραῦν σφίγγα· περισεμνῶς γὰρ ὡς αἰνίγματα
λέγει!

Digitized by Google

περίσεμνος gebraucht *Ariſtoph. in Vesp.* 604. In dem nächſten Fragm. des *Antiphanes* iſt die gute Lesart οὔτι φύετ' ἄμπελος gegen φύεται vertauſcht. φυετ' iſt ein Trochäus, und füllt alſo ſeine Stelle gut aus. Vergl. S. 449. D. μήτ' ἐν θεοῦ ζῆν μήτε φήσεσθαί τ'αεί. — Zu dem nächſtfolgenden Verſe des *Xenarchos*: Ὄρκους ἐγὼ γυναικὸς εἰς οἶνον γράφω, welchen *Valkenaer ad Eleg. Callim.* p. 198. berührt, müſſen vorzüglich *Huſchkens* Bemerkungen in den *Anal. crit.* S. 64. nachgeſehen werden. So wie hier *Xenarchos* einen Vers des *Sophokles* parodirend, die Schwüre der Weiber nicht in *Waſſer*, ſondern *in Wein* ſchreibt, ſie ihrer Weinluſt halber zu verhöhnen, ſo ſcherzt auf ähnliche Weiſe *Plato* mit ihnen in dem nächſtſtehenden Fragment, indem er gegen Erwarten mehrmalen den Wein nennt, wo andere Dinge gemeint werden. Dieſe Bemerkung kann über die erſten Zeilen deſſelben einiges Licht verbreiten. „Ich wünſche, ſagt die Rednerin (denn ein Weib ſcheint es zu ſeyn, das zu den verſammelten Liebhaberinnen des Phaon ſpricht), daſs eure Thorheit (eure verkehrte Liebe) euch *zu Wein* (ſtatt zu Waſſer) werde." Sie will fortfahren: „Es iſt kein Hirn und kein Verſtand in euren Köpfen;" aber unglücklicher Weiſe fällt ihr wieder ein Sprüchwort ein, das auf den Wein ſich bezieht (οὐδεὶς οἶνος ἐν κεφάλου), und nun drückt ſie ihren Gedanken, mit komiſcher Verwirrung, halb bildlich, halb eigentlich aus. Aus dieſer Erklärung erhellt, daſs *Caſaubonus*, der hier allerley verändert, unglücklich gerathen habe, wenn auch ſeine Veränderungen nicht zweymal gegen das Sylbenmaaſs ſündigten. Der erſte Vers iſt nicht im Anfang, ſondern in der Mitte mangelhaft:

εἶεν, γυναῖκες, ... ὡς ὑμῖν πάλαι

aber die Ausfüllung dieſer Lücke wollen wir gern andern überlaſſen. Im 16ten Verſe dünkt uns nichts wahrſcheinlicher, als daſs in πύργης das Wort πυγῆς verborgen ſey, das dem παχείῃσι μύρτων im vorhergehenden ohne Zweifel am beſten entſpricht. Auch in κενοὶ ſcheint eine obſcöne Anſpielung enthalten zu ſeyn. S. *Animadvſſ. in Anth. Gr.* T. II. P. II. p. 286. — S. 446. A. erwartet der ſechſte V. des *Antiphanes* noch anderweitige Hülfe, da die Unzuläſſigkeit des neueſten Verbeſſerungsverſuchs ſeinem Urheber wohl ſelbſt nicht mehr verborgen ſeyn kann. — S. 451. A. leſe man mit den ältern Ausgaben ὀήλεια μὲν γοῦν ſt. μὲν οὖν; und etwas weiter hin dürfte in dem Fragm. des *Ion Caſaubonus* Verbeſſerung die richtige Lesart ſeyn: δρυός μ' ἰδρώς. Wenigſtens können wir es nicht gut heiſsen, daſs es jetzt mit dem enclitiſchen μὲ anhebt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Märker: *Predigtentwürfe über die Evangelien und Epiſteln im Geiſte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Erſtes* Heft vom erſten Advent bis zu Oſtern. 1804. VIII u. 196 S. 8. (16 gr.)

Keine gemeine Sachen, wie Rec. Anfangs vermuthete, wiewohl die Entwürfe ſich weder unter einander ſelbſt an Güte gleich ſind, noch auch überhaupt unter die vortrefflichen gezählt zu werden verdienen. Zur Beſtätigung dieſes Urtheils heben wir folgende aus. Am Feſte Mariä Reinigung: wie Menſchen ſich überleben können, a) wenn ſie nicht mit dem Geiſte der Zeit fortſchreiten, b) wenn ihre Thätigkeit für das gemeine Beſte ſich vermindert und die Menſchenliebe in ihrer Bruſt verlöſcht, c) wenn ſie ihr Hausweſen zerrütten und ſich und Andern dadurch Verderben bereiten, d) wenn ſie durch Eigenſinn, Schwächen und Fehler Andern beſtändig zur Laſt fallen. Am 5ten Sonnt. nach Epiph.: Betrachtungen über das Gute, das unter dem Drucke der Menſchen zur Reife gelangt. a) Es koſtet mehr Uebung und Anſtrengung der Kräfte, b) es wird von unedeln Triebfedern gereinigt, c) es iſt bey Beharrlichkeit unſerer Beſtrebungen des Siegs gewiſs. Am Sonnt. Septuageſ.: Wie viel davon abhange, dem Leben in jedem Verhältniſſe eine fruchtbare Anſicht abzugewinnen. Am S. Lätare: Warum das menſchliche Herz in reifern Jahren ſich der Dankbarkeit gegen erzeigte Wohlthaten mehr eröffnet, als in der Jugend. Dagegen wird man die Propoſition am erſten Adv. S. ſeltſam finden: Apoſtoliſche Merkmale, daſs wir Kinder des Lichts ſind. Oder die am zweyten Adv.: der groſse Tag Jeſu Chriſti. Die Abtheilungen ſind nicht immer mit logiſcher Genauigkeit gemacht. So ſollte z. B. S. 15., wo der Vf. von den Hoffnungen ſpricht, zu welchen das Chriſtenthum berechtigt, Nr. 4. vor 3. ſtehen, denn die Hoffnung einer allgemein verbreiteten Menſchenliebe bedingt erſt die Hoffnung einer innigern Vereinigung der Menſchen. Zuweilen veranlaſst der Rückblick auf den Titel und die Vorrede, über welche wir ſogleich einiges erinnern werden, den Vf., etwas nicht hieher Gehöriges herbeyzuziehen. Z. B. S. 137. „Woran erkennen wir, daſs das Wort Chriſti reichlich unter uns wohnet? Erſtens, wenn wir von dem *göttlichen Urſprunge* dieſes Wortes feſt überzeugt ſind." Auch wird er zuweilen transſcendent. So ſagt er uns am vierten S. n. Epiphan.: wie man Gott in ſeiner Natur erkennt. Abgeſehen davon, daſs der Satz *ſo* geſtellt, vieldeutig iſt, indem man unter Natur theils das Weſen Gottes, theils auch die Welt verſtehen kann, und *in* mit *aus* vertauſcht werden müſste, ſo iſt er auch falſch: denn die Idee der Gottheit enthält etw. ganz anderes, als der Begriff eines Urhebers der Natur, die wir ohnehin nur dem kleinſten Theile nach kennen. Wenn der Vf. beweiſen will, Jeſus ſey der verheiſsene Erlöſer der Welt, weil er das Evangelium predigte, Wunder verrichtete, und eine ewige Verſöhnung ſtiftete, ſo thut er wohl, mit dem Epiphonem zu ſchlieſsen: ſelig iſt, wer ſich nicht an ihm ärgert. — Ueberhaupt iſt das Ganze viel zu flüchtig gearbeitet, als daſs man es unter die ausgezeichneten Producte im Felde der asketiſchen Literatur rechnen könnte.

Was nun den Titel und die nähere Beſtimmung deſſelben in der Vorrede betrifft, ſo geſteht Rec. unverholen, daſs er die Anſichten des Vfs. weder billigen noch theilen könne. Den Geiſt des proteſtantiſchen

Digitized by Google

schen Lehrbegriffs setzt er in folgende Lehren: „Jesus Christus ist der Sohn des Vaters von Ewigkeit; er ist zu den Menschen gekommen, damit sie Gott und seinen Gesandten richtig erkennen; er ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung; Gott hat dem, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir die Gerechtigkeit erlangten, die vor Gott gilt; dass er freywillig gelitten habe und gestorben sey, dann durch Gottes Kraft erweckt, auferstanden, zu seiner ewigen Herrlichkeit eingegangen und von Gott zum Oberhaupte seiner Gemeinde und zum künftigen Richter der Welt bestimmt sey; dass niemand Jesum einen Herrn heissen könne, als durch den heiligen Geist, und dass der feste Grund Gottes bestehe und dieses Siegel habe: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt." Und diese Wahrheiten soll keine moderne Exegese verdrehen und anders deuten. — Recht gut. Aber ist in denselben der Geist des protestantischen Lehrbegriffs enthalten? Und wenn er es ist, sind denn diese Lehren keiner verschiedenen Deutung fähig, und einer Deutung überall bedürftig? Darüber, dass der Vf. Dogmatik von der Kanzel nicht ganz entfernt wissen will, wird niemand mit ihm rechten, der da weiss, wie viel auf der Auctorität der Bibel als öffentliches Religionsbuch beruht. Aber wie kommt er dazu, S. VI. der Vorr. unter Dogmatik den Geist der biblischen Lehren zu verstehen, er, der vorher auf buchstäbliche Annahme und buchstäblichen Vortrag der biblischen Dogmen gedrungen hatte, und in seinen Entwürfen selbst Belege genug giebt, er sey von der Nothwendigkeit dieses Buchstabenwesens überzeugt? So sehr daher Rec. mit ihm der Meynung ist, theoretische und praktische Wahrheiten auf christlichen Kanzeln zu verbinden, so wenig glaubt er doch, dass der Vf. das schwere Problem glücklich gelöst habe, und so wenig gesteht er, begreifen zu können, wie z. B. aus der apostolischen Vorstellung vom allgemeinen, durch Jesum zu haltenden, Weltgericht, wenn man den Kern nicht von der Schale entkleidet, ein bleibender Gewinn für ächte Religiosität erhalten werden möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *München*, in der Scherer. Buchh. *Die Gelehrsamkeit der Liebe*, ein Gedicht von *A.* Freyherrn von *Steigentesch*. 1804. 60 S. 8. (10 gr.) — Seit *Thümmels Inoculation der Liebe* glaubt Rec. in dieser Art der Dichtung fast nichts leichteres und gefälligeres gelesen zu haben, als diesen Versuch eines talentvollen und nicht unbekannten Dichters. Die Anfangsworte:

Entflieht dem Gotte (dem Amor) *nicht, ihr könnt ihm nicht enteilen;*
Wer kennt ihn nicht? was schützt vor seinen Pfeilen?

verrathen schon des Thema einer Erzählung, die eben so lebhaft als enziehend vorgetragen, und deren Plan kürzlich folgender ist. — Ein im Dienste des Hofes und der Liebe grau gewordener Hofmarschall fasst endlich noch eine heftige Neigung zu seiner jungen und reizenden Mündel.

„*Sein Spiegel sagt ihm zwar,*
Dass sich das Bild, das er im Herzen trägt,
Und die Gestalt im Spiegel wenig gleichen —"

jedoch — sein Spiegel und sein Herz sind natürlich stets im Widerspruch.

Die Eifersucht weckt ihn aus seinem Schlummer,
Streut Dornen um ihn her, giesst Gift in seinen Wein;
Und schnell entschliesst er sich, und um allein
Durch sie beglückt, von ihr geliebt zu seyn,
Schliesst er Theresen, sich, sein Herz und seinen Kummer
Am Fuss der Alpen in ein finstres Bergschloss ein.

Theresens unschuldiges Herz, durch die Einsamkeit nur romantischer gestimmt, giebt sich voll dankbarer, kindlicher Gefühle dem alten Wohlthäter und Freunde hin, der ihre Aeusserungen für etwas ganz andres nimmt. In dem Augenblick, als ihre weichen Arme um seine Kniee sich schlingen,

und Lieb' und Dank zu seinen Füssen spricht,

stört ihn plötzlich ein fataler Besuch.

Er zuckt, er reisst sich los; und Schmerz und Liebe ringen
Auf seinen Lippen, die sich blass zum Lächeln zwingen.
Er hinkt den Garten durch, dem Schmerz enthinkt er nicht,
Denn was den Hofmarschall besuchte, war — die Gicht.

Man sendet nach dem Arzte. Ein junger Edelmann, geschäftslos, sorgenfrey, ein Kind des Glücks, trifft zufälligerweise mit dem alten schwatzhaften Boten zusammen, und erfährt von ihm den ganzen Zusammenhang der Dinge. Er entschliesst sich kurz, den Arzt selbst zu machen. Er kommt an, zeigt sich als Meister — nicht in Hygeens göttlicher Kunst, wohl aber in der Gelehrsamkeit der Liebe, und weiss Theresens Herz bald zu gewinnen. Der Hofmarschall entdeckt zuletzt den Betrug, aber zu spät, Therese ist entschlossen, und der junge Abenteurer benutzt den ersten Zorn des Alten, und zieht mit seiner schönen Beute von dannen.

Der Plan ist, wie man sieht, sehr einfach und unkünstlich; aber Einkleidung und Darstellung geben ihm das mannichfaltigste Interesse. Es ist Schade, dass der leichte Fluss der Diction zuweilen durch einige holprige und mühsame Verse gehemmt wird, wie z. B. in folgenden:

Und froh bewohnt diess Land des Winters und der Schrecken
Die Gemse und der Hofmarschall!

Ueberhaupt hätte die Mittelsylbe in dem Worte Hofmarschall nie — wie es durchgängig in diesem Gedichte geschehen ist — kurz gebraucht werden dürfen. Warum wählte der Vf. nicht das Wort Seneschall, oder ein ähnliches. Das Titelblatt ziert eine sehr sauber gestochene Vignette, den Amor vorstellend, mit der Unterschrift: *Wer kennt ihn nicht!*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Januar 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verl. der typograph. Geſellſch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφιστα. *Athenaei Naucratitae Deipnoſophiſtarum* Libri Quindecim. — — ed. *Johannes Schweighäuſer* etc.

Ebendaſ.: Animadverſiones in Athenaei Deipnoſophiſtas poſt Iſaacum Caſaubonum conſcripſit *Johannes Schweighäuſer* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 15. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *eilften* Buche S. 462. C. muſs mit verändertem Accent καὶ ἄλλα ἄττα (ſt. ἄττα) μετὰ τούτων ῥήματα geleſen werden. — Die Elegie des *Xenophanes*, die auf derſelben Seite anfängt, hat vor kurzem *Eichſtädt* in *Quaeſtionum philologic. novo ſpecimine* (Jenae 1804. 4.) im III. Kap. behandelt. Dieſer verbeſſert v. 11. ἄν. θεσσιν χλοερῇς ſtatt ἄνθεσιν αὐτὸ μέσον. Wir glaubten:

Βωμὸς δ' ἄνθεσιν αἰθόμενος πάντη πεπύκασται.

Rundum ſteht mit Blumen bekränzt der flammende Altar. v. 14. verbeſſert derſelbe Gelehrte καθαροῖσι νόοις ſtatt λόγοις, welches mit μύθοις eine höchſt nüchterne Tautologie macht. — v. 17. ὅσσον κεν ἑλὼν ἀφίκοιο ſtatt ἔχων. — v. 20. ὧ δ' ἡ μνημοσύνη καὶ νόος ἀμφ' ἀρετῆς ſt. ὡς ἡ μν. und καὶ τὸν ὃς ἀμφ' ἀ. — v. 22., wo die gemeine Lesart verſtümmelt war: οὐδέ τε Κενταύρων ἢ στάσιας προτέρων..... Φενδόνας, verbeſſert der genannte Gelehrte οὐδέ τε Κενταύρων ἢ στάσιας Λαπιθᾶν· Φεύγειν δὲ Φλεδόνας... ſich auf die Bemerkung ſtützend, daſs Kentauren und Lapithen oft neben einander genennt werden. Aber dieſesmal bewährt ſich der Vorzug guter Handſchriften vor dem geübteſten Scharfſinn. Der *Cod. Venet.* füllt den Pentameter mit πλάσματα τῶν προτέρων aus, und fängt den folgenden Vers mit ἢ στάσιας Φενδόνας an. Hr. S. hat dieſs auf eine gefällige Weiſe in ἀσπάσιας Φλεδόνας (vielleicht ἀδσπασίας) verwandelt. Im letzten Verſe endlich lieſt *E.* τῶν δὲ προμηθείην κ. ε. ἀγαθῶν. Noch ſcheint ein kleiner Fehler im 3ten Vers übrig zu ſeyn. Das vorhergehende Participium ἀμφιτιθεὶς fordert Verbindung mit dem folgenden, und dieſer ſteht die Partikel δὲ im Wege. Vielleicht ſchrieb *Xenophanes:*

πλεκτοὺς δ' ἀμφιτιθεὶς στεφάνους
ἄλλος τ' εὐῶδες μύρον ἐν φιάλῃ παρατείνει.

In dem Fragment des *Ion* S. 463. B. ſcheint uns das leichteſte mit Veränderung eines einzigen Wortes zu leſen: — ὁ δὲ χρυσοῦς

οἶνον ἔχων διερὸν νιζέτω εἰς ἕδαφος.

patera aurea, vini plena, effundat laticem in pavimentum avidum. In διερὸν iſt eine erlaubte Prolepſis. Im fünften Verſe erfordert der Numerus Ἡρακλεῖ mit auseinander gezogener Endſylbe. — S. 463. D. v. 4. iſt ἐστὶν ὑποκόρισμα zu leſen. — S. 464. A. möchte in dem Fragment des *Anaxandrides* wenigſtens πάρεστε νυνὶ ſt. ἐστὲ v. geleſen werden müſſen. — In dem Fragment des *Choerilos* würden wir *Valkenaer's* Verbeſſerung κολοβοῦ (ſt. ὅλβου) κύλικος τρύφος der von *Toup*, ἄνολβον, weit vorziehn, wenn ſie nicht auch eine Verſetzung der Wörter nothwendig machte. Vielleicht aber kann man mit Veränderung eines einzigen Buchſtaben leſen:

χερσὶν δ' ὅλμον ἔχω, κύλικος τρύφος —

Bey der Aehnlichkeit, welche die Buchſtaben β und μ in den Handſchriften haben, iſt zwiſchen dieſer Verbeſſerung und der gemeinen Lesart ein äuſserſt geringer Unterſchied. ὅλμος iſt überhaupt alles ausgehölte, von welcher Form es auch ſey; alſo hier der Tronk eines Bechers, deſſen oberer Theil abgebrochen war. S. *Valken. ad Ammon.* S. 183. — S. 465. A. ſtöſst der Herausg. bey dem Namen des Bacchos Εὐανδὴς an, und bemerkt, daſs die zunächſt folgende Stelle des *Euripides* (Βακχίου φιλανθέος) in Beziehung auf jenen Beynamen ſtehe. Könnte nicht ΕΥΑΝΘΗΣ aus ΦΙΛΑΝΘΗΣ entſtanden ſeyn? — S. 466. A. wurde in dem Fragment der Thebaïs v. 9. geleſen: ὡς οὔ οἱ πατρῴαν εἴη φιλότητι δάσαιντο. Hr. S. verbeſſert: ὡς οὐχὶ πατρῷά γ' ἐνὶ φ. δ. Wir glauben, daſs dieſer Fluch des Oedipus über ſeine Söhne alſo ausgeſprochen worden:

ὡς οὐ δῶ πατρῴων ἐνὶ φιλότητι δάσαιντο

welches mit den Worten des *Euripides* übereinſtimmt, *Phoen.* v. 68. ἀρὰς ἀρᾶται παισὶν ἀνοσιώτατας, Θηκτῷ σιδήρῳ δῶμα διαλαχεῖν τόδε. — Nach S. 466. hat der Herausg. aus der Epitome das anſehnliche Fragment eingeſchaltet, welches *Caſaubonus* zur Ergänzung der Lücke des Textes in den *Anmerkungen* von S. 781 — 784. gegeben habe. Jene Lücke iſt durch einige ausgeriſſene Blätter im venetianiſchen Codex entſtanden, von dem erſten Herausg. aber, oder, wie Hr. S. lieber glauben möchte, einem Abſchreiber, mit Hülfe einer Epitome, doch ſchlecht genug verdeckt worden. — S. 782. (*Animadv. Caſaub.*) E. verbeſſert *Martorelli* in der Stelle des *Antiphanes* v. 2. ἀφρόσκιον καὶ χρ. und v. 4. ἐστεμμένον, wie der Herausg. Seine anderweitigen, miſslungenen Verbeſſerungsverſuche, mag, wer Luſt hat, in ſeiner *Theca calamaria* T. II. S. 387. nachſehen. — S. 782. B. empfiehlt der Herausg. die Verbeſſerung Παιήονίοιο. So lieſt auch *Merrick ad Tryphiodor.* p. XL. not. *m.*, der aber γράμμα τό, nicht γράμματα, zur Füllung des Verſes vorſchlägt. Der Hia-

Digitized by Google

Hiatus in den Worten ἐμοὶ δὲ ἔργον, an welchem Hr. *S.* Anſtoſs nimmt, ſcheint uns in dieſer Gattung der Poeſie unbedenklich; auch der Sprachgebrauch, glauben wir, dürfte ſich rechtfertigen laſſen. — S. 782. D. muſs beym *Kratinos* ἐὰν ὕδωρ ἐπῇ ſt. ἂν geleſen werden. — Daſs in den Verſen des *Epikrates* S. 782. F. Ausdrücke der Schifferſprache zur Bezeichnung obſcöner Gegenſtände gebraucht werden, hat *Villebrune* ſehr gut bemerkt. Aber die Zweydeutigkeit wird noch durch den Umſtand vermehrt, daſs einige der gebrauchten Wörter eben ſo wohl Schiffsgeräthe als Geräthe eines Trinkgelags bezeichnen, wie καρχήσιον, ἀκάτιον. γρεῦς iſt unter andern auch der *Schaum*, und ſo können die Worte des Redenden bedeuten: entferne den Schaum von dem Becher, und ziehe die Alte an den Maſtbaum auf; und im eigentlichen Sinne ſollte wohl nur die Entfernung einer gewiſſen beſchwerlichen Alten empfohlen werden. Die Worte τὴν νέαν τ' ἐπηυρίσας Πλήρωσον möchten wir ſo leſen

τὴν νέαν τ' ἐπουρίσας
πλήρωσον.

hanc juvenculam (ceu velum) ſecundo vento agitans imple. πληροῦν auch *gravidam reddere.* Die obſcöne Bedeutung von κοντός bedarf nur eines Fingerzeigs, und die Redensart χαλᾷν πόδα iſt in dem hier gemeinten Sinne aus dem Orakel des Lajus zur Gnüge bekannt. — S. 783. D. zeigt in den Verſen des *Plato* der Hiatus ihre Verdorbenheit. Vielleicht hieſs es ſtatt λύσας δὲ ἀργῆν στάμνου εὐώδους ποτοῦ (welches auch aus andern Gründen bedenklich iſt; denn wenn ein *weiſsgefärbtes* Faſs gemeint war, warum ſchrieb P. nicht λευκήν?)

λύσας διαρχῆ στάμνου εὐώδους ποτοῦ

ein *anſehnliches*, *reichliches* Faſs; was auch dem Zuſammenhange des Ganzen, wo offenbar ein rüſtiger Trinker geſchildert wird, angemeſſen iſt. — Gleich darauf verbeſſern wir in dem Fragment des *Ameipſias* v. 3. mit Zuverſicht:

αὖλει σύ, καὶ σὺ τὴν ἄμυστιν λάμβανε.

ſtatt καὶ τὴν ἀμ. Die beiden letzten Verſe ſind ohne Zweifel lyriſch, und tragen Spuren des choriambiſchen Rhythmus, welcher in vielen Scolien herrſcht. Ein Scolion aber wollte auch hier der komiſche Dichter einweben. Hieſs es vielleicht:

οὐχρὴ πολλὰ ἔχειν ζητοῦντα ἑαυτάγε
ἀλλ' ἐρᾶν τε καὶ ἐσθίειν·

Die Worte: σὺ δὲ κάρτα φειδῇ gehen wieder in dem jambiſchen Dialoge fort. — Bey den Verſen des *Achaeos* S. 466. F. und dem Fragm. des *Eubulos* S. 467. C. hat *Martorelli* ſeine kritiſchen Talente noch einmal verſucht (*de theca calam.* T. II. p. 386. u. 392.), doch ohne ausgezeichnetes Glück, ja mit einigem Unſtern. Die Worte des *Eubulos* möchten wohl am leichteſten folgendermaſsen geordnet werden können:

μισῶ κάκιστον γραμματικὸν ἔκπωμ' ἀεί·
πάντως γὰρ ὅμοιον οὐμοὶ νοῦς ἔχετο
ἔχων φιάλιον· τῷ δὲ πολλὰ γίνεται
ὅμοια.

— S. 467. iſt es allerdings ſehr wahrſcheinlich, daſs man φιλητᾶς ἐν ἀκάντοις leſen müſſe. Doch meinte der Sammler der Fragmente des Philetas, *Kayſer*, S. 24. not. 50., daſs man in dieſer Stelle wohl auch an *Philemon's* λέξεις ἀττικὰς oder περὶ ἀττικῶν ὀνομάτων denken könne. — Bey dem Fragment des *Steſichoros* S. 469. E. vermiſste der Herausg. *Suchford's Fragm. Steſichori*, wo dieſe Stelle S. XIV. ſteht, durch einen Irrthum in Hexameter geordnet und deshalb mannichfaltig interpolirt. Der in ihnen herrſchende Rhythmus iſt anapäſtiſch. — Die zunächſt ſtehenden Zeilen des *Antimachos* hat Hr. *Schellenberg* den Fragmenten der Thebaïs zugeſellt, mit Aufnahme von *Caſaubon's* Conjecturen, der einen Hexameter erzwingen wollte. Aber woher will man wiſſen, daſs ſie dem epiſchen Gedichte entlehnt ſind? Iſt die erſte nicht offenbar der Ausgang eines Pentameter:

τότε δὴ | εὔχρεω | ἐν δέπαϊ

und iſt es alſo nicht viel wahrſcheinlicher, daſs ſie ohne alle Veränderung zu der *Lyde* oder einem andern elegiſchen Gedichte des *Antimachos* gerechnet werden müſſen? — Das Fragment des *Aeſchylus* über denſelben Gegenſtand, den Becher des Helios, ſcheint ſich willig in Anapäſten zu fügen:

ἔνθ' ἐπὶ δυσμαῖς
σοῦ πατρὸς ἡφαιστοτυχὲς δέπας, ᾧ
διαβάλλει πολὺν εἰδματόεντα φε-
ρέδρομον [ὠκεανοῦ] πόρον, οἴμους
μελανίππου προφυγὼν ἱερᾶς
νυκτὸς ἀμολγοῦ.

„Helios durcheilt auf ſeinem Becher den Strom des Okeanos, die *Pfade* der ſchattigen Nacht vermeidend." Wir haben uns nur einige kleine Veränderungen erlaubt, in denen zum Theil die Handſchriften, zum Theil der Herausg. vorangegangen iſt. Die zuverläſſig entſtellten Worte οὖθ' εἰς haben wir in οἴμους verwandelt, was ſich dem Sylbenmaaſse leichter zu fügen ſchien, als das näher liegende ὁδούς. — S. 470. F. wird das Fragment des *Theopompos* v. 4. durch einen metriſchen Fehler entſtellt, der, wunderbar genug, allen Augen bis jetzt entgangen iſt; οὐδέν ποτ' ἄλλο δεῦρο δή γε μισῶ σ' ἐγώ. In μισῶ iſt die erſte Sylbe nothwendig lang. Aber ſobald man das, was zufällig getrennt war, zuſammenrückt,

οὐδέν ποτ' ἄλλο· δεῦρο δή· γεμίσω σ' ἐγώ·

ſo tritt alles in Ordnung, und der Sinn, der in der alten Lesart durchaus unerklärbar war, wird vollkommen deutlich. Der Redende, der mit einem Becher liebäugelt, ruft ihn herbey: Komm hierher, *ich will dich anfüllen!* — Die folgenden Verſe, deren Dunkelheit wir uns aber nicht ganz zu zerſtreuen getrauen, müſſen vielleicht ſo interpungirt und geleſen werden:

γραῦ, Θεολύτη, γραῦ! — τί με καλεῖς; — ἵ' ἀσπάσωμαι.

Im 8. Verſe iſt in dem Worte σπινθὴρ der erſte Buchſtabe eine Wiederholung des unmittelbar vorhergehen-

Digitized by Google

henden. In den Buchſtaben ΠΙΝΘ liegt TIME, womit ein Zeitwort verbunden war, das wir nicht genau zu beſtimmen wagen. Der Vers, der in den bisherigen Ausgaben durchaus ſinnlos war, würde gar keine Schwierigkeiten haben, wenn man läſe:

τί με δρᾷς, τάλας; πειρᾷς με· ναί, τοιοῦτό τι,

wo wir den gröſsten Theil der Verbeſſerung dem Scharfſinne des Herausg. verdanken, der ſo die Spuren des *Cod. Venet.* ausdeutete. Aehnliche Farbe hat das Theokritiſche: τί ἐέζεις, σατύριςκε; τί ὀ' ἔνδοθεν ἄψυχο μαζῶν; Eid. XXVIII. 48. Im 10ten Verſe muſs den Worten ὁπάσον ἀν σοὶ θυμός ἦ noch die Stütze eines γ' zugegeben werden, das den Zuſammenſtoſs der Vokalen hindre. — S. 471. D. vermiſst der Herausg. in den Worten ἄρτι μέν μάλ' ἀνδρικὴν τῶν Θηριακείων ein regierendes τινά, welches er nach ἀνδρικὴν einſchieben möchte. Wir ſind der Meynung, daſs es hinreichend ſey, dieſes τινὰ hinzuzudenken. Man ſ. *Perizon. ad Aelian. V. H.* X. 21. *Valken. ad Herodot.* p. 414 — In dem vorhergehenden Fragm. des *Eubulos*, in welchem der erſte Vers ohne Verbindung mit dem folgenden ſteht, wird dem Sinne durch eine unbedeutende Veränderung aufgeholfen werden:

.. διένιψα δ' οὐδὲν σκεῦος ὧδ' εὐπώποτε

ſtatt οὐδεπώποτε. *Noch nie hab' ich ein Gefäſs ſo ſorgfältig aufgewaſchen.* — Das Fragment des *Theophilos* aus den Prötiden S. 472. E. bedarf gar keiner Veränderung, nur einer beſſern Vertheilung:

κύλικα θηρίκλειον εἰςφέρει,
πλέον ἢ κοτύλας χωροῦσαν ἕπτ', ἀγαθῆς τύχης.

καὶ, welches das Fragm. anfängt, ſcheint aus der folgenden Sylbe κυ entſtanden zu ſeyn. — In dem letzten Vers der Stelle des *Epigenes* S. 472. F. iſt die Lücke zuverläſſig nicht in der Mitte des Verſes anzunehmen, ſondern im Anfang: υ — ἀφίχθαι δηλαδὴ Π.ξώδαρον. Ein Wort wie ἡμῖν würde den mangelnden Fuſs ſchicklich erſetzen können. — In dem Fragm. des *Nicoſtratos* S. 474. B., in welchem man kaum das Sylbenmaaſs wieder erkennt, leiſtet die Handſchrift faſt gar keine Hülfe, auſser daſs ſie περιάνω ſtatt περιάγω darbietet. Dieſs liegt der wahren Lesart wenigſtens näher. Die ganze Stelle, in welcher von einer gewiſſen Art von Schiffen, κάνθαρος genannt, die Rede iſt, hat dieſe Geſtalt:

ἡ ναῦς δὲ πότερον εἰκόσαρὸς ἐστ' ἢ κύκνος,
ἢ κάνθαρος; τουτὶ γὰρ ἐὰν πυθώμαι ὅτι αὐτὸς
περιάγω (περιάνω Cod.) τὰ πάντα· β. ἀμέλει κυκνοκάνθαρος, ἐξ ἀμφοτέρων τούτων κεκερασμενμένος.

Es ſcheint uns nicht ſehr ſchwer, dieſen Worten ihre urſprüngliche Geſtalt und Sylbenmaaſs wieder zu geben. Oder ſollte man nicht leſen müſſen —

ἡ κάνθαρος; τουτὶ γὰρ ἐὰν πυθώμεθα,
αὐτὸς περανῶ τὰ πάντ'· ἀμέλει κυκνοκάνθαρος
ἐξ ἀμφοτέρων τούτων [καλῶς] κεκερασμένος.

Hoc enim ſi recte didicerimus, omnia ſolus ad finem perducam. Daſs der letzte Vers noch auf andere Weiſe ausgefüllt werden könne, fällt in die Augen. Man könnte leſen τούτων γένων, oder endlich

ἐξ ἀμφοτέρων τούτων ἀνακεκιρασμένος,

welches der gemeinen Lesart am nächſten kommt. Der Sinn wird immer unverändert bleiben. — Da in dem Fragm. *Pindars* S. 476. B. die Handſchr. in ὀδάμαν mit den Ausgaben zuſammenſtimmt, ſo dünkt es uns nicht unwahrſcheinlich, daſs die urſprüngliche Lesart ſey:

ὄδμὰν δ' ἐπεὶ φῆρες
ἔδακεν, ῥιπὰν μελιηδέος οἴνου —

womit, der lyriſchen Sprache gemäſs, der aufſteigende Duft des Weines in zwey Subſtantiven bezeichnet wird. — Etwas weiter oben S. 475. D. iſt der Vers des *Antimachos* κηρῦκας ἀθανάτοισι φέρειν μέλανος οἴνοιο noch nicht geheilt, und der Herausg. geſteht ſelbſt, daſs αὐτοῖσι (worauf auch *Schellenberg* rieth) eine gar zu leichte Verbeſſerung ſey. Ein anderes Fragment deſſelben Dichters S. 482. F. πᾶσιν δ' ἡγεμόνεσσιν ἐποιχόμενοι κήρυκες Χρύσεα καλὰ κύπελλα τετυγμένα νωμήσαντο, ſcheint auf den rechten Weg zu deuten. Wir ſchlagen daher zu leſen vor:

κήρυκας ταγοῖσι φέρειν μέλανος οἴνοιο,

das für ταγοῖσι geleſen und mit der letzten Sylbe des vorhergehenden Wortes verbunden, leicht die Geſtalt von ἀθανάτοισι annehmen konnte. — Bey dem Fragm. des *Aeſchylos* S. 476. C. ſcheint uns das von *Stanley* eingeſchaltete τοῖς eine παρεκδιορθωσις zu ſeyn, durch die der Vers auf keinerley Weiſe gerettet wird. Was *Stanley* für einen jambiſchen Trimeter hielt, iſt ein trochäiſcher Tetrameter, in welchem nur χρυσᾶ nicht an ſeiner Stelle ſteht. Wir theilen nämlich ſo ab:

χρύσεα
ἀργυρηλάτοις κεράσι στόμιχ προσβεβλημένοις.

Die mittelſte Sylbe in κεράσι iſt lang, wie auch in κέρατα (ſ. *Fiſcher ad Anacr.* Od. II. 1.) und in dem nächſtfolgenden Fragm. des *Heniochos*: ἐκ δὲ τοῦ κέρατος αὖ μοι δὸς πιεῖν ἅπαξ μόνον — welches keiner Verbeſſerung bedarf. — S. 477. F. entſteht in dem Fragm. des *Hipparchos* durch die Aufnahme der Vermuthung οὐ δ' ἔχει ein Zuſammenſtoſsen von Vocalen, das ihre Unzuläſſigkeit beweiſt. Was aber in den entſtellten Zügen der Handſchr. τοῦ δὲ δτίου verborgen liege, wollen wir andern zu entziffern überlaſſen. In dem letzten Vers aber, der um eine Sylbe zu kurz iſt, leſen wir ohne Bedenken

καὶ κόνδυ καὶ ψυκτήριον καὶ κυμβίον.

(ſt. ψυκτῆρα) oder ψυκτηρίαν. S. p. 503. A. — Der 3te Vers im Fragm. des *Ariſtophanes* S. 479. D. iſt am Ende verſtümmelt und entſtellt. οἴνου ἀκράτου iſt aus doppelten Gründen unzuläſſig; οἴνου iſt vielleicht nur ein Gloſſema des letzten Wortes, oder aus θυμὸν verſchrieben. Denn wenn es erlaubt iſt, an einer ſo bedenklichen Stelle zu rathen, ſo möchten wir folgende Ergänzung vorſchlagen:

ὑπ' ἔρωτι βιαζόμεναι μέλανος θυμὸν Βάκχου μελικράτου.

— Die

Digitized by Google

— Die letzte Zeile des Fragm. von *Alcäus* S. 481. A. verräth choriambiſche Rhythmen, und muſs vielleicht mit unbedeutender Veränderung ſo geordnet werden:

ἀνθρώπειον ἔδωκ', ἔγχεε, κίρνα, ἕνα καὶ πλέας,

(ſtatt πλείους.) gleich einem andern alcäiſchen Verſe: μηδὲν ἄλλο Φυτεύσῃς πρότερον δένδρεον ἀμπέλω, welchen *Horaz* in demſelben Rhythmus übertrug: *Nullam, Vare, ſacra vite prius ſeveris arborem.* — S. 481. F. verräth ſich in dem Fragm. des *Alexis* die mangelhafte Abtheilung durch das am Ende der erſten Zeile apoſtrophirte Wort. Das, was man für Jamben gehalten, ſind Trochäen, die man, ohne die geringſte weſentliche Veränderung, ſo abtheilen kann:

τά τε κυμβία
ἦν πρόσωπ' ἔχοντα χρυσᾶ παρθένων, νὴ τὸν Δία,
ἦν γὰρ — ὦ τάλαιν' ἐγωγε [τῶν] κακῶν . . . . .

Von einem gleichem Fehler wird S. 482. D. das Fragment des *Anaxandrides* entſtellt, wo wahrſcheinlich nur aus Verſehen des Setzers die alte Lesart χό' ſtatt χοᾶ ſtehen geblieben iſt. Wie aber die nächſten, dem zweyten Vers anfangenden Worte, αὐτῷ σύγκωμε, verbeſſert werden können, ſehen wir nicht, wenn es nicht durch eine Verſetzung geſchieht. In αὐτῷ könnte ein Eigenname verborgen ſeyn. — Ob in dem nächſten Fragm. des *Ephippos* v. 2. *Caſaubonus* Verbeſſerung nöthig und richtig ſey, wagen wir nicht zu entſcheiden; aber ſo viel iſt gewiſs, daſs dem Verſe auch noch auf andre Weiſe geholfen werden könne; z. B. wenn man läſe: καὶ Δημοφῶντες ἅττ' ἐπείσατε ἐς ἀγκύλην. Was ἀγκύλη ſey, hat *Athenaeus* S. 782. D. E. (*Anim. Caſaub.*) erklärt, und ſeine Erklärung wird zeigen, daſs dieſe Lesart dem Zuſammenhange nicht unangemeſſen ſey.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Kopenhagen*, b. Arntzen u. Hartier: *C. Cornelii Taciti de ſitu, moribus et populis Germaniae* libellum in uſum ſcholarum edidit et notis illuſtravit *A. Winding Brorſon*, M. Conrector ſcholae illuſtris Heloviae et Membrum ſocietatis ſciantiarum regiae Nidroſienſis. 1804. 79 S. 8. (4 gr.) — Hätte Hr. *Brorſon* Jördens Ausgabe der *Germania* des Taeitus (Berlin 1794.) gekannt, die ſich durch correcten Druck, paſſende Auswahl von Anmerkungen und durch Wohlfeilheit (ſie koſtet 1 gr.) ganz zum Schulgebrauch empfiehlt: ſo hätte er dieſen neuen Abdruck wahrſcheinlich nicht veranſtaltet. Der Text iſt meiſt nach den beſſern Recenſionen abgedruckt, wenn gleich nicht überall. Kap. 6. ſteht vor *Nec aut ſacris adeſſe* unrichtig ein Punctum. Kap. 11. hätte die faſt allgemein gebilligte Vermuthung von Muretus: *ut apud principes praetractentur* ſtatt *pertractentur* wenigſtens angeführt ſeyn ſollen. Kap. 12. dagegen iſt Ernesti's Aenderung: *principes qui jura reddant* in den Text aufgenommen. Der Gedanke iſt offenbar: in eben dieſen Verſammlungen werden auch die Gemeindevorſteher gewählt, die in den Flecken Recht ſprechen, *qui jura reddunt*; nicht *ut reddant*. Kap. 14. iſt noch die Lesart *et convictus largi apparatus* beybehalten. *Convictus* ward zur Erklärung von *apparatus* beygeſchrieben, und fehlt auch in Handſchriften und alten Ausgaben. — Ganz gegen den Zuſammenhang der Gedanken iſt es, daſs das 17. Kap. mit den Worten: *quamquam ſevera illic matrimonia* ſchlieſst, und nach einem Abſatze das 18te: *Neque ullum morum partem magis laudaveris* anfängt. Beide Sätze gehören unmittelbar zuſammen zu *einem* Hauptſatz. Kap. 21 iſt gedruckt: *qui modo hoſpes fuerat, monſtrator haſpiti et comes*; und in der Anmerkung: „*hoſpiti, alii hoſpitii.*" Wir finden die Variante *haſpiti* nirgend: fände ſie ſich aber, ſo wäre es *haſpiti*, der altrömiſche Genitiv für *hoſpitii*; denn an den Dativ von *hoſpes* iſt hier gar nicht zu denken. — Auch finden ſich unangenehme Druckfehler c. 8. *lavantes acies* für *labantes*, cap. 17. *locupletiſſimi veſtes diſtinguuntur* ſtatt *veſte* u. a. m. — Doch am wenigſten taugen die Anmerkungen. Kap. 1. umfaſst *Tacitus Germania* „*inſulas maris Baltici totamque Scandinaviam.*" Hr. *Br.* ſcheint zu glauben, daſs die Römer in Tacitus Zeit Dänemark mit den ſämmtlichen Inſeln bereits gekannt haben, und wahrſcheinlich werden Seeland und Fünen die *immenſa inſularum ſpatia* bey Tacitus ſeyn, die Hn. *Br.* auch wenig beſchäftigt haben. — Kap. 2. iſt es *ungewöhnlich*, daſs *gens* in weiterer, und *natio* in engerer Bedeutung genommen werde, *cum gens ſenſu vulgari familiam notet, natio populum.* Man ſieht, wie wenig Hr. *Br.* das Lateiniſche zu erklären und zu ſchreiben verſteht, in dieſen wenigen Worten. *Gens* und *natio* werden häufig gleichbedeutend gebraucht. Unterſcheidet aber der Lateiner: ſo umfaſst *gens* als das Allgemeinere *nationes* als einzelne Theile unter ſich. So *Tac. Germ.* cap. 38.: *Suevi, non una gens, propriis adhuc nationibus nominibusque diſcreti.* Vergl. cap. 33., *Tac Agricol.* 12.; *Annal.* XI. c. 1.: *nationes gentiles turbare promtum erat*, i. e. *nationes ejusdem gentis*, die Völker, die zu demſelben Hauptſtamme gehörten. — Kap. 3. wird *canunt* erklärt *carminibus celebrant*, nämlich die in das Treffen ziehenden Germaner. Kap. 5. ſind *proximi Germanorum: Cimbrenani*; und Kap. 1. war der Rhein Deutſchlands Gränze gegen Gallien. Kap. 9. ſagt Tacitus: „Uebrigens achten ſie weder durch Mauern die Götter einzuſchlieſsen, noch irgend in Geſtalt des menſchlichen Antlitzes ſie nachzubilden, der Gröſse der Himmliſchen gemäſs, *ex magnitudine coeleſtium arbitrantur.* Hr. *Br.*: *ſubintelligo corporum, ſolis, lunae et ſtellarum.* — Kap. 23.: Wollte man ihrer Trinkluſt willfahrend ihnen darreichen, wie viel ſie begehren, *haud minus facile vitiis, quam armis vincentur.* Das erklärt Hr. *Br.*: *vitiis illos ſuperare tam difficile eſt, ac armis victoriam de illis reportare.* Zugleich aber fügt er Hn. *Bodens* richtige däniſche Ueberſetzung bey: „*ſaa ſkal de ligeſaa let overvindes ved Laſter, ſom ved Vaaben;*" ſo werden ſie eben ſo leicht überwunden werden durch Laſter, als durch Waffen. — Und auf die Weiſe zeigt Hr. *Br.* in jedem Kapitel, daſs er den Tacitus auch ſehr fleiſsig ſtudiren müſſe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 18. Januar 1805.

GRIEGISCHE LITERATUR.

STRASBURG, in Verl. der typograph. Gesellsch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφισταὶ. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum* Libri Quindecim. — — ed. *Johannes Schweighäuser* etc.

Ebendas.: Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas post Isaacum Casaubonum conscripsit *Johannes Schweighäuser* etc.

(*Beschluss der in Num. 16. abgebrochenen Recension.*)

In dem Fragment des *Aristophanes* S. 484. F. ist der Vorschlag eines scharfsinnigen Kritikers, ἀδεῶς st. ἡδέως zu lesen, unsers Bedünkens, vollkommen entbehrlich; wichtiger war es, den Hiatus zu verbannen und dem verstümmelten Sylbenmaasse zu Hülfe zu kommen. Als Versuch mag folgender Vorschlag vielleicht einen bessern hervorlocken:

Συβαρίτιδάς τ' ἐνωχίας, καὶ χῖον ἐκ Λακαινῶν
κυλίκων μεθύωμεν ἡδέως καὶ προσφίλως [πάντες]

(st. κ. μέθυ ἡδέως καὶ φίλως). — Mit grösserer Zuversicht getrauen wir uns zu behaupten, dass S. 485. B. in dem sehr entstellten Fragm. des *Philyllios* statt πάντα γὰρ ἦν μετ' ἀνδρῶν gelesen werden müsse: μέσ' ἀνδρῶν. Vielleicht hiess es noch ausserdem:

πάντα γὰρ ἦν μέσ' ἀνδρῶν,
μειρακίων πινόντων,
ὁ μοῦ δὲ ΛΑΛΩΝ γρηϊδίων — —

st ΛΑΛΩΝ, was dem vorhergehenden nicht angemessen ist. — Weiter unten in dem Fragm. des *Apollophanes* möchten wir doch den Verbesserungsvorschlag des Herausg. einer kleinen Veränderung unterwerfen, indem wir καὶ λεπαστά Μ' ἀδύοινος εὐφρανεῖ δι' ἡ. statt λ. Δ' ἀδύοινος Μ' εὐφρ. lesen, theils um das unnütze δέ zu entfernen, theils den Zügen der gemeinen Lesart noch näher zu kommen. — Der Vers des *Telekleides* S. 485. F. kann ohne die geringste Versetzung der Wörter, mit Vertauschung eines einzigen Buchstabens gerettet werden, wenn man ihn für einen jambischen Tetrameter nimmt:

καὶ μελιχρὸν οἶνον εἶλκεν ἐξ ἡδυπνόου λεπαστῆς.

wo wir uns blos ἕλκειν in εἶλκεν zu verändern erlaubt haben. — S. 486. F. ist der 2te V. des Fragm. von *Anaxippos* noch immer mangelhaft: ἔνεγκ' ἐπὶ τὸ μνῆμ' ἐκείνῃ· μανθάνεις; sein volles Maass wird er erst bekommen, wenn man liest:

ἔνεγκ' ἐπὶ τὸ μνημεῖον ἐκείνῃ·

oder: ἐνεγκον ἐπὶ τὸ μνῆμ' ἐκείνῃ — wenn anders diese Form des Imperativs hinlänglich verbürgt ist. — In dem darauf folgenden Fragm. des *Antiphanes* ist das unverständliche σπονδήκρατος richtig zerschnitten, die Verse selbst aber nicht richtig abgetheilt worden. Wir wenigstens zweifeln nicht, dass man schreiben müsse:

δαίμονος
ἀγαθοῦ μετάνιπτρον ἐντραγεῖν, σπονδή, κρότος.

Ein anderer Theil desselben Fragmentes S. 487. wird in seiner jetzigen Gestalt durch einen doppelten Hiatus verunstaltet; auch der Sinn desselben liegt noch im Dunkeln. — Bey demselben Dichter S. 487. D. lese man ἐγὼ 'πιδείξω. und wiederum S. 494. D.:

ὅς ἐποίησε σε
τῆς συμμετρίας κἀσφαλείας οὕνεκα

gröstentheils nach des Herausg. richtiger Angabe, der nur in der letzten Zeile den Hiatus vernachlässigte. — Wenn die Worte des *Diphilos* S. 497. A. in der That den Sinn haben, der ihnen in der Uebersetzung beygelegt wird, so würden die dem Verse anhängenden Mängel leicht so gehoben werden können:

ἐξεσθ' ὑποσχέσθαι πλέονας πιεῖν γέ τε

st. ἔσθ' und πλείονας. — Die Worte des *Ion* S. 498. E. müssen so abgesetzt werden:

οἶνος οὐκ ἔνι
ἐν τῷ σκύφει.

In den Worten des *Diphilus* S. 499. C. bemerkt man den anapästischen Rhythmus, der auf folgende Abtheilung und Veränderung führt:

υ λάγυνον ἔχω κενόν, ὦ γρᾶυ,
θυλάκιον δ' οὐ μεστόν.

S. 502. B. räumt der Herausg. den Anstoss einer harten Enallage ἐγὼ — προπίνομεν hinweg, indem er mit grosser Wahrscheinlichkeit προπίομαι verbessert; noch bleibt aber der Dactylus in der vierten Stelle des jambischen Verses anstössig. Doch kann auch dieses gehoben werden, wenn man τὴν nach κοινῇ tilgt:

φιλοτησίαν σοὶ τήνδ' ἐγὼ
ἰδίᾳ τε καὶ κοινῇ κύλικα προπίομαι.

Gleich darauf verwirft der Herausg. in dem Fragm. des *Alexis* das ungewöhnliche ἐκτενεστί, welches einen Spondeus in die vierte Stelle des Senarius bringt, und noch überdiess einen Hiatus erzeugt. Doch ist durch die Veränderung in ἀπτενεστὶ das Uebel nur erst zur Hälfte weggeräumt. Im folgenden Verse muss mit verändertem Accent ἴσον ἴσῳ gelesen werden, wie in allen den zahlreichen Stellen, in denen diese Formel vorkömmt. S. 502. E. in den Worten des *Strattis* ist von Dieben die Rede, die verlegen über all' das Ge-

Digitized by Google

ſtohlne, die verſchiedenſten Dinge *zuſammenpacken*. Wir glauben nämlich, daſs *Dalechamp* den Sinn des Dichters richtig geahndet habe, indem er überſetzt: *cotylidemque ſimul cum choenice convaſant* — und leſen ihm folgend:

κοτυλίδ' ἅμα χοίνικα νάττει.

d. i. νάσσει (ſt. μάττει.). — In des *Antiphanes* Karne S. 503. B. iſt im 2ten V. der fünfte Fuſs ein Kretikus: παραθέμενος ψυκτῆρά τ' οἴνου μεθύσκεται. Wir möchten vermuthen, daſs der Dichter ψυκτηρίαν oder ψυκτηρίδιον μεθύσκεται geſchrieben habe, wo es nicht ſchwer fallen würde, die zufällige Entſtehung der Sylben οινου zu erkennen. Die folgende Stelle deſſelben Dichters, in welcher offenbar einige Worte verloren gegangen ſind, ſcheint ſich ziemlich leicht in das Sylbenmaaſs zu fügen, wenn man nur im Anfang eine unbedeutende Verſetzung zweyer Wörter verſtatten will:

ἔσται πότος
σφοδρότερος· οὐκοῦν εἴ φράσει τις, οὐκ ἔτι
ἔξεστι κυαθίζειν γάρ . . . . . .
τὸν δὲ κάδον ἔξω καὶ τὸ ποτήριον λαβὼν
ἀπόφερε· τἄλλα πάντα.

In einem Fragment deſſelben *Antiphanes* S. 503. E. iſt ein Hypermeter ſtehen geblieben: ἐὰν μὴ κεράσῃ τις· ἴσχε τὸν ᾠδὸν λάμβανε. Das erſte Wort muſs mit ἤν vertauſcht werden. Gleich darauf kann v. 4 τε nach τὸν nicht ausgelaſſen werden, ohne den Vers zu verletzen, welcher ſo zu meſſen iſt: τούτων κεράνης | τὸν τε Τελαμῶ | να μηδὲ τόν. — Ueber die Stelle des *Ariſtoteles* S. 505. C. finden wir einiges bemerkt in *Herrmanns* Anm. z. *Ariſtot. Poet.* S. 93., wo unter andern *Valkenaer's* Verbeſſerung διαλόγους ſt. λόγους, welche auch Hr. *S.* nicht billigt, verworfen wird. — Die Erzählung von dem Traume des Sokrates S. 507. C. bedarf, unſers Bedünkens, allerdings einer Verbeſſerung: δοκεῖν γάρ, ἔφη, τὸν Πλάτωνα κορώνην γενόμενον ἐπὶ τὴν κεφαλήν μου ἀναπηδήσαντα, τὸ φαλακρόν μου κατασκεριφᾶν καὶ ΚΡΑΤΕΙΝ περιβλέπουσαν. *Coray*, der ohne Zweifel das Mangelhafte und Nüchterne im Schluſſe der Erzählung fühlte, ſchlug vor: καὶ κροτεῖν περιλέπουσαν, *et timdendo circum circa cutim detraheret*; wodurch aber Einem Umſtande eine unverhältniſsmäſsige Ausdehnung gegeben und das Verfahren überhaupt etwas zu anatomiſch geſchildert würde. Hr. *S.* nimmt daher die gemeine Lesart in Schutz, die er erklärt: *et firmiter capiti infidentem circumcirca proſpectaſſe*. Zugegeben, daſs κρατεῖν ſo abſolut geſetzt, in dieſem Sinne genommen werden könne, ſo wäre doch die Erzählung offenbar verworren, indem der dauernde Zuſtand (daſs ſie feſt ſaſs) in eine Reihe mit den dazwiſchen fallenden Handlungen (daſs ſie verwundete und ſich umſah) geſetzt worden wäre. Wir zweifeln daher ganz und gar nicht, daſs man leſen müſſe: καὶ ΚΡΑΖΕΙΝ περιβλέπουσαν, „nach vollbrachter That *krächzte* die Dohle (triumphirend) umherſchauend." Dieſs ſetzt die ganze Erzählung in Ordnung, und giebt ihr einen bedeutenden und charakteriſtiſchen Schluſs, auf den ſich der auslegende Zuſatz des Sokrates bezieht: δοκῶ οὖν σε, ὦ Πλάτων, πολλὰ κατὰ τῆς ἐμῆς ψεύδεσθαι κεφαλῆς.

Im *zwölften* Buche ſtöſst uns zuerſt ein Bruchſtück aus der Iphigenie des *Sophokles* S. 513. D. auf, in welchem der *Cod. Venet.* πουλύπους ſtatt πουλύπου darbietet, das übrige aber unverändert läſst. Hr. *S.* ſchlägt γνήσια φρονήματα ſt. γνησίου φρονήματος vor. Vielleicht wird Folgendes den Kennern der tragiſchen Sprache nicht miſsfallen:

νέει πρὸς ἀνδρί, σῶμα πουλύπους ὅπως
πέτρᾳ, τραπέσθαι γνήσιον φρόνημ' ἀεί.

— In der Schilderung des *Timäos* von der Lebensart der Sybaritin S. 519. D. iſt in den Worten: ἐν οἷς στεφανοῦσθαι καὶ τῶν μαγείρων τοὺς ἄριστα παρατεθέντα διασκευάσαντας. — die plötzliche Ausweichung aus der directen Rede in die indirecte, die auch ſogleich wieder aufgegeben und mit der directen vertauſcht wird, ein ſichres Anzeichen einer Auslaſſung, die der Epitomator nur verſteckte, indem er στεφανοῦσι δὲ καὶ τῶν μ. mit ganz veränderter Form der Rede las. Uns ſcheint es wahrſcheinlich, daſs *T.* geſchrieben habe: ἐν οἷς στεφανοῦσθαι δίκαιον καὶ τῶν μαγείρων κ. τ. λ. oder στ. εἰκὸς κ., Worte, die wegen der Aehnlichkeit mit den benachbarten Sylben leicht überſehen werden konnten. — S 523. E. lieſt *Mazochi in Tab. Heracl.* p. 14 not. ἡδὲ κατὰ Ἴτ. ſt. ἡ. und überſetzt die ganze Stelle alſo: *non parum vero voluptati atque deliciis totius regionis hujus homines indulgebant; quae regio in tantum populoſa erat, ut totius ejus Italici tractus comprehenſio magna Graecia nuncuparetur.* — In dem verſtümmelten Verſe des *Aſios* S. 526. F. . . . . ησαντες; ὑπασπίδιον πολεμιστήν, glauben wir den Sinn des Dichters nicht zu verfehlen, wenn wir κόσμῳ (*ſive* ὄγκῳ) νικήσαντες zur Ausfüllung vorſchlagen; doch keineswegs mit dem Wahne, daſs wir dieſes für die wahre oder einzig mögliche Ergänzung hielten. — Von geringerer Bedeutung ſcheint die Lücke in den Worten *Theophraſt's* S. 526. E. zu ſeyn, wo es vielleicht hinreicht, nach καὶ δὴ καὶ die Präpoſition κατὰ einzuſchalten. Die Worte χρυσῇ παροιμίᾳ aber bedürfen nicht ſowohl einer Verbeſſerung, als einer Erklärung. — In den Zeilen des *Aeſchylos* S. 528 C. möchte doch das ſicherſte ſeyn, bey der Ungewiſsheit des richtigen Sinnes, λαόν, und im 1. V. παρθένοις ἁβραῖς beyzubehalten, was wenigſtens nicht, wie das aufgenommene παρθένον ἁβρᾶς, anſtöſsig iſt. Wir denken uns, daſs in dem Vorhergehenden ἦν αὐτοῖς oder σφίσι geſtanden habe: *Erat illis delicatus cincinnus cum virginibus mollibus.* — In den Scazonten des *Phönix* S. 530. E. iſt der erſte Vers ein regelmäſsiger Trimeter, mit einer Kürze in der vorletzten Sylbe; alſo fehlerhaft. Wenn wir nicht ſehr irren, iſt dieſer Irrthum durch einen Abſchreiber hervorgebracht worden, welcher gewöhnliche Senarien zu ſchreiben glaubte, und da er am letzten Fuſse einen Fehler wahrzunehmen meinte, dieſem raſch durch Verſetzung eines Worts abhalf. Dieſes Wort muſs alſo

an

Digitized by Google

an ſeine Stelle zurückgeführt, und ſtatt Ἀνὴρ Νόος τις ἐγένεθ', ὡς ἐγὼ κλύω, geleſen werden:

Ἀνήρ τις ἐγένεθ', ὡς ἐγὼ κλύω, Νόος.

So giebt der *Cod. Venet.* dieſen Namen, der Regel und dem Gebrauche gemäſs, circumflectirt. — Im 4ten Vers: ὃς οὐκ ἴδ' ἀστέρ', οὐδ' ἴζων ἐδίζητο, wo der Spondeus im vierten Fuſse die Verdorbenheit hinlänglich zeigt, glauben wir ohne Bedenken leſen zu dürfen:

ὃς οὐκ ἴδ' ἀστέρ', οὐδὲ ζῶν ἐδίζητο.

Qui ſtellas nec vidit, nec, dum viveret, videre ſtuduit. In einem tragiſchen oder komiſchen Dichter würde die Kürze vor dem ζ anſtöſsig ſeyn; die Jambographen aber nehmen ſich in Dingen dieſer Art, ſo wie in der Sprache überhaupt, gröſsere Freyheiten, als die attiſchen Dramatiker. Aus Dichtern andrer Art iſt das Beyſpiel *Theokrits* hinreichend, *Eid.* XXIX. 20. φίλει δ' ἅς κέ ζώῃς. — Der 12te Vers, deſſen Schluſssylben wiederum fehlerhaft ſind, verräth durch ſeine ganze Beſchaffenheit, vornehmlich den ganz leeren und unnützen Inhalt, eine unächte Abkunft aus dürftig ſcandirten Gloſſen. Läſst man ihn weg, ſo gewinnt der Zuſammenhang und die Energie des Vortrags:

ὡς δ' ἀπέθαν' ὦ Ἥρ, πᾶσι κατέλιπεν ἔῃσιν·
ἄκουτον, εἴτ' Ἀσσύριος, εἴτε καὶ Μῆδος κ. τ. λ.

Wer möchte gern glauben, daſs die nachdrückliche Anrede in dem letzten Fuſse des Verſes begönne? — v. 14. leſe man ἢ 'πὸ τῶν ſt. ἢ ἀπό. — Die Schwierigkeiten des Bruchſtücks von *Eupolis* S. 535. B., welches der Herausg. für verſtümmelt hielt, verſchwinden, wenn man die Worte in jambiſche Tetrameter ordnet:

Ἀλκιβιάδης ἐκ τῶν γυναικῶν ἐξίτω· τί λῃρεῖς;
Οὐκ οἴκαδ' ἐλθὼν τὴν σεαυτοῦ γυμνάσεις ἀάμαρτα.

Bey der Erzählung von der Antwort, welche *Gorgias* denen ertheilte, die ihn fragten, wie er es angefangen habe ſo alt zu werden S. 548. D. τὸ μηδὲν πώποτε ΕΤΕΡΟΥ ἕνεκεν πεποιηκέναι — bemerkt der Herausg. mit Recht, daſs ihre Uebereinſtimmung mit dem, was *Klearchus* kurz vorher von demſelben Sophiſten erzählt, nicht in die Augen falle, daſs aber auch der Vorſchlag einiger Gelehrten, welche πεπωκέναι leſen, kein Genüge leiſte. *Villebrune* giebt eine erläuternde Ueberſetzung: *Jamais je n'ai rien fait par complaiſance pour autrui (contre ma ſante')*, nach welcher Methode man freylich allen alles ſagen laſſen und aus Weiſs Schwarz machen kann. Aus der Vergleichung mit der Erzählung *Klearchs*, in welcher *Gorgias* auf eine ähnliche Frage antwortet: οὐδὲν πώποτε ἡδονῆς ἕνεκεν πράξας — erhellt, daſs in der zweyten Stelle geleſen werden müſſe: τὸ μηδὲν πώποτε ΤΕΡΠΝΟΥ ἕνεκεν πεποιηκέναι. — S. 551. C. lieſt man aus dem Gerytades des *Ariſtophanes* folgendes Bruchſtück:

ὡς σφόδρ' ἐπὶ λεπτῶν ἐλπίδων ὤχεσθ' ἄρα·
τούτους γὰρ, ἢν πολλῷ ξυνέλθῃ, ξυλλαβὼν
ὁ τῆς διαῤῥοίας ποταμὸς, ἐξοιχήσεται.

Es iſt von einer Geſandtſchaft magerer und todtenbleicher Männer nach dem Hades die Rede. Von ſolchen dürftigen Geſchäftsträgern erwartet der Sprechende nichts; ſie tragen die Furcht auf dem Geſichte, und es iſt zu fürchten, daſs die Erſcheinungen der Unterwelt ihre ſchwachen Eingeweide in eine Unordnung bringen, durch die ſie zu allen Geſchäften untauglich werden. Dieſs nennt *Ariſtophanes* in ſeiner Manier, den *Strom der Diarrhöe*, der ihm die Stelle eines furchtbaren *Höllenſtroms* erſetzen muſs. So weit iſt alles deutlich genug. Aber was ſollen in dieſem Zuſammenhange die Worte ἢν πολλῷ ξυνέλθῃ, die auch dann noch anſtöſsig bleiben, wenn man mit *Caſaubonus* und *Bruck* πολλὸς lieſt. Hr. *Coray* hat ganz recht gefühlt, daſs hier noch etwas anders gefordert werde, aber ſein Vorſchlag macht zu viele Veränderungen nöthig, um wahrſcheinlich genug zu ſeyn. Mit geringeren Umſtänden leſen wir:

ἢν ΤΡΟΜΩι ξυνέλθῃ —

wodurch das komiſche Bild einen ganz übereinſtimmenden Zug mehr erhält. Die Unterwelt hat mehrere Ströme; auch *A.* ſetzt deren mehrere, den Fluſs der *bangen Furcht*, und (was daraus entſpringt) den *Fluſs der Diarrhöe.* Wenn beide ſich vereinend (ξυνελθόντες) die Geſandten ergreifen, ſo iſt es um ſie gethan. Man vergl., wenn es nöthig iſt, *Ariſtoph. Ran.* 479 — 490. — S. 557. F. bemerkt der Herausg. in den Worten des *Klearchos:* διὰ τοῦτο οὖν οἱονεὶ δεῖγμα τῆς ὄψεως τὰ ὠρχία μετὰ χεῖρας ἔχουσι — einen Fehler, der aus dem Zuſammenhange deutlich erhellt. Aber φύσεως, welches er ſtatt ὄψεως vorſchlägt, entſpricht dem vorhergehenden ἐπιθυμία, worauf es ſich beziehen muſs, nicht genau genug. Wir glauben, daſs es δεῖγμα τῆς ὀρέξεως hieſs.

Hiermit ſchlieſsen wir die Reihe unſrer kritiſchen Bemerkungen, die ſchon allzu ſehr angewachſen ſind. Nur die Hochachtung allein, die wir gegen den verdienſtvollen und gelehrten Herausg. des *Athenäus* fühlen, und die Ueberzeugung, daſs es ihm um innere Vollendung ſeines Werkes ernſtlich zu thun iſt — eine Ueberzeugung, welche jede Seite ſeines Commentars den Leſenden aufdringt — hat uns veranlaſſen können, es einer ſo genauen Reviſion zu unterwerfen. Es war dabey unvermeidlich, dasjenige vorzugsweiſe auszuheben, was uns mangelhaft ſchien; des Guten hätten wir noch weit mehr bemerken können; aber was ihm gelungen, kennt der Meiſter ſelbſt, und es kann ihm nicht zuwider ſeyn, auf das, was ihm entging oder ſeiner Kunſt widerſtrebte, aufmerkſam gemacht zu werden. Hierauf allein war unſre Arbeit gerichtet. Die eingeſtreuten Vermuthungen mögen immerhin als ἔπεα πτερόεντα betrachtet werden, die als Kinder des Augenblicks auf keine Dauer Anſpruch machen, ſondern gern verſchwinden wollen, wenn ſie einen Geiſt berührt und erregt haben, welcher etwas der Dauer würdigeres hervorbringen kann.

NEUERE

Digitized by Google

NEUERE SPRACHKUNDE.

Erlangen, ohne Namen d. Verl.: *Elegant Extracts instructive and improving*, from classical english authors, with a short view of their lives and writings, collected by *John Christian Fick*. In two volumes. Vol. I. containing prose, with three portraits. 1804. 442 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine gut gerathene, schöne Auswahl von Stellen aus den grösern Werken eines *Smollet*, *Hume*, *Middleton*, *Robertson*, *Goldsmith*, *Lord Lyttelton*, *Gibbon*, *Burke*, *Lord Chesterfield*, *Sterne*, *Fielding*, *Swift*, dem Leben des ersten Grafen von *Chatham*, *Steele* und *Pope*, und Abriffen des Lebens dieser Schriftsteller. — Wenn Hr. *Fick* in der Vorrede von der grosen Mühe und Arbeit, und von der geringen Belohnung und Ehre, die durch eine solche Auswahl zu erwerben sind, etwas zu nachdrücklich spricht: so meint Rec., dass die Arbeit weder gros noch mühsam seyn könne, da man doch annehmen mus, dass ein Lehrer des Englischen die wichtigsten Werke dieser Sprache fleisig und aufmerksam liest, wobey er nur die Stellen, die ihm vorzüglich auffallen, mit Bleystift zeichnen, und unter diesen wieder eine Auswahl treffen darf. Wollte er sich aber seine Arbeit noch leichter machen, so durfte er nur ein paar Bände des schönen Werks, das in London unter dem Titel *Elegant Extracts* in 5 Theilen erschienen ist, wieder abdrucken lassen, wobey ihm die Wahl leichter geworden seyn würde. — So sehr übrigens Rec. mit Hn. *Ficks* Samlung im Ganzen zufrieden ist, so wenig kann er es billigen, *Swifts* Reise nach Liliput hier zu finden, da dieses Werkchen nicht nur einzeln zu haben ist, sondern sich auch schon in andern Auszügen dieser Art findet. Vielleicht wäre auch die Schicklichkeit zu bezweifeln, Auszüge aus *Tom Jones* und *Sterne* zu liefern, da sie in so gar vielen Händen sind. Der Auszug aus Lord *Chathams* Leben ist etwas zu umständlich für eine Auswahl dieser Art ausgefallen. Bey dem allen ist es ein sehr gutes und sehr brauchbares Werk, das sich auch dadurch empfiehlt, dass bey allen seinen Druckfehlern Rec. kaum auf einen einzigen gestosen ist, wodurch ein Leser, der nur einige Kenntnis der englischen Sprache hat, irre gemacht werden könnte. Diese Druckfehler bestehen fast alle in einzelnen Buchstaben, als *unworthly* (S. 6.) für *unworthy*; *repacious* (S. 15.) f. *rapacious*; *possion* (S. 27.) f. *passion*; *inspipid* (S. 32.) f. *insipid*; *treatened* (S. 38.) f. *threatened*; *adored* (S. 44.) f. *adorned*; *cres* (S. 48.) f. *cares*; *front* f. *from*; *equire* f. *enquire*; *where* f. *were*; *Steps* f. *Steps* u. s. w. Solcher Druckfehler giebt es in Menge, vom Anfange bis zum Ende. Freylich sieht Rec. nicht ein, warum man zu Erlangen, dem Wohnorte des Herausg., ein englisches Werk nicht eben so correct sollte drucken können, als es die Turneisenschen Ausgaben in Basel fast durchaus sind; allein er ist so sehr gewohnt, das Englische in Deutschland entstellt zu sehen, dass er glaubt, auch das minder Fehlerhafte loben zu müssen.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Französische Thalia*, oder Gespräche aus *Molière*, zur Erlangung der Fertigkeit gutes Französisch zu sprechen; gesammelt von D. *Joh. Jac. Meno Valett*, Rector der Hauptschule des Landes Hadeln zu Otterndorf. 1804. 166 S. 8. (12 gr.)

Die gegenwärtigen Gespräche können zur Fertigkeit im Sprechen ungemein viel beytragen, da der Herausg. wirklich die unterhaltendsten Scenen *Molière's* auswählte. Noch grösern Vortheil würde aber diese Thalia der lernbegierigen Jugend gewähren, wenn durchaus die heutige Rechtschreibung, wie sie die *Académie françoise* in der neuesten Ausgabe ihres Dictionnaire lehrt, befolgt, und die gehörige Accentuation, welche eine gute Aussprache so sehr erleichtert, beobachtet worden wäre. Rec. will hier nur einige Fehler dieser Art nebst einigen Druckfehlern des ersten Bogens erwähnen. S. 2. *païs* für das allein richtige *pays*; S. 3. *phi* für *plu*; S. 6. *referrons* für *resserrons*; S. 8. *je lui ai défendu de bouger, à moins que j'y fasse moi-méme*, st. *à moins que je n'y fusse moi-méme*; S. 9. *ceremonies* für *cérémonies*; S. 12. *frequente* st. *fréquente*, *procedons* st. *procédons*; S. 13. *mecredi* für *mécredi*; S. 14. *ritornelles* für *ritournelles*, *continës* für *continues*, *menuëts* für *menuets*, *et je veux que vous me les voyez dancer* st. *voyiez danser*; S. 15. *aprenez-moi* für *apprenez-moi*, *dis lui* für *dis-lui*; S. 16. *tuër* st. *tuer* u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Allemagne: Notes du Chargé d'affaires de Russie.* Paris. 1804. 32 S. kl. 8. — Es war eine nützliche Speculation eines ungenannten deutschen Buchhändlers in Norddeutschland, die beiden Oubrilschen Noten vom 16. July und 28. August unter diesem Titel im November sauber abdrucken zu lassen. Bekanntlich ruht bey den jetzigen verwickelten Zeit-Ereignissen auf diesen wichtigen, vortrefflich abgefasten Noten das politische Verhältnis des russischen Kaiserthums zu Frankreich. Sie geben den Schlüssel zu Vielem, was jetzt unter unsern Augen vorgeht. Aus *nachbarlichen* Rücksichten wurde deren Abdruck in den deutschen Zeitungen lange gar nicht gestattet; zu Mannheim sogar das Blatt, worin sie erschienen, unterdrückt, und an andern Orten kamen sogar Censur- und Regierungs-Behörden über diesen Zeitungs-Artikel in grose Collision. Daher wurden davon nur ungetreue und verstümmelte Abdrücke und zwar in deutscher Uebersetzung durch öffentliche Blätter bekannt. Dem Geschichtforscher ist es bey jenen Abweichungen wichtig, die ächten Kopieen zu haben. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, die Originale einzusehen, kann die Authenticität dieses Abdrucks bis auf einige Druckfehler bezeugen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Januar 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Dentu: *Mélanges de Litterature;* publiés par *J. B. A. Suard*, Secrétaire perpétuel de la Classe de la Langue et de la Litterature française de l'Institut national, membre de la Legion d'honneur. *Tom. I.* 383 S. *Tom. II.* 407 S. 1804. 8.

Diese beiden Bände sind die Fortsetzung derselben Sammlung, die Hr. *Suard* in verwichenem Jahre in drey Bänden herausgab (A. L. Z. 1804. Nr. 20.); sie haben gleichen Werth mit den erstern. Mehr als ein Drittel der Aufsätze gehört dem Herausg. selbst; ein anderer Theil gehört einer jungen Dame, die sich mit *P.* unterzeichnet; die übrigen sind von *De Vaines*, *Malouet*, *Arnaud*. Die Hälfte des *ersten* Bandes füllt die Uebersicht der *Geschichte des alten französischen Theaters*, von Mad. *P.* Die Geschichte beginnt mit den Mysterien, und endet mit Corneille. Hauptst. I. *Von den Mysterien.* Zu Ende des 14ten Jahrh. begann man die theatralische Darstellung der Leidensgeschichte Jesus und anderer biblischen Geschichten. Auch das französische Theater fand die Wiege im Schoosse der Kirche; ohne Bedenken übernahmen selbst Priester Rollen; unter diesen Mysterien ist eines der berühmtesten dasjenige, welches ein Bischof von Angers verfertigte, der im Geruche der Heiligkeit starb. Unvermerkt mischten sich in die frommen Schauspiele so viele profane Zoten, dass sie im J. 1548. durch einen Parlamentsschluss verboten wurden. Seitdem wurden religiöse Mysterien nie wieder aufgeführt; hingegen erhielten sich, jedoch ausser dem Umkreise der Kirchen, theils die Farcen, theils die Moralitäten oder Allegorieen. — Hptst. II. *Von der Abschaffung der Mysterien bis zur Gründung einer regelmäßigen Bühne in Paris.* Jodelle, Garnier, La Rivey u. a. *Jodelle's* Cleopatra ist ein regelmäfsiges Stück; die Scenen sind nach dem Muster der Griechen abgetheilt, und ziemlich genau sind die drey Einheiten beobachtet. Das Stück wurde im J. 1552. aufgeführt. Bald hernach lieferte Jodelle das Lustspiel: *Eugène ou la Rencontre.* In Verbindung mit einigen Freunden errichtete er ein kleines Privattheater oder *Théatre de Société.* So wie in den Mysterien Priester gespielt hatten, so spielten nun auf Jodelle's Bühne Gelehrte. Noch übernahmen Weiber keine Rolle; Cleopatra's Rolle übernahm Jodelle, ein damals noch junger, schöner Mann. Etwas mehr Werth, als die frostige Cleopatra, hat sein zweytes Trauerspiel: Dido; in diesem wurde seine Muse durch die Muse Virgils unterstützt; die Sprache des Dichters aber erhebt sich nicht über die Sprache des Zeitalters. Der Beyfall, den er erwarb, reizte zur Nacheiferung; von allen Seiten traten dramatische Schriftsteller hervor; unter denselben zeichnete sich *Jacques Grevin* theils durch Planmäfsigkeit, theils durch erträglichere Versification aus. Im J. 1560. lieferte er ein Trauerspiel, Julius Cäsar, das mehrere gute Scenen hat. Nach dem Geist und Geschmack der Zeit, erlaubt er sich in seinen Lustspielen die sittenlosesten Einfälle. Unter den Schauspieldichtern des 16ten Jahrh. ist *Garnier* der erste und der einzige, der mit eben so viel Glück als Geschmack aus den klassischen Schriftstellern geschöpft hat. Die Vfn. zieht eine interessante Vergleichung zwischen Garnier's Hippolyt und Racine's Phädra, zwischen des erstern Troade und des letztern Andromache. Sie zeigt, wie sowohl der eine als der andere aus dem Seneca und Euripides geschöpft haben. Garnier's schönstes Trauerspiel ist die Jüdinnen *(Les Juives).* Mit Erfolg benutzte er in diesem Stücke die biblische Poesie. Sein Zeitgenosse, *Pierre la Rivey*, schrieb Lustspiele, aus denen selbst ein Regnard und Molière ganze Auftritte entlehnten. — Hptst. III. *Von der Errichtung eines regelmäßigen Theaters bis auf Corneille.* Die einheimischen Kriege machten die Errichtung von Bühnen und Theatergesellschaften sehr unsicher. Unter dem immer gröfsern Einflusse der Königinnen aus dem Mediceischen Hause entsagte man der Nachahmung römischer und griechischer Schriftsteller, und die Kunstregeln verwies man in die Schulen und Bücher; man wählte das italiänische und spanische Theater zu Mustern. Plötzlich bildeten sich in Paris zwey Schauspielergesellschaften; die eine im J. 1598., ununterbrochen erhielt sie sich, und aus ihrem Schoosse ging die heutige Gesellschaft der französischen Komödie hervor. Im J. 1600. liefs sie sich im Marais im Hôtel d'Argent nieder, und wöchentlich gab sie drey Vorstellungen. Zur Unterstützung diente ihr *Alexander Hardy*, Verfasser von nicht weniger als 800 Stücken. Seine Entwürfe entlehnte er aus Homer, Plutarch und aus den Novellen von Cervantes. Als *Corneille* sein erstes Stück, Melite genannt, das heut zu Tage ganz vergessen ist, damals aber alle andern verdunkelte, von den Schauspielern im Marais aufführen liefs, erklärte es der alte Hardy für eine ziemlich artige Farce. Als *Mayret* seine Pastorale Sylvie hatte aufführen lassen, glaubte er dem Corneille ein Compliment zu machen, indem er ihm schrieb: „Meine Sylvie und Ihr Cid sind die beiden Stücke, die durch phantastische Schönheiten gebildetere Menschen am stärksten hinreifsen." Die berühm-

Digitized by Google

rühmteſten und beliebteſten Farcen ſpielte man im Hôtel de Bourgogne. Je ſeltener noch Männer von höherm Range und vornehme Damen das Theater beſuchten, um ſo viel weniger verfeinert und edel war die Sprache des Theaters. In der Vorrede zu einem ſeiner Stücke ſchreibt der gleichwohl nichts weniger als delikate *Rotrou*: „So gebildet iſt nunmehr das Theater, daſs es auch von ſittigen Weibern beſucht werden darf." Schriftſteller von einigen Talenten und Kenntniſſen fielen leicht von dem einen Extrem ins andere; indem ſie die bisher herrſchende Ungezogenheit u. Ausgelaſſenheit verabſcheuten, führten ſie ein affectirtes Zartgefühl ein. Daher in der ſchönern gröſsern Welt ſowohl als auf dem Theater jene Spitzfindigkeiten der Galanterie, jene Metaphyſik der Sentimentalität, die noch zur Zeit Ludwigs XIV. ſo ſehr Mode waren. Den letzten Streich verſetzte dieſem affectirten Weſen *Molière* durch die *Précieuſes ridicules* und die *Femmes ſavantes*. *Theophile* war einer der erſten, der in das Trauerſpiel jenen Stil *à la Scudéry* einführte. Vom J. 1617. bis zum J. 1635. galt ſeine Thisbe als Meiſterſtück; in dem letztern Jahre, nur ein Jahr vor Corneille's Cid, erhob ſich über Theophile's Thisbe Mayret's Sophonisbe. Um eben dieſe Zeit erwarb ſich durch Paſtoralen *Racan* groſsen Beyfall, und ſeiner erwähnt ſelbſt der ſtrenge *Boileau* mit Achtung; vermuthlich aber mehr wegen Racan's reinerer Sprache und Verſification, als wegen anderer poetiſcher Vorzüge. — Hptſt. IV. *Corneille und ſeine Zeitgenoſſen.* So wenig gebildet war noch der Nationalgeſchmack, daſs eine Zeit lang zwiſchen Triſtan's vergeſſener Marianne und Corneille's unſterblichem Cid die Stimmen getheilt waren. In Corneille's frühern Stücken, z. B. in der Melite, im Clitandre, war noch ſein Genie unter dem herrſchenden affectirten Zeitgeiſte niedergedrückt. Der Cid machte Epoche, ſowohl für die eigene Geiſtesentwickelung des Dichters, als für den Nationalgeiſt. Indem der Cardinal Richelieu den Dichter und ſeinen Cid vor dem Richterſtuhle der Akademie demüthigte, reizte er den Corneille zu höherm Schwunge des Genies. Nicht ohne Erſtaunen ſieht man, wie hoch er über alle Zeitgenoſſen hervorragt, und wie auſserordentlich er in Zeit von wenig Jahren ſowohl ſich ſelbſt, als mit ſich ſein Zeitalter emporhebt. Beynahe ganz vergeſſen ſind ſeine Nebenbuhler, Rotrou, Scudery, Duryer, Mayret; und gleichwohl hatte für ihre Zeit jeder auch ſeinen Werth. Corneille, ſagt man, geht über alles, wenn er ſich hebt; hingegen ſinkt er unter das Mittelmäſsige, wenn er fällt. Dieſs iſt der Fall bey jedem Genie, das nicht durch ſehr viel Kunſt unterſtützt wird. Noch exiſtirte die Kunſt nicht; zwar ſchuf ſie Corneille, aber andern war es vorbehalten, ſie zu erweitern und zu vervollkommnen. — Sehr unterhaltend und lehrreich ſind theils die Anekdoten, theils die Citate, welche die Vfn. in die Hiſtorie einflicht.

Auf dieſe Hiſtorie des Theaters folgen *Briefe der Gräfin von ***** an den Ritter von ****. Sie ſind von *De Vaines*, und ſchildern mit Feinheit das Spiel, welches manche Dame und mancher Weltmann mit der Revolution trieb. — *Fragmens ſur les Femmes. Lettres d'une femme à M. A. de Ségur, ſur ſon ouvrage intitulé les Femmes.* Dieſe Fragmente ſind von Md. *P.* Selbſt eine Schriftſtellerin, ſpricht ſie wenig günſtig von ſchriftſtelleriſchen Weibern. Den Ausdruck *femme auteur*, meynt ſie, hätte man zur Zeit Ludwigs XIV. ſchwerlich geduldet, und auch jetzt findet ſie ihn abgeſchmackt. Uebrigens ſind die Briefe reich an feinen Bemerkungen über den Geiſt und Charakter der Weiber. — *Ueber Pindarn.* Zur Vertheidigung ſeiner Muſe gegen Marmontel's Urtheil in der franzöſiſchen Poëtik liefert der ungenannte Vf. theils den detaillirten Plan, theils die Ueberſetzung der erſten pythiſchen Ode. — *Ueber die Freyheit der Preſſe.* Dieſe Briefe ſind von *Suard*. Er ſchrieb ſie im J. 1790. Gleicher Weiſe eifert er gegen den Miſsbrauch ſowohl der Cenſurautorität, als der Preſsfreyheit. — *Ueber die Theatercenſur*, Auszug aus einem Schreiben vom J. 1789. In demſelben Geiſte, wie die erwähnten Briefe. Dem Vf. zufolge muſs die Freyheit in der Regel geſucht werden, nicht in der Unabhängigkeit. Sehr gut zeigt er, daſs die Theaterfreyheit noch genauerer Beſchränkung bedürfe, als die Preſsfreyheit. Schade indeſs, daſs er mit keinem Worte des Ariſtophanes gedenkt: ob und wie viel ſeine Licenz gewirkt haben mag! — *Ueber den Redner Iſocrates*, von *A. (Arnaud?)* Meiſterhafte Charakteriſtik, unterſtützt durch Stellen aus des Iſocrates Reden. — *Ueber das Beyfallklatſchen im Theater*, von *Suard*. Er findet es unſchicklich. — *Ueber das Trauerſpiel der Griechen*, von *Arnaud*. Mit groſser Kraft erhob es ſich gegen die Machinationen ſowohl der monarchiſchen als der demokratiſchen Willkür. — *Ueber die engliſchen Balladen*, von *Suard*. Ein Auszug aus Percy's Verſuch über die alten engliſchen Meneſtrels. Bemerkenswerth findet es der Vf., daſs die Anzahl der luſtigen, heitern Balladen weit kleiner iſt, als die Anzahl der klagenden; ſie tragen den Stempel ihrer Entſtehung im Norden.

Zweyter Theil. *Ueber das Leben und den Charakter des Taſſo*, von *Suard*. Da dieſer Aufſatz für Deutſche nichts Neues enthält, ſo bemerken wir bloſs, daſs ihm als Anhang die Ueberſetzung von *Metaſtaſio's* Urtheil über den Arioſt und Taſſo beygefügt iſt. — *Ueber den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Cherokeſen, einer urſprünglichen Völkerſchaft in dem nördlichen Amerika.* Aus verſchiedenen engliſchen, beſonders aber aus den Nachrichten des Oberſten *Timberlake* gezogen. Das Land der Cherokeſen liegt hinter Carolina; es iſt ein paradieſiſches Land; ſehr zahlreich aber ſind daſelbſt die Klapperſchlangen. Die Bewohner betragen ſich ſehr menſchlich und gaſtfrey gegen diejenigen, die ſie für Freunde anſehen; unerbittlich hingegen iſt ihre Rache gegen Feinde. Ihre Sprache iſt bilderreich; ſie haben gute Dichter; ſie verehren die Gottheit, unterhalten aber keinen öffentlichen Gottesdienſt, auſser einer periodiſchen Reinigungsfeyer. Ihre Verfaſſung iſt ariſto-demokratiſch; ihr Handelsverkehr beſteht aus

Pelz-

Digitized by Google

Pelzwerk. In den Volksverſammlungen haben auch die Weiber Zutritt; auch ſie tragen Waffen. — *Ueber die richterliche Gewalt, und über die Juſtizpflege in England*, von *S.* Der Vf. glaubt, daſs die Gebrechen, welche der engliſchen Juſtizpflege aus den Zeiten der Feudalität anklebeo, durch den Gemeingeiſt unſchädlich gemacht werden: wie leicht aber ändert und vergiftet ſich der Gemeingeiſt?

Moraliſche Fragmente. Ueber die Geſellſchaften, über den geſellſchaftlichen Ton in Paris. Seit funfzehn Jahren, ſagt der Vf., hat ſich die Phyſiogoomie von Paris ſchrecklich verändert, und auch itzt noch verändert ſie ſich von einem Jahre zum andern. Man verſammelt ſich, ohne ſich zu vereinigen; man theilt ſich, ohne ſich zu claſſificiren; in unſern Geſellſchaften finden wir weder Unterſcheidung, noch Gleichheit. Unaufhörlich indeſs beſtehen zwey entgegengeſetzte Parteyen, die alte und die junge. — *Bemerkungen über die jungen Leute.* Indem ihnen die Revolution mehr Unabhängigkeit, mehr Denkfreyheit und Erfahreoheit gab, gab ſie ihnen zugleich auch nicht nur freyere, ſondern ungezogenere Manieren. — *Ueber die Güte des Herzens und die Strenge des Geiſtes.* Eine alte Dame, von der jener Vers gilt:

Son coeur eſt indulgent et ſon gout eſt ſévère,

führt ſehr iotereſſante Beyſpiele an, wie oft ſie bloſs durch den Ernſt ihres Urtheils die Güte ihres Herzens verdächtig gemacht habe. Die Welt, beſchlieſst ſie, mag es leideo, daſs wir Verſtand und Tugend haben; nur verlangt ſie, wie der Liebhaber, daſs wir davon etwas ihr zu Liebe aufopfern. — *Gegenbemerkungen einer jungen Dame.* Sie will beobachtet haben, daſs jetzt weit öfter, als ehemals, beide Geſchlechter ſich weniger aus Liebe ſuchen, als aus Eigeoliebe. Seit der Revolution (?) ſind die Männer weniger galant, die Weiber weniger kokett. — *Ueber die Kindlichkeit des reifern Alters.* Mit Recht haben ſowohl die erſte Kindheit als die Kindlichkeit des ſpätern abgelebten Alters Anſpruch auf unſere Theilnahme: verdient aber die Kindheit (Kinderey) des reifern Alters auch nur Mitleiden? Was iſt wohl lächerlicher, als ein Mann, ein Weib von dreyſig, vierzig Jahren, deren Geſchmack und Phantaſieen, deren Redeo ond Sitten ganz die Nullität, die Inconſequenz und den leichten flüchtigen Sinn der Kindheit verrathen? — *Ueber die Freundſchaft.* Nur als Angewöhnung betrachtet nimmt ſie ab, oder ſie erhält ſich aus ähnlichen Gründen, wie jede Angewöhnung. — *Ueber das Glück.* Glücklich erreicht ſein Ziel nur derjenige, meynt der Vf., der die Umſtände zu benutzen weiſs. Rec. glaubt hinzuſetzen zu müſſen, — der es verſteht, ſie herbeyzurufen, ſie gleichſam zu ſchaffen, oder widrigenfalls ſich in die Umſtände zu ſchicken. — *Die Vortheile oder Bequemlichkeiten, die der Ruhm verſchafft.* Eioſeitig und oberflächlich. — *Von der Pedanterey.* Nach dem Vf. iſt ein Pedant, wer ſeine Kenntniſſe entweder überall nicht, oder zur Unzeit aowendet; wer nur nach einſeitigen Kenntniſſen handelt.

Handſchriftliche Commentarien über Horazens Werke, vom Abbé *Galiani.* Mit angenehmeo Erſtaunen erblickt man in dieſen Commentarien Galiani's Gelehrſamkeit, die Feinheit ſeioer beyoahe immer neuen Anſichten, die glückliche Wahl der Conjecturen, die Wahrheit in den Anwenduogen, den philoſophiſchen Geiſt, der alle Kenntoiſſe des Auslegers beſeelt. Keineswegeſ, wie der gemeine Haufen der Ausleger, borgt er fremde Beyhülfe, um den Text zu beleuchten; er bedient ſich des Textes ſelbſt, weon er irgend einen Punkt der Hiſtorie, der Religion, der Politik oder Moral, ins Licht ſetzen will. Nur einige Beyſpiele: B. I. Od. 20. *Paterni fluminis ripae;* nach dem Scholiaſt Acron und nach ſpätero Auslegern ſoll Horaz die Tiber ſo genannt haben, weil ſie in Etrurien, dem vorgeblichen Vaterlaode des Mäcenas, entſpringt; nach Galiani hingegen ehrte man ſie in Rom mit dieſem Beyworte, als väterliche Gottheit. In dieſem Sinne heiſst es in der Aeneïde VIII. v. 540.: *Tibri pater.* Nach Galiani iſt B. I. Od. 28. wirklich ein Dialog; die 34ſte und 35ſte gehören als nur Eine Ode zuſammen. B. I. Od. 37. *Contaminato cum grege turpium morbo virorum.* Lächerlich findet unſer Ausleger theils ein Heer von Caſtraten, theils eine anſteckende Caſtration; vielmehr findet er hier ein Heer von Ausſätzigen, iodem der Ausſatz in Aegypten herrſchend und einheimiſch war. Die letzte Strophe findet er nach der gewöhnlicheo Auslegung theils geſchmacklos, theils unrichtig. Wenn man unter *liburnis* Schiffe verſteht, wie paſst zu Schiffen das Beywort *saevis.* Auch iſt es ein grober Verſtoſs gegen die Hiſtorie und gegen die römiſchen Gebräuche, weon mao annimmt, der Triumph habe ſchon auf der Fahrt begonoeo; er begano erſt nach einem Beſchluſſe des Senats, und erſt bey den Stadtthoren. Nach dem Worte *ferocior* ſetzt alſo Galiani kein Colon, ſondern das Wort verbindet er mit *Liburnis;* entſchloſſener zum Tode, als die Liburner. In einer Handſchrift auf der Natiooalbibliothek fand er bey dieſer Stelle folgende Randgloſſe: *Promptior saevis Liburnis fuit ad mortem; illi enim libenter moriuntur.* B. II. Od. 2. Die andern Ausleger erblicken hier eioen Geſchichtſchreiber, Galiani hingegen einen Negociator. Vorzüglich intereſſant ſind die Bemerkungen über die *Ars poëtica.* So wie Galiani dieſes Werk commentirt, beſteht es nicht aus ſchlecht verbundenen Bruchſtücken, ſondern es bildet ein übereinſtimmendes Ganzes. Bey der Auslegung jenes Verſes: *Actoris partes chorus officiumque virile defendat*, findet man über den ſchicklichen und unſchicklichen Gebrauch der Chöre wichtige Bemerkungen.

Ueber den revolutionären Beſchluſs in Betreff der Aechtung. Weder hiſtoriſch noch politiſch dringt der Vf., Hr. *Suard*, tief genug ein; immer indeſs mit Nachdruck eifert er gegen feindſelige Juſtizwuth. — *Briefe über den Ritter Gluck, zur Vertheidigung ſeiner Muſik gegen Laharpe.* — *Anekdoten über Mozart.* Wenig glaubwürdig findet der Vf. die Anekdote, daſs Mozart die Zauberflöte einer Schauſpielerin zu Gefallen

Digitized by Google

fallen componirt, und nur für dieſen Preis ihre Gunſtbezeugungen erhalten, ſeinen Triumph aber mit einer unheilbaren Krankheit begleitet geſehen habe. Mozart's letztes Werk, ſein Meiſterwerk, iſt ſein *Requiem*. Ein Unbekannter verlangte es für einen Unbekannten, um jährlich durch feyerliche Muſik das Andenken einer geliebten Perſon zu feyern. Für die Arbeit bezahlte ihm der Unbekannte hundert Dukaten, und verſchwand. Unter der Arbeit aber ergriff den Virtuoſen immer tiefere Melancholie und endlich gänzliche Entkräftung. „Ich fühl' es, ſagte er zu ſeiner geliebten Gattin, dieſs *Requiem* arbeite ich für mich ſelbſt aus; es wird mein Todesgeſang ſeyn." Der arme Mozart lieſs es ſich nicht ausreden; er hielt den Unbekannten für irgend ein auſserordentliches Weſen, das ihm ſeinen nahen Tod ankündige.

Fragmente über das Theater, von Md. *P.* 1) Schreiben eines jungen Autors an einen ſeiner Freunde, über das Luſtſpiel; über den Unterſchied zwiſchen dem ächt-komiſchen, das aus dem Charakter und der Handlung ſelbſt herausfällt, und dem entweder bloſs zufälligen, oder erkünſtelten. 2) Bemerkungen über die Manier, mit der man tragiſche Rollen ſpielt, beſonders, über die Rolle Amenoïde. Im Spiele muſs man auch den Charakter ausſprechen, nicht bloſs die Leidenſchaft. 3) Ueber Corneille und Voltaire. Weit verſchwenderiſcher iſt der erſtere mit philoſophirenden Declamationen; überhaupt aber miſchen beide in die Gröſse ihrer Helden zu viel Prahlerey. 4) Ueber die Zurückhaltung im Ausdrucke, über den gepreſsten Ausdruck. Bey Empfindungen, für die jede Sprache zu ſchwach iſt, verräth der Schauſpieler die Beſchränktheit ſeiner Mittel und Kräfte gerade dadurch, daſs er ſie alle aufbietet; mehr Eindruck macht er durch ſolche Zurückhaltung, bey welcher der Zuſchauer weit mehr hinzudenken und empfinden kann, als der Schauſpieler ausdrückt. 5) Ueber die Rolle des Gengis-Kan. Schwerlich veredeln läſst ſich der Charakter des Zorns; ſeiner Natur nach iſt er komiſch (oder, wie Rec. hinzuſetzt, widrig), weil beym Zorne immer mit Kraftäuſserung Unmacht gemiſcht iſt. 6) Ueber die gebeſſerte Kokette. Weder komiſch noch intereſſant genug iſt dieſer Charakter. 7) Vom Drama. An ſich iſt vielleicht das Drama kein ſchlechtes Fach; nur giebt es kein Fach, welches leichter ſchlechte Stücke liefert. 8) Ueber die Unſchicklichkeit, allzu ſehr zu zergliedern oder ins Kleine zu gehen. Bey der Darſtellung der herrſchenden Empfindung müſſen die Nebenempfindungen nur ſie, nicht ſich ſelbſt, herausheben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Nürnberg*, gedr. b. d. Raths- und Canzley-Buchdr. Milbradt: *Ordnung des Handelsgerichts in der kaiſerlichen freyen Reichsſtadt Nürnberg.* 1804. 6 Bog. 4. — Dieſe *neue*, am 7. Januar 1804. im verſammelten Rathe genehmigte, *Ordnung des Handelsgerichts* in der Reichsſtadt *Nürnberg* beſteht, auſser der Einleitung, aus 62 Abſchnitten. Nach dieſen folgt ein „Auszug aus Karls V. Beſtätigungsurkunde des vom K. Maximilian der Reichsſtadt Nürnberg ertheilten Privilegium, daſs in Handels- und Bau-Sachen, dann in Angelegenheiten unter 600 fl. an kein Reichs- oder anderes, als das Nürnbergiſche Ober-Gericht appellirt etc. werden ſoll." Dieſe Beſtätigungsurkunde iſt datirt zu Worms am 17. December 1520. Den Schluſs macht ein Inhaltsverzeichniſs.

Aus der *Einleitung* erſieht man, daſs bereits im J. 1657. in Nürnberg ein förmliches Handelsgericht niedergeſetzt, und demſelben eine beſtimmte, den damaligen Zeiten angemeſſene, *Ordnung* gegeben worden iſt. — Die bisher unter der Benennung *Merkantil- und Banko-Gericht* angeordnet geweſene *Juſtizſtelle*, welche künftig *Handelsgericht* genannt werden ſoll, wird noch ferner (wie bisher) beſetzt ſeyn mit *zwey* Senatoren, *zwey* Rathsconſulenten, und den jedesmaligen *vier* Vorſtehern des Handelsſtandes. — Die *Sitzungen* des Handelsgerichts ſollen in der Regel von 14 Tagen zu 14 Tagen gehalten werden. In dringenden Fällen, oder wenn es ſonſt das Gericht für nöthig findet, ſollen auch *auſserordentliche* Seſſionen gehalten werden. Den Vorſitz oder das *Präſidium* führt jedesmal der *ältere* von den beiden zu dieſem Gerichte verordneten zwey *Senatoren*, und in deſſen Abweſenheit der zweyte Senator. Im 3ten bis 7ten Abſatze ſind die Rechte und Pflichten des Präſidiums, der ſämmtlichen Aſſeſſoren und des Actuars angeführt, worauf in den Abſätzen 8—11. der Jurisdictions-Umfang des Handelsgerichts beſtimmt wird. Von nun an hört in kaufmänniſchen Wechſel- und Arreſts-Sachen u. ſ. w. die bisher beſtandene Concurrenz der Gerichtsbarkeit des Bürgermeiſteramts und des Stadtgerichts u. ſ. w. mit der Gerichtsbarkeit des Handelsgerichts auf. Der 12te Abſatz handelt von den bey dem Handelsgerichte zuläſſigen *Sachwaltern* und deren Verantwortlichkeit. Die Verhandlungen geſchehen in der Regel *ſchriftlich*; eben ſo erläſst auch das Gericht ſeine Verfügungen. Doch findet (nach den Abſätzen 52—54) in auſserordentlichen Fällen bey dem Handelsgerichte ein *mündliches* Verfahren Statt. In den Abſätzen 56—58. wird das weiter ausgeführt, was im 13ten Abſatze bereits bemerkt worden iſt, daſs nämlich eine Berufung gegen Erkenntniſſe des Handelsgerichts *lediglich nur* an das Ober- und Appellationsgericht in Nürnberg gebracht werden kann. Die drey letzten Abſätze (60—62.) beſtimmen die Verhandlungen in dem ſogenannten *Marktsgewölbe* vor den Marktsvorſtehern (d. i. Vorſtehern des Handelsplatzes). Streitigkeiten, welche einmal daſelbſt angebracht ſind, können in der Folge nicht mehr vor das Handelsgericht gezogen werden, es wäre denn, daſs die *Marktsvorſteher* entweder auf Verlangen einer oder der andern Partey, oder aber aus eigener Bewegung, für nöthig fänden, ſie dahin ſelbſt zu verweiſen; was aber, ohne wichtige Urſachen, nie geſchehen ſoll. Die Erkenntniſſe der Marktsvorſteher erlangen, wenn keine Berufung an das Ober- und Appellationsgericht gegen ſie eingetreten iſt, eben ſo, wie die Ausſprüche des Handelsgerichts, vollkommene Rechtskraft. — Zum Schluſſe bemerken wir noch, daſs dieſes Handelsgericht (nach S. 5.) bey ſeinen Ausfertigungen ſich eines *eigenen* Siegels, und nicht mehr des gröſsern Kanzley-Signets, bedienen ſoll.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. Januar 1805.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Neuer kritiſcher Commentar über das Neue Teſtament*, von *D. Johann Otto Thieß.* — *Erſter* Band. Das Evangelium der Apoſtel und Jeſus. 1804. 543 S. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Von dem recht brauchbaren Werke, deſſen Anfang wir hier anzeigen, beſchäftigt ſich der *erſte* und *zweyte* Band, unter der auf dem Titel ſelbſt angegebenen Aufſchrift, mit den Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas. Der *dritte* Band ſoll die Geſchichte der Apoſtel, die Reden und Schriften des Petrus, die Schrift des Judas, die Schrift des Jacobus; der *vierte*, Paulus Geſchichte, Reden und Schriften; der *fünfte*, Johannes Schriften, umfaſſen. Den bey weitem gröſsern Theil der Bearbeitung der drey erſten Evangelien enthält dieſer erſte Band. Die Darſtellung und Erklärung der nur in einem oder zwey derſelben ſtehenden Erzählungen und das Reſultat der Unterſuchung über dieſe Evangelien iſt für den zweyten Band übrig geblieben. So wie die folgenden Bände Einleitungen zu den in ihnen behandelten bibliſchen Büchern enthalten ſollen, ſo geben die erſten 41 Seiten dieſes Bandes eine Einleitung in das N. T., als Religionsurkunde betrachtet, inſonderheit in das Evangelium Jeſu und der Apoſtel. Von der Erwähnung eines Evangeliums der Apoſtel geht der Vf. aus; dieſs iſt ihre Predigt von Chriſtus. Zu ſchriftlicher Belehrung, zumal von der geſchichtlichen Art, hatten ſie keinen Auftrag erhalten. Die erſten ſolcher hiſtoriſchen Aufſätze waren wohl nur Handzeichnungen eines Schülers, der ſeinem Gedächtniſſe nicht traute, oder Anekdoten in Umlauf bringen wollte. Das Bedürfniſs einer ſchriftlichen Belehrung trat erſt mit Organiſirung der chriſtlichen Gemeinden ein, und brachte die apoſtoliſchen und Zirkel-Briefe hervor, wobey das Evangelium als mündliche Predigt vorausgeſetzt wurde. Erſt als ſich die Aufmerkſamkeit von dem moraliſchen Chriſtus auf den hiſtoriſchen Jeſus wandte (2 Kor. 5, 16 ?) konnte man darauf fallen, in dieſer Hiſtorie das Evangelium ſelbſt zu finden. Bruchſtücke von mancherley Art kamen zum Vorſcheine. Indeſſen nahmen die Apoſtel in ihren Zirkelbriefen ſo gar keine Rückſicht auf jene Evangelien, daſs man wohl einſieht (?), das Evangelium, welches ſie lehrten, war von ganz anderer Art, als das, was jene Sammler aufzeichneten. Auch die apoſtoliſchen und nächſtfolgenden Kirchenväter machen wenig aus den hiſtoriſchen Nachrichten. Erſt als man die ſchon von der Moral abgetrennte Dogmatik mit der Hiſtorie vermengte, und hiernächſt dieſe zur Grundlage jener machte, war das vierfache Evangelium: *lex ſcripta. Evangelium der Hebräer* iſt das Evangelium ſchlechthin; aber es hatte keine ſtehende Form, wie die Torah, und auch die Materie muſste ſich durch Auslaſſungen und Zuſätze verändern, wenn das Ganze ein Repertorium ſeyn ſollte. Lag bey allen Exemplaren auch Ein Text zum Grunde: ſo brachte die Behandlung deſſelbeu doch eine vielfache Recenſion mit ſich. Eine davon iſt nun das beſondere Evangelium der Hebräer bey den Kirchenvätern, das der Ebionäer, der Nazaräer, und vermuthlich auch das ägyptiſche. Bey aller Verſchiedenheit der Exemplare gab es, eben wegen dieſer Art ihrer Entſtehung, *doch auch wohl* frühzeitig eine, faſt wörtliche, Uebereinſtimmung der geſammelten Nachrichten. Das Evangelium der Hebräer war nach dem Wunſche und Willen jedes Beſitzers auch das Evangelium der Apoſtel, möglichſt getreue Uebertragung ihrer mündlichen Nachrichten. Die Folge der weitern Verbreitung dieſes Evangeliums war, theils daſs es aus der Landesſprache in die jüdiſch-griechiſche überging, theils daſs die Urſchriften ſich verloren, wie neben dem Evangelium die Bruchſtücke, aus welchen es zuſammengeſetzt war, vergingen. Und ſo verſchwand zuletzt die anfängliche Verſchiedenheit des Textes. Eine Recenſion behauptete, als älter, vollſtändiger, genauer, das Anſehen vor andern; und in dem Maaſse, wie ſich die Abſchriften eines ſolchen Textes mehrten, verminderte ſich gewiſs die Zahl der Evangelien. Wollen wir uns nicht auf Sagen und Conjecturen ſtützen: ſo müſſen wir freylich bey den vier Evangelien ſtehen bleiben, welchen der Vorzug ſpäteſtens von da an zuerkannt iſt, als ſich der Privatbeſitz eines ſolchen Evangeliums in ein apoſtoliſches Erb- und kirchliches Gemein-Gut verwandelte. Vergleichen wir die drey erſten Evangelien mit einander: ſo werden wir auf einen Urtext geleitet, der uns leicht auf die Idee eines Urevangeliums bringt. Indeſſen fehlt es uns, um dieſe Idee zu begründen, an hinlänglichen Daten. Das Evangelium des Matthäus ſcheint dieſer Idee am meiſten zu entſprechen; doch auch dieſer Schein iſt unſicher. Mehr als Ein ſogenanntes Evangelium der Hebräer kann daraus abgeleitet; aber es kann auch dem, aus einzelnen Aufſätzen ſchon in ein gewiſſes Ganze übergegangenen, Evangelium der Apoſtel nachgebildet ſeyn. Dieſs, wie jenes, iſt Hypotheſe, mit deren Annahme ſo wenig ein Urevangelium erdichtet wird, als aus ihrer Verwerfung etwas für oder wider das Evangelium der

Digitized by Google

der Hebräer folgt; und aus der einen, wie aus der andern Hypothese erklären sich die übrigen Nachrichten von dem Evangelium des Matthäus. Wie aber der griechische Text desselben nach dem hebräischen bearbeitet ist: so konnte die Urschrift den ohnedies ihr späterhin vorgesetzten Titel führen, ohne dass sie aus des Matthäus Feder geflossen war, und mehr als sein Κήρυγμα enthielt. Hält man die verschiedenen Recensionen des Evangeliums der Hebräer für Bearbeitungen des hebräischen Matthäus: so wird man zu der auch an sich wahrscheinlichen Meinung veranlasst, dass dieser ungleich kürzer gewesen, und dass sich der griechische Interpret ähnliche Freyheiten erlaubt habe, als die Urheber anderer Nachbildungen, von denen wir noch Nachrichten haben. Lucas kannte unsern Matthäus nicht, auch nicht in der Ursprache, aber den Urtext desselben. Er verband mit der oder den Recensionen desselben, die er vor sich haben mochte, mündliche Tradition, vornehmlich von Jesus letzter Reise nach Jerusalem. Auch Marcus hat weder unsern Matthäus noch Lucas vor sich, sondern aus eben der Quelle, wie jene, geschöpft, und scheint der Materie des einfachen Urtextes am treuesten geblieben, in der Form aber am weitesten von ihm abgewichen zu seyn. Authentisch sind diese Nachrichten von Jesus, in so fern sie ihn und keinen andern betreffen, und von denen herrührten, die ihn gehört hatten, so dass diese und jene Erzählung bald allgemeine Sage wurde. Aber ein so, aus den, selbst im Munde der Augenzeugen, zumal da sie Jesu wahre Absichten lange nicht durchschaut hatten, sich nicht ganz gleichbleibenden Erzählungen entstandenes, und dann, als man darüber schrieb, von Mehrern zugleich mit Rücksicht auf verschiedene Leser, und unter Ausfüllung der aufgestossenen Lücken bearbeitetes, Evangelium konnte, als Geschichte betrachtet, so wenig eine an einander hängende Lebensbeschreibung seyn, als das Evangelium, welches Er verkündigt hatte, umfassen. Auch bey der kühlsten Besonnenheit und ruhigsten Sorgfalt war hier keine genaue Bezeichnung aller Umstände, sondern nur eine gewisse, theils Sach-, theils Zeit-Ordnung zu erreichen. So das durchaus öffentliche Leben Jesus dargestellt, musste die *Geschichte* selbst noch weniger Ende als Anfang haben, und, wenigstens in Absicht auf diesen, nicht selten der Dichter (Matth. 1, 2. Luc. 1. 2.) oder der Philosoph (Joh. 1.) die Stelle des Geschichtschreibers vertreten. Die Gegeneinanderhaltung unserer Evangelien lehrt uns die Mängel eines jeden kennen, denen durch Bemühungen, eine Harmonie aus ihnen heraus, oder einen Plan in sie hinein zu bringen, keinesweges abgeholfen werden kann. Tradition war die Quelle der Evangelien, und über ihren Werth entschied wiederum Tradition. Der den Häretikern entgegengesetzte Kanon schloss alles Andere als apokryphisch aus, und die von der Mutterkirche geheiligten Schriften sollten ein neues Tempelarchiv vollenden. Indess ging die mit der Tradition so lange verträgliche Dichtung, von ihr verstossen, ihren eigenen Gang, und aus Historien wurden Fabeln, und Producte der stupidesten Bigotterie kamen zum Vorschein. — Die Absicht des neuen kritischen Commentars über das N. T. nun soll seyn: dazu beyzutragen, dass nur Christus der sittliche Mensch verkündigt, in der mündlichen und schriftlichen Predigt desselben Buchstabe und Geist immer sorgfältiger unterschieden, und aus dem sogenannten Evangelium der Apostel, das wir doch nicht in seinem ganzen Umfange kennen, das wirkliche, in sich vollendete und bleibende Evangelium Jesu hervorgehoben werde, nämlich nicht blos aus den vier Evangelien, sondern aus der ganzen heiligen Schrift. — Dies ist der Gang des Vfs. Die sehr vollständigen literarischen Nachweisungen, die einen wesentlichen Theil dieses Werks ausmachen, mangeln auch dieser Einleitung nicht. Wir sind jenem Gange des Vfs. absichtlich in einem gedrängten Auszuge gefolgt, um seine Vorstellungen desto bestimmter unsern Lesern darzustellen. Der Vf. hat über seinen Gegenstand selbst reiflich nachgedacht. Bey den Talenten, die niemand dem Vf. absprechen wird, ist es begreiflich, dass man in diesen Vorstellungen manche neue Wendungen der Ansicht bemerkt. Ja man findet mehrere Theile der schwierigen Untersuchungen über die ältesten historischen Denkmäler des Christenthums hier mit einer empfehlungswerthen Nüchternheit behandelt, und das unbestimmt gelassen, was sich nimmer bestimmen lassen wird. Indessen der Vf. wirft sich bald wieder in eine bekannte Hypothese, deren Resultate viel zu bestimmt sind, als dass sie sicher seyn könnten. Freylich konnte der Vf. bey einer kurzen Uebersicht dieser Untersuchungen gar manches zur Seite liegen lassen, was für ihre Entscheidung wichtig ist; und indem er eben nicht in das Detail einzugehen nöthig hat, so werden auch die Härten nicht sichtbar, die eben die Bestimmtheit detaillirter Angaben der Art und Weise hat, wie vor fast zweytausend Jahren diese Evangelien zu Stande gekommen seyn sollen. Eigentliche aufgezählte Gründe giebt der Vf. nur für die Meinung, dass Marcus weder unsern Matthäus noch Lucas vor Augen gehabt habe; aber wir haben sie nicht neu gefunden. Gleichwohl sind die Gründe, welche die auch von dem Vf. angenommene Hypothese dafür anführt, dass Marcus, und auch, dass Lucas unsern griechischen Matthäus nicht vor Augen gehabt habe, wohl gerade die schwächste Seite derselben. Auch sind ein paar sinnreiche Einfälle, wo durch Rückübersetzung der griechischen Ausdrücke einzelner Evangelisten ins Aramäische der Ursprung ihrer Verschiedenheit entdeckt zu seyn scheint, noch keine sichern Fragmente des Urtextes selbst. Es ist gar so schwer nicht, so ein angebliches hebräisches Original in ein paar Perioden aufzustellen: aber man verfolge es nur weiter, und man prüfe nur überhaupt mit der Vorsicht, welche der Gegenstand fordert, wie wenig Bestimmtes und Detaillirtes wir von dem eigentlichen Zustande des Landesdialects der palästinischen Juden zu Jesu Zeit wissen, bevor man ihn darstellen will. Die wörtliche Uebereinstimmung der drey erstern Evangelisten

ist

Digitized by Google

ist ein Factum, und sie muss ihre Quelle in einem Urtexte haben — dies ist das Gewisseste von Allem, und *Lessing's* Verdienst ist die Aufstellung dieses Gesichtspunkts. Die genaueste Vergleichung der Evangelisten in Absicht des Verhältnisses ihrer wörtlichen Zusammenstimmung hat uns auf der einen Seite wirkliche Erfahrungen geliefert, und das genau bestimmt, was nun erklärt werden muss. Auf der andern Seite hat die geschärfte Aufmerksamkeit auf alle Fragmente früher Nachrichten von Jesu Leben ein Feld zu Hypothesen über die Entstehung solcher Nachrichten überhaupt geöffnet, über welcher der Schleyer der Vorzeit liegt. Als Vermuthungen sind jene Hypothesen schätzbar; aber wer damit aufs Reine zu seyn glaubt, dem müssen wir mehr Skepticismus wünschen. Es ist auch Wahrheit und Gewinn, nach unermüdeten Forschungen zu wissen, dass sich manches Detail alter Begebenheiten schwerlich weiter aufdecken lässt. Dem Vf. also stimmen wir am meisten dann bey, wenn er ruhig die Unsicherheit bestimmter Festsetzungen über die Entstehung unserer Evangelien versichert. Er möchte auch über die Modificationen der Materie der biographischen Angaben von Jesus zu viel wissen, wenn er im einzelnen Falle Dichtung und Philosophem von der Relation und von der Begebenheit selbst unterscheiden will. Indessen der Untersuchung ist auch letztere Frage im hohen Grade würdig; denn sie ist von grösstem Interesse, und wir finden diese Untersuchung in diesem beginnenden Werk grösstentheils mit Nüchternheit und Ruhe, mit redlichem Eifer und Achtung für den Gegenstand geführt. Der Vf. wird sich selbst bescheiden, die Resultate seiner Untersuchung, die er in verhältnissmässig kurze Paragraphen zusammengedrängt liefert, nicht für eine vollendete Kritik der biblischen Nachrichten von Jesu Leben und Lehre zu halten. Aber der Aufmerksamkeit würdige Materialien zu einer solchen Kritik enthält dieser Commentar. Und in so fern ist es gemeynt, wenn der Vf. sein Werk einen kritischen Commentar nennt. Commentar aber ist es theils durch die, und zwar in den ersten Abschnitten häufiger als nachher, in die Paragraphen eingewebten und durch den Zusammenhang erklärten, Ausdrücke des biblischen Textes, theils aber und noch mehr durch die vielen Anmerkungen, die oft viermal so viel Seiten füllen, als der Text des Paragraphs, hinter welchem sie folgen. Wir halten dafür, dass der Vf. im Ganzen die richtigen Grundsätze anwende, dass man die nicht ganz übereinstimmenden Nachrichten weder gewaltsam vereinigen, noch auch, wie man im andern Extrem in der letzten Zeit oft mehr gethan hat, die Verschiedenheit übertreiben müsse. Die schlichten Erzählungen sollten sich nicht widersprechen, wenn sie sich gleich zu widersprechen scheinen, und wenn gleich die Vereinigung derselben in dem einen zum Grunde liegenden Factum nicht immer noch bestimmbar ist. Schwieriger aber ist die Zusammenstellung des Ganzen der Geschichte, welche der Vf. zu geben sucht. Die gewählte Ansicht steht oft schwankend, und ist das Resultat blosser Wahrscheinlichkeiten; sie konnte nicht immer eigentlich historisch seyn. Aber wo die Geschichte aufhört, fängt auch die Meinung an. Möchte der Vf. überall so, wie es zuweilen geschehen ist, es sich haben angelegen seyn lassen, die Meinung, welche der redliche Forscher nicht unvermerkt kann aufdringen wollen, von dem Historischen sorgfältig zu trennen, und möge er dieser Trennung auch in der Folge seine ganze Aufmerksamkeit schenken! Bey der Erzählung von dem Lebendigwerden der Tochter Jair's (S. 97.) unterscheidet er so seine Voraussetzung und Vermuthung von dem Factum selbst. Er hält sich hier an die Worte Jesu: das Mädchen ist nicht todt, es schläft nur, in Ohnmacht hingesunken. Allerdings gehört auch diese Rede Jesu zu dem Factum, aber die Worte: in Ohnmacht hingesunken, sind schon Erklärung, und stehen in keiner der wörtlich gleichlautenden Erzählungen. Anderwärts ist aber nicht einmal so etwas da, um das Wundervolle hinweg zu nehmen. Wir geben von der Behandlung solcher Stellen und des Ganzen überhaupt eine Probe. Mit der eben erwähnten Erzählung hängt eine andere, von der Heilung einer langwierig kranken Frau zusammen. §. 19. des Vfs. hat die Ueberschrift: Eine vieljährige Kranke wird durch ihn augenblicklich gesund, und ein Mädchen wieder lebendig. Matth. 9, 18—26. Marc. 5, 21—43. Luc. 8, 40—56. Der Paragraph selbst fängt also an: „*Matthäus* verbindet diese Geschichte unmittelbar, wie es scheint, mit der vorhergehenden. *Marcus* und *Lucas* haben einen Zwischenraum, lassen ihn aber leer. Beide beglaubigen die Geschichte mehr, als *Matthäus*. Sie nennen den Mann, der hier zu Jesus kam, und der, wie sie auch bestimmter sagen, ein Synagogenvorsteher war, sogar mit Namen. Nach *Matthäus* ging Jesus in Begleitung seiner Schüler zu ihm ins Haus, nach *Marcus* und *Lucas*, im Gedränge von Menschen. Dieser Umstand bereitet auf die folgende Begebenheit vor, die *Marcus* nach seiner Art am umständlichsten erzählt, wobey doch *Lucas* anmerkt, dass *Petrus* vorschnell, wie er war, Jesus auffordernde Frage gleichsam verweisend beantwortet habe. Zu übersehen ist es nicht, dass *Marcus* erinnert, die Frau, die seit zwölf Jahren, wie alle drey versichern, einen Blutfluss gehabt habe, sey *auf das Gerücht* von Jesus zu ihm gekommen. Schon ging das Gerücht vor ihm als einem Wunderthäter her, und auf diesem Wege begleitete es ihn in voller Erwartung. Denn wie hatte der Synagogenvorsteher Ihn angeredet, und wie hatte Er das Zutrauen erwiedert? Kann, mochte die Kranke denken, der Mann für seine sterbende oder schon gestorbene Tochter Hülfe bey Jesus haben, und kann und will Jesus ihm diese gewähren, und zwar augenblicklich: so ist gewiss auch für dich der Augenblick der Hülfe da, und es wird, um dein Uebel aus dem Grunde zu heben, nicht einmal nöthig seyn, dass du deine Noth ihm klagst (weibliche Verschämtheit hielt sie auch wohl davon ab): genug wenn du auf irgend eine Art ihm beykömmst; die Kraft, in welcher er itzt zur Rettung eines in den Tod sinkenden Mädchens hineilt, wird, in diesem glück-

Digitized by Google

glücklichen Moment, auch auf dich übergehen. Und so faſste ſie herzhaft ihn von hinten beym Rock, ſo daſs er ſie wohl fühlen und ſtehen bleiben muſste. Ein *Troſtwort*, wie es die Frau erwartet hatte, war alles, was ſie von Jeſus vernahm: die pſychologiſch und auch hiſtoriſch wahre Verſicherung, ſie finde in dem geäuſserten Vertrauen Hülfe; und das war auch genug, um alle ihre vorige Noth ſie vergeſſen zu laſſen, und ſie glauben zu machen, ſie ſey nun völlig geheilt. Jeſus, der ſich in dem Gedränge nicht weiter mit ihr abgeben konnte, entlieſs ſie mit guten *Wünſchen*; aber das alte Evangelium verſteht ſeinen Zuſpruch, wie die Dreifigläubige ihn aufnahm, und berichtet, was ſie in dieſem Glauben vorausſetzte, als Factum: *Marcus* und *Lucas* gehen doch dieſsmal etwas behutſamer zu Werke. Jenes Factum konnte auch der Geſchichtſchreiber, falls er oder ſein Gewährsmann ſich nicht genauer nach dem Weibe erkundigt hatte, nur aus dem, was wirklich vorgefallen war, errathen; er konnte nur auf einen ſolchen Erfolg ſchlieſsen, und mit dieſem Schluſs bricht die Geſchichte ab. Die Kranke verlor ſich wahrſcheinlich aus dem Haufen, aus dem ſie ſchüchtern hervorgetreten war. Das Evangelium gedenkt ihrer nicht weiter, aber die fabelhafte Geſchichte der alten Kirche hat ihr und ihrem Wunderarzt ein ſprechendes Denkmal errichtet." Der Anmerkungen hierbey ſind wenigere, als anderwärts. Wir, unſern Theils, folgen dem Vf. lieber, wenn er Umſtände nach den hiſtoriſchen Daten des Textes zuſammenſtellt, und ſorgſam erläutert. Daſs die Relationen in den Evangelien Lücken in der Darſtellung der Begebenheiten laſſen, und daſs ſich die Referenten, ſelbſt wenn ſie Ohrenzeugen waren, unmöglich aller der einzelnen Worte Jeſu, auch bey dem treueſten Gedächtniſſe, haben erinnern können; daſs alſo gar manches vorausgeſetzt und hinzugedacht werden müſſe, geben wir gern zu; aber dieſs iſt doch dann keinesweges mehr als hinzu*gedacht*. Und deſto ſchwieriger iſt es, um das Detail des Vorfalls beſtimmt anzugeben, und mit deſto mehr Vorſicht müſſen ſich unſere Vorſtellungen von demſelben bilden. Wir beſcheiden uns gern, daſs der kritiſche Geſchichtsforſcher das Urtheil und die Schlüſſe des Referenten von ſeinen eigentlichen Ausſagen trennen müſſe; aber wir möchten hier nicht ſo viel auf die Rechnung bloſser Urtheile und Schlüſſe bringen, und überhaupt die hiſtoriſche Autorität dieſer Relationen nicht zu ſehr durch Bemerkungen, wie der Vf. in der Einleitung hat, entkräften: daſs die Apoſtel in ihren Briefen nie auf ein ſchriftliches Evangelium hinweiſen. Auch wir halten die Pauliniſchen Briefe für die verhältniſsmäſsig ſicherſten Denkmäler apoſtoliſcher Lehre, da ſie an namhafte, organiſirte Gemeinden geſendet, und in denſelben ohne Zweifel aufbewahrt waren. Aber wenn dieſe Briefe auch kein ſchriftliches Evangelium vorausſetzen: ſetzen ſie nicht wenigſtens eben die Anſichten und Beurtheilungen der Facta voraus, die wir in unſern ſchriftlichen Evangelien finden? Und ſind die Apoſtel nicht die Lehrer, denen Jeſus wirklich die Verbreitung ſeiner Lehre, ja Stiftung derſelben, als einer beſondern Religion übertragen hat?

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleines geographiſches Poſt- und Reiſelexicon für die Beſitzer des täglichen Taſchenbuchs*, oder alphabetiſche Beſchreibung aller im täglichen Taſchenbuche befindlichen Poſtſtationen. Mit einer Vorrede des Hn. Prof. *Galletti*. 1804. 312 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel zeigt hinlänglich die Beſtimmung dieſes Werkes an. Diejenigen, welche das tägliche Taſchenbuch, das in der Ettingerſchen Buchhandlung in Gotha herauskommt, beſitzen, finden hier, in welchen Ländern und Provinzen alle dort genannten Poſtſtationen liegen. Hr. Cand. (jetzt Prediger) *Richter* hat ſie mit vielem Fleiſse und im Ganzen mit groſser Genauigkeit zuſammengetragen und alphabetiſch dargeſtellt. Aber gegen die Zweckmäſsigkeit der Arbeit hat Rec. einige Zweifel. Wer kann, auſser dem Zuſammenhange, zu wiſſen wünſchen, wo alle die hier aufgeführten Dörfer, welche einen Poſtpferdewechſel haben, liegen? Wer aber auf ſeinen Reiſen durch dieſelben kommt, wird, wenn er nicht ohne alle geographiſche Kenntniſſe iſt, durch andere Mittel immer erfahren, in welchem Lande, in welcher Provinz er ſich jedesmal befindet. Dabey hat der Vf. ſogar oft zu wenig Rückſicht auf den beſchränkten Raum eines ſolchen Handbuchs genommen, und oft 4, 5 bis 6 Zeilen einem ganz unbedeutenden Dorfe gegeben, das für das Publicum ſchlechterdings kein anderes Intereſſe hat, als daſs ſich eine Poſtſtation daſelbſt befindet. Dieſs weiſs aber der Leſer, oder der Reiſende, der das tägliche Taſchenbuch gebraucht, ſchon ohnedieſs. So nimmt z. B. folgender Artikel 6 Zeilen ein, und dergleichen giebt es mehrere: „*Bonholz*, ein Dorf im Herzogthum Bayern im Rentamt Amberg und Pfleggericht Waldmünchen, unweit Regensburg, mit einer Poſtſtation." Orte, wie Wien, Berlin, Dresden u. a. hätten wohl in einem Handbuche dieſer Art gar nicht beſchrieben, ſondern bloſs angezeigt werden ſollen. Für welche Klaſſe von Leſern oder Reiſenden hat wohl der Vf. dieſe ſehr kurzen Beſchreibungen ſehr wichtiger Städte beſtimmt? — Konſtantinopel iſt mit 800,000 bis 1,000,000 Einwohnern aufgeführt. Freylich redet auch der neueſte Reiſebeſchreiber dieſer Stadt ohne Unterlaſs von einer Million; allein wer die genauen und ſachkundigen Unterſuchungen eines *Eton* darüber kennt, der keine halbe Million annimmt, wird ſich an ſolche ſchwankende Angaben nicht halten. — Clausthal iſt mit 13,000 Einwohner, auch um einige 1000 zu hoch, angegeben. Andere kleine Unrichtigkeiten zu rügen, iſt hier kein Raum.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Januar 1805.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Neuer kritischer Commentar über das Neue Testament*, von D. *Joh. Otto Thieß* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 19. abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. hat für seinen Zweck ganz passend zuerst die Erzählungen zusammengestellt, welche in allen drey Evangelien vorkommen, und nennt daher den in diesem Bande gelieferten Abschnitt: Uebereinstimmende Recension des Matthäus, Marcus und Lucas. Der *zweyte* Abschnitt soll die Abweichungen des Matthäus, Marcus und Lucas von einander, wo der Widerspruch der Referenten einzugestehen sey, enthalten, und der *dritte* die eigenen Nachrichten des Matthäus, Marcus und Lucas, nicht die einzelnen Erweiterungen des auch von andern gelieferten Textes, sondern Facta, die den übrigen Evangelisten, wie es scheine, unbekannt geblieben. Diese Abtheilung hat wohl den Vf. von seiner, die Unsicherheit aller Bestimmungen begründenden, Vorbereitung unerwartet schnell zu der Hypothese geführt, die er hernach billigt; aber diese Abtheilung der Erzählungen ist auch ohne sie anwendbar. Die übrige Einrichtung des Werks, dass nämlich der die Begebenheiten und ihren Zusammenhang entwickelnde Text von den gröstentheils viel weitläuftigern Anmerkungen getrennt ist, hat für den Leser manche Unbequemlichkeit, aber auch manchen Nutzen. Der Vf. konnte bey dieser Einrichtung manchen Umstand der Erzählung, der einer weitern Erläuterung bedurft hätte, oder für die Entwickelung des Ganges der Begebenheit selbst wichtig scheinen konnte, unberührt liegen lassen. Doch scheint dieß wenigstens nicht absichtlich geschehen zu seyn, und im Ganzen sind der Anmerkungen eher zu viele, als zu wenige. Ein anderer Nachtheil dieser Einrichtung des Commentars ist der, dass der Ausdruck seines Textes, besonders da, wo der Anmerkungen recht viele sind, preciös wird, und, wie oft in Büchern mit mehr Noten als Text, manche Ausdrücke und Wendungen bloss der Anmerkung wegen gewählt sind. Und dadurch ist der Vf. wohl dazu verleitet worden, auch anderwärts öfter weniger natürlich zu schreiben, in der Einleitung immer das Evangelium Jesu und der Apostel in einem gesuchten Sinne zu nennen, und „Johannes der Reinigende, Generalpardon, Johannes der rigorose Censor" zu schreiben. Aber dagegen ward es nur durch jene Ausdehnung der Anmerkungen möglich, in ihnen so viele wichtige Erklärungen älterer und neuer Interpreten zusammenzustellen, und nächst diesen Erklärungen so viele literarische Notizen über die Hülfsmittel zur Aufklärung der einzelnen Stellen beyzubringen. Besonders in diesen beiden Rücksichten finden wir dieses Werk recht brauchbar. Es ist es als Sammlung vieler Erklärungen mit Angabe des Namens der Interpreten und oft mit Angabe ihrer eignen Worte. Wir glauben aber, dass in Absicht der Ausdehnung dieser wörtlichen Anführungen zuweilen etwas Raum hätte können erspart werden. Damit wollen wir indessen nicht sagen, die Verschwendung des Raums sonst eine tadelnswerthe Seite dieses Werks sey. Vielmehr sind alle die Anmerkungen so gedrängt, und die literarischen Notizen so abgekürzt als möglich gedruckt, so dass man auf jedem Bogen recht Vieles erhält. Unter den neuesten Bearbeitungen dieser Bücher ist besonders *Paulus's* Commentar ziemlich stark gebraucht, und man findet viele der wichtigsten Erklärungen dieses Gelehrten hier eingeschaltet. Jedoch hat unser Vf. sie häufig nicht blos eingestellt, sondern diese und die andern angeführten Erklärungen werden gewöhnlich entweder ausdrücklich, oder wenigstens durch die Art ihrer Anführung in Verhältniss zu dem Texte der Paragraphen beurtheilt. Zuweilen hätten wir dagegen gewünscht, den bestimmten Begriff der angeführten Meinung deutlicher und nicht blos das Citat angegeben zu sehen. Nicht selten möchte die Anführung mancher ältern Erklärung für die Entwickelung des Sinnes unnöthig seyn, wenn sie es auch nicht gerade für die Geschichte der Erklärung war. Aber wer einmal viele Citate und literarische Nachweisungen der Hülfsmittel sammelt, fällt leicht mehr oder weniger in den Fehler, darin für den gröfsten Theil der Leser eines solchen Werks etwas zu viel zu thun. Uebrigens ist gerade diese Angabe so vieler Hülfsmittel der Erklärung der einzelnen Stellen eine sehr schätzbare Seite des Werks; es wird ein wahres Repertorium der kleinern und gröfsern Schriften werden, wo über die einzelnen Bibelstellen gehandelt ist. Diese Literatur erstreckt sich bis auf die kleinsten — guten und schlechten — Abhandlungen der neuesten Journale, und auch aus ältern und neuern Dogmatiken und andern nicht exegetischen Büchern findet man das Nöthige nachgewiesen. Wem es nicht zu sehr um philologische oder gar grammatische Erklärung der einzelnen griechischen Wörter zu thun ist, — denn diese konnte hier nicht Statt finden, obwohl philologische Anmerkungen, besonders auch nach *Bolte*, in nicht geringer Zahl beygebracht sind; — und wer sich nicht durch die Menge der nachgewiesenen Hülfsmittel zerstreuen lässt,

Digitized by Google

läfst, der wird diefe Anmerkungen mit Nutzen gebrauchen. Der Paragraphen felbft aber wird fich ein folcher Lefer als eines Leitfadens zur Kritik der neuteftamentlichen Gefchichte und Lehre bedienen können, wenn er den zu erläuternden griechifchen Text überall felbft im Auge hat, und nicht blofs ihn, fondern auch die Meinung feiner Erklärer gleich unparteyifch prüft. Möge diefes Werk recht Viele zu einer folchen möglichft befonnenen Kritik wenigftens veranlaffen, da es in unfern Tagen mehr als je die Pflicht jedes überzeugungsfähigen Religionslehrers ift, zu Anfichten von der ehrwürdigen Religionslehre und Gefchichte Jefu emporzuftreben, welche mit feinen übrigen Ueberzeugungen ein Ganzes werden können und fo welchem der Werth des Einzelnen weder verkannt noch verkannt ift.

ERDBESCHREIBUNG

WIEN, b. Pichler: *Bemerkungen auf einer Reife von der Türkifchen Gränze über die Bukowina durch Oft- und Weftgalizien, Schlefien und Mähren nach Wien*, von *Jof. Rohrer*. 1804. 307 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

So viel fchätzbare Werke, Nachrichten und Belehrungen auch die Statiftik der öfterreichifchen Monarchie auswärtigen Reifenden und Reifebefchreibern (Oefterreich einem *Nicolai*, Ungern einem *Townfon*, *Esmark* u. f. w.) verdankt: fo wäre es doch für die inländifche Staatskunde weit nützlicher, wenn es gewöhnlicher würde, dafs inländifche kundige Reifende ihre Beobachtungen und Bemerkungen verzeichnen und dem Publicum bekannt machen wollten. Schon ift hiezu hie und da ein glücklicher Anfang gemacht worden. Um nur bey den neueften Verfuchen diefer Art ftehen zu bleiben, fo hat das Publicum des D. *Schultes* Ausflüge nach dem Schneeberge und deffen Reife nach dem Grofsglockner, des D. *Hofer's* Befchreibung des Rieſengebirges, die Briefe des Grafen *Vinc. Batthyáni* über das ungrifche Küſtenland, die Briefe eines k. k. Officiers aus Italien und Dalmatien aus den Jahren 1797 — 1800., die charakteriſtiſchen Skizzen der ſlaviſchen Schleſier, die Bemerkungen auf einer Reife durch mehrere oberungrifche Gefpannfchaften im Herbfte 1803. (ſämmtliche drey im patriot. Tagblatt Jahrg. 1804.) und andere mehr, mit Beyfall und Nutzen gelefen. In diefe Reihe ftellt fich nun wieder auch der durch ſeine 1796. gedruckten Briefe über Tyrol u. a. Schriften in diefem Fache vortheilhaft bekannte Vf. diefer Bemerkungen.

Der *erfte* Brief diefer Sammlung ift zu Szuefava in der Bukowina den 20. Nov. 1802. und die letzten Briefe (der 20fte und 21fte) find aus Wien im April 1803. datirt. Die von dem Vf. bereifte grofse Strecke, befonders die Moldau, die Bukowina und Galizien, gehören zu den minder bekannten Ländern: und ſeine Nachrichten find alſo ſchon wegen ihres Gegenſtandes intereſſant. Galizien, und beſonders Lemberg, kennt der Vf. nicht nur durch diefe Reife, ſondern durch einen längern Aufenthalt, indem ſein jetziger Amts- und Wohnort Lemberg iſt.

Ueber die *Moldau* erfährt man hier nur weniges; des Vfs. Aufenthalt in Jaſſy ſcheint von kürzer Dauer geweſen zu ſeyn, und ihm keine Muſſe zur Einziehung mehrerer Nachrichten verſtattet zu haben. Man findet daher nur ſparſame Notizen von der k. k. Agentie zu Jaſſy; von der Baukunſt in Jaſſy; von des vorigen Hoſpodars Suzzo Erpreſſungen; von der beſſern Hoffnung, die der neue Fürſt Moruſi von ſich erweckte; von der Behandlungsart der Fremden und von Gerichtsangelegenheiten. Angehängt hat der Vf. ſeinem Briefe über die Moldau den Ferman der Pforte, wegen des Handels der k. k. Unterthanen in der Moldau und Walachey, vom 16. Oct. 1783., der aber ſowohl aus einzelnen Abdrücken, als auch aus des Hn. *Steph. Raicevich Oſſervazioni ſopra la Valachia e Moldavia* und deren Ueberſetzungen bekannt genug iſt.

Der *zweyte* Brief wirft einen Seitenblick auf *Siebenbürgen* und auf die Möglichkeit der Erweiterung ſeines Handels, beſonders wenn die Donau und durch dieſe das ſchwarze Meer benutzt werden könnte. Hiezu aber kann nur ein neuer Joſeph II. helfen. Der Handels Sened der Pforte vom 29. Febr. 1784., den der Vf. hier wieder abdrucken liefs, iſt ebenfalls hinlänglich bekannt.

Tiefer eindringend ſind die Nachrichten des Vfs. über die *Bukowina*, welche bey der Uebernahme von höchſtens 12000 Familien, im J. 1800. aber ſchon von 35,507 Familien oder 190,000 Menſchen bewohnt ward. Die guten Chauſſeen, die Salzwerke, das k. k. Beſchell- und Remontirungscommando unter dem Oberſten Cavalar, der nicht-unirte Biſchof Wlachowitſch zu Czernowitz, die vortrefflichen Käſe von Radautz, die Holzverſchwendung, das Bleybergwerk zu Kirlibaba, das Eiſenwerk zu Jakobina, die Juden in der Bukowina (wovon doch einige zwiſchen Szuefava und Sereth ſich vom Ackerbau nähren), endlich eine einzige Apotheke im ganzen Ländchen, ſind die Hauptgegenſtände, bey denen der Vf. verweilt.

In *Galizien* betrat der Vf. zuerſt den *Stanislawer Kreis*, und beſchreibt deſſen Gebirgsbauern, die in benachbarte Läoder und Herrſchaften, um Haodarbeit zu finden, reiſen. (Beyläufig kommt S. 83. vor, dafs auf ſämmtlichen Cameralgütern Oſtgaliziens, die mehr als 36000 Joch fruchtbaren Landes enthalten, nur 20 Stück Pferde, 2099 St. Rindvieh und 78 Schaafe gehalten werden. Der Mangel an Stallfütterung und Vieh drücke die Landwirthſchaft faſt in ganz Oſtgalizien.) Ferner die Kreisſtadt Stanislaw, und unter den keinern Städten vorzüglich das ehemals ſo berühmte, jetzt verdunkelte Halicz am Dneſtr, das jetzt zum Theil von Karaimen bewohnt wird, deren individuelle Schilderung ſehr anziehend iſt. Hier ein Zug von dieſer jüdiſchen Secte, die den Talmud verwirft (S. 16.): „Der Karaime feyert ſeine Ehe ohne alle Ceremonie mit möglichſter Stille um 2 oder 3 Uhr früh. Dr Bräutigam kniet nieder und ſpricht: Herr und Gott ich heiſſe ſo, und meine Braut heiſſt ſo; ich

Digitized by Google

ich hoffe, sie wird ein redliches, braves, deines Schutzes würdiges Weib seyn." — „Ja das sollt ihr beide, entgegnet der Rabbine, treu und ehrlich bis an den Tod seyn, und die Tugend im Busen wird euer gröfstes Glück hier und dort machen." Und diefs ist alles. Kein Karaime darf seinen Mitbruder beerben helfen, oder begraben helfen, welches viele Inconvenienzen nach sich zieht. Die Karaimen sollen mit den Tataren ins Land gekommen seyn. Der Vf. sah den Kreishauptmann von Zaleszczyk, Freyherrn v. Linken, mit vier Ingenieurs Vorbereitungen zur Schiffbarmachung des Dnestr's treffen, die jetzt bey dem aufblühenden Handel von Odessa für das russische und österreichische Commerz von ungemeiner Wichtigkeit wäre. Im *Brzezaner Kreise* kommt die Obstbaumzucht durch den k. k. Wirthschaftsbeamten Häusler vermittelst der Verfügung in Flor: dafs jeder Hejrathslustige nachweisen mufs, eine bestimmte Zahl Obstbäume gepflanzt zu haben. Er hat auch mit der Safflor- und Rhabarber-Cultur guten Anfang gemacht. (Gelegentlich ertheilt der Vf. eine interessante Nachricht vom neuesten Bestand der Rhabarberpflanzung auf der k. k. Staatsherrschaft Mierzwitz im Zolkiewer Kreise, S. 138.) — Der *achte* Brief handelt schon von *Lemberg*, welches die einzige deutsche Druckerey in Ostgalizien (so wie Zamosc die einzige polnische) besitzt. Der *neunte* beschreibt die Vergnügungen (warum nicht auch die Geschäfte?) der Contracten- und Karnevalszeit. Der folgende behandelt die Holztheurung und die Noth der Armuth im Winter, wie auch einige Spaziergänge bey Lemberg. Die übrigen betreffen die Eisenfabrik; die Salzliedereyen und die Webereyen im Zamborer und Przemisler Kreise (gelegentlich vom Segeltuche, das im Zloczower Kreise bereitet wird); die Wachsbleichen von Jaroslaw; den Handel nach Danzig mit Weizen, Schiffbauholz, Masten, Kleesamen, Pottasche, Leinwand (S. 208 fg.); den Handel mit Wachs und Honig nach Wien und Italien (S. 219.); die Schwefelerzeugung zu Swosowitze und die Drillich Manufacturen zu Andrichau, beide im Mislenitzer Kreise; auf der Herrschaft Izdebnik ist die Veredlung der Schafe eingeführt; über Biala, Bielitz und dessen Kunstfleifs werden flüchtige Nachrichten hingeworfen; eben so über die Evangelischen in österreichisch Schlesien, deren Zahl auf 12,900 Seelen angegeben wird. Ueber *Mähren* kommt wenig Detaillirtes vor, aufser der Nachricht überdie Klarothische Manchesterfabrik zu Schömberg (S. 267.) und über die Fürst Lichtensteinischen Land- und Forstwirthschafts-Anstalten (S. 270 fg.). Die zwey Briefe, die von *Wien* handeln, verbreiten sich gröstentheils über die 40 Wiener Instrumentenmacher, und über das sogenannte Pfadlergewerbe. Gelegentlich wird der Verdienste des Hn. Bergraths und Prof. *Jordan* um die Landwirthschaft gedacht; und auf Veranlassung des Tyrolerhäuschens im Lufgarten zu Schönbrunn, das dem Erzherzoge Johann gehört, wird von diesem Prinzen eine Schilderung entworfen, welche ganz einzurücken Rec. nicht umhin kann: „Ein Mann von so unerschütterlicher Anhänglichkeit an den schönen Bund gemeinnütziger Wissenschaften und deren Verehrer, ein Mann von so einem edeln Charakter, dem nichts von der ärmlichen Flechte, die sich auf Felsen nothdürftig behilft, bis zur Thalhütte des von saurem Schweifse triefenden Landmanns herab, der Aufmerksamkeit unwürdig dünkt, ein Mann von so gebildetem Geiste, der dem Studium der Menschen, der Natur und der mathematischen Wissenschaften so viele Stunden geweiht hat, und noch weiht, ein solcher Mann wäre mir auch sonst schätzbar, wenn er nicht der Bruder des Monarchen wäre, welches mir allerdings doppelt lieb, ja in manchen Augenblicken des mich überraschenden Mifsmuths mein Trost, mein Hoffnung für die Zukunft, nicht blofs um meinetwillen, sondern um des Vaterlandes ist." — Das eine dem Buche vorgesetzte Titelkupfer, einen Rabbinen der Karaimen und ihren Begräbnifsplatz vorstellend, ist sehr ölzern, das andere hingegen, worauf das obgedachte Tyrolerhäuschen abgebildet ist, ganz niedlich gestochen.

ERBAUUNGS-SCHRIFTEN.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Kurze Betrachtungen über die Evangelien eines ganzen Jahrs, zum Gebrauch der häuslichen Andacht für Landleute*, besonders aber zum Vorlesen in den Sonn- und Festtagsbetstunden für Schullehrer auf Filialsdörfern, nebst zwey Anhängen von Betrachtungen auf besondere Fälle und einigen Gebeten, von *Ludwig Schlosser*, Pfarrer zu Drakendorf b. Jena. 1802. VIII u. 258 S. 4. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat sich bey seiner ascetischen Arbeit den Zweck gesetzt, statt mancher elenden Andachtsbücher, welche noch in seiner Gegend im Umlaufe sind und zum Vorlesen in den Dorfkirchen gebraucht werden, den Landleuten ein brauchbareres für einen geringen Preis in die Hände zu spielen, und er macht hier dazu den Anfang mit kurzen Betrachtungen über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, da einmal der gemeine Mann an diese Pericopen gewöhnt ist, und sich der Gang seines religiösen Denkens und Empfindens daran anzuschliefsen pflegt. Es fragt sich nun, ob jener Zweck auch wirklich erreicht sey, oder auf welchem Wege er noch besser hätte erreicht werden können? Rec. kann zwar diesen Betrachtungen nicht die Erbaulichkeit absprechen, da darin so manche lehrreiche Gedanken und für das gemeine Leben brauchbare Anwendungen vorkommen; allein offenbar ist darin zu wenig für die Erklärung der evangelischen Abschnitte gesorgt, von deren rechtem Verstehen doch eigentlich alle wahre Erbauung ausgehen mufs. Die ganze Behandlung der Texte besteht darin, dafs der Vf. einzelne Sätze und Stellen aus dem Zusammenhange aushebt, und nicht selten darüber blofs gelegentlich, ohne auf die Verbindung des Ganzen zu sehen, ascetisirt. Das geht nun wohl bey den Sonntagsevangelien an, wo ihm der gemeine Mann bey seiner Bekanntschaft mit dem Inhalte derselben, ohne

Digitized by Google

ohne die Bibel zur Hand zu nehmen, eher folgen kann. Allein wenn der Vf., wie er in der Vorrede ankündigt, andere freygewählte Stücke des A. und N. T. bey der Fortsetzung seines Werks zum Grunde legen sollte: so möchte ihm Rec. doch rathen, seinen erbaulichen Betrachtungen eine kurze erklärende Uebersicht der zu wählenden Texte voranzuschicken, damit sich der gemeine Mann besser bey den daraus herzuleitenden Porismen orientiren könne. Auch ist der Vf. nicht von dem Vorwurfe frey, dass er manchmal ganz entfernt liegende Gedanken, wozu im Texte selbst kein Anlass vorhanden ist, zur Unterhaltung der Leser herbeyzieht; z. B. S. 42. wird bey den Anfangsworten des Evangeliums am Sonnt. Reminiscere: „er entwich in die Gränze Tyrus und Sidon", von der Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge gesprochen, da diese sonst so berühmten Handelsörter jetzt kaum ihre Stätte mehr kennen; und bey der Gelegenheit, dass ihrer ehemaligen Paläste gedacht wird, heisst's denn noch obenein zu dem *Landmann*: „die Häuser, auf welche du itzt stolz bist" u. s. f. — In dem darauf folgenden Evangelium am Sonnt. Oculi, welches mehr als irgend ein anderes der Erläuterung bedarf, hätte doch wohl der Sinn der Schutzrede Christi, welche er für sich und seine gute Sache hält, im Ganzen angegeben werden müssen; es bleibt aber nur bey gelegentlichen Applicationen, z. B. der Stelle: „ein jeglich Reich, das mit ihm selbst uneins ist" u. s. w. auf den Hausfrieden; ferner der Stelle: „wenn ein Gewapneter seinen Pallast bewahrt" u. s. w. auf die Wohlthaten des Friedens; und die Schlussworte: „Selig ist der Leib" u. s. w. werden blos dazu benutzt, um das Glück, wohlgerathene Kinder zu haben, und die Pflicht, sie zu dem Ende wohl zu erziehen, den Lesern vorzuhalten, ohne dass der herrliche Gegensatz: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren", wodurch Christus auf etwas weit wichtigeres, als die Verwandtschaft mit ihm, aufmerksam macht, entwickelt wird. Das heisst ja nur *neben* dem Texte reden, ihn selbst aber nicht zweckmässig seinem Inhalte nach benutzen. Auch wird der Vf. sich noch mehr der Popularität befleissigen müssen.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ausführlichere Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte*, von D. *J. G. A. Hacker*, Churfächsischem Hofprediger. *Erste* Sammlung. 1804. XVI u. 216 S. 8. (18 gr.)

Diese Entwürfe, die sich sehr wenig von völlig ausgearbeiteten Kanzelreden unterscheiden, — man müsste denn etwa abgebrochene Citationen biblischer Stellen, oder den weggelassenen förmlichen Schluss, der sonst eine nähere Anwendung des Vorgetragenen zu enthalten pflegt, für Abkürzungen ansehen, — gehören zu den bessern Arbeiten dieser Art, durch welche reine Religionserkenntniss und ächte Tugend befördert werden kann. Zwar zeichnen sie sich nicht durch ein anziehendes Interesse der gewählten Materien aus, sondern enthalten, etwa zwey davon ausgenommen, mehr allgemeine Gegenstände. Diese sind aber doch so bearbeitet, dass dadurch wahre Erbauung gestiftet werden kann, da überall leichte Ordnung und Herzlichkeit des Vortrags unverkennbar ist. Der Vf. hat dabey zugleich die Idee, hie und da Predigern, welche etwa durch überhäufte Geschäfte von der eignen Vorbereitung auf ihre Amtsvorträge abgehalten werden, eine Art von Erleichterung zu verschaffen. Allein so gut sich auch die Gemeinden bey der Anhörung solcher Predigten befinden würden: so lässt sich doch wohl nicht erwarten, dass es irgend einem Prediger so sehr an Musse zur Abwartung seines öffentlichen Lehrergeschäfts fehlen sollte, dass er sich geradezu zur Ablehnung fremder Arbeiten genöthigt sähe. Höchstens müsste es denn doch blos Anordnung der Materie, Entwickelung einzelner Begriffe und hie und da eine vorzüglich rührende Stelle seyn, welche er daraus für sich auf solchen Nothfall benutzen könnte. Hiebey möchte zugleich Rec. junge Volkslehrer vor der Nachahmung eines Fehlers warnen, in welchen der Vf. nicht selten verfällt, da er nämlich fast in allen Predigten etwas an seinen Zeitgenossen zu tadeln findet. Man kann sich wirklich auf der Kanzel das so angewöhnen, dass es am Ende ordentlich zur Gedankenreihe im Vortrage wird. Allein ob man damit baue und bessere, ist eine andere Frage. Die, welche dergleichen Rügen eigentlich angehen, hören uns entweder nicht, oder schelten uns für finstere Sittenrichter; und die, welche uns mit unbefangenem Gemüthe hören, könnten doch wohl mit etwas Bessern und in einem andern Tone von uns unterhalten werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Gräff: *Kurze Hauptsätze der christlichen Lehre.* Erster Katechismus für Kinder. Ein Auszug aus *Droysens* Elementarbuch der christlichen Lehre. 1805. 32 S. 8. (1 gr 6 pf.) — Bibelsprüche und Stellen aus Luther's Katechismus zur Grundlage des *ersten* Religionsunterrichts zu machen, wie hier geschieht, scheint uns auch darum nicht zweckmässig zu seyn, weil das Verstehen solcher Stellen Erklärungen nöthig macht, die das Fassen der darin enthaltenen Wahrheit erschweren. Aus diesem Grunde kann Rec., desübrigens Hn. *Dr.* schätzt, diesem Katechismus seinen Beyfall nicht geben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Januar 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie.* Zum Gebrauch seiner Vorlesungen herausg. von Dr. *Joh. Heinr. Friedr. Autenrieth*, öffentlichem Lehrer der Arzneykunst in Tübingen. 1801. *Erster* Theil. XVI. u. 360 S. 8. *Zweyter* Th. 1802. 364 S. *Dritter* und letzter Th. nebst Register über das Ganze. 1803. VIII. u. 394 S. (4 Rthlr.)

Seit *Hallers* Elementen ist kein Werk erschienen, das die eigentliche Physiologie des menschlichen Körpers mit solcher Ausführlichkeit abgehandelt hätte, als das vorliegende. Wir haben zwar seitdem ausführliche anatomische Werke erhalten, die einen physiologischen Zuschnitt haben, aber von einer anatomischen Abhandlung des Baues des menschlichen Körpers, wobey das Leben der Organe gleichsam nur anhangsweise betrachtet wird, ist noch eine grose Kluft zu einer wahren wissenschaftlichen Physiologie. Die Aufstellung einer solchen war das Ziel des Vfs., und hiernach ist auch der Plan des Werks angelegt. Das Leben des Körpers ist hier der eigentliche Gegenstand der Betrachtung, und der Mechanismus wird nur berücksichtigt, sofern dieses Leben unter seinem Einflusse steht, und in ihm sichtbar wird. In einer empirischen menschlichen Physiologie wird dieses Leben als Thatsache der Erfahrung betrachtet, und der Verstand, weit entfernt über die letzten Gründe, aus denen überhaupt Leben möglich ist, und durch welche dasselbe gleichsam aller Erfahrung zum Voraus gesetzt wird, zu grübeln, und dunkle Sätze darüber aufzustellen, schränkt sich blos darauf ein, über die Gesetze, Bedingungen und Ursachen dieses Lebens durch strenge Induction und Analogie sichere Erfahrungsurtheile zu begründen. In dieser Hinsicht ist der Vf. von der Epidemie der neuesten Wortführer in der theoretischen Medicin frey geblieben, und ist der Spur seiner grosen Vorbilder, eines *Hales*, *Hallers* und *Albinus* mit nüchternem Sinne gefolgt. Wir sagen ihm dafür den wärmsten Dank, im Namen der Wissenschaft, die dieser Nüchternheit so manche wichtige factische Bereicherungen verdankt, die dem metaphysischen Schwärmer zu unwichtig sind, als dass er sich um sie bemühen sollte. Aber auch der empirische Physiolog hat sein System und seine theoretischen Ansichten; auch er bedarf eines gleichsam durch den Verstand hinzugesetzten Kitts, um die mannichfaltigen Thatsachen in ein Ganzes zu verbinden. Seit *Hallers* Zeiten hat der eigentlich theoretische Theil der Physiologie unläugbar grose Fortschritte gemacht. Die Grundbegriffe und Fundamentalsätze über Leben, Lebenskraft, allgemeinste Bedingungen des Lebens, Gesetze der Wirksamkeit der Lebenskraft sind mehr auf's Reine gebracht worden. Unser Vf. hat alle neuen Untersuchungen hierüber als Kenner benutzt. Er hat aber noch mehr gethan. Er hat selbst einige neue Ideen aufgestellt, die als *Mutter-Ideen* angesehen werden können, die in ihren vielfachen Anwendungen höchst fruchtbar sind. Wir meynen hier die tiefeingreifende Idee von Polarität im Lebensprocesse, die mit grosem Scharfsinn an vielen Stellen glücklich benutzt ist. Diese Idee hat der Vf. besonders mit den neuern Entdeckungen in der chemischen Sphäre, namentlich mit den Entdeckungen im Betreff des Galvanismus combinirt, wodurch dann seine Theorie im Ganzen ein chemisches Gepräge erhalten hat, wie weiter unten noch deutlicher erhellen wird. Alles dies sind unläugbare Vorzüge dieses Werks, wodurch es sich rühmlich auszeichnet, und sich zum Range eines Hauptwerkes in der Physiologie erhebt, das durch viele wichtige factische Beyträge und neue originelle Ansichten seinen bleibenden Werth haben wird. Weniger zufrieden als mit der Materie des Werks können wir mit der Form seyn. Es war schon kein glücklicher Gedanke, im Jahre 1802. ein ausführliches Lehrbuch der Physiologie auf die unbedeutende Skizze von der menschlichen Natur des Hn. Prof. *Ploucquet*, welche schon im Jahre 1782. erschien, gleichsam zu pfropfen. Es ist nämlich im Ganzen die Ordnung dieser Skizze beybehalten, und es sind die einzelnen Paragraphen aus derselben entlehnt, zu denen dann der Vf. die nöthigen Zusätze und Berichtigungen gemacht, und sein Eigenthum durch ein vorgesetztes Sternchen vom Grundtexte unterschieden hat. Nicht blos sein College Hr. *Ploucquet* muss dem Vf. schlechten Dank wissen, dass er seine Skizze durch das Gewicht seiner Zusätze und häufig seiner Zurechtweisungen vernichtet hat, sondern der Leser überhaupt hätte diesen Abdruck jener mit Recht veralteten Skizze gerne entbehrt, um so mehr, da die systematische, den neuern Bedürfnissen der Wissenschaft angemessene, Anordnung der Materialien darunter litt. Dann müssen wir auch den Stil des Vfs. tadeln. Halbe Seiten lange Perioden, in denen Sätze auf Sätze gehäuft sind, die, wenn gleich durch Zwischenpunkte getrennt, doch einen ganzen Satz ausmachen sollen, erschweren ungemein die Lesung des Werks, und haben oft, besonders bey den verwickelten Wortsetzungen, die sich der Vf. zu Schulden kommen läst, Dunkelheit zur Folge. Diese Dun-

Digitized by Google

kelheit entsteht noch mehr dadurch, dafs der Vf. mit seinem grofsen Vorrathe von Kenntnissen in allen Fächern der Naturwissenschaft nicht haushälterisch genug zu Werke gieng, sondern häufig den Leser durch seinen Ueberfluss verwirrt. Oft sind nach entfernten Analogieen fremdartige Materien herbeygezogen, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut, und von dem Hauptgegenstande abgezogen wird, ohne dafs diese Materien selbst erschöpft wären. Der Vf. hätte viel besser gethan, wenn er die überall zerstreut vorkommenden zum Theil in seinem Kopfe ganz neu gemodelten Ansichten und Hypothesen aus dem Gebiete der Physik und Chemie im Zusammenhange als Einleitung zu dieser Physiologie vorgetragen hätte. Ihr zufälliges, abgebrochenes Einschalten hat Wiederholungen veranlafst und der Deutlichkeit geschadet. Endlich gereicht es dem Vf. am meisten zum Vorwurfe, dafs er nirgends die Quellen anführt, aus welchen er schöpfte. Eine Menge von Beobachtungen und Erfahrungen sind mitgetheilt, von denen man nicht weifs, ob man sie dem Vf. oder andern Physiologen verdankt. Die Glaubwürdigkeit von Erfahrungen in den empirischen Wissenschaften beruhet so wesentlich auf dem Charakter und überhaupt auf der Persönlichkeit derer, die sie gemacht haben wollen, dafs ohne die Gewährleistung ihrer Namen der Gebrauch, den man von denselben machen kann, nur unsicher bleibt. Bey der gedrängten Darstellung solcher Erfahrungen, die überdiefs durch ihre Zusammenstellung und den Zweck ihrer Anführung ein ganz anderes Colorit erhalten, als ihr ursprüngliches ist, wird es auch bey einer ausgebreiteten physiologischen Lectüre schwer, die Quellen, aus denen geschöpft ist, zu errathen. Wir hätten es daher lieber gesehen, wenn der Vf. sein Eigenthum strenge von fremdem geschieden hätte, als dafs er eine solche Gemeinschaft der Güter einführte. *Haller* hätte ihm in dieser Hinsicht Muster seyn können. Man nehme seinen *Elementen* die literarischen Nachweisungen, und sie haben nicht mehr die Hälfte ihres Werths. Für den Fall, dafs dieses Werk eine zweyte Auflage erleben sollte, die es allerdings in so vielen andern Hinsichten verdient, fordern wir den Vf. dringend auf, diese Lücke auszufüllen. Nur dann wird es auch wahre Brauchbarkeit als Handbuch erhalten, in welchem jeder Arzt sich gerne Raths erholt, da es aufserdem mehr zu einem solchen Gebrauche, als zum Gebrauche als Lehrbuch für akademische Vorlesungen, wozu es zu ausführlich ist, angelegt ist.

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen über den Geist und die Anlage dieses Werks überhaupt wollen wir zur nähern Anzeige seines Inhaltes selbst übergehen. In diesen drey ersten Bänden ist blofs die *Lehre von der Natur des erwachsenen Menschen im gesunden Zustande* abgehandelt. Die Ausarbeitung der Geschichte der Zeugung und der Entwicklung des Menschen, wozu die Theorie der Anatomie als Lehre des Bildungsresultats gehört, hat der Vf., wie er sich in der Vorrede zum dritten Theile ausdrückt, auf eine bessere, „nicht mehr so sittenlose Zeit, wo wieder gegenseitige Achtung jeder Art von Anstrengung zum Besten der Wissenschaften und der allgemeinen Geistesbildung stattfinden wird", verschoben

Der *erste* Band begreift die erste Abtheilung des ersten Theils, welche den Stoff des menschlichen Körpers, das Leben überhaupt, und den Lebensprozefs, so weit er von der Atmosphäre abhängt, zum Gegenstande hat. *Erstes* Hauptst. *Von der Physiologie überhaupt und ihren Hülfsmitteln. Zweytes* Hauptst. *Von dem menschlichen Körper überhaupt.* Der menschliche Körper soll sich, wie jeder andere organische Körper, von allen festen unorganischen dadurch unterscheiden, dafs nicht jeder der Form nach ungleichartige Theil in ihm auch eine eben so verschiedene chemische Mischung zeige; z. B. die verschiedenen Muskeln; da hingegen jeder verschiedene Krystall in der todten Masse ein verschiedenes Verhältnifs seiner Bestandtheile, sey es auch nur des Krystallisationswassers, habe. Eine gewagte, und wenigstens bey thierischen Theilen durch unmittelbare Versuche wohl nie zu begründende, und mit bekannten Analysen z. B. verschiedener Krystallformen des Kalkspaths im Widerspruche stehende Behauptung. Wir möchten gerade in der organischen Natur feinere Abweichungen in der Mischung mit Formsveränderungen gleichzeitig annehmen. *Drittes* Hauptstück. *Zerlegung der festen Theile in ihre mechanischen Grundstoffe. Zellgewebe. Zusammensetzung des Körpers in mechanischer Hinsicht. Viertes* Hauptstück. *Allgemeine Zerlegung des Körpers in seine chemischen Grundstoffe. Thierischer Stoff überhaupt.* Sehr lehrreich nach seinen Haupt-Erscheinungen und seinen wichtigsten Verhältnissen gegen Wärme und andere Reagentien und in den Phänomenen seiner Zersetzung durch Fäulnifs, Feuer, Säuren geschildert. Kohlenstoff scheine dem Gewichte nach den stärksten Bestandtheil zu bilden. Neben den drey vom Vf. angeführten Bestandtheilen, dem Stickstoff, Kohlenstoff, Phosphor, wir doch der Sauerstoff, der einen bedeutenden Bestandtheil in den Muskeln, Knochen, Blute, in vielen abgesonderten Säften ausmacht, der als Lebensprincip selbst dem Vf. zufolge das Uebergewicht hat, nicht zu übergehen. *Thierisches Gas.* Der thierische Stoff komme auch zum Theil unzersetzt mit Wärme verbunden in dampf- oder luftförmiger Gestalt vor. Unzersetzter thierischer Stoff werde auch durch unreine Schwefel-Leberluft die sich selbst während des Lebens z. B. aus unreinen krebsigten Geschwüren entwickle, verflüchtigt. *Fadigter Stoff.* Er soll in einer gesättigten Auflösung von Salpeter erweicht, halbflüssig, durchsichtig, endlich ein zäher in der übrigen Auflösung unsichtbarer Schleim werden. Der ausgewaschene Faserstoff des Bluts zeigte uns diese Erscheinung nicht, er ging zwar in einer solchen Auflösung auf, wurde halb durchsichtig, behielt aber seine Faserform doch unverändert. *Mischung des faserigten Stoffs mit andern Körpern.* In der Thräne soll der Faserstoff mit Mineralalcali verbunden seyn. Die Thränen haben eigentlich keinen fadigten Stoff, sondern einen eigenthümlichen, Sauerstoff begierig verschluckenden Schleim

als

Digitized by Google

als Beſtandtheil, der aber nie auch nicht nach Sättigung der Soda in Fäden gerinnt, was doch eigentlich das Charakteriſtiſche des fadigten Stoffes iſt. *Eyweißſtoff.* Soll mit andern einfachen Subſtanzen in Verbindung und zwar erſtlich mit Schwefel verbunden als Eyweiſs vorkommen. Wir kennen keinen andern Eyweiſsſtoff als der Schwefel zum Beſtandtheile hat. *Rother Theil des Bluts.* Vermuthungsweiſe giebt der Vf. Braunſtein als Beſtandtheil des rothen Theils des Bluts an. *Gallerte. Schwarzes Pigment.* Mehr entwickelte Kohle zeige ſich durch die ſchwarzbraune oder graulicht- oder blaulicht ſchwarze, zuweilen kohlſchwarze Farbe in dem ſchwarzen Farbeſtoff der Gefäshaut des Augs, dem ſchwarzen Schleim der Lungendrüſen, in der Mitte der Hirnſchenkel, unter der Oberhaut der Neger u. ſ. w. *Harnſtoff. Thieriſcher Extractivſtoff.* Unterſcheidet ſich von der Gallerte, der er ſonſt verwandt iſt, durch ſeine Auflöslichkeit im Weingeiſte. *Zerſetzung des thieriſchen Stoffs durch die beiden Formen des Waſſers.* Der Vf. ſchreibt dem thieriſchen Stoffe das Vermögen zu, während des Lebens das Waſſer in ſeine beiden Formen, wie er mit Behutſamkeit die beiden ſogenannten Beſtandtheile des Waſſers nennt, zu zerſetzen, und ſo neue Verbindungen zu bilden, in welchen bald die Sauerſtoff-Form, bald die Waſſerſtoff-Form vorwaltet. Er erklärt zum Theil hieraus die wichtigſten Erſcheinungen des Lebens-Proceſſes. *Verbindungen der entzündbaren Luft. Talgdrüſenſchmiere. Fett.* Milchzucker gehört doch mehr zu den Sauerſtoff-Verbindungen, als zu den Waſſerſtoff-Verbindungen, zu denen der Vf ihn zählt. *Gallenharz. Verbindungen mit Sauerſtoff.* Blaſenſteinſäure. *Zuſammenſetzung des Körpers im Allgemeinen in chemiſcher Hinſicht.* Schleim.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

RECHTSGELAHRTHEIT.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Verſuch, die Lehre von juridiſchen Verſchwendern ſyſtematiſch und critiſch zu bearbeiten*, von *Friedrich Hoppe*, Fürſtl. Reg. Secret. Acceſſiſt. 1803. 130 S. 8. (9 gr.)

Die Lehre von juridiſchen Verſchwendern verdiente allerdings eine eigene Bearbeitung; und der Verſuch des Vfs. iſt im Ganzen nicht übel gerathen. Er fängt damit an, daſs er die Prodigalitätserklärung naturrechtlich und politiſch zu begründen ſucht. Um die politiſche Begründung iſt man bey Eingriffen in die bürgerliche Freyheit nie verlegen. Den rechtlichen Grund der Einwirkung des Staats in das Eigenthum des Verſchwenders findet der Vf. in der Verbindlichkeit des erſtern, ſeine Armen zu ernähren. Er geht dann nach einer umſtändlichen Anzeige der Literatur auf den Begriff des juridiſchen Verſchwenders über. Dieſer iſt ihm nach §. 4 „eine Perſon, die ihr Vermögen durch *wüſte* Behandlung ſchwächt, und den *baldigen* Ruin deſſelben vorausſehen läſst, welche daher, um dieſs zu verhüten, unter der genauen Aufſicht des Staats ſteht.“ Man kann eben nicht ſagen, daſs ſich dieſe Expoſition durch glückliche Wahl des Ausdrucks und durch Präciſion ſonderlich auszeichnet. Das fortdauernde Miſsverhältniſs der Ausgaben zu der ganzen äuſsern Lage des Mannes möchten wir aus dem Begriffe des Verſchwenders nicht weglaſſen: *Atticus eximie ſi cenat, lautus habetur, ſi Rutilus, demens.* Man könnte etwa einen Verſchwender denjenigen nennen, der ſein Vermögen durch unverhältniſsmäſsigen Aufwand fortdauernd vermindert. Zum juridiſchen Verſchwender wird er, wenn der Richter ihn für einen Verſchwender erklärt, und ſeine ganze Wirthſchaft der Aufſicht und Mitwirkung eines Curators unterwirft. Die Lehre von der Prodigalitätserklärung und Curatel giebt dem Vf. §. 5. Gelegenheit, eigene und fremde Vorſchläge, wie der Verſchwendung Einhalt zu thun ſeyn möchte, anzubringen. Die meiſten der angegebenen Mittel dürften aber wohl weit ſchlimmer ſeyn, als das Uebel, dem ſie begegnen ſollen. Die übrigen §§. ſind gröſstentheils den rechtlichen Wirkungen der Prodigalitätserklärung gewidmet. Nach der Meynung des Vfs. kann der Verſchwender auch Procurator werden, er iſt ein über alle Einwendung erhabener Zeuge. Er kann ſogar nach § 12. 13. ein Teſtament machen, wenn nur der Inhalt deſſelben auf einen vernünftigen Urheber ſchlieſsen läſst. So wie nämlich ein Raſender in lichten Zwiſchenräumen teſtiren kann, ſo, meynt der Vf., müſſe auch dem Verſchwender, den das Geſetz dem Raſenden in dieſer Hinſicht gleich ſtellt, geſtattet ſeyn, in dem Momente eines vernünftigen Wollens ein Teſtament zu machen. Daſs ein ſolcher lichter Zwiſchenraum vorhanden geweſen ſey, muſs ſich nach dem Vf. aus dem Teſtamente ſelbſt ergeben. „Iſt niemand, ſagt der Vf. S. 99., darin übergangen, der nicht übergangen werden durfte, iſt niemand darin enterbt, der nicht enterbt werden durfte u. ſ. w., ſo iſt der letzte Wille ein gültiger Wille.“ Der Vf. dürfte Mühe haben, dieſen Verſtoſs gegen die erſten hermeneutiſchen Regeln zu rechtfertigen. Wenn es dem Ausleger erlaubt wäre, ein ſo deutlich ſprechendes Geſetz, wie §. 2. *J. quib. non eſt perm.*, auf dieſe Weiſe zu meiſtern, ſo würde bald alles Recht ungewiſs werden.

Giessen, b. Heyer: *Ueber weibliche Bürgſchaften und Concursſachen*, vom Regierungsrath *von Zangen* zu Langgöns. 1804. 244 S. 8. (16 gr.)

Dieſe Schrift enthält *zwey* Aufſätze, wovon nur der *zweyte*, „*von Concursſachen nach den Fürſtlich Heſſen-Darmſtädtiſchen Landesgeſetzen*,“ hier zum erſtenmal erſcheint. Der *erſte*, „*über weibliche Bürgſchaften*,“ der einen Commentar über eine dahin ſich beziehende Heſſen-Darmſtädtiſche Verordnung vom 2 März 1795. enthält, war ſchon in den *erſten* Band des Ronneburger neuen juriſtiſchen Journals eingerückt. Ob nun derſelbe, auch mit den Erweiterungen, die er hier erhalten hat, einen zweyten Abdruck verdient habe, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Man findet darin, nach einer umſtändlichen Aufzählung der Meynungen über die

Digitized by Google

die politische Nützlichkeit oder Schädlichkeit der weiblichen Rechtswohlthaten, nichts als die Sätze des gemeinen Rechts, die widersprechenden Theorieen der Rechtsgelehrten und die Verordnungen einiger Statuten mit einem Schwall von Literatur nach der Ordnung der §en jenes Landesgesetzes ohne eigene Prüfung aufgeführt. Die *zweyte* Abhandlung ist nach einem ganz ähnlichen Plane bearbeitet. Auch hier findet man die Meynungen der Rechtsgelehrten und die Bestimmungen einiger deutschen Provincialgesetze über einige Hauptpartieen des Concurswesens, besonders über die Classification der Gläubiger mit dem, was die Hessen-Darmstädtischen Landesgesetze darüber verordnen, zusammengestellt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Hamburg*, b. Perthes: *Beyträge zur Verbesserung des Mühlenbaues.* Zwey von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gekrönte Preisschriften. 1804. 20 S. gr. 4. m. 6 Kpfrt. (1 Rthlr. 12 gr.) — Die auf dem Titel dieser Schrift genannte Gesellschaft hatte folgende Preisaufgabe öffentlich vorgelegt: „Die beste Eintheilung und Anordnung der Kamm- und Stirn-Räder, so wie auch der Drehlinge, ferner die beste Figur der Zähne, Kämme und Triebstöcke, so dass sie vollkommen eingreifen und die wenigste Reibung verursachen, zu bestimmen; hiebey vorzüglich auf die Anwendung der epicycloïdischen Figur Rücksicht zu nehmen, und durch Modelle und genaue, auf mathematische Beweise gegründete, Zeichnungen die Vorschriften zu erläutern; auch eine Zeichnung und ein Modell von einer Mühle mit Vorgelege beyzufügen. Auch sollte die Abhandlung, ohne Verabsäumung der besten Theorieen, welche über diesen Gegenstand in Büchern längst enthalten sind, ihre Anweisungen möglichst praktisch, fasslich und concentrirt vortragen." Unter den zur Beantwortung dieser Aufgabe eingegangenen Schriften wurde der Preis den hier vorliegenden zweyen zuerkannt. Die erste von dem Hn. Landbaumeister *Meissner* zu Bückeburg führt den Titel: *Ueber die beste Art, die Getriebe bey Mühlenwerken einzutheilen, und über Bestimmung der besten Form der Zähne; Kämme und Triebstöcke zur Erhaltung eines vollkommnen Eingriffs.* Mit richtiger geometrischer und mechanischer Einsicht verbindet der Vf. auch die erforderlichen praktischen Kenntnisse und befriedigt allerdings die Foderungen der Aufgabe bis auf die Fasslichkeit des Vortrags, auf welche wohl mehr Sorgfalt hätte gewendet werden können. Er erklärt nämlich zuförderst, was Cycloïde und Epicycloïde für Linien seyn, und wie diese bey der Bewegung in einander eingreifender Räder vorkommen. Er beweist, dass wenn ein Stirnrad einen Drehling bewegen soll, die Triebstöcke des letztern cylindrisch, die Zähne des erstern aber epicycloïdisch gestaltet seyn müssen; ferner, dass, wenn ein Drehling ein Stirnrad bewegen soll, sowohl Triebstöcke als Zähne die epicycloïdische Form haben müssen; endlich, dass, wenn ein Kammrad einen Drehling bewegen soll, die Kämme nach der Cycloïde geformt seyn müssen; und dass dann folgende Vortheile erhalten werden: Die möglichst grösste Geschwindigkeit, welche das bewegende Rad dem andern mittheilen kann; der geringste Verlust der Kraft zu Ueberwindung des Gewichts, welches die Theile der Maschine haben; und die kleinste Anreibung, welche aus der Unvollkommenheit des Materials, wovon Zähne, Kämme und Triebstöcke verfertigt werden, entsteht. Den selten vorkommenden Fall, wenn ein Drehling ein Kammrad bewegt, erwähnt der Vf. zwar nicht; es ist aber nach Obigem leicht, für diesen auf analoge Weise die Form der Kämme und Triebstöcke zu bestimmen, nämlich: die Triebstöcke müssen epicycloïdisch und die Kämme cycloïdisch seyn. Er führt ferner die richtige Erfahrung an, dass Getriebe, welche weniger als 10 Stäbe haben, zumal wenn das Material unvollkommen ist, und die Verhältnisse derselben eine ziemliche Grösse haben, nicht wohl auswechseln; und giebt dann die nöthigen praktischen Regeln zur Anordnung eines auf die leichteste Art sich bewegenden Räderwerks. Hierauf beschreibt er kurz zwey Mühlen, eine einfache und eine doppelte mit vorgelegtem Zeuge, nach beygefügten Zeichnungen, welche deutlich sind. Nur hat Rec. bemerkt, dass die Zeichen-Buchstaben in den Zeichnungen nicht immer mit denen in dem Texte übereinstimmen.

Die zweyte Schrift vom Hn. Mechanicus *Uhlhorn* zu Oldenburg: *Von Eintheilung der Kamm- und Stirn-Räder, Trillinge und Drehlinge bey Mühlen* (sind Trillinge etwas anders als Drehlinge?), trifft ebenfalls der Vorwurf eines mangelhaften Vortrags. Sie zeugt aber von einem selbstdenkenden erfindrischen Kopfe, indem der Vf. darin eine ganz neue von ihm ausgedachte Vorrichtung beschreibt, für jede Art von Räderwerk die Linie zu zeichnen, nach welcher die Zähne, Kämme und Triebstöcke geformt werden müssen, um den vollkommensten Eingriff zu bewirken. Diese Vorrichtung ist einfach und dient das Problem ganz allgemein aufzulösen. Denn der Vf. bemerkt ganz richtig, dass *Römer's* und *de la Hire's* Regeln: die Krümmung der Kämme in Kammrädern müsse ein cycloïdalischer Bogen, und die Krümmung der Zähne in Stirnrädern ein epicycloïdalischer Bogen seyn, nur bey der Voraussetzung gelten, wenn die Triebstöcke keine Dicke haben und nur als Linien betrachtet werden, welches in der Wirklichkeit nicht statt findet. Es sey daher die Abweichung der wahren Gestalt der Zähne und Kämme von der Epicycloïde und von der Cycloïde bisweilen beträchtlich. Durch diese Aeusserung unterscheidet er sich sogleich von dem Vf. der erstern Schrift, und nimmt daher auf die Theorie jener Linien gar keine Rücksicht weiter. Seine Schrift ist in drey Abschnitte getheilt. 1) *Von dem Eingriffe der Räder und Drehlinge.* Hier führt er zuerst die schädliche Wirkung an, welche von einem schlechten Eingriffe erfolgt, ist aber dann in der Auseinandersetzung der Umstände, worauf ein richtiger Eingriff beruhe, nicht glücklich, in welcher Rücksicht der Vf. der erstern Schrift grosse Vorzüge vor ihm hat. 2) *Von den Krümmungen der Kämme und Triebstöcke und von einer Vorrichtung, ihnen diese Krümmung zu geben.* Hier zeigt der Vf. nun eigentlich, worauf es in Praxi ankomme, und wie man nach seiner Vorschrift jedesmal seinen Zweck erreichen könne. 3) *Von Verzeichnung der Kämme nach verschiedenen praktischen Schriftstellern*, nach *Sturm, Leupold, Beyer, Belidor, Clausen.* Hier stellt er auch Betrachtungen an über die Rundung der Kämme bey Kammrädern, damit sich die Triebstöcke frey ein- und auswinden können; vergleicht die üblichen Verfahrungsarten und lehrt eine ganz allgemeine. Alsdenn bemerkt er auch, dass die cylindrischen Triebstöcke, besonders wenn sie viel Gewalt auszustehen haben, sich bald flach abschleifen, da denn die Gestalt der Zähne und Kämme nicht mehr zu ihnen passt. Er lehrt dabey eine andere Gestalt, bey der dieses nicht zu besorgen ist, und zeigt endlich, dass seine mechanische Verzeichnung der Gestalt der Zähne und Kämme den besondern Vorzug habe, dass man die Gestalt der Triebstöcke willkürlich annehmen und danach jedesmal die schicklichste Form der eingreifenden Zähne und Kämme finden könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Januar 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie.* — — Von Dr. *Joh. Heinr. Friedr. Autenrieth* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 21. abgebrochenen Recension.*)

Fünftes Hauptstück. *Leben überhaupt betrachtet.* Charakter der *lebendigen Bewegungen überhaupt.* Verhältnifs der Seele zum Leben des Körpers. Der Vf. unterscheidet Seelenkraft und Lebenskraft durch eine sehr scharfe Gränzlinie. In seinem System ist die Seele blofs etwas Accessorisches zum lebendigen Organismus, der bis auf einen gewissen Grad ganz unabhängig von dieser wirken kann. Als Beyspiele einer solchen Unabhängigkeit führt er besonders gewisse menschliche Monstra an, z. B. den Fall, wo die untere Hälfte eines Menschen an einen andern Menschen angewachsen war, der keinen Seeleneinfluss auf denselben ausübte. *Lebenskraft.* Aehnlichkeit der Lebenskraft mit imponderablen Stoffen. Hier folgt eine sehr sinnreiche Vergleichung zwischen der Art, wie sich die Lebenskraft, und wie sich gewisse Kräfte, deren Substrate die sogenannten imponderablen Stoffe der Physiker sind, in ihren in die Augen fallenden Wirkungen verhalten, aus welcher eine grofse Aehnlichkeit zwischen beiden Arten von Kräften als Resultat hervorgeht, die der Vf. im §. 121. folgendermafsen aufstellt: „Die Imponderabilität der Ursache der Lebensbewegungen (wieferne nämlich der menschliche Körper durchs Sterben nichts an Gewicht verlieren soll), die Fähigkeit bald einem organischen Theile entzogen, bald ihm von andern uns wieder mitgetheilt werden zu können, die wahre Vermehrungskraft dieser Ursache, die Polarität, die sich in den Lebensbewegungen so wie in den Wirkungen der ersten bildenden Kraft des Körpers zeigt, zusammengenommen, berechtigen uns, die Fähigkeit, Lebensbewegungen hervorzubringen, nicht blofs in eine bestimmte Anordnung der Theile, oder allein in eine bestimmte chemische Mischung der ponderablen (es ist wohl ein Druckfehler, wenn hier „der imponderablen" steht) Stoffe eines Organs zu setzen, sondern als erste Ursache einen den Gesetzen der übrigen imponderablen Materien folgenden imponderablen Stoff anzunehmen, dessen Daseyn das Organ zu Lebensbewegungen fähig, dessen Entweichen es dazu unfähig macht. So wie man ein galvanisches Fluidum, eine magnetische Materie annimmt, bey deren Daseyn Wasser sich zersetzt, und Feilspähne sich bewegen." Dergleichen Aehnlichkeiten sind allerdings unverkennbar; es kömmt aber doch der Wirksamkeit der Lebenskraft ein Charakter wesentlich zu, den wir an keiner der bekannten imponderablen Materien wahrnehmen, nämlich die Zweckmäfsigkeit dieser Wirksamkeit. Die Organisation zu Hülfe nehmen zu wollen, um diesen besondern Charakter zu erklären, würde ein *Circulus in demonstrando* seyn, da die Organisation selbst schon ein Werk der Lebenskraft ist, die sie sich gleichsam als taugliches Werkzeug gebildet hat. Hier ist das eigentliche Geheimnifs der Physiologie, zu dem auch die sinnreichsten Hypothesen in der Manier des Vfs. uns den Schlüssel nicht verschaffen werden. *Das Hervorbringen der Lebenskraft.* Feuchtigkeit sey zur Lebenskraft nothwendig, und der Grad derselben stehe damit im Verhältnifs; doch müsse diese Feuchtigkeit zur Zusammensetzung des Organs selbst gehören, und nicht in ihm gleichsam nur als einem Behälter enthalten, leicht aus ihm abscheidbar seyn. *Kennzeichen der Fähigkeit, Lebensthätigkeit zu erhalten.* Thierischen Flüssigkeiten komme keine eigentliche Lebenskraft zu, da sie keine Lebensbewegung zeigen können. Sie seyen aber fähig, durch Gerinnung Lebenskraft anzunehmen. Zusammenziehung, also Annäherung aus einer ausgedehnten und länglichten zur Kugelgestalt, sey der allgemeine Charakter der Lebensbewegung. In der Folge erklärt sich der Vf. vielmehr für Ausdehnung, was man sonst mit dem Namen Erschlaffung bezeichnet, als unmittelbare Wirkung der Lebenskraft und somit als wahre eigentliche Lebensbewegung. *Elasticität.* Umständliche Aufzählung der Erscheinungen der sogenannten *Hallerschen vis mortua.* Unterschied zwischen der eigentlichen Lebensbewegung und der Bewegung durch Elasticität. Die Lebensbewegung oder die Zusammenziehung durch Lebenskraft unterscheide sich von der Zusammenziehung durch Elasticität dadurch, dafs die belebte Zusammenziehung nur eine gewisse Zeit währe, und dafs dann der zusammengezogene Theil von selbst wieder sich verlängere. Als belebter Theil bleibt also ein Körper ausgedehnt im Ruhezustande, als blofs elastischer aber verkürzt. Elasticität und Lebenskraft seyen beständig im Kampfe mit einander. Elasticität sey das eigentlich Active bey den Lebensbewegungen, und Zusammenziehung sey eigentlich nur eine Folge der aufgehobenen Einwirkung der Lebenskraft auf einen Theil. Eine Haupt-Idee des Vfs., auf die er in der Folge oft zurückkommt: Lebenskraft wie andere imponderable Materien, z. B. die Wärme, Elektricität, entferne sichtbar die Theile, welche in ihrer ausströmenden Atmosphäre sich befinden, sie verlängere also die Fasern, bewir-

Digitized by Google

bewirke die Erſchlaffung. Wenn dieſe Erklärung ganz richtig wäre, ſo müſsten in dem Maaſse als in Muskeln, die vom übrigen Körper abgetrennt ſind, die Lebenskraft mehr abſtirbt, die Zuſammenziehungen immer ſtärker und ſtärker werden, und am Ende in einen permanenten *Tetanus* übergehen, weil die Elaſticität über die ganz abgeſtorbene Lebenskraft nun das vollkommenſte Uebergewicht erhalten hätte. Wir beobachten aber gerade das Gegentheil. Am Ende ruhen die Muskeln in völliger Erſchlaffung. Warum ſollte auch nicht der Muskel als eine Vereinigung von Faſern durch Einſtrömen der Lebenskraft aufſchwellen, und ſich dadurch zuſammenziehen können, wie ein länglichter Knaul von Baumwolle durch Einſtrömen der Elektricität aufſchwillt und ſich dadurch verkürzt. Der eigenthümliche Charakter der lebendigen Zuſammenziehung, das Kräuſeln und Oſcilliren, deutet gleichfalls nicht auf eine bloſse Action der Elaſticität hiebey. *Lebensturgor.* Aus vielen Erſcheinungen, beſonders im krankhaften Zuſtande, werde es wahrſcheinlich, daſs auch der überall verbreitete Zellſtoff nebſt den Gefäſsen wie die eigentliche Muskelfaſer einiger Ausdehnung durch Lebenskraft fähig ſey. Auch Blutadern und lymphatiſche Gefäſse ſollen ein ſolches belebtes Ausdehnungs-Vermögen haben. *Muskelähnliche Faſern oder Halbmuskeln.* Dergleichen ſeyen vorzüglich die Faſern in den Wänden der Arterien und der Gebärmutter. Sie unterſcheiden ſich durch mindere Röthe und gröſsere Feſtigkeit von den eigentlichen Muskelfaſern, durch einige Röthe und einige Fähigkeit, wenn gleich langſam, doch deutlich, auf äuſsere ſtarke Reize ſich zuſammenzuziehen und eben ſo langſam und deutlich ſich wieder auszudehnen, vom bloſsen Zellſtoff. *Muskel-Reizbarkeit. Senſibilität.* Die Lebenskraft in den Nerven verhalte ſich im weſentlichen wie die Lebenskraft in andern Organen, und habe gleichfalls in den Geſetzen ihrer Wirkſamkeit mit den imponderabeln Materien die gröſste Aehnlichkeit. Beweiſe dafür aus den bekannten Erſcheinungen der Fortleitung der Reize durch die Nerven, aus den Veränderungen des Leitungs-Vermögens der Nerven ohne ſichtliche Miſchungsveränderung in der ponderabeln Materie u. ſ. w. *Reiz.* Ungleichartige Bewegung oder eine Störung des Gleichgewichts ſey der gemeinſchaftliche Charakter aller Reize. Der menſchliche Körper zerſetze Waſſer und unterſcheide ſich dadurch von denjenigen brennbaren Körpern, welche wie Weingeiſt nur mit dem Waſſer ſich verbinden, ſo wie im Gegentheile ſeine Fähigkeit, mit unzerſetztem Waſſer ſich zu verbinden, ihn vor den übrigen brennbaren Körpern auszeichne, welche wie die Metalle ebenfalls Waſſer zerſetzen können. Solche Vergleichungen findet man häufig in dieſem Werke, von denen ſich doch nicht wohl eine weitere Anwendung abſehen läſst, und die wir beynahe zweckloſe Spiele eines luxurirenden Witzes nennen möchten. *Geſetze der Reizbarkeit.* Sehr vollſtändig vorgetragen. Wenn gleich dem Vf. gerade hierin mächtig vorgearbeitet war, ſo hat er doch allem das Gepräge der Eigenthümlichkeit aufgedrückt. Lähmungen ſeyen bald mit Verluſt von Elaſticität, bald nicht verbunden. Beyſpiele von Lähmungen ohne Verluſt der Elaſticität ſeyen die Lähmungen der Bleykolik, der Arſenikvergiftung. — *Das Periodiſche der Lebensbewegungen.* Erſcheinungen, welche das herausgeriſſene Herz zeigt. Im lebenden Körper exiſtiren beſtändig kleine Oſcillationen, nicht bloſs in den Muskeln, ſondern auch in Theilen, welche keine eigentlichen Muskeln beſitzen, z. B. in den kleinſten Gefäſsen. Dieſe Oſcillationen ſeyen unabhängig vom Kreislaufe. Je thätiger durch die ſchnellere Bewegung des Bluts in den kleinſten Gefäſsen die Lebenskraft ſich zeige, deſto unmerklicher ſeyen die Oſcillationen derſelben. Erſt bey ſinkender Lebenskraft, bey einem ſterbenden Thiere, werden dieſe Oſcillationen lebhafter, und das Blut gerathe dann in eine ſichtliche oſcillirende Bewegung. Etwas Aehnliches ſey das Zittern in den Muskeln bey jeder Schwäche. Jede Zuſammenziehung bringe nämlich als Lebensthätigkeit eine kleine Vermehrung von Lebenskraft, alſo eine kleine Ausdehnung hervor. Je kleiner aber die Summe der Lebenskraft ſey, deſto leichter gehe wieder durch Unthätigkeit ein Theil von ihr verloren, es erfolge alſo durch Elaſticität eine neue Oſcillation und ſofort abnehmende Oſcillationen eine Zeit lang. Auch bey den Nerven bemerke man etwas ähnliches, ſobald ſie durch ſtarke Reize geſchwächt ſeyen. So erſcheine ein Gegenſtand, wenn man ihn lange in einerley Entfernung betrachte, zuletzt abwechſelungsweiſe deutlicher und wieder undeutlicher. *Der natürliche Tod.* Hier ſetzt der Vf. einen neuen Geſichtspunkt feſt, aus welchem der Lebensproceſs zu betrachten ſey, den chemiſchen Geſichtspunkt, wieferne nämlich das Leben in einer beſtändigen Zerſetzung thieriſcher Materie beſtehe, und daher immer neue Zufuhr von Materie erfordere; ein Geſichtspunkt, der allerdings für Phyſiologie und Pathologie einer der fruchtbarſten iſt. Die Betrachtung der Auswurfſtoffe, als der Reſultate des zerſetzenden Lebensproceſſes, welche nicht aus einfachen getrennten Beſtandtheilen des thieriſchen Stoffes, ſondern eigentlich aus den Verbindungen dieſer Beſtandtheile mit den zwey entgegengeſetzten Formen des Waſſers, mit dem Sauerſtoffe nämlich und der entzündbaren Luft beſtehen, leitet den Vf. auf eine Vergleichung der Lebenskraft mit der Kraft des Galvanismus, welche daſſelbe, was die Lebenskraft, nämlich Zerſetzung des Waſſers in ſeine zwey Formen bewirkt. Der Vf. legt hiebey die Erfahrungen eines *Humboldts, Ritters, Pfeffs* u. a. zum Grunde, und folget noch den älteren Anſichten. Die verſchiedene Einwirkung der beiden galvaniſchen Pole auf das Auge beweiſe eine Verwandtſchaft der Polarität des galvaniſchen Fluidums mit der Polarität der Lebenskraft, welche auch durch die verſchiedene Art der Einwirkung der beiden Pole auf die bewegbare Faſer beſtätigt werde. Ueberhaupt nähere ſich das galvaniſche Fluidum, wenn es auch nicht ſelbſt die Quelle der Lebenskraft ſeyn ſollte, doch am meiſten unter allen bekannten imponderabeln Materien derſelben. *Sauerſtoff als Lebens-*

Digitized by Google

bensprincip. Der Vf. verſucht ſich, wie man ſieht, in allen Anſichten der Lebenskraft. Die bekannten Erſcheinungen, welche den Einfluſs des Sauerſtoffs und überhaupt der chemiſchen Agentien auf den Lebensprozeſs darthun, werden hier ausführlich, vorzüglich nach *Humboldt*, aufgezählt, dabey manche ſinnreiche Bemerkung zur Erklärung eingeſchaltet. Es iſt nur gegen die *Humboldt*'ſchen Verſuche einzuwenden, daſs ſie nicht hinlänglich durch Wiederholung ſich beſtätiget haben, und zum Theil eine ganz andere Auslegung zulaſſen, als ihr Urheber und unſer Vf. ihnen zu geben geneigt ſind. Auch widerſpricht es überhaupt der in dieſem Werke herrſchenden Anſicht der Polarität der Lebenskraft, den Sauerſtoff, der gleichſam nur den einen Pol des Lebens darſtellt, einſeitig als ganzes Lebensprincip aufzuſtellen. Wenn der Vf. auch das Hydrogen das negative Lebensprincip nennt, ſo iſt in ſeinem Sinne dieſes Negative eben ſo ſehr Etwas Reelles, Poſitives, als das Oxygen oder ſein poſitives Lebensprincip; und da der Sauerſtoff in ſeiner Wirkungsart vielmehr mit den todten Kräften, insbeſondere mit der Elaſticität übereinkömmt, da die Form ſeiner Wirkſamkeit eben ſo gut, wie die der Wirkſamkeit der letztern Zuſammenziehung, Verkürzung iſt, da endlich die Senſibilität, die von der Thätigkeit des Hydrogens vorzüglich abhängt, die am höchſten potenzirte Lebenskraft iſt, und ſich vorzüglich als expandirend beweiſt: ſo könnte man eher noch das Hydrogen das Lebensprincip nennen, wenn überhaupt chemiſche Bedingungen, Bedingungen der Miſchung für die gehörige Wirkſamkeit der lebendigen Kraft den Beynamen Lebensprincip verdienen können, was doch wohl nicht ohne Grund in Anſpruch genommen werden dürfte. Der §. 212. verdient in dieſer Unterſuchung über den Einfluſs des Sauerſtoffs auf das Leben beſonders ausgezeichnet zu werden, da er einige ſehr ſinnreiche Gedanken über Contagien, die in dem jetzigen Augenblicke ein doppeltes Intereſſe haben, enthält. Wir heben einige Stellen aus, die auch für die Manier des Vfs. charakteriſtiſch ſind: „Contagien bilden ein dem ſichtbaren organiſchen Reiche entgegengeſetztes, aber doch mit dem Syſtem wenigſtens der Thiere verbundenes Naturreich, in welchem die dem Sauerſtoffe entgegengeſetzte für uns negative Materie als poſitives chemiſches Lebensprincip zu wirken ſcheint. Contagien beſitzen Vermehrungskraft, wie die Lebenskraft ſie beſitzt. — Auch beſtehen die Contagien nicht bloſs in einer Veränderung des lebenden Körpers, ſondern ſie bleiben vom lebenden Körper getrennt ſelbſtſtändig. So vielfach ferner die Arten der lebenden Körper, ſo beſtändig dieſe Arten ſind, ſo vielfach ſind die Contagien, ſo ſelbſtſtändig ſind ſie, ſo gleichförmig in ihren weſentlichen Eigenſchaften immer die nämlichen. Einige von ihnen, wie die Pocken, die Luſtſeuche, können, wie der Menſch, der Hund, über alle Klimate ſich ausbreiten. Andere, wie die Yaws, das gelbe Fieber (von dieſem hat nun leider die Erfahrung das Gegentheil gelehrt), ſind auf einzelne Himmelsſtriche eingeſchränkt. Die meiſten entſtehen, wie die höher organiſirten Geſchöpfe, nur wieder von gleichen Aeltern, nur wenige entſtehen, ohne ähnliches Contagium vorauszuſetzen, wie die Infuſionsthierchen ohne gleiche Aeltern entſtehen. Alle Contagien zerſtören das Leben in einem gewiſſen Verhältniſs. Auſserhalb dem lebenden Körper, zum Theil in ihm ſelbſt, werden ſie durch Sauerſtoff zerſtört. Ihre Wirkſamkeit dauert, wenn gleich die *Species* unſterblich ſcheint, auch nur wie das Leben eines organiſchen Körpers eine beſtimmte Zeit.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

PHILOSOPHIE.

Zerbst, b. Füchſel: *Ein Verſuch über Lucians von Samoſata Philoſophie und Sprache* von *Johann Chriſtian Tiemann*, Paſtor zu Danigko, Wallwitz und Poethen. 1804. 128 S. 8.

„Beym Leſen der alten Klaſſiker kommt's nicht bloſs darauf an, daſs man ihre Sprache verſtehe, geſetzt auch, daſs man es zu einem hohen Grade grammatiſcher und kritiſcher Kenntniſs derſelben gebracht hätte; denn ihre Abſicht war dazumal, als ſie ihre Abhandlungen, Reden, Gedichte niederſchrieben, wahrlich nicht, die Worte zu lehren, ſondern Sachen. Es wird eben ſowohl, wo nicht noch nothwendiger, dieſs dazu erfordert, daſs man ihre Grundſätze und die Art, wie ein jeder ſolche aufs gemeine menſchliche Leben anwenden wollte oder konnte, ihren Geſchmack, ihre beſondere Weiſe, ſich die Dinge vorzuſtellen, ihren Ideengang, ihre Lieblingsmeinungen und Lieblingsneigungen, und die einem jeden eigne Art, ſich auszudrücken, kenne. Alles das zuſammengenommen kann man, dünkt mich, mit einem ſehr paſſenden Worte die *Philoſophie* eines Schriftſtellers nennen. Wer dieſe nicht im Auge oder dafür keinen Sinn hat, für den wird der beſte Gehalt eines Schriftſtellers, ſeine feinſten Bemerkungen, ſeine bedeutendſten Winke verloren gehen; und indem er ſie alle gleichſam über einen Leiſten ſchlägt, ſo überſieht er gerade das Hauptſächlichſte, was ein Jeder ſagte, wozu er es ſagte, und wie er es ſagte." Unſtreitig iſt dieſes der rechte Geſichtspunkt, aus welchem das Studium der alten Claſſiker in Schulen und für den Privatfleiſs betrieben werden müſste, wenn es zur Humanität führen ſollte, und man wird in dieſer Hinſicht dem, was der Vf. noch weiter über den Nutzen eines ſolchen Studiums ſagt, ſeinen Beyfall nicht verſagen können, und in den Wunſch einſtimmen, daſs jeder Schulmann von dieſem philoſophiſchen Geiſte beſeelt ſeyn möchte, um ihn auch in ſeinen Schülern zu wecken, daſs alle gute Humaniſten die alten Claſſiker auf dieſe Art bearbeiten, und die einem jeden eigne Philoſophie ans Licht ſtellen möchten, weil dieſes ein treffliches Hülfsmittel ſeyn würde, nicht nur jene beſſer zu verſtehen und zu benutzen, ſondern auch den Geſchmack unſerer jungen Studirenden zu bilden, und ſie früh mit den Schätzen uralter

Digitized by Google

uralter Weisheit bekannt zu machen. Von der Wichtigkeit dieſer Bemühungen überzeugt, entſchloſs ſich der Vf., ſeine Nebenſtunden zu einigen Verſuchen der Art anzuwenden, und er macht jetzt den Anfang mit Lucian, eigentlich nur mit Lucians Philoſophie in Beziehung auf ſeine Todten- und Göttergeſpräche. Wenn dieſe Arbeit Beyfall findet, ſo will er über andere Schriften Lucians und über mehrere Claſſiker ähnliche Abhandlungen liefern. Rec. wird nun über den Inhalt und Werth dieſer Abhandlung und dann über das Vorhaben ſelbſt ſein Urtheil ablegen.

Nachdem der Vf. einige tadelnde und lobende Urtheile neuerer Schriftſteller über den Lucian angeführt und mit ſeinen prüfenden Bemerkungen begleitet, in dem dritten bis ſechſten Kapitel aber die Bedenklichkeit gehoben hat, daſs dieſer Schriftſteller nicht züchtig genug ſey, um der Jugend in die Hände gegeben zu werden, kommt er endlich in dem ſiebenten ſeinem Zwecke näher, und entwikkelt die Lucianiſche Philoſophie, d. h. den Zweck, den ſich *Lucian* als Schriftſteller vorſetzte und die Art, wie er ihn ausführte. Was Hr. *T.* darüber ſagt, läuft auf folgendes hinaus: Lucian war kein gemeiner Philoſoph; er hatte ſich zu einem hohen Grade von Aufklärung hinaufgeſchwungen, und beſaſs eben ſo viel Muth und Dreiſtigkeit, es mit verjährten Vorurtheilen aufzunehmen, als Scharfſinn, ſie von der rechten Seite anzugreifen; er war ein Selbſtdenker, wandte ſeine Wahrnehmungen auf das gemeine menſchliche Leben an, und übte die groſse Kunſt, ſeine Zeitgenoſſen über die wichtigſten Angelegenheiten zu erleuchten, und beſonders mit ſeiner Aufklärung denen zu Hülfe zu kommen, die deren am meiſten bedurften. Hier folgt eine Abſchweifung über die Philoſophie der Neuern und der Alten, worin der Vf. der letztern den Vorzug einräumt, weil die wiſſenſchaftlicheren Verſuche der Neueren keinen Nutzen für das Ganze haben. Neben manchen guten Bemerkungen über die praktiſche Tendenz der Philoſophie der Alten hat doch das Räſonnement zu wenig Gründlichkeit; denn nur Wiſſenſchaft kann allein ſicher zur Weisheit führen. — Lucian hatte einen dreyfachen Zweck; er wollte nämlich die lächerlichſten Thorheiten ſeiner Zeit, die Sophiſtereyen der damaligen Philoſophen und den religiöſen Aberglauben bekämpfen und ausrotten. Daſs dieſs Lucians Zweck war, beweiſt der Vf. in den folgenden Kapiteln mit einigen Beyſpielen aus den Todten- und Göttergeſprächen, und macht zugleich auf den Grad von Muth, Entſchloſſenheit und Kraft, der zur Ausführung deſſelben nöthig war, und auf die herrliche Darſtellungs- und Verſinnlichungsgabe aufmerkſam, welche dieſem Schriftſteller eigen war. — Ob nun wohl dieſer Verſuch einen rühmlichen Beweis von den Kenntniſſen und Talenten ſeines Vfs. enthält, und dieſe Anwendung der Nebenſtunden Beyfall und Aufmunterung verdient: ſo können wir ihn doch nicht für ganz gelungen halten, weil er ſelbſt dem, was der Vf. Philoſophie eines Schriftſtellers nennt, nicht ganz Genüge thut. Denn dieſe müſste uns den innern Geiſtescharakter Lucians im Allgemeinen und Beſondern ſo beſtimmt zeichnen, daſs daraus klar einleuchtete, wie er dazu kam, jene Thorheiten zu bekämpfen, und zwar auf die beſtimmte Weiſe, mit der Lebendigkeit der Darſtellung, mit ſo viel Laune, Witz und Spott. Aber dieſes iſt nicht geſchehen, ſondern der Vf. hat nur einzelne Bemerkungen hingeſtellt, deren Zuſammenhang zu erforſchen, dem Leſer überlaſſen bleibt. Hieraus erhellet auch zweytens, daſs er bey den zur Ausführung ſeines Plans erforderlichen Vorarbeiten ſtehen geblieben iſt. Denn um eine Philoſophie der Art aufſtellen zu können, müſſen alle einzelne Geiſtesproducte eines Schriftſtellers mit dem gröſsten Fleiſse durchforſcht werden, um aus allen zuſammengenommen die Eigenthümlichkeiten des Mannes zu abſtrahiren. Dann iſt es aber nicht nöthig, über jede einzelne Schrift eines Schriftſtellers eine Philoſophie zu ſchreiben, welche dann doch nur den Plan derſelben enthalten könnte, wenn man nicht von dieſem objectiven Stoffe zurückging auf die ſubjectiven Eigenthümlichkeiten des Geiſtes, aus welchen dieſer Plan entquoll. Der Vf. wird es ſelbſt einſehen, welche unnöthige Weitläuftigkeiten und Wiederholungen ein ſolches Verfahren unvermeidlich herbeyführen müſste. Endlich iſt auch ein wichtiger Punkt gar nicht berückſichtigt worden, nämlich die Coexiſtenz des Schriftſtellers, der Einfluſs der Umgebungen in Zeit und Ort auf den Geiſt deſſelben, woraus deſſen Bildung und beſtimmte Cauſalität erſt recht klar hervortreten muſs. Dieſe Bemerkungen ſollen übrigens den würdigen Vf. nicht von ſeinem Vorhaben abſchrecken, ſondern vielmehr ermuntern, ſeinem Plan diejenige Vollſtändigkeit, Beſtimmtheit und Reife zu geben, wodurch ſeine Arbeiten erſt recht nützlich werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Magdeburg*, b. Keil: *Leitfaden zum Unterricht über den menſchlichen Körper und die Mittel, ihn geſund zu erhalten* von *J. F. W. Koch.* 1802. 32 S. 8. — Der Plan iſt reichhaltig genug an Materialien zum nützlichen Unterrichte auf Schulen über phyſiologiſche und diätetiſche Gegenſtände. Es wird dabey alles auf die zweckmäſsige Ausführung deſſelben, auf die Vermeidung allzugroſser Ausführlichkeit und dürftiger Kürze, und auf den Vortrag des Lehrers ankommen, welcher bey der Jugend Intereſſe für dieſe Gegenſtände zu erwecken und zu erhalten bemüht ſeyn muſs.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Januar 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie.* — — Von Dr. *Joh. Heinr. Friedr. Autenrieth* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 22. abgebrochenen Recension.*)

Wir sind in der Darstellung des Inhalts der allgemeinen Physiologie, die mit diesem Abschnitte geendigt ist, ausführlicher gewesen, weil gerade hier der Vf. die meisten eigenen Ideen aufstellt, und in der speciellen Physiologie allenthalben auf diese Grundlage sich stützt. Wir können uns daher in der Anzeige der speciellen Physiologie, oder der Lehre von den einzelnen Verrichtungen, welche im *sechsten* Hauptstücke mit der *Betrachtung des Blutes und ihres Kreislaufs* beginnt, kürzer fassen. Ueberall hat der Vf der Betrachtung des Lebens der Organe das Wichtigste vom Bau derselben vorangeschickt, und in seine mit grosser Klarheit entworfene beschreibungen manche neue Bemerkung eingewebt. Erst von *den Blutkügelchen* vorzüglich nach *Spallanzani.* Ruhe hebe die Repulsionskraft der Blutkügelchen auf, indem sich dieselben durch längeren Stillstand in der Bewegung des Bluts deutlich an einander hängen; Lebensthätigkeit stelle diese Repulsivkraft wieder her, indem die Blutkügelchen, sobald der Kreislauf eines solchen Thiers wieder belebt werde, nach einer anfänglich oscillatorischen Bewegung wieder frey von einander getrennt im Strome des Bluts schwimmen. Die nächste Wirkung der Lebenskraft sey aber Entfernung der Theile des thierischen Stoffes unter einander. *Gefäße des Bluts.* Richtiger wäre die Ueberschrift *Blutgefäße* gewesen; man sucht sonst die Gefäse im Blute. *Schlagadern.* Von ihren Häuten und vorzüglich von den zwey Kräften der Schlagadern, ihrer Elasticität und lebendigen Contractilität, gröstentheils nach *Hunter.* Die innern Lagen der Arterienfasern seyen deutlich muskelähnlich. *Blut-Adern. Gefäßsystem überhaupt. Verhältniß der Stämme der Blutgefäße zu ihren Aesten. Zusammenhang der Schlagader-Enden mit den Blutadern. Das Herz. Ursprung der Schlagadern. Gefäße und Nerven des Herzens.* Die Nerven des Herzens leiten zwar, wie der Vf. sich hier ausdrückt, keinen Reiz von einem andern Orte zum Herzen merkbar und ohne Zeitverlust fort, besitzen aber einen entschiedenen Einfluss auf die Vermehrung und Wiederersetzung seiner Lebenskraft, wie vorzüglich auch aus den galvanischen Versuchen erhelle. Gegen die Faser der Gebärmutter soll sich der galvanische Reiz, wie hier gelegentlich bemerkt wird, auf ähnliche Art wie gegen das Herz verhalten, es soll nämlich gleichfalls nicht im Augenblicke der Vereinigung beider Metalle eine Zusammenziehung erfolgen, aber nach einiger Zeit auch hier lebhafte, lange dauernde, wurmförmige Zusammenziehungen anfangen, die selbst nach Entfernung der Metalle noch fortwähren. Wir müssen bemerken, dass das Herz allerdings gleich im ersten Augenblicke der Vereinigung beider Metalle, wenn nur eins derselben unmittelbar ans Herz applicirt ist, deutlich sich zusammenzieht, und dass uns wenigstens keine Beobachtung, dass auch bey anhaltender Einwirkung der Metalle die Gebärmutter in wurmförmige Bewegungen gerathen wäre, bekannt ist. Sollte diese Beobachtung dem Vf. eigenthümlich seyn? *Bewegung des Herzens. Kreislauf. Kräfte, welche den Kreislauf bewirken.* Vortrefflich werden hier die wesentlichen Charaktere der Veränderungen in den Arterien und Venen während des Kreislaufs festgesetzt, und die mannichfaltigen Erscheinungen im Pulse danach beurtheilt. Unter den Kräften wird zwar, wie billig, dem Herzen der Vorzug eingeräumt; aber auch der Beytrag der Arterien durch ihre Lebenskraft gehörig hoch angeschlagen; auch werden treffende Anwendungen auf die Erklärung mancher Erscheinungen im krankhaften Zustande gemacht. Das Verhalten des Kreislaufs in dem Haargefässsysteme wird besonders genau erwogen. *Siebentes* Hauptstück. *Athmen. Bau der Ribben und ihrer Knorpel. Bewegung der sich erhebenden Ribben. Muskeln des Brustkastens. Zwerchfell. Verengerung des Brustkastens. Die Lungen. Die Luftröhre. Schilddrüse und ähnliche Organe.* Hier auch von der Brustdrüse und den Nebennieren. Die Schilddrüse stehe, so wie auch diese beiden Organe, durch das Blut und den Kreislauf wahrscheinlich in Beziehung mit der Verrichtung des Athmens. Auch bey erwachsenen Thieren, die wie der Meerbär, Meerotter, Fischotter, lange ohne zu athmen unter dem Wasser aushalten, zeige sich die Brustdrüse sehr grofs, so wie auch die Schilddrüse bey der Meerkuh, sehr grofs und voll eines weifslichten Saftes sey. *Blutgefäße der Lungen. Mechanische Wirkung des Athmens.* Die Muskeln des Athemholens bedürfen nicht, wie das Herz, unmittelbarer Reizung zu ihrer Bewegung, sondern ein Reiz könne bey der Leitungskraft ihres Nervensystems von einem andern Orte her auf sie wirken. Das Athmen werde dadurch der Willkür unterworfen. Das Unwillkürliche beym Athmen setze einen andern als Seelen-Reiz voraus, und dieser Reiz sey höchst wahrscheinlich in der Verbindung der Lungen mit dem Herzen zu suchen. Vielleicht sey der mechanische Reiz des Herzschlages auf den Zwerchfells-

Digitized by Google

Nerven hiebey vorzüglich thätig, wobey langſamere Wiedererſetzung der Lebenskraft im Nervenſyſtem des Zwerchfells als in dem des Herzens erklären würde, warum das Herz vier bis ſechs Mal ſchlägt, ehe einmal im gewöhnlichen Falle ein Athemzug erfolgt. *Von der Stimme.* Am Ende noch ausführlich von *der chemiſchen Mitwirkung des Athmens.* Die Luftverminderung giebt der Vf. zu $\frac{1}{25}$, die Verminderung des Sauerſtoffgehalts zu $\frac{1}{150}$, und den Zuwachs an Kohlenſäure zu $\frac{1}{100}$ an. Iſt von einer nur einmal geathmeten Luft die Rede, ſo ſind die beiden letzten Angaben offenbar zu groſs, wie wir durch ganz neue Verſuche über das Athmen in verſchiedenen Gasarten belehrt worden ſind. In einer einmal geathmeten Luft beträgt die Verminderung des Sauerſtoffgehalts nicht mehr als $\frac{1}{250}$ und der Zuwachs von Kohlenſäure etwa $\frac{1}{200}$, die Luftverminderung überhaupt aber ungefähr $\frac{1}{50}$. Es iſt wohl bloſs nach theoretiſchen Prämiſſen, wenn der Vf. ſagt, daſs in ganz reiner Luft ein Thier ebenfalls ſchnell ſterbe und die rückbleibende Luft dann erſt für ein andres Thier reſpirabel werde, wie ein einzelner Muskel durch zu vielen Sauerſtoff getödtet werde. Den wäſſerichten Dunſt habe man mit Unrecht für erſt gebildet angeſehen. Er ſey gröſstentheils Niederſchlag aus der Lebensluft. Dieſe Behauptung gründet der Vf. ohne Zweifel auf *Parrot's* Ausdünſtungs- und Auflöſungstheorie des Waſſers, gegen die ſich doch ſo manche gegründete Einwendungen machen laſſen. Die Verwandlung des ſcharlachrothen arteriellen Bluts in dunkles venoſes während des Kreislaufs geſchehe vorzüglich durch den Sauerſtoff, der nun aber zur Veränderung der Miſchung des Bluts ſelbſt verwandt werde, mit demſelben ſich innig verbinde, und dann halb geſäuerte, alſo ſchwarze, Kohle in dem Blute entwickle. Hieraus erklärt der Vf. ſinnreich manche Erſcheinungen, z. B. die ſcharlachrothe Farbe des Venen-Bluts in einzelnen Fällen von Faulfiebern mit dem höchſten Mangel von Gerinnbarkeit; die gröſsere Annäherung des Venenbluts zum Arterienblute in ſeiner Farbe im Sommer, ungeachtet es ſich gleichfalls wie jenes Blut in Faulfiebern durch langſameres viel weicheres Gerinnen mehr als das gewöhnliche Venenblut von demſelben entfernt, das dunklere Venenblut im Winter, wo die Luft reicher an Sauerſtoff und der Oxydations-Proceſs in den Lungen vollkommner von ſtatten geht u. ſ. w. Richtig bemerkt er auch, daſs bey Beurtheilung der Wirkſamkeit des Sauerſtoffs die Hauptſache auf die verſchiedene Anziehung bald der Theile des Körpers bald mehr der übrigen Beſtandtheile des Bluts ankomme, und wie ſich daraus eine weiche, mit Verluſt ihres Tons veränderte, Faſer bey ſcorbutiſchem, den gebundenen Sauerſtoff, welchen es ſtärker als der übrige Körper anzog und behielt, enthaltendem und dadurch dunkler gefärbtem Blute anſehn laſſe. *Ueber die Blut-Farbe.* Das Eiſen ſcheine durch alle ſeine Eigenſchaften bey dem Menſchen und den höher organiſirten Körpern vorzüglich geſchickt zu dem weſentlichen innern Verbindungsmittel der belebten Organe und ihres Lebens-Proceſſes mit der äuſsern Welt. Die Wichtigkeit des rothen Blutſtoffes, und alſo insbeſondere des Eiſens als Zwiſchenmittels des Lebens-Proceſſes der Organe erhelle noch beſonders daraus, daſs die Stärke des ganzen Thiers in geradem Verhältniſſe mit der Menge des rothen Blutſtoffes ſtehe, daſs die Muskeln, welche die tiefſte Röthe haben, wie das Herz auch die ſtärkſten ſind, daſs bey der Bleichſucht allgemeine Schwäche ſey. *Thieriſche Wärme.* Verſchiedene Temperatur verſchiedener Theile. In einigen Verſuchen an Säugthieren habe der Unterſchied der Wärme ſelbſt der innern Theile der Extremitäten von der Wärme in der Gegend der Leber beynahe 10 Grad Fahr. betragen. Die Wärme fürs Gefühl ſey nicht zu verwechſeln mit der thermometriſchen Wärme. So mache die beiſsende Wärme der Faulfieberkranken, mit der ein beſonderer Auflöſungsproceſs verbunden ſey, auf die Nerven den gleichen Eindruck, wie die glühendſte Hitze, ungeachtet dieſer Auflöſungsproceſs keine beträchtliche ſenſible Wärme entwickle. Die Entſtehung der thieriſchen Wärme durch das Athmen erklärt der Vf. gröſstentheils nach den Grundſätzen der Crawfordiſchen Capacitätstheorie. Die innere Miſchungsänderung im Blute, die durch den Sauerſtoff bewirkt werde, und die in den Venen einen immer höheren Grad erreiche, begünſtige eine fortwährende Entwicklung von Wärme im Venenblute. Daher rühre zum Theil auch die gröſsere Wärme des Bluts im rechten Herzen, die bey einem lebenden Thiere, deſſen Bruſt ſchnell geöffnet, und deſſen Lungen aufgeblaſen werden, die der linken Herzkammer ſtets um 1—2 Grade Fahr. überſteige. Zur Erklärung der ſelbſt in ſehr hohen Graden von Hitze ſich gleich bleibenden Temperatur des Körpers, die gleichſam auf eine Erkältungskraft deſſelben hindeutet, äuſsert der Vf. den Gedanken, daſs in groſser Hitze vielleicht die entgegengeſetzte Waſſerform ein Uebergewicht erhalte, welche bey ihrer bekannten groſsen Capacität für die Wärme allen von aufsen zuſtrömenden Wärmeſtoff binde und verberge. Die Schlaffheit des Körpers in der Hitze, ſeine äuſserſte Mattigkeit, der Mangel an Gerinnung des Bluts, die leichtere Bildung von Contagien in der Hitze, die ſchnellere Fäulniſs nach dem Tode bey Thieren, die durch Uebermaaſs von Hitze geſtorben, ſeyen eben ſo viele überzeugende Beweiſe, daſs in einem heiſsern Medio der Lebensproceſs, anſtatt durch Sauerſtoff, durch Waſſerſtoff eine Zeit lang unterhalten werde.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

RECHTSGELAHRTHEIT.

1. Ohne Druckort: *Privat-Gedanken über den vierten Paragraph der Herzoglich-Mecklenburgiſchen Declarator-Verordnung vom reſp.* 12. *Febr. und* 10. *März* 1802. *die angeblich bey Lehnveräuſſerungen einreiſſenden Misbräuche.* 1802. 4.
2. Wetzlar: *Actenmäſsige Darſtellung der Appellationsſache des Königl. Preuſſiſchen Lieutenants und Adjutanten Joachim Detlof von Lehſten wider den Herzogl. Meck-*

Digitized by Google

Mecklenb. Schwerinſchen Geheimen Raths-Präſidenten, Grafen von Baſſewitz, wegen Retracts der altväterlichen von Lehſtenſchen Stammlehngüter Wardon, Viepernitz und Spotendorff. 1804. 116 S. 4.

3. *Ebendaſ.: Actenmäſſige Darſtellung der Appellationsſache des Königl. Preuſſiſchen Lieuten. und Adjut. Joachim Detlof von Lehſten wider den Gutsbeſitzer Daniel Kremer wegen Retracts der Altväterlichen von Lehſtenſchen Stammlehngüter Dölitz, Boddin, Neu-Boddin und Kranichshoff* 1803. 84 S. 4.

4. Rostock, b. Adler: *Actenmäſſige Darſtellung der Appellations-Sache des Eigenthümers Daniel Kremer auf Dölitz, Boddin und Kranichshoff erbgeſeſſen Verklagten und Appellaten wider den Königl. Preuſſiſchen Lieutenant und Adjutanten Dethleff von Lehſten zu Praga bey Warſchau Klägern und Appellanten puncto Retractus.* 1804. 66 S. fol.

5. *Ebendaſ.: Unterthänigſter libellus gravaminum ac nullitatum ſummarius cum petito legali humillimo in Sachen des Herrn von Bülow auf Lentzen gegen die Herzogl. Regierung zu Schwerin.* 1802. 4.

Die, wegen angeblicher Miſsbräuche bey Lehnsveräuſserungen, d. h. hauptſächlich wegen Ausübung des agnatiſchen Retracts nach vorgängiger Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gegen den publicirten Präcluſiv-Abſchied, 1802. in den Herzogthümern Mecklenburg erlaſſene, ſogenannte Lehns-Declarator-Verordnung iſt in mehr als einer Hinſicht merkwürdig geworden. Ueber ihren materiellen Werth, beſonders über die Frage: ob die der Conſtitution untergelegten Grundſätze wirklich mecklenburgiſche Lehn-Rechts-Principien ſeyn, mithin das Geſetz eine *neue* oder eine declaratoriſche Geſetzgebung ſey? entſtand zwiſchen dem Hn. *v. Winterfeld* und dem Hn. Reg. Rath *Krüger* zu Schwerin eine literariſche Fehde, die wir *hier* auf ſich beruhen laſſen. Vorliegende Schriften ſind durch die zwiſchen Privatperſonen am Kaiſerl. R. Kammergericht anhängigen Proceſſe veranlaſst.

Der Auszug unter Nr. 1. iſt vom R. Kammer-Gerichts-Protonotar Hn. *Vahlkamp zu Wetzlar* und auch in der *Sammlung Reichs-Kammergerichtlicher Urtheile und Decrete* 1802. Heft 7. S. 296 u. 319. abgedruckt.

Nr. 2. 3. und 4. ſind Deductionen, welche nach geſchloſſenen Acten in den auf den Schriften bemerkten, zum R. Kammergericht erwachſenen Sachen zu Wetzlar vertheilt ſind; Nr. 2. iſt Rec. Wiſſen nach, noch nicht widerlegt, Nr. 4. aber die Widerlegung der Schrift unter Nr. 3.

Rec. maſst ſich über das Materiale dieſer, in einer gerichtlich anhängigen Sache erſchienenen, Schriften um ſo weniger ein Urtheil an, als daſſelbe hauptſächlich von der Beurtheilung des rechtlichen Werths oder Unwerths der Lehns-Conſtitution abhangen dürfte. Dieſe Schriften zeichnen ſich übrigens durch Klarheit und Präciſion vortheilhaft aus. Unbemerkt darf Rec. hiebey nicht laſſen, daſs die Verhandlungen über die mehrmals erwähnte Lehnsconſtitution zufällig eine für die Theorie des Staatsrechts intereſſante Wendung genommen haben. Die Herzoge zu Mecklenburg lieſsen beſagte Conſtitution, worin unter andern die officielle Abänderung der gegen die Conſtitution etwa laufenden auswärtigen Urthel vorgeſchrieben war, bald nach ihrer Publication *extrajudicialiter* am R. K. Gericht übergeben, welches ſie durch das *Concluſum pleni* vom 12. May 1802. zwar für inſinuirt annahm, aber zwey merkwürdige Beſchränkungen hinzufügte, indem es 1) alles in den Rechten verbotene, eigenmächtige Verfahren in Anſehung der auf geſchehene Verſendung der Acten über entſtandene Streitigkeiten an eine auswärtige Facultät, von daher eingegangenen Urtheln, ausſchloſs, und dagegen vielmehr, wenn ſolche etwas Anſtoſsendes und Gravirliches wider die Mecklenburgiſchen Lehnrechts-Grundſätze enthielten, der Lehnskammer-Fiscal ſich eines geeigneten Rechtsmittels *contra ſententiam* zu gebrauchen vorbehielt, und 2) Jedem ſeine Rechte vorbehielt. Die Herzoge trugen auf die Aufhebung dieſer, ihre Landesherrliche Geſetzgebungs-Macht beſchränkenden Clauſeln an; das R. Kammergericht erlieſs aber unterm 23. Junius 1803. folgendes merkwürdige Plenar-Decret: „Da das R. Kammergericht Landesgeſetze nur alsdann, wenn ſie den Reichsconſtitutionen nicht ungemäſs ſind und das *jus quaeſitum tertii* dadurch nicht violirt wird, bey Abfaſſung der Urtheile beobachten könne, und daher aus Vorſicht ſolche nie anders, wie die kundige, von jeher beſtehende Praxis es bezeuge, als mit der Clauſul: vorbehältlich der Heil. Röm. Reichs Ober- und Gerechtigkeit auch männigliches Intereſſe und Einreden dagegen jederzeit vorzubringen, ſo viel Recht, annehme, dieſe Clauſul jedoch, welche, zumahlen ſich auch dann, wann ſie nicht ausgedrückt wäre, allemahl von ſelbſt verſteht, einem Landesherrn in Anſehung ſeiner Landeshoheit etwas von dem, wozu er berechtigt iſt, nicht benimmt, noch benehmen kann, folglich auch keinesweges zu einigem Nachtheil der Reichsſtändiſchen Landeshoheit und Geſetzgebungsmacht zu verſtehen; ſo laſſe man es bey dem Decrete vom 12. May 1802. bewenden." Dieſe Decrete ſind gleich wichtig für die Territorial-Juſtiz-Verfaſſung, als für die Lehre von der Befugniſs der Staatsgewalt, durch Geſetze oder andere Acte die wohlerworbenen Rechte der Staatsbürger zu verändern.

Nr. 5. iſt der, in der darauf bemerkten Sache übergebene, Apellations-Libell; die Berufung wurde aber nachher aufgegeben.

Linz u. Leipzig, in d. akad. Kunſt-, Muſik- und Buchh.: *Darſtellung der Gröſſe der Miſſethaten, auf welche das neue Geſetzbuch über Verbrechen und ſchwere Polizeyübertretungen die Todesſtrafe verhängt.* Von *Gottfried Imm. Wenzel*, k. k. öffentl. ordentl. Profeſſor der theor. u. prakt. Philoſophie zu Linz. — Beſtimmt zum Gebrauche der Seelſorger, Volks- und

Digitized by Google

und Jugendlehrer, Familienväter und Obrigkeiten des offnen Landes in den k. k. Staaten. 1804. 176 S. 8. (12 gr.)

Bey Erſcheinung des neuen Criminalgeſetzbuchs in den öſterreichiſchen Staaten erging von Seiten des Geſetzgebers ein beſonderer Ruf und eine Warnung an alle Seelſorger, Volks- und Jugendlehrer, Familienväter, Magiſtrate und Obrigkeiten des offnen Lands, ſich mit Sr. Majeſtät und dem Geſetze zu vereinigen, deſſen heilſame Warnungen ſo oft als möglich zu verbreiten, die Hauptgeſetze ihren Untergebnen zu erklären. In dieſem Aufrufe des Geſetzgebers liegt der Grund der Entſtehung dieſes Werks. Der Vf. erklärt in demſelben die §§. des Geſetzbuches, in welchen die Todesſtrafe gedroht wird, und hofft, daſs Seelſorger, Lehrer und Obrigkeiten dieſs Werk nicht unbrauchbar finden, es vielmehr bey ihren Belehrungen benutzen werden. Nach einer gutgeſchriebnen Einleitung über guten Willen, Sittlichkeit und Sittengeſetz folgt eine ſehr zweckmäſsige Darſtellung einer allgemein faſslichen Pflichtenlehre, welche nach einer etwas ältern Methode in Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen andere Menſchen und gegen Gott abgetheilt iſt: die Grundſätze ſelbſt ſind aber zwar nicht im gelehrten Tone, der hier ſeinen Zweck verfehlen würde, ſondern auf ſolche Art dargeſtellt, daſs ſie für jeden gebildeten Verſtand faſslich und brauchbar ſind. Der Vf. geht ſodann ſeinem Zwecke näher, und behandelt das Verbrechen des Hochverraths, der Nachmachung der als Münze geltenden öffentlichen Creditpapiere, des Mords und der Brandſtiftung. Bey jeder dieſer Miſſethaten deducirt der Vf. die Gründe, weswegen ſie ſtrafbar ſind. Dabey hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. die Triebfedern, aus denen ſie entſpringen, und die Mittel, dieſe Triebfedern zu bekämpfen und ſich vor dieſen Verbrechen zu bewahren, dargeſtellt hätte. Die Gründe der Strafbarkeit hat der Vf. allerdings auf eine eben ſo faſsliche als nützliche Weiſe entwickelt. Denk- und Sittenſprüche für jeden guten Menſchen und Bürger machen den Beſchluſs dieſes nützlichen Werkes, welches zwar nichts Neues enthält, aber doch für den Zweck, wozu es beſtimmt iſt, gewiſs Vortheil ſtiften wird, und in ſo fern die Bemühung des Vfs. Dank und Aufmunterung verdient.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Herrmannſtadt*, b. Hochmeiſter: *Vindiciae Conſtitutionum et privilegiorum Nationis in Tranſilvania Saxonicae, libertatumque et praerogativarum in iis fundatarum nonnullis publici Juris Doctorum Principiis oppoſitae:* quas medio diſſertationis pro obtinendo inter Profeſſores Gymnaſii Cibin. A. Conf. loco m. Jun. publice defendet *Joannes Bergleiter.* 1803. 84 S. 8. — Nach einer vom damaligen Hrn. Rector *Neugebohrn* noch im J. 1797. bekannt gemachten Anzeige ward im gedachten Jahr die Sitte eingeführt, daſs die Lehrer des evangeliſchen Gymnaſiums zu Herrmannſtadt, um eine Gelegenheit zu gewinnen, auch das gröſsere Publicum von ihren Kenntniſſen und von ihrer Tauglichkeit zum Lehramte zu überzeugen, ſowohl mündliche Diſputationen über problematiſche wiſſenſchaftliche Sätze halten, als auch kleine Abhandlungen über ein ſelbſtgewähltes Thema in lateiniſcher Sprache drucken laſſen ſollten. Den Anfang dieſer Schulprogramme machte Hr. Conrector *Binder* mit ſeiner *Methodus inveniendi ſinus arcuum nplicium n. numerum ſeu integrum ſeu fractum ſignificante* 1797. 8. Auſser des Hn. *Joh. Arz Topographia mineralogica agri Sabaeſienſis* (1801. 4. 21 S.) iſt nun vorliegendes Programm unter den bisher erſchienenen vorzüglich bemerkenswerth. Es iſt gegen den Prof. *Winkler* am katholiſchen Lyceo zu Klauſenburg gerichtet, welcher ſich beygehen läſst, in denjenigen Vorleſungen, welche er über Siebenbürgiſches Staats- und Privatrecht hält, und wovon er geſchriebene Hefte unter ſeinen Zuhörern circuliren läſst, die Privilegien und Geſetze zum Nachtheil der ſächſiſchen Nation auf eine willkürliche Art zu verdrehen. Nach ihm ſind die Sachſen als Inwohner des *fundi regii* urſprünglich nur Bauern des Königs; ſie hätten ehedem, und vor der Trennung Siebenbürgens von Ungern keinen Theil an der ſtändiſchen Geſetzgebung gehabt, als den ihnen die andern Nationen freywillig mittelſt der Union einräumten; auch jetzt ſey noch der *Fundus regius* ein Fiſcalgut, das den Sachſen nicht zum Eigenthum, ſondern nur zum Pachtgenuſs verſchrieben und verliehen ſey u. ſ. w. Dieſe erbärmlichen Behauptungen, welche zeigen, daſs deren Urheber keinen Mittelſtand zwiſchen Adel und Unterthan kennt, und vom bürgerlichen Leben und Zuſtand keinen Begriff hat, oder haben will, müſſen auch ſächſiſche Jünglinge anhören, die am Klauſenburger Lyceo das vaterländiſche Recht ſtudiren. Auch *Bergleiter* hörte ſie, mit edlem Unwillen. Er hat das Verdienſt, durch dieſe Schrift auf die willkürlichen Behauptungen des Profeſſors *Winkler* aufmerkſam gemacht, und ſie gründlich und in einem reinen lateiniſchen Stil zur Zufriedenheit aller ächten Geſchichts- und Rechtskundigen widerlegt zu haben. Rec. ſchien es ſeit längerer Zeit Aufmerkſamkeit zu verdienen, daſs die ſächſiſchen evangeliſchen Gymnaſien keine eigne Profeſſoren des Siebenbürgiſchen Staats - Municipal - und Statutarrechts beſitzen, und alſo ihre Jünglinge auf dergleichen Lehranſtalten, wo ganz irrige Begriffe im Schwange gehen, ſchicken müſſen: dieſem Uebelſtand ſollte billig abgeholfen werden. Der Vf. hat ſeine Vorgänger, die im nämlichen Fache arbeiteten, verſtändig benutzt, aber S. 64. 66. und anderwärts Proben abgelegt, daſs er auch ſelbſt in Archiven geforſcht und auf das Nöthige geachtet habe. Rec. zweifelt nicht, daſs er der Mann ſey, der ſeinen Landsleuten den Geiſt der Siebenbürgiſchen Verfaſſung, das Verhältniſs der Nationen, das Weſen des Bürgerſtandes und den Geiſt der ſächſ. Statuten ächt und richtig erklären und ſo geſchickte Staatsmänner, Richter und Advocaten bilden könnte, an denen bey der ſächſ. Nation eine Mangel an guten juridiſchen Vorleſungen zeither kein Ueberfluſs war.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Januar 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Handbuch der empiriſchen menſchlichen Phyſiologie.* — — von Dr. *Joh. Heinr. Friedr. Autenrieth* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 23. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Theil, welcher den *zweyten* Band ausmacht, handelt *vom Lebensproceſs, ſo weit er von der Zuſammenſetzung und Trennung des thieriſchen Stoffes abhängt. Aneignung.* Erſt im Allgemeinen von den Nahrungsmitteln und dem Verhältniſſe der Aneignungskraft des Körpers zu ihrer chemiſchen Miſchung. Die Aneignungskraft ſey, ſo weit bis jetzt ſichere Erfahrungen vorhanden ſind, nicht im Stande, einen durch die gewöhnliche chemiſche Analyſe ſich uns als einfach darſtellenden Körper noch weiter zu zerſetzen, oder überhaupt ſeine Natur umzuwandeln. Der Vf. ſieht daher *Vauquelin's* Verſuche über die ſogenannte Verwandlung der Kieſelerde des Habers in Kalkerde als nicht beweiſend an, ohne jedoch Gegengründe aufzuſtellen. Unter den zuſammengeſetzten organiſchen Miſchungen ſcheinen mehr diejenigen zur Nahrung untauglich zu ſeyn, aus welchen ein für uns überflüſſiger Beſtandtheil ausgeſchieden werden müſſe, als diejenigen, welchen nur ein nöthiger Beſtandtheil fehle. Zucker, Oel, Gummi, nähren ſehr gut, ungeachtet ſie keinen Stickſtoff enthalten. Den Stickſtoff, welcher beygemiſcht werden müſſe, nehme der Körper vielleicht durchs Athmen auf. *Kauwerkzeuge. Werkzeuge des Schlingens.* Unter dieſer Aufſchrift würde man wohl kaum §. 578. u. 579. ſuchen, in denen eine genaue Beſchreibung der Unterleibshöhle entworfen iſt. Dergleichen kleine Nachläſſigkeiten hat ſich der Vf. öfters zu Schulden kommen laſſen, daſs er die Aufſchriften nicht nach einem feſten Plane machte, und unter einer Aufſchrift oft ſehr heterogene Artikel zuſammenfaſste. So ſind z. B. gleichfalls unter den Werkzeugen des Schlingens die Speichel-abſondernden Organe ohne eigene Rubrik mit aufgenommen, während z. B. dem Speiſenbreye, dem Magenſafte, der Bauchſpeicheldrüſe u. ſ. f. beſondere Aufſchriften gewidmet ſind. *Magen.* Am Magen ſeyen in Rückſicht auf Nervenvertheilung zwey Regionen wohl zu unterſcheiden: der obere Theil deſſelben, der vorzüglich von dem vom Hirne unmittelbar abſtammenden Nervenpaare verſehen werde, das hier aufhöre; und der untere Theil, der mehr unter dem Einfluſſe des ſympathiſchen Nerven ſtehe. *Verdauung.* Genau und ausführlich ſind hier die Veränderungen, welche die verſchiedenen Speiſen im Magen erfahren, angegeben. *Magenſaft.* Die Abſonderung des Magenſaftes aus Pulsaderblut, das kurz vorher in den Lungen der Einwirkung der Sauerſtoffluft ausgeſetzt geweſen war, die leichte Neigung auch des menſchlichen Magens, Säure zu erzeugen, die natürliche Säure, die in dem Magen ſo vieler andern Thiere ſich zeigt, ſelbſt das Gerinnen der lymphatiſchen Stoffe im Magen, alles dieſes laſſe auf einen vorzüglichen Antheil von Sauerſtoff, der andern Theilen mitgetheilt werden könne, im Magenſafte ſchlieſsen, ungeachtet der Magenſaft keine freye Säure zeige. So laſſe ſich auch die Fäulniſs-widrige Kraft des Magenſaftes; ferner, warum der Magenſaft langſamer als andere thieriſche Flüſſigkeiten faule, warum Fleiſch im Magenſafte ſpäter, als mit bloſsem Waſſer übergoſſen, faule, erklären. Die Verdauung im Magen iſt demnach, dem Vf. zufolge, ein Oxydationsproceſs, wobey die Speiſen durch Sauerſtoff aufgelöſt, und der eyweiſsſtoffartige, lymphatiſche Theil derſelben zwar erſt durch den Sauerſtoff coagulirt, durch mehrern Sauerſtoff nachmals aber wieder aufgelöſt werde. *Speiſenbrey. Bau des Darmkanals.* Die zottige Haut wird hier nach *Hedwig's* neueſten Unterſuchungen beſchrieben. *Thätigkeit des Gedärms. Bauchſpeicheldrüſe.* Hunden ſey die Bauchſpeicheldrüſe gröſstentheils zerſtört worden, ohne daſs ihre Verdauung oder übrige Geſundheit dadurch gelitten hätte. Man bemerkte bey ihnen eine gröſsere Gefräſsigkeit, zuweilen gröſsere Thätigkeit und Neigung zum Zorn. *Bau der Leber. Netze. Milz.* Das Milzblut zeige mehr entwickelten und leichter neue Verbindungen eingehenden Waſſerſtoff. Bey jedem Thiere ſey die Milz an dem reichlichen Sauerſtoff im Magenſafte enthaltenden Magen befeſtigt. Vielleicht hänge die Oxydation des Magenſaftes mit dem Reichthume des venöſen Milzblutes an entzündbarem Gas zuſammen, weil wenigſtens ſonſt nirgends die eine Form des Waſſers ſich entwickeln könne, wenn nicht entweder in eben dem Waſſer, oder wenigſtens in einer andern, durch die Waſſer-zerſetzende Kraft des Galvanismus leitende Körper verbundenen, Partie von Waſſer die entgegengeſetzte Waſſerform ſich entwickele. Krankhafte Erweiterung der Milz und der zwiſchen ihr und dem Magen gelegenen Gefäſse erzeuge vollendete Säure im Magen. Umgekehrt erhalten Thiere, denen Eſſen häufig gegeben wird, eine kleinere Milz, womit Entwickelung von entzündbarem Gas im Magen verbunden ſey, wodurch die Hydrogeniſation der Milz eingeſchränkt würde, verhielten ſich der Magen und die Milz, wie die zwey entgegengeſetzten Belege einer mit Elektricität geladenen Flaſche.

Digitized by Google

Flasche. Die gröfsere Entwickelung von Hydrogen im Milzblute leitet übrigens der Vf. von der mindern Entziehung des Sauerstoffs des Arterienblutes und der mehrern Einwirkung desselben auf die Zersetzung des Blutes selbst ab. *Pfortader. Gallenwege. Natur der Galle.* Gelegentlich auch einige wahre und besonders für unsere einseitigen medicinischen Theoretiker aller Beherzigung werthe Stellen über den Grund der Häufigkeit der Gallenkrankheiten in den heifsen Sommermonaten und in den tropischen Ländern, so wie über die Leber, als Reinigungsorgan betrachtet. *Vom Beytrag der Leberarterie zur Absonderung der Galle.* Der Eyweifsstoff der Galle stamme wahrscheinlich aus dieser Quelle. *Chylification.* Sie sey gleichsam der umgekehrte Proceis der durch Sauerstoff geschehenen Auflösung der Speisen zu einem homogenen Ganzen, indem sie in einer Scheidung des Speisenbreyes in zwey Bestandtheile durch Entziehung des Sauerstoffs vermittelst der Galle bestehe. *Blutbearbeitung* Hier von den Milchgefäfsen, den Gekrösdrüsen, dem Brustgange, dem Baue und den Lebenskräften der Saugadern überhaupt. Nicht Oel im Emulsionszustande bilde die weifsen Kügelchen des Chylus; denn es lasse derselbe auf Papier nur einen schleimigen, keinen Oelfleck zurück; auch brenne er an der Flamme nicht lebhafter, als jeder andere, kein entwickeltes Fett enthaltende, thierische Theil. Die Bildung der Kügelchen sey eine Folge der Mittheilung der Lebenskraft, welche, allen Erfahrungen nach, in engen Höhlen des belebten Körpers sich bis auf eine gewisse Entfernung mittheilen könne. Die gröfsern Blutkügelchen scheinen durch Beymischung von Stickstoff vorzüglich auflöslicher im Wasser zu werden, als die Kügelchen des Chylus. Im widernatürlich gesäuerten Chylus scheine phosphorsaure Kalkerde mit dem unauflöslichen Käsestoffe den kreideähnlichen Stoff zu bilden, der so oft in den krankhaften Drüsen des Gekröses bey Kindern vorkommt. *Ernährung.* Mit der Trennung des Bluts aufser dem Körper analog zeige sich eine Vertheilung seiner Bestandtheile im Processe der Ernährung, wenn man die festen Organe untersuche. So zeige die rothe Muskelfaser fadigten Stoff mit Cruor verbunden, und dieses System auf der einen Seite mit dem Systeme der Nerven, deren weifser Brey aus unauflöslichem halbgeronnenem Eyweifsstoffe bestehe, auf der andern Seite mit dem an Gallerte so reichen Systeme der Sehnen, Aponevrosen, Knochen und Knorpeln, gleichsam durch eine Trennung des vom Cruor abgesonderten Serums in diese seine zwey Hauptbestandtheile, verbunden. Nur in Aponevrosen und Knorpeln bilde sich endlich Knochenmaterie gleichsam als eine neue Trennung der unauflöslichen kalkerdigen thierischen Salze von der Gallerte. — *Neuntes* Hauptstück. *Absonderung.* Die Kraft, durch welche Absonderungen geschehen, lasse sich zugleich mit der Kraft, wodurch Lebensbewegung und Leitung für Reize existirt, und mit dem Bildungstriebe des Körpers auf eine Grundkraft zurückführen. Dies wird durch einen schnellen Ueberblick der Verhältnisse dieser Kräfte gegen einander gezeigt. *Farblose Gefäfse.* Sie bilden ein in sich geschlossenes Ganzes. *Organische Poren.* Der Vf. erklärt sich für dieselben, stellt die Beweise dafür mit Sorgfalt und Genauigkeit zusammen, und sieht dieselben als die Anfangspunkte aller Absonderungen an. *Drüsigte Ausführungsgänge. Verschiedenheit der Drüsen. Drüsen ohne Ausführungsgänge. Zellstoff als absonderndes Organ.* Der Zellstoff sey das allgemeine Zwischenmittel zur Ernährung aller in ihm liegenden, von ihm verschiedenen Organe, und lasse sich also gleichsam als ihre allgemeine vorbereitende Rindensubstanz ansehen. *Verschiedenheit der Ernährung.* Chemische Anziehung ähnlicher Stoffe und Fortpflanzung ähnlicher Bildung fliefsen wechselsweise bey der verschiedenen Ernährung zusammen und höchst wahrscheinlich auf einander ein. Von §. 724—730. kommen hier ausführliche physisch-chemische Betrachtungen über imponderable polarisirende Materien und ihren Einfluss auf die Ernährung. Insbesondere im §. 729. ausführliche Aufzählung der Erscheinungen, welche beweisen, dafs wenigstens in dem zusammengesetzten Organe eines Muskels und seiner Nerven einige Trennung, dem Raume nach, der durch chemische Polarität verschiedenen beiderley Wasserformen und mehrere Verbindung der einen mit dem Stoffe des Nerven, der andern mit dem Stoffe der Muskelfaser Statt habe. Wir gestehen aufrichtig, dafs, so vielen Aufwand von Kenntnissen der Vf. auch in dieser Digression, die man freylich in der Gestalt, wie sie hier vorkommt, kaum in einer Physiologie suchen würde, gemacht, so sehr er auch Data aus der Chemie, Physik und eigentlichen Physiologie zusammengehäuft hat, wir doch keine rechte Klarheit und Festigkeit in den Grundsätzen haben finden können. Man ahndet zwar, dafs dieser Weg zum Ziele führen mochte, doch ist dieses selbst noch in ferner Dämmerung. In dem Kopfe des Vfs. hat vieles angeschlagen, es ist aber noch zu keiner wahren Harmonie geworden. Doch liegt dieses vermuthlich in dem wesentlichen Unvermögen unsrer Erkenntnifskraft; und schwerlich werden wir den Schleyer, in welchen die Natur gerade diese ihre Operationen gehüllt, jemals ganz aufheben können. *Verschiedenheit der abgesonderten Flüssigkeiten.* Gelegentlich hier einige sehr scharfsinnige pathologische Anmerk. über die verschiedenen Arten des Krampfes der kleinsten Gefäfse, über den sthenischen und asthenischen Krampf und den Einfluss desselben auf die Absonderungen. *Metastasen.* Es gebe allerdings auch materielle Metastasen. Doch seyen es häufig Folgen vicariirender Thätigkeiten. — *Zehntes* Hauptst. *Ausstofsung.* Trefflich erörtert hier der Vf. in einer Reihe von genau zusammenhängenden Sätzen die Untauglichkeit schon einmal zum Lebensprocesse gebrauchter durch ihn getrennter Theile zur weitern Unterhaltung desselben; die Nothwendigkeit also, diese Theile aus dem Körper zu schaffen, und neuen unzersetzten Stoff für ihn anzuziehen. Der Vf. nimmt hievon Veranlassung zu einer sehr interessanten Digression über die Aetiologie des Skorbuts.

Seine

Digitized by Google

Seine Entſtehung beruhe weſentlich auf dem unvollkommenen und unterbrochenen Darreichen einer unzerſetzten Nahrungsmaterie zum Dienſte der Lebenskraft, und ſeine Erſcheinungen beweiſen die Unabhängigkeit dieſer letztern in Hinſicht auf ihre Zerſtörbarkeit von dem körperlichen Stoffe, durch welchen ſie wirkt, indem eben dieſe Lebenskraft, deren Körper im Skorbute der gänzlichen Auflöſung nahe ſeyn kann, oft gleichſam durch ein Wunderwerk den alten Zuſtand der Geſundheit ſchnell wieder herſtelle, wenn ihr nur unzerſetzter organiſcher Stoff wieder gereicht werde. Nur wo ein gelinder Reiz mit dem dargereichten unzerſetzten organiſchen Stoffe zugleich wirke, z. B. die Schärfe der ſogenarnten antiſcorbutiſchen Pflanzen, oder die fixe Luft der in der erſten Gährung begriffenen, noch nicht aber durch ſie gänzlich zerſetzten Pflanzenſtoffe, da ſcheine die Geneſung ſchnellere Schritte zu machen, ohne von dem Reize, als ſolchem, abzuhängen. „Der Bleichſucht gleich, erweiſt der Skorbut, daſs nicht durch Vermehrung oder Verminderung der Erregung allein jede Krankheit gehoben werden könne, oder ſelbſt bloſs in dem verſchiedenen widernatürlichen Grade der Erregung beſtehe, ſondern daſs gleich wichtig die chemiſche Miſchung des ponderabeln Stoffes in vielen Krankheiten, und dieſe Miſchung nicht bloſs Reſultat des verſchiedenen Grades der Erregung ſey, iſt gleich der wechſelsweiſe Einfluſs von beiden in vielen andern Fällen weit inniger, als hier." — Die Lebenskraft ſcheine die bey krankhafter Organiſation entſtandenen pathologiſchen Auswurfſtoffe, wenn ſie in die Säftenmaſſe zurückgenommen werden, nicht mehr zu tauglichem Stoffe für den Körper umändern zu können, z. B. Eiter. So ſcheine auch bey zurückgetretener Krätze, Flechten-Ausſchlag u. ſ. w. Zurücknahme eines materiellen Krankheitsſtoffes in die Blutmaſſe, und Unwirkſamkeit der organiſchen Kräfte in Abſicht auf ſeine Veränderung und nicht aufgehobenes Gleichgewicht zwiſchen den Organen, da z. B. bey Verwandlung der Flechte in ein eiterndes Geſchwür, bey Zerſtörung der mit der Flechte behafteten Haut, durch ein Blaſenpflaſter dieſs Gleichgewicht ohne Nachtheil weit mehr geſtört zu werden ſcheine, Schuld an der nachfolgenden Krankheit zu haben. *Fett als Vorrath zur Ernährung. Wechſel der feſten Organe.* Hier handelt der Vf. vorzüglich von dem beſtändigen unmerklichen Wechſel, der einen eben ſo beſtändigen unmerklichen Wiederſatz erfordere. Dieſe Betrachtung wäre paſſender der Betrachtung der Ernährung vorausgegangen. Einige algemeine Geſetze über das Verhältniſs zwiſchen dieſen innern unmerklichen Wechſel ſeiner Gröſse und Schnelligkeit nach und dem Leben der Theile ſelbſt, ſo wie ihre Reproductionskraft, als Ganze betrachtet, werden von dem Vf. hier aufgeſtellt. *Zurückführende Gefäſſe.* Oben war nur ein Theil des Saugaderſyſtems betrachtet worden. Hier werden dieſelben vorzüglich in der Hinſicht betrachtet, wie fern nur durch ihre Thätigkeit jener innere Wechſel möglich ſt. Weil gewiſſe Theile keine Saugadern haben, in denen doch ein groſser innerer Wechſel vorgehe: ſo ſcheine Einſaugung doch auch durch Venen Statt zu finden. *Hautausdünſtung. Haut. Haare. Nieren.*

Wir ſind in der Anzeige dieſer zwey erſten Bände ſchon ſo ausführlich geweſen, daſs wir vom *dritten* Bande nur kurz bemerken, daſs derſelbe die *zweyte* Abtheilung: das *thieriſche Leben*, begreift, und zwar im *eilften* Hauptſtücke *vom thieriſchen Leben überhaupt*, im *zwölften* Hptſt. *von den äuſsern Sinnen*, im *dreyzehnten* Hptſt. *von den innern Sinnen*, und im *vierzehnten* Hauptſt. *von der Muskelbewegung*, mit gleicher Ausführlichkeit gehandelt wird; und daſs auch dieſer Band durch den Reichthum von Thatſachen und eigenthümlichen neuen und ſcharfſinnigen Bemerkungen des Vfs. des genauern Studiums eines jeden, für den Phyſiologie des menſchlichen Körpers ein beſonders Intereſſe hat, werth iſt.

PARIS, b. Levrault, Schöll u. C.: *Hiſtoire philoſophique de la Médecine*, depuis ſon origine jusqu'au commencement du 18. ſiècle, par *Etienne Tourtelle*, ancien Profeſſeur à l'univerſité de Beſançon, Prof. à l'école de médecine de Strasbourg. 1804. *Tom. I.* XXIV u. 418 S. *Tom. II.* 496 S. 8.

Der Vf. war, wie die meiſten gelehrten Aerzte Frankreichs, ein Anhänger der Hippokratiſchen Medicin, ohne ſich doch deutlich bewuſst zu ſeyn, was eigentlich Form und Gehalt dieſer geprieſenen Medicin ſey. Seine *Elémens de la médecine théorique et pratique*, die 1799. herauskamen, beweiſen dieſs einleuchtend genug. In dieſem Werke giebt er nun, was kein Schriftſteller ſeiner Nation vor ihm verſucht hat, eine bis auf die neuern Zeiten fortgehende Geſchichte der Medicin, die zwar gut geſchrieben iſt, aber in der man die kritiſche Benutzung der Quellen doch nur zu ſehr vermiſst. Auch ſcheint der Vf. die Bemühungen der Deutſchen in dieſem Fache gar nicht zu kennen.

Im *erſten* Theile geht die Geſchichte bis auf die methodiſche Schule. Hier iſt *Dan. le Clerc* der Vorgänger des Vfs. Man wird nirgends neue Anſichten und tiefere Forſchungen finden. Gleich im Anfange, bey der Medicin der Aegypter, herrſcht eine chaotiſche Verwirrung aller ältern und ſpätern Nachrichten und des ganzen fabelhaften Perſonals. Ganz ohne hiſtoriſche Kritik wird behauptet, die Aegypter ſeyen die Erfinder der Anatomie und der botaniſchen Gärten; die Prieſter hätten die Leichname in ihren Häuſern aufs künſtlichſte zergliedert, und von dort ſeyn die letztern in die Palläſte der Könige gebracht worden. Eben ſo dürftig iſt das herniſche Zeitalter Griechenlands behandelt. Vom Pythagoriſchen Syſteme, von der Hippokratiſchen Medicin ſelbſt, darf man keine richtigern Vorſtellungen erwarten. Alle noch ſo fremdartige und ſelbſt widerſprechende Meinungen, die in den ächten und unächten Hippokratiſchen Schriften vorkommen, werden dem einzigen Sohne des Heraklides zugeſchrieben. Weitläufige Auszüge aus dem Buche von der Luft, den Waſſern und Klimaten,

Digitized by Google

maten, von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten, und aus mehrern unächten Schriften, gehen von S. 198—330., und sind hier ganz zweckwidrig. Wie unrichtig die Vorstellungen des Vfs. von der Platonischen Philosophie sind, sieht man unter andern daraus, dafs er, aufser den medicinischen Lehrsätzen, die Plato aus Hippokrates geschöpft habe, und aufser der sehr erhabenen Moral, alles Uebrige für Visionen und Schwärmerey erklärt.

Im *zweyten* Theile findet man bis auf die Zeiten der Araber wieder blofs *le Clerc* und *Freind* benutzt, dabey zwecklose Auszüge aus *Celsus*, *Aretäus*, *Galen* und andern, ohne eigentliche Geschichte der Wissenschaft und Kunst. Dann folgen im bunten Gemisch *Aegidius von Corbeille*, *Roger Baco* und *Franz Baco von Verulam* (beide durch vier Jahrhunderte von einander getrennt), *Arnald von Villanueva* (der mit dem berühmten Ketzer gleiches Namens verwechselt wird), *Peter von Abano* und *Basilius Valentinus*. Mit wenigen Worten wird der Schulen von Salern und Montpellier erwähnt. Nach einigen flüchtigen Blicken auf die Mönchs-Medicin und auf die Wiederherstellung der Wissenschaften ist der Vf. auf einmal im 16ten Jahrhundert bey *Fernelius*, *Bellonius*, *Duretus* u. s. f. Von der Entstehung der Lustseuche behauptet der Vf. ganz getrost: die Spanier hätten sie von Haïti mitgebracht, und sie 1493. im neapolitanischen Kriege den Franzosen und Italiänern mitgetheilt. (Also kein Funke von historischer Kritik! Bekanntlich kam Karl VIII. 1494. im August nach Italien, und 1495. im May landete der spanische Feldherr Gonzalvo de Cordova in Messina; 1493. im Junius war aber die Lustseuche schon in Frankreich, Italien und Deutschland. *Fulgosi* sagt ausdrücklich: *biennio, antequam Carolus in Italiam veniret, lues grassari coepit.*) Doch der Vf. meynt die Spuren der Lustseuche auch bey ältern Schriftstellern zu finden. Er führt einen *Lysimachus* an, der da bezeuge, dafs die Israeliten sechs Tage nach ihrem Auszuge aus Aegypten mit Geschwüren in den Weichen befallen worden; dafs sie am siebenten Tage, wegen Heftigkeit des Schmerzes, ruhen mufsten. Daher haben sie diesen Tag *Sabbat* genannt, von dem ägyptischen Worte *Sabbatasis*, welches die Krankheit der Weichen bedeute. (Welcher Unsinn!)

Man kann sich kein bunteres Gemisch denken, als worin die Aerzte der folgenden Zeiten aufgeführt werden. *Paracelsus*, *Helmont*, *Prosper Alpini*, *Peter Forestus*, *Fabricius von Aquapendente*, *Sanctorius*, *Joh. Keil*, *Carteſius*, *Sydenham*, *Friedr. Hofmann*, *Boerhaave* (der mit *Asklepiades* verglichen wird), *Stahl*, *Baglivi*, *Ettmüller*. Die jetzigen Aerzte nennt der Vf. *Naturistes*, und theilt sie in zwey Klassen, deren eine *Stahl* anhänge, die andere ein besonderes Lebensprincip annehme. Man sieht, wie wenig der Vf. mit seinem Zeitalter fortgerückt ist.

Wien: *Friderici Colland Fundamenta artis obstetriciae.* 1804. 210 S. 8. (14 gr.)

Der Vf., ein Schüler der alten Wiener Schule, und vormals Arzt in Wien, seit 1803. Prof. der Geburtshülfe zu Krakau, hat diesen Grundrifs für seine akademischen Vorlesungen bestimmt. Daher sind auch die meisten Lehren nur kurz und aphoristisch angedeutet worden, um bey dem mündlichen Vortrage das Fehlende zu ersetzen. Die in dieser Schrift beobachtete Ordnung kommt mit der ehemals in den Lehrbüchern der Geburtshülfe eingeführten vollkommen überein. Theorie und Praxis machen ein buntes Gemisch aus, und von den neuern Fortschritten der Entbindungskunst findet man wenige Spuren. Allenthalben treten dagegen dem Leser die Lehrsätze der alten, häufige Instrumental-Operationen, schneidende Haken, Embryulcie und Perforation des Kopfes empfehlenden Geburtshülfe vor die Augen. Einen ähnlichen Charakter tragen auch die, nach den Grundsätzen der Humoralpathologie für die Wöchnerinnen und die neugebornen Kinder angegebenen, medicinischen Verordnungen. Da werden Aderlässe, Wegschaffung der *Saburra biliosa*, (als Ursache des Kindbetterinnenfiebers), Mannaläftchen und Magnesia bey Kinderkrankheiten, Pulver aus köllnischer Erde und Alaun zum Einstreuen bey dem Wundwerden der Kinder u. d. m. empfohlen. Unter den Geburtszangen ist die verbesserte Levretische dem Vf. die zweckmäfsigste, welche derselbe auch bey seinen Operationen zu gebrauchen pflegt.

Ohne Druckort: *Kurzer Unterricht in der Entbindungskunst* für Wehmütter und Schwangere. 1803. 156 S. 8. (12 gr.)

Das hier angezeigte Hebammenbüchlein, vermuthlich von einem sächsischen Arzte verfafst, zeichnet sich weder durch Deutlichkeit im Vortrage, noch durch logische Ordnung der abgehandelten Gegenstände aus; und wenn gleich gegen die Richtigkeit der beschriebenen Zufälle und Vorgänge in der Schwangerschaft, bey der Geburt und im Wochenbette sich nichts erinnern läfst: so mufs doch Rec. um so mehr die vorgeschriebene medicinische Behandlungsart tadeln, nach welcher fast bey allen Zufällen der Schwangern und Kreifsenden Aderlässe und Purgirmittel empfohlen, und bey lebensgefährlichen Blutflüssen nach der Niederkunft innerlich Wasser, Essig und gereinigter Weinstein, und äufserlich eine fast nackende Lage der Entbundenen, und nur kalte Umschläge aus Essig und Wasser angerathen werden. Das Verfahren bey der Wendung beschreibt der Vf. zwar kurz, aber richtig; und es ist sehr an ihm zu loben, dafs er den Hebammen mehrere Male dringend räth, bey widernatürlichen Geburten in Zeiten einen Geburtshelfer herbeyzurufen, und sich schlechterdings nicht auf ihre eigene Geschicklichkeit zu verlassen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Induſtrie und Staatswirthſchaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *Auguſt Ferdinand Lüder*, Herzogl. Braunſchw. Hofrath u. Prof. d. Geſch. u. Staatskunde am Collegio Carolino in Braunſchweig *Erſter* Theil. 1800 XVI u. 462 S gr. 8. *Zweyter* Theil. 1802. VIII u. 623 S. *Dritter* u. letzter Theil. 1804. VIII u. 783 S. (8 Rthlr.)

2) Paris, b. Agaſſe: *Recherches ſur la nature et les cauſes de la Richeſſe des nations.* Par *Adam Smith.* Traduction nouvelle, avec des notes et obſervations, par *Germain Garnier*, de l'Inſtitut national. avec le portrait de *Smith.* 1802. T. I — V. 7 Alphab. 9 Bog. gr. 8. (10 Rthlr.)

3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique*, ou ſimple expoſition de la manière, dont ſe forment, ſe diſtribuent et ſe conſomment les Richeſſes. Par *Jean-Batiſte Say*, Membre du Tribunat. T. I. II. 1803. 3 Alphab. ; Bog. gr. 8. (6 Rthlr.)

Bis auf den Augenblick, wo *Adam Smiths* berühmtes Werk erſchien, hatte man die Lehre von der Natur und den Urſachen des National-Reichthums nur als einen Anhang der Politik oder der Regierungs-Wiſſenſchaft betrachtet. Da der Staat Abgaben verlangte, und man bemerkte, daſs er dieſe deſto leichter und deſto ſicherer erheben könnte, je wohlhabender und reicher die Untertanen wären, ſo wurde man natürlicherweiſe aufmerkſam auf die Mittel, wodurch der Reichthum des Volks vermehrt werden kann, und nahm die Lehre von denſelben in die Regierungs-Wiſſenſchaft auf, um dem Regenten eine Anweiſung zu geben, wie er durch Beförderung des National-Wohlſtandes ſeine eigne Stärke vermehren könne. Dieſe Anweiſung beſteht gröſstentheils in gewiſſen Vorſchriften, wie der Landesherr gewiſſe Gewerbe, die man vorzüglich für gewinnreich hielt, begünſtigen und andere einſchränken ſolle. Es iſt mehr ein rhapſodiſtiſches Chaos mannichfaltiger mit unter richtiger Bemerkungen, die man bey Gelegenheit der Finanzregeln vorbringt, als eine methodiſche Auflöſung der letzten Urſachen der Entſtehung und Vermehrung des Reichthums der Völker. Dieſes gilt von den Oekonomiten eben ſowohl als von *Stewart* und *Rouſſeau.*

Finanzwiſſenſchaft und ein Theil der Polizey ſetzen freylich eine genaue Bekanntſchaft mit allen Elementen und Urſachen des Reichthums voraus, aber dieſe können unabhängig von jenen und dann um ſo gründlicher zergliedert und entwickelt werden. Dieſes hat zuerſt *A. Smith* gethan, und durch ſein unſterbliches Werk den Grund zu einer neuen Wiſſenſchaft gelegt.

Indeſſen iſt es bekannt, daſs *Smiths* Geiſt noch in ſehr wenige unſerer Schriften übergegangen iſt, und daſs man ihn noch ſeltener in den Cabinettern findet. Der Grund davon liegt zum Theil mit in der Unvollkommenheit jenes Werks ſelbſt. Schon *Garve* hat bemerkt, daſs *S.* öfters in ermüdende Weitſchweifigkeit falle, und daſs er, aus Sucht allzudeutlich zu ſeyn, undeutlich werde. Allein es ſind noch andere Gründe da, welche die Lectüre deſſelben erſchweren. Denn 1) ſind die mehreſten Unterſuchungen darin ihrer Natur nach abſtract und fordern ein ſehr geübtes Nachdenken, um den ganzen Zuſammenhang zu faſſen, wozu die wenigſten Politiker aufgelegt ſind; 2) iſt es ſchwer, die Verbindung aller Beſtandtheile des *Smith*ſchen Werks zu finden, da ſehr viele Epiſoden eingeſchaltet ſind, welche zur Hauptſache gar nicht gehören, und daher oft die Leſer zerſtreuen, ſo daſs in der That ein ſehr oft wiederholtes Studium des Werks dazu gehört, um das ganze Syſtem des tiefen Denkers herauszufinden, obgleich der Auszug des Hn. *Sartorius* einen guten Leitfaden bey dem Studium deſſelben hat abgeben können.

Unter dieſen Umſtänden iſt es eine angenehme Erſcheinung zu ſehen, wie ſich mehrere Schriftſteller in verſchiedenen Ländern zugleich beeifern, die Grundſätze des Britten unter ihren Landsleuten gemeiner zu machen, ſie zu vervollſtändigen und zu berichtigen. Was die drey vorgenannten Männer hiebey geleiſtet haben, ſoll jetzt gezeigt werden.

Nr. 1. iſt als ein Commentar nicht über *Smiths* ganzes Werk, ſondern über deſſen Grundſätze anzuſehen. Hr. *Lüder* hat den Engländer da verlaſſen, wo er ſpecielle, zur Sache weſentlich nicht gehörige, Unterſuchungen verfolgt, oder wo er ſich bloſs mit Dingen, die allein auf England paſſen, beſchäftigt; er iſt ihm allenthalben gefolgt, wo es auf allgemeine Grundſätze und allgemeine Thatſachen ankam, und hat ſich ſelbſt ein noch weiteres Ziel geſteckt, als *Smith*, indem er einige Materien, die *Smith* nur beyläufig berührt, zum beſondern Gegenſtande einer ausführlichen Abhandlung gemacht hat. Denn da die Staatsform und die Geſetzgebung einen bedeutenden Einfluſs auf die Vermehrung und Verminderung des National-Wohlſeyns haben: ſo handelt er im ganzen zweyten und einem groſsen Theile des dritten Bandes von dieſen Gegenſtänden und deren Einwirkung auf das

Digitized by Google

das Wohl und Weh der Völker, nachdem er im erſten Bande ſich mehr an *Smiths* Ordnung und Grundſätze gehalten, und nur ein beſondres Buch von dem Einfluſſe der Natur auf den Reichthum hinzugefügt hatte. Die Lehre von den Finanzen des Staats beſchlieſst dann in *Smiths* Ordnung den dritten Band.

Was den Commentar über *Smiths* Grundſätze betrifft: ſo hat ihn Rec. mit Vergnügen und groſsem Intereſſe geleſen. Die Begriffe ſind nicht nur deutlich entwickelt, ſondern der Vf. hat auch den Reichthum der Geſchichte ſehr gut benutzt, um die allgemeinen Gründe durch eine Menge Belege zu unterſtützen, die er theils aus andern ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſtellern, theils aus eignem Vorrathe zu entlehnen gewuſst hat. Nur iſt dem Rec. oft der Wunſch angekommen, es möchten die Beyſpiele mehr aus der deutſchen und neuern Geſchichte, beſonders bey der Abhandlung von den Abgaben, mehr aus den benachbarten Ländern, als aus fernen Erdtheilen genommen ſeyn, da die Steuerverfaſſungen mehrerer dieſer Länder, z. B. Sachſen und Brandenburg, auch weit bekannter ſind und die Wirkungen näher vor Augen liegen, als bey fernen Ländern, wogegen man oft den Einwand vernehmen muſs, daſs man die Fälle nicht im Speciellen kenne, und daher die Folgen nicht einräumen will. Auch benimmt der Luxus des Ausdrucks, welcher hier und da im Werke vorkommt, dem Stile ſeine Kraft, die er in mehrern Stellen hat, da überflüſſige Worte den Nachdruck der Gedanken allemal ſchwächen, und die Einfachheit des Stils in einem philoſophiſchen Werke vorzüglich verlangt wird. Ohne mehrere Stellen dieſer Art hier anzuführen, werden die Leſer aus einem Beyſpiele ſehen, was Rec. meint. Th. I. S. XXVIII. drückt Hr. *L.* das Princip, daſs Arbeit die Quelle aller nützlichen Producte ſey, folgendergeſtalt aus: „Alſo Arbeit iſt der Fond, der uns alles ſchafft, was zum Leben und zum Wohlleben gehört, was das Bedürfniſs und der Luxus, der Wilde und der zügelloſe erfinderiſche Verſchwender bedarf. Aus einer, aus dieſer Quelle ſchöpft der Landmann und der Hofpoet, der Handwerker und der Arzt, der Künſtler, wie der unthätigſte Capitaliſt. Alles floſs aus dieſer Quelle, was jedes Volk, was das ganze Menſchengeſchlecht je genoſs und noch genieſst." — Allein dieſe kleinen Flecken, ſo wie auch den Umſtand abgerechnet, daſs ſich der Vf. öfters wiederholt, welches bey Werken dieſer Art, wo dieſelben Begriffe an verſchiedenen Orten gebraucht werden, einem Schriftſteller, der nicht aufs genaueſte auf ſeiner Hut iſt, leicht begegnet, und daſs er aus Vergeſslichkeit Beyſpiele und Noten zweymal abdrucken läſst, wie S. 121. u. 166. Th. 2., hat der Vf. immer eine ſehr ſchätzbare Arbeit geliefert. Es würde überflüſſig ſeyn, den Gang, welcher in ſeinem Commentar über *Smith* genommen iſt, hier vollſtändig zu verzeichnen, da *Smiths* Werk in aller Händen ſeyn muſs, welche das Buch des Vfs. intereſſiren kann. Rec. wird daher nur einige Bemerkungen über Hn. *L's* Erläuterungen zu *Smith* ſelbſt vorausſchicken, und ſodann einen Abriſs von den Abhandlungen geben, in welchen ihn *Smith* nicht ſo genau geleitet hat.

Eine Hauptabhandlung in *Smith* iſt unſtreitig diejenige, worin er den allgemeinen Maaſsſtab des Werthes der Dinge zu beſtimmen ſucht. Bekanntlich glaubt er dieſen in der *Arbeit* gefunden zu haben. Allein er fühlte die Schwierigkeiten ſehr gut, welche es hat, ein Abſtractum zum Maaſsſtabe ſinnlicher Dinge einzuführen (vgl. *Smith* nach *Garve* B. 1. S. 51. 52 f.), und in denſelben muſs man vielleicht den Grund ſuchen, daſs er ſeine eigne Idee weder ſo deutlich und richtig auseinander geſetzt hat, als es dieſelbe zuläſst, noch denjenigen fruchtbaren Gebrauch von dem Princip macht, den es ſeiner Natur nach verſtattet.

Zuerſt verrrt ſich nämlich *Smith* darin, daſs er einen abſoluten, ganz unveränderlichen, allenthalben vollkommen gleichen Maaſsſtab für die Werthbeſtimmung ſucht und ihn in der Arbeit zu finden glaubt. An allen Orten, ſagt er, und zu allen Zeiten iſt eine gleiche Quantität Arbeit für den arbeitenden Mann ſelbſt immer von gleichem Werth — er wird zu derſelben immer ungefähr denſelben Aufwand von Kräften, dieſelben Aufopferungen ſeiner Zeit, ſeiner Bequemlichkeit und ſeines Vergnügens nöthig haben. (S. 54. I. Garniſche Ueberſ.) Allein, wie kommt *S.* dazu, den innern Kraftaufwand hier zum Maaſsſtabe des Werths der Arbeit zu wählen, da er ſonſt nie wieder daran denkt, und auch in Wahrheit nicht daran denken kann? Denn ein Ding hat nur ſo fern einen Werth, als es entweder unmittelbar Genuſs verſchafft, oder als Genuſsmittel dafür zu erlangen ſind. Abſtrahirt man von dieſen beiden Beziehungen: ſo verſchwindet der ganze Begriff des Werthes. Wie kann alſo der Aufwand von Kräften, den die Arbeit verlangt, ihr Werth oder Preis genannt werden, wie *Smith* thut und Hr. *L.* nach ihm (I. S. 75. 76.)? In wie fern Arbeit keinen Genuſs gewährt, hat ſie keinen Werth, als in wie weit ſie etwas Nützliches hervorbringt, und nach der Verſchiedenheit ihres Products wird ihr Werth immer eben ſo veränderlich ſeyn, als der Werth anderer Dinge. Der Umſtand aber, daſs ſie Kraftaufwand erfordert, giebt ihr gar keinen Werth. *Smith* ſucht hier etwas, was nicht zu finden iſt, und verfällt dadurch in ein leeres Räſonnement. So wie die Arbeit ſich immer ſelbſt gleich bleibt und immer einerley Kraftaufwand verlangt: ſo iſt dieſes mit jedem andern Producte, das man zum allgemeinen Maaſsſtab erwählen möchte, der Fall. Auch die Metalle und jedes Product überhaupt koſtet ſeiner Entſtehung nach ohngefähr gleich viel Aufwand an Naturkraft. Aber dieſes alles ſteht mit dem Werthe in keiner Verbindung, und eignet kein Ding zum abſoluten Maaſsſtabe des Werthes. Die Wahrheit iſt, daſs die Arbeit, als Maaſsſtab genommen, eben ſo gut einer erſten empiriſchen Meſſung bedarf, wie jeder andere uns bekannte Maaſsſtab. Wir bedienen uns einer *Elle* oder eines *Zolles* mit ſehr gutem Erfolge, ob wir gleich ſehr wohl wiſſen, daſs beides bloſs empiriſche Maaſsſtäbe ſind, und daſs es kaum

mög-

Digitized by Google

möglich ist, zwey ganz vollkommen gleiche empirische Ellen in einem Reiche zu finden; die geringen Abweichungen haben im gemeinen Leben nicht viel zu bedeuten und wir begnügen uns mit der Annäherung zur Einheit. Eben so können wir eine bestimmte Quantität Arbeit, Korn, Metall u. s. w. zum allgemeinen Maafsstabe der Werthbestimmung anwenden, wenn wir nur eine solche Einheit finden können, zu deren Vorstellung jedermann nach einer gewissen Regel leicht gelangen kann. Die nähere Bestimmung einer solchen Einheit in Ansehung der Arbeit hätten wir in einem Commentar über *Smith* erwartet; da dieser diesen wichtigen Punkt gänzlich übergangen hat, und auch die neuern Werke eines *Say*, *Lauderdale* und anderer beweisen, wie vielem Misverstande diese Idee unterworfen ist. Dafs sich aber die Arbeit vorzüglich zu einem bleibenden Maafsstabe des Werthes passt, davon liegt der Grund vorzüglich darin, weil sie die stete *Ursache* aller werthvollen Producte ist, und ihre Gröfse daher, wenn einmal eine Einheit bestimmt ist, den Werth aller übrigen Dinge am besten bestimmt. Dann mufs aber auch

Zweytens die Arbeit selbst der Preis bleiben, und man darf nicht wieder umgekehrt die Producte als den Preis der Arbeit brauchen, wenn man die Sache nicht verwirren will. Weder *Smith* noch Hr. *L.* haben diesen Fehler vermieden. Nachdem richtig gezeigt ist, dafs Arbeit für alle nützliche Producte bezahlt werden mufs, die Quantität Arbeit also den Preis ausmacht, der für alle Waaren bezahlt wird, und man nun erwarten sollte, dafs es heifsen müfste: Ein jedes Ding ist realiter so viel werth, als dessen regelmäfsige Hervorbringung (Tage gemeiner) Arbeit (directe oder indirecte) kostet, wird dieses umgekehrt, und der Werth der Arbeit in der That durch die Waaren bestimmt. „Zwey Waaren, heifst es (77), haben gleichen Werth, wenn man vermittelst jeder derselben über eine gleiche Quantität Arbeit gebieten kann." Hier sind aber offenbar die Waaren zum Gelde und die Arbeit ist zur Waare gemacht, da es doch umgekehrt seyn sollte. Diese Verwechselung bringt die gröfste Dunkelheit in das Räsonnement. Soll der Smithsche Grundsatz fruchtbar werden, so mufs die Arbeit allenthalben als das Geld oder der Preis, alles übrige aber als Waare angesehen werden. Obiger Satz müfste demnach heifsen: Zwey Waaren haben gleichen Werth, wenn die regelmäfsige Hervorbringung der einen keine gröfsere Quantität Arbeit kostet, als die der andern.

Bey der Untersuchung, wo gezeigt wird, dafs das Getreide ein veränderlicher Maafsstab der allgemeinen Werthbestimmung sey (S. 72), sind zwar die Gründe, welche man im *Smith* findet, gut auseinandergesetzt, aber es hätte noch ein Umstand erwähnt werden können, der von bedeutendem Einflusse ist, und der dem brittischen Schriftsteller ganz entgangen ist. Es ist nämlich nicht der Unterschied des Arbeitslohnes, welcher den Realpreis des Getreides in verschiedenen Zeiten und Ländern ändert — denn wirklich verändert dieser nur den Nominalpreis — sondern der Unterschied der zur Hervorbringung desselben nöthigen *Quantität* von Arbeit. In einem Lande nämlich, das stark bevölkert ist, müssen schlechte Aecker bebauet und urbar gemacht werden. Aus denselben kostet aber die Erzeugung des Getreides mehr Arbeit und Capital, folglich mufs mit der steigenden Cultur der Realpreis des Getreides nothwendig steigen, indem, wenn z. E. vor 400 Jahren zwey Drittel des Getreides, was jetzt in Grofsbritannien hervorgebracht wird, erzeugt wurde, das eine Drittel vielleicht mehr Arbeit kostet, als die alten zwey Drittel zusammengenommen. Daher denn der Realpreis des Getreides nothwendig eine grofse Veränderung mit der wachsenden Cultur erleiden mufs.

Die Eintheilung des Preises in den *natürlichen* und in den *Marktpreis*, welche ebenfalls aus *Smith* beybehalten, und auch von andern guten Schriftstellern (z. E. von dem neuen Uebersetzer der Humischen Versuche, Königsberg 1800) befolgt worden ist, scheint dennoch auf logisch-unrichtigen Gründen zu beruhen. *Natürlich* kann entweder (als Contradiction) dem *unnatürlichen* oder (als Opposition) dem *künstlichen* entgegengesetzt werden. Der Marktpreis aber ist weder allemal ein unnatürlicher, noch allemal ein künstlicher Preis. Das, was *Smith*, Hr. *Lüder*, der Vf. der Zusätze zu den obgedachten Humischen Versuchen, *Say* und andere natürlichen Preis nennen, ist nichts anders als der durch die Hervorbringungskosten bestimmte Preis. Dieser kann aber eben sowohl bald natürlich, bald künstlich seyn, als es der Marktpreis seyn kann. Es ist daher zu wünschen, dafs diese Eintheilung durch eine bessere ersetzt, oder vielmehr, da sie in den *Begriffen* gegründet ist, durch schicklichere Worte bezeichnet werde.

So richtig ferner die Eintheilung der Arbeiten in *productive* und *unproductive* in einem gewissen Sinne seyn mag: so wenig scheint es doch thunlich zu seyn, ganze Classen von Arbeitern geradehin zu den productiven oder unproductiven zu rechnen. Denn wenn jede Arbeit, die den Reichthum vermehren hilft, oder die ein werthvolleres Product liefert, als der Arbeiter um seiner Arbeit willen verzehrt, productiv heifsen mufs: warum soll gerade nur eine directe, und nicht auch eine indirecte Production Statt finden? Hat Chaptal durch sein Nachsinnen, wodurch er die Kunst zu bleichen u. s. w. vervollkommnete, den Reichthum nicht vermehrt? Und wenn der Bediente eines Fabrikanten ihm die Zeit erspart, die er sonst auf die Reinigung seiner Kleider u. s. w. verwenden müfste, und es ihm möglich macht, ein gröfseres Product zu erzeugen: hat er nicht, wie jede andere Maschine, Theil an der gröfsern Production? Und hat es nicht mit dem Staatsbedienten eine gleiche Bewandtnifs? Ist er nicht die Maschine, wodurch alle Erzeugung des Reichthums erst möglich wird? — „Wer eine Menge Manufacturarbeiter unterhält, sagt Hr. *L.* und *Smith*, kann ein reicher Mann werden, aber wer zu viele Bedienten hält, kann gar leicht zum armen Manne werden." Aber dieses ist kein Gegensatz;

Digitized by Google

satz; es müfste heifsen: wer *zu viel* Manufacturarbeiter hält, kann ein reicher Mann werden; aber dieses ist falsch; eine gerechte Zahl Bedienten kann *sehr leicht* den Reichthum (indirecte) vermehren helfen. Und so wie alle die, welche man gewöhnlich zur unproductiven Classe rechnet, productive Arbeiter seyn können, eben so kann die Arbeit der sogenannten productiven Classe leicht unproductiv werden, welches ohne Erläuterung klar ist. Es bedarf diese Eintheilung, welche sich aus dem physiokratischen System erhalten hat, einer grofsen Reform.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Aarau*, b. Beck: *Bruchstücke und Beschreibung* (Br. *einer* B.) *von der Verurtheilung des Alt-Administrator(s) Heinrich Häberling, von Knonau, welcher als Staatsverbrecher und Anführer der bewaffneten Aufstandee im Canton Zürich angeklagt und von dem zu Zürich versammelten Kriegsgerichte dahin verurtheilt* (des Todes schuldig befunden) *worden; nebst einigen Umständen nue* (von) *desselben Leben und den letzten Tagen seiner Einkerkerung bis nach vollbrachtem* (vollzognem) *Todesurtheil.* Zu Papier gebracht von desselben Vertheidiger *Melchior Hirzel*, Fürsprecher von Zürich (Garichtsanwald zu Zürich). 1804. 48 S. 8. — Diese Schrift, mit deren Sprachfehlern man es so genau nicht nehmen darf, verdient die Aufmerksamkeit eines gröfsern, als nur des vaterländischen Publicums. Der Druck dieser Bogen ward zu Zürich untersagt; der Herausg. liefs sie nun zu Aarau drucken; allein der Verkauf ward zu Zürich, bey einer Strafe von dreyfsig Schweizer-Franken für jedes Exemplar, verboten; doch schon zu spät; binnen zwey bis drey Tagen war die ganze Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen. Kaum war das Zürcherische Verbot bekannt, so wurde die Schrift zu St. Gallen nachgedruckt, und es ist jetzt kein Dorf im Canton Zürich, wo sich nicht viele Exemplare davon vorfänden. Das Schicksal des unglücklichen *Häberling*, der in der Periode der helvetischen Republik erst Suppleant, dann wirkliches Mitglied der Verwaltungskammer seines Cantons gewesen, und als rechtschaffener Mann geschätzt worden war, und der am 25. April 1804. zufolge eines Urtheils des zu Zürich gehaltenen eidsgenössischen Kriegsgerichts „durch den Kopf geschossen wurde, bis der Tod erfolgte," erregte bey unzähligen Menschen die lebhafteste Theilnehmung, und vorliegende Schrift ist ganz dazu geeignet, sie zu rechtfertigen. Allerdings hat sich H. bey der Insurrection mehrerer Gemeinden des Cantons Zürich gegen die Regierung im März und April 1804. nicht zu rechtfertigende Handlungen zu Schulden kommen lassen; allein er war, nach den kriegsgerichtlichen Acten, 1) nicht in die Classe derjenigen zu setzen, welche einen Anschlag zur Empörung fafsten, und sich Thätlichkeiten im Gebrauche der Waffen erlaubten; er war also nicht als Stifter des Aufruhrs, noch als ursprünglicher Theilnehmer zu qualificiren, und seine Verirrungen datirten sich erst von der Zeit an, da der Aufruhr keine Folgen mehr hatte; 2) er hatte sich mit den Insurgenten durchaus nicht vereinigen wollen, hatte sich krank gestellt, war von Hause weggegangen, um nicht genöthigt zu werden, die Waffen zu tragen, und war nur durch eine Verkettung äufserer Umstände, gleichsam gegen seinen Willen, in die Insurrection verwickelt worden, hegte aber selbst in diesem kurzen Zeitraume (nur Einen Tag und Eine Nacht standen etwa 70 Mann, die sich durchaus keine Excesse erlaubten, unter seiner Führung) so wenig einen Vorsatz, sich gegen die Landesverfassung aufzulehnen, dafs er vielmehr die Mediationsacte der französischen Regierung als den letzten Rettungsbalken des Vaterlandes betrachtete, und nur durch die Meinung, dafs diese Mediationsacte durch Verfügungen der Regierung verletzt worden sey, zu den Schritten, die ihn in das Verderben stürzten, verleitet wurde; er trat auch, sobald er einsah, wie seine Handlungen beurtheilt werden könnten, und er die Aufforderungen der Regierung vernahm, freywillig zurück, ermahnte die andern, die unter seiner Leitung gestanden hatten, zur Rückkehr nach Hause, liefs sich aufserdem selbst in der kurzen Zeit, da er unter Waffen gestanden hatte, mit dem Chef der Aufrührer in keine Unterhandlungen ein, und machte seinen Einfluss auf Gemeinden nicht zum Nachtheile des Staats geltend. 3) Er erkannte sein Unrecht mit achtungswürdiger Wahrheitsliebe, und bereute es herzlich. Da nun selbst nach der von dem Gerichte bey der Beurtheilung seiner Vergehungen zum Grunde gelegten Carolina die einfachste Todesstrafe für die *Stifter* und *Rädelsführer* eines Aufruhrs das *Maximum* der Strafe ist, so zeigte Hr. *Hirzel* sonnenklar, dafs bey Häberlings weit geringerm Antheile an dem Verbrechen des Aufruhrs, und bey so vielen seine Vergehen mildernden Umständen, *das Gesetz ihm keine Todesstrafe, sondern höchstens eine Leibesstrafe und Verbannung dictire*; er bat zugleich mit der rührendsten Beredtsamkeit um Schonung seines Lebens; H. selbst bat nur um diese einzige Gnade, und seine achtungswürdige Familie verband schriftlich ihre Bitten mit den seinigen. Gleichwohl ward Häberling *durch den Kopf geschossen, bis der Tod erfolgte*; und zwar ward nach S. 43., als er mit verbundenen Augen den tödtlichen Schufs erwartete, „das kritische Tempo fatalerweise lange verzögert, so dafs es für den armen Mann einer grofsen Standhaftigkeit bedurfte, um nicht ohnmächtig zu werden." Nicht zu verschweigen ist es dabey, dafs zwar vor der Revolution bey den in fremden Diensten gestandenen Schweizerregimentern die Carolina als Norm der Kriegsgerichte gebraucht wurde, im Lande selbst aber nie üblich war, mithin *Häberling* das Gesetz, nach welchem er gerichtet ward, und die Gröfse der mit seinem Vergehen verbundenen Strafe, vorher nicht einmal dem Namen nach kannte, dafs weder er noch seine Mitschuldigen Rebellen gegen proclamirte Kriegsgesetze waren, mithin an kein Kriegsgericht, sondern an den Civilrichter, der zwar leider jetzt im Canton Zürich, nach Aufhebung der helvetischen Criminalgesetze, so wie vor der Revolution, *nach gar keinem Gesetze*, sondern nur nach individuellen Ansichten richtet, gewiesen werden mufsten. Hätte man indessen nur nach dem Buchstaben und Geist der Carolina gerichtet, so würde das Blut Häberlings nicht geflossen seyn! — Der öffentlichen Sage nach, flehten die Verwandten des Unglücklichen in der Wohnung eines jeden Mitglieds des Kriegsgerichts fussfällig um Erbarmen, erhielten aber von verschiedenen zur Antwort: dafs sie gerne nicht zum Tode verurtheilen wollten, aber nicht anders handeln dürften. (Wahrscheinlich schadete es dem bedauernswürdigen Manne, dafs er bey der Insurrection der Stadt Zürich gegen die helvetische Regierung im Sept. 1802., nach seinen politischen Grundsätzen, *gegen* die Stadt gesinnt war.) Auch wird allgemein geglaubt, dafs wahrscheinlich *Ein* Richter nicht für den Tod gestimmt habe. — Die erschütternden Auftritte, die in dem Gefängnisse zwischen H. und den von ihm Abschied nehmenden nächsten Angehörigen vorfielen, müssen in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Industrie und Staatswirthschaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *August Ferdinand Lüder* u. s. w.

2) Paris, b. Agasse: *Recherches sur la nature et les causes de la Richesse des Nations.* Par *Ad. Smith* etc.

3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique,* — — Par *Jean-Batiste Say* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 25. abgebrochenen Recension.*)

In den Untersuchungen über die *Finanzen* (Th. III. B. 9.) hat *Smith* offenbar zu sehr England allein vor Augen gehabt. Die speciellen Facta, welche er anführt, passen nicht immer auf andere Länder, und können daher keine Regeln begründen. Leser, welche auf die allgemeinern Gründe nicht merken, finden darin oft Schwächen und Unhaltbarkeit der Grundsätze. Daher ist es oft nöthig und nützlich, die Richtigkeit der Grundsätze auch bey entgegengesetzten Erfahrungen zu zeigen. Dass der Staat in der Regel ein schlechterer Gewerbsmann sey, als Privatpersonen, bleibt richtig, wenn auch gleich in vielen Ländern die Domänen besser bewirthschaftet werden, als sie es in England wurden. Rec. hätte sehr gewünscht, Hr. *L.* hätte in diesem Abschnitte seine Beyspiele vorzüglich aus unserm Vaterlande entlehnt. Oft aber sind Smith'sche Sätze beybehalten, die in der That in ihrer Allgemeinheit falsch sind. So ist es z. B. nicht richtig, was S. 479. gesagt wird, dass die Einkünfte, welche die Fürsten aus ihren Domänen zogen und noch ziehen, unbedeutend wären. Bey vielen kleinen deutschen Fürsten machen sie fast noch ihr alleiniges Einkommen aus; in den preussischen Staaten über ein Drittel, in Oesterreich, in Sachsen u. m. sind sie ebenfalls nicht unbedeutend. Dabey aber bleibt der Hauptsatz, dass die Domänen, in Privateigenthum verwandelt, mehr produciren würden, immer richtig.

Dass die Landsteuer im Preussischen, gegen andere Länder gerechnet, sehr hoch sey, wie S. 535. B. III. auf *Büsch's* Autorität behauptet wird, ist ebenfalls unrichtig. Es ist vielmehr in wenig Ländern eine so niedrige Landsteuer, und sie würde in jetzigen Zeiten zumal ganz unbedeutend seyn, wenn nicht noch andere Real- und Personal-Lasten hinzukämen. Nach *Klewitz* (Steuerverfassung im Herzogth. Magdeburg S. 96.) steuert eine Hufe im Herzogthum Magdeburg im Durchschnitt 16 Rthlr. jährlich. Da nun solche im Durchschnitt jetzt 150 Rthlr. Pacht giebt, so beträgt die Steuer noch nicht 10 p. C. des *reinen* Ertrags, ob sie gleich ursprünglich zu 25, nachher zu 47 p. C. angelegt gewesen ist, und in andern Provinzen ein noch viel geringerer Fuss herrscht, der durch die niedrigen Anschläge allenthalben noch geringer wird.

Ueberhaupt herrschen in der Lehre von den Abgaben zu allgemeine Behauptungen, welche öfters grosser Einschränkungen bedürfen. Selten lässt sich nämlich über eine Steuer ein allgemeines Urtheil fällen. Fast jede lässt so verschiedene Einrichtungen zu, dass jede derselben bald gut bald schlecht genannt werden kann. Selten kann man von einer Steuer im Allgemeinen sagen, wer sie zuletzt bezahle, es muss immer erst der Fall *in concreto* vorgelegt werden. Es scheint, als ob sowohl von *Smith* als von dessen Commentator gegen diese Bemerkung zuweilen angestossen ist. So heisst es z. B. S. 576., dass Gewerbssteuern, auf Buden, Läden, Sänften u. s. w. nicht den Gewerbsmann, auf den sie berechnet sind, sondern die Verzehrer treffen, weil jene ihre gewöhnlichen Gewinnste nothwendig machen müssten, wenn sie ihr Gewerbe fortsetzen sollten. Allein es giebt viele Fälle, wo der Erwerber den Preis seiner Waare schlechterdings nicht erhöhen kann, wie allenthalben, wo er mit Fremden Concurrenz halten muss, und wo sie also gewiss der Gewerbsmann trägt. Auch wird er deshalb nicht sein Gewerbe verlassen, wenn er nur die Steuer durch grössere Anstrengung des Fleisses u. s. w. gewinnen kann. Eben so ist es viel zu hart und allgemein geurtheilt, wenn S. 613. alle Auflagen auf den Arbeitslohn thörichte und verderbliche Auflagen genannt werden. Der Arbeiter muss im Grunde freylich jede Auflage, die ihm aufgelegt wird, von seinem Lohne, den er von dem Herrn empfängt, bezahlen; aber wenn dieser Lohn so beschaffen ist, dass er ihm ein gutes Leben gewährt, weshalb sollte ein mässiger Abzug von demselben für die Arbeiter drückend seyn? Sie werden nur verderblich, wenn sie unmässig sind, und wenn dabey keine Rücksicht auf das Einkommen der Arbeiter beobachtet ist. Ueberhaupt ist das, wornach der Staat die Abgabe *benennt*, oft nur die Richtschnur, die ihm das Geschäft der Erhebung erleichtert; die Quelle, woraus die Abgabe wirklich bezahlt wird, kann er selten genau erforschen. So ist die Kopfsteuer freylich eine schlechte Steuer, wenn man sie zur einzigen machen wollte; wenn aber einmal die nothwendigen Lebensmittel besteuert werden müssen: so wird es doch vielleicht, da jeder ohngefähr gleichviel solcher Lebensmittel verzehrt, besser seyn, die Abgabe davon durch eine Kopfsteuer (direct), als

Digitized by Google

durch eine weitläuftige Accis-Anlage (indirect) zu heben. Und so genommen treffen sie alle die Vorwürfe nicht, welche ihr sonst gemacht werden. Hiermit wird, nach seinen Aeusserungen über diese Steuer, ohne Zweifel auch der Vf. einstimmen.

Diese Bemerkungen sollen blofs einen Beweis von der Aufmerksamkeit geben, mit welcher Rec. das vorliegende interessante Buch studirt hat. Ueberall hat Hr. *L.* seinen Zweck, die *Smith*'schen Ideen systematisch zusammen zu stellen und volles Licht über sie zu verbreiten, die Lücken zu ergänzen u. s. w. vollkommen erreicht. Der Abschnitt von den Banken, von dem Wechsel, Papiergelde u. s. w. ist trefflich ausgearbeitet, und auch noch nach *Büsch* manches Neue und Lesenswerthe beygebracht.

Das *dritte* Buch des *ersten* Bds, *Von der Natur*, enthält eine sehr nützliche und nothwendige Ergänzung zu *Smith*. Es wird hier mit reichen Beyspielen aus der wirklichen Welt gezeigt 1) was die Natur für einen Unterschied unter die Menschen selbst gebracht habe; 2) wie sie hier den Fleifs dort die Sparsamkeit begünstige; 3) wie verschieden ihr Einfluss auf das reine Einkommen und endlich 4) sowohl auf den inländischen als ausländischen Markt sey.

Jetzt bleibt uns noch übrig, unsere Leser mit dem bekannt zu machen, was Hr. *L.* fast unabhängig von *Smith* geleistet hat. Es besteht dieses aus einer ausführlichen Betrachtung *über den Zweck des Staats*, den der Vf. mit *Smith* allein in Sicherheit setzt, und wo er weitläufig zu zeigen sucht, wie sowohl die innere als die äufsere Sicherheit durch die Regenten und durch die Einrichtungen des Staats selbst sehr leicht vernichtet werden können, wenn entweder jener Zweck nicht geachtet, oder doch nicht für den einzigen gültigen angenommen wird. Diese Abhandlung füllt den ganzen zweyten und den gröfsten Theil des dritten Bandes; was sie enthalte, wird man aus folgendem kurzen Abrisse ersehen können:

Das *vierte* Buch beschäftigt sich hauptsächlich damit, zu zeigen, dafs eine Regierung ihr Ziel überschreite, wenn sie die Glückseligkeit des Volks positiv besorgen wolle. Die Bestimmung des Menschen ist Sittlichkeit; diese aber kann nur im Schoofse der Freyheit gedeihen. Diese Freyheit wird vernichtet, sobald sich ein Mensch zum Schöpfer des Glücks des andern aufwirft, (S. 15. Bd. II.) und sobald die Handlungen, die Niemandes Rechte verletzen, von dem Urtheile anderer abhängig werden. Dafs allgemeine Glückseligkeit nicht durch die Staatsgewalt bewirkt werden könne, wird mit mehrern S. 16 f gezeigt, und viele Mifsgriffe der Herrscher werden aufgedeckt, welche unter dem Vorwande, die allgemeine Glückseligkeit zu befördern, geschahen, und immer das Gegentheil wirkten. Durchaus soll der Fürst nicht *Landesvater* werden wollen. Der Bürger, heifst es S. 25., wird zum Kinde, wird sein Landesherr zum Landesvater, und eine Menge positiver Einmischungen in die Gewerbe und in die freye Thätigkeit werden wieder als Folgen jenes vermeintlich irrigen Begriffes, wornach sich ein Fürst als Vater seines Volks denkt, angeführt. Diese unglückliche Idee, meynt der Vf., vertrage sich sogar damit, dafs das Volk zur Sklaverey verdammt werde. Denn wer weifs, was ein Despot zur Glückseligkeit seiner Unterthanen nothwendig findet? und nun folgt S. 69 — 196 eine lange Schilderung des Zustandes der Sklaverey in ihrer ganzen Scheufslichkeit. Nicht leicht wird man eine concentrirtere und schöner geschriebene Darstellung alles dessen, was von dem Zustande der Sklaven zerstreut zu lesen ist, finden, als der Vf. hier geliefert hat.

So verdienstlich dieses nun an sich ist; so scheint doch die Tendenz des Ganzen, nämlich einen Beweis zu führen, dafs nur Sicherheit Zweck des Staats seyn könne, damit nicht erreicht zu seyn. Dadurch, dafs eine Gesellschaft einen positiven Zweck zu einem öffentlichen erhebt, thun die Glieder derselben auf ihre Freyheit nicht Verzicht. Gesetzt, sie sähen ein, oder glaubten einzusehen, dafs gewisse positive Zwekke, die doch nothwendige Zwecke sind, von Privatpersonen nicht erfüllt würden, wenn man deren Beförderung ihrer Willkür überliefs; warum sollen sie sich nicht zu diesen Zwecken vereinigen? Kann aber dieses eine kleine Gesellschaft thun, eine Stadt, eine Provinz, warum nicht auch das ganze Volk als Staat? Dafs es gar keine dergleichen positive Zwecke gebe, die zu öffentlichen erhoben zu werden verdienen, läfst sich wenigstens *a priori* nicht erweisen. Hat man solche dazu erhoben, die es nicht zu seyn verdienten: so hat man geirrt; man mufs sie wieder fahren lassen, so bald man dieses einsieht, und künftig vorsichtiger seyn. Vieles, was der Vf. gewifs billigen wird, dafs sich der Staat darum bekümmere, würde nur auf eine sehr gezwungene Weise unter den Begriff der Sicherheit gebracht werden können. So wird er z. B. wohl schwerlich in Abrede stellen, dafs der Staat z. B. einen öffentlichen Scandal der Sitten, grobe Selbstschändungen u. s. w. nicht dulden dürfe, wenn auch kein Anderer dadurch verletzt wird; er selbst will, dafs der Staat Volksschulen anlegen solle. Ist es aber Unrecht, sich um etwas zu bekümmern, was nicht die Sicherheit verletzt: so würde auch hierin der Staat sehr unrecht thun. Wollte man aber zur Errichtung der Schulen einen entfernten Grund von der Sicherheit hernehmen, die leicht durch schlecht unterrichtete Subjecte gestört werden könne: so getrauen wir uns, nach einer solchen Art zu schliefsen, selbst für die Beybehaltung der Sklaverey einen eben so tristigen Beweis zuletzt in der allgemeinen Sicherheit zu finden.

Und wie wollen es *Smith* und dessen Commentator mit diesem Grundsatze reimen, wenn sie rathen (*Lüder* III. S. 526) die Landsteuer so einzurichten, dafs verderbliche oder für die bessere Cultur nachtheilige Pachtcontracte erschwert werden, so dafs ein Grundherr, der nicht so verpachtet, wie es dem Finanzier das beste scheint, eine gröfsere Abgabe entrichten soll? oder wenn (S. 665.) an dem *Deckerschen* Project getadelt wird, dafs die darin vorgeschlagene Consumtions-Auflage nicht tauglich sey, dem Ver-

Digitized by Google

Verbrauche gewiſſer der Geſundheit und Sittlichkeit nachtheiligen Waaren entgegen zu arbeiten? — Heiſst dieſes nicht die Freyheit beſchränken? Und noch dazu wäre dieſes, beſonders die erſte, gerade eine Beſchränkung der ſchlimmeren Art. Denn ein Pachtcontract, der, wenn er als Regel für alle Pachte angeſehen wurde, ſehr ſchlecht iſt, kann unter beſonderen Umſtänden für die Cultur ganz unſchädlich und für alle Parteyen vortheilhaft ſeyn. Hierüber ſind gar keine allgemeinen Regeln möglich.

Alle Beſchuldigungen gegen das Princip, daſs allgemeine Glückſeligkeit Zweck des Staats ſeyn müſſe, ſcheinen bloſs auf dem Miſsverſtande zu beruhen, daſs die Gegner dem Begriffe *allgemein* die Bedeutung von *jedermann* unterſchieben, und darunter die ganze individuelle Glückſeligkeit eines jeden Menſchen verſtehen. Dieſe kann freylich der Staat nicht zum Zwecke haben. Aber Niemand von denen, welche die allgemeine Glückſeligkeit als Staatszweck aufſtellen, hat dieſes darunter verſtanden, ſondern es heiſst nach ihnen *gemeinſame, öffentliche* Glückſeligkeit. Was allgemeine Bedingung des gemeinſchaftlichen Wohls aller iſt, und was doch, bliebe es einzelnen überlaſſen, gar nicht oder doch viel ſchwerer und langſamer zu Stande kommen würde, das ſoll zum öffentlichen Zwecke gemacht und durch vereinte Kräfte (den Staat) befördert werden. Dahin gehört z. B. die Erhaltung und Anlegung guter Landſtraſsen, öffentlicher Unterrichtsanſtalten, Aufmunterung der Erfindungskraft durch Belohnung allgemein nützlicher Künſte u. ſ. w. — Daſs dieſe Zwecke ſämmtlich der Sicherheit ſubordinirt ſeyn müſſen, verſteht ſich, und iſt von allen vernünftigen Staatslehrern behauptet worden. Und unter dieſen Einſchränkungen mag der Fürſt immer nicht bloſs Landesherr, ſondern *Landesvater* ſeyn, ein Begriff, gegen welchen Hr. *L.* mit mehreren neuern Philoſophen groſse Erbitterung zu erkennen giebt, allein, wie es Rec. vorkömmt, aus bloſsem Miſsverſtand. In dem Begriffe *Landesvater* liegt es ja ſchon, daſs er ſich nicht um die Privatwirthſchaft, ſondern um des Landes Wohl, d. h. um alles, was *öffentlich* ſeyn kann, bekümmern ſoll, und wenn er dieſes mit der Geſinnung eines *Vaters* thut, d. h. ſo, daſs er dabey nie ſein Privatintereſſe, ſondern ſtets das allgemeine Wohl des Landes (ſeines Kindes) vor Augen hat; was können für Miſsbräuche aus dieſer Anſicht entſtehen?

Das *fünfte* Buch S. 198 — 412. iſt überſchrieben: *Innere Sicherheit von den Regenten ſelbſt verletzt und vernichtet*, und handelt von den verſchiedenen Verfaſſungen, von deren Miſsbrauche zur Verletzung der innern Sicherheit. Der Vf. theilt alle Verfaſſungen in repräſentative und nicht-repräſentative, und zeigt mit vieler Gelehrſamkeit, wie in beiden die Sicherheit des Volks geſtört worden iſt und geſtört werden kann. Allein daſs die Verfaſſungen gleichgültig ſeyn, daſs die eine nicht ein viel kräftigeres und beſſeres Mittel ſey, den Staatszweck zu ſichern, und daſs die Natur durch die fortſchreitende Cultur (die doch ſelbſt von der Verfaſſung des Staats gar ſehr abhängt) von ſelbſt alles gut mache und ins rechte Gleis bringe, zu welcher Behauptung ſich der Vf. im dritten Kapitel hinzuneigen ſcheint, und welche er durch die Menge der Beyſpiele erweiſen will, iſt gewiſs ein falſcher Satz, deſſen Praxis groſse Gefahr bringen würde. Freylich ändert die Cultur die Begriffe und Einſichten, ſo wie des Volks, ſo der Regierer, und Mittel, die man in Zeiten der Barbarey für zweckmäſsig hielt, und die es vielleicht damals auch waren, werden, wenn die Barbarey verſchwunden iſt, abgeſchafft werden müſſen. Aber die eine Verfaſſung wird dieſe Abſchaffungen und Veränderungen weit mehr begünſtigen als die andere. „Die Monopole, welche die groſse Eliſabeth ſo freygebig austheilte, ſagt Hr. *L.* (S. 383.), ſind nicht mehr, da ſie Eliſabeths Nachfolgern auf dem Throne in dem Lichte erſchienen, in dem jedes mit dem Gange der Induſtrie bekanntere Zeitalter ſie ſehen muſste. In den Zeiten der Barbarey entſtanden in England, wie überall, die Gilden; in der Periode der blühendſten Induſtrie der Britten verhinderte man die Vervielfältigung der Gilden; und während der Regierung der groſsen *Katharine* errichtete man Gilden, um den Kunſtfleiſs zu heben" u. ſ. w.

Hr. *L.* ſchlieſst hieraus, daſs ſich die Einſichten der Regierung mit dem Laufe der Zeiten ändern, und daſs nicht die Verfaſſung, ſondern die beſſern Einſichten und die beſſern Sitten bewirkten, daſs Miſsbräuche abgeſchafft werden. So richtig dieſes iſt und mit mehrern richtigen Beyſpielen von dem Vf. im dritten Kapitel des fünften Buches belegt iſt: ſo paſſen doch vielleicht nicht alle Exempel, die der Vf. hierzu gewählt hat, und das oben erwähnte wird wenigſtens von vielen für unpaſſend erkannt werden. So wahr es nämlich iſt, daſs Monopole aller Art für die Induſtrie ſchädlich ſind: ſo ſcheint es doch keinen Zweifel zu leiden, daſs ſie bey einem barbariſchen und trägen Volke oft nöthig ſind, um durch auſserordentlich zugeſicherte Vortheile erſt die Induſtrie zu wecken, und daſs der Fehler oft nur darin gelegen hat, daſs man die Monopole, Innungen u. ſ. w. nicht zur rechten Zeit wieder eingeſchränkt oder abgeſchafft hat. Es konnte alſo Eliſabeth eben ſo weiſe handeln, als ſie die Gilden einführte, als die jetzigen Regenten, wenn ſie ſolche abſchaffen oder deren Vermehrung verhindern. Und was in England vortrefflich iſt, könnte doch in Rufsland einzuführen ſehr unweiſe ſeyn.

Alſo läſst ſich die Einſicht des Ruſſiſchen Miniſteriums nicht deshalb tadeln, daſs es Gilden errichtet, während ſie in England abgeſchafft werden.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

MAILAND, im Gabinetto Letter.: *Portafoglio-Militare, posto sotto la protezione del Governo della Repubbli-*

Digitized by Google

publica Italiana. Erſtes und *zweytes* Heft. (Gingno und Luglio.) 1803. 159 S. kl. 8. nebſt 2 Kpfrn. (à 20 Solo.)

Der Zweck dieſer, unter Autoriſation des italiäniſchen Gouvernements erſcheinenden, Zeitſchrift, — von welcher monatlich ein Heft herauskömmt, läſst ſich weder aus dem Vorberichte, noch aus dem Inhalte ſelbſt erſehen. Für den Officier ſcheint Rec. dieſe Schrift zu trivial; ſollte ſie aber, wie er beynahe vermuthet, für die Claſſe der Unterofficiere und gemeinen Soldaten beſtimmt ſeyn: ſo iſt die Abſicht der Herausg., für eine Claſſe von Kriegern zu ſorgen, zu deren Ausbildung leider bey den meiſten Armeen ſo wenig geſchieht, ſehr lobenswerth; nur hätten dann mehr hiezu geeignete Materialien und ein zweckmäſsigerer Stil gewählt, und ein feſterer Plan befolgt werden ſollen. Dieſs wird ſich aus folgender Inhaltsanzeige ergeben. Dieſe erſten zwey Hefte enthalten auſser einem kurzen Vorberichte, worin viel von Ehre die Rede iſt, noch folgende Auffätze. 1) *Von der Vaterlandsliebe.* 2) *Unterricht und Aufklärung ſind dem Krieger nöthig.* 3) *Von der einem Officier nöthigen Geduld beym Exerciren der Recruten.* 4) *Von den Pflichten des gemeinen Soldaten.* 5) *Kurzer Unterricht für die Unterofficiere der leichten Truppen.* 6) *eine Biographie des Feldherrn Montecucoli.* 7) *Von den Pflichten eines Adjutanten.* 8) *Ideen über die Infanterie- und Cavallerietactik, nebſt einer Definition derſelben.* 9) a) *Definition des Worts Soldat;* b) *Muſter einer Dienſtzeit;* und c) *den Officieren gewidmet.* 10) *Von den nöthigen Gebiſſen für Soldatenpferde;* und endlich 11) *Inſtruction für die franzöſiſche Infanterie vom General Schaumburg* (nur ein Abſchnitt vom erſten Theile dieſer bekannten Inſtruction).

Die meiſten hier angeführten Auffätze ſind höchſt mittelmäſsig, ja einige ſelbſt unter aller Kritik. Selbſt die Biographie des Montecucoli iſt eine bloſse Compilation, wie dieſs der Vf. auch ſelbſt eingeſteht; und doch hätte man von einem Landsmanne dieſes italieniſchen berühmten Feldherrn, der beſſere Quellen als die gewöhnlichen, ſchon gedruckt erſchienenen, haben konnte, wahrlich etwas Beſſeres über das Leben und die Thaten M's erwartet. Das dem *zweyten* Hefte beygefügte Titelkupfer, das Bruſtbild Montecucoli's darſtellend, iſt, ob es gleich eine Copie eines bey der Familie des M. zu Modena vorhandenen Gemäldes dieſes Feldherrn ſeyn ſoll, ebenfalls erbärmlich ausgefallen, und iſt wahrſcheinlich, in Hinſicht der Aehnlichkeit auch ohne allen Werth. Das zweyte dieſem Hefte beygefügte Kupfer ſtellt einige Pferdegebiſſe und Stangen vor.

Hamburg, b. Hoffmann: *Verſuch eines Unterrichts für Jünglinge*, beſonders für ſolche, die dem Militär ſich widmen. Vom Oberſten *von der Oſten. Erſtes* Heft. 1804. 149 S. 8.

Der Vf. dieſer kleinen Schrift, einer der aufgeklärteſten Officiere, handelt hier zuerſt in ſieben Briefen von den allgemeinen und beſondern Pflichten im Militärſtande, liefert dann ein alphabetiſches Verzeichniſs militäriſcher Ausdrücke, die aus der franzöſiſchen in die deutſche Sprache aufgenommen worden, und giebt hierauf einige Beyſpiele von General-Ordres und Dispoſitionen. — Edle Grundſätze, einfache Darſtellung, Beſtimmtheit und Genauigkeit im Ausdruck zeichnen dieſen Unterricht und die darin gegebenen Beyſpiele von militäriſchen Auffätzen aus. Der Vf. war ehemals Adjutant bey dem Feldmarſchall von Reden und ein Mitarbeiter an dem Hannöverſchen Dienſt-Reglement für die Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Es war ihm daher ſehr leicht, gute Beyſpiele von militäriſchen Auffätzen aller Art zu entwerfen.

Den Schluſs des Werks macht ein muſterhafter Verhaltungs-Befehl des Herzogs Ferdinand, für die commandirenden Officiere, am Tage einer Schlacht.

Sowohl von den Briefen, als Befehlen und Dispoſitionen ſind auch Beyſpiele in franzöſiſcher Sprache gegeben, die ganz dem Zwecke dieſer Schrift angemeſſen ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Stettin: Geſchichte des Lyceums zu Stettin.* Erſte Periode. Einladungsſchrift von *Fr. Koch.* 1804. 64 S. 4. — In dieſer durch die Säcularfeyer des Lyceums veranlaſsten ſchätzbaren Abhandlung theilt der Vf. die Geſchichte dieſer Anſtalt in drey Perioden. I. Von der Stiftung im J. 1404 bis 1578., worin eine glücklichere Epoche für die Anſtalt begann; II. von 1578 — 1719., oder bis zum Tode des Rectors *Wehling*, der ſich beſonders unter den Lehrern dieſer Schule auszeichnet; und III. von 1719 — 1804. Die vor uns liegenden Bogen beſchreiben nur den erſten Zeitraum. Hr. *K.* hat nicht allein die beſten gedruckten Hülfsmittel benutzt, ſondern auch manche intereſſante Auszüge aus Actenſtücken geliefert. Es kann übrigens genug ſeyn, die Freunde der Pädagogik auf dieſe Blätter aufmerkſam gemacht zu haben; ſie werden darin manche neue, brauchbare und in einer reinen und leichten Sprache vorgetragne Bemerkungen über den frühern Zuſtand der Schulen Deutſchlands, das Verhältniſs der Lehrer, die Methode, die Lehrbücher u. dgl. m. finden. Literatoren werden die Nachrichten von den Lehrern an der Schule, unter welchen manche zu ihrer Zeit nicht unbekannte Männer vorkommen, angenehm ſeyn. — Zum Schluſs liefert Hr. *K.* ein Verzeichniſs der milden Stiftungen und Stipendien, die bey dem Inſtitut befindlich ſind; und eine Nachricht von der Schenkung, die der König von Preuſsen demſelben mit der Brüggemannſchen philologiſchen Bibliothek gemacht hat. Auch der Kaiſer von Ruſsland hat, bey Gelegenheit der Säcularfeyer, für die Schule ein Stipendium von 1000 Rubeln beſtimmt. Um ihr dieſe letzten Vortheile auszuwirken, hat ſich der Vf. ſelbſt ſehr thätig verwandt, und ſein raſtloſer Eifer für das Wohl der ihm anvertrauten Anſtalt zeigt ihn von einer ſehr rühmlichen Seite.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Induſtrie und Staatswirthſchaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *Auguſt Ferdinand Lüder* u. ſ. w.

2) Paris, b. Agaſſe: *Recherches ſur la nature et les cauſes de la Richeſſe des Nations.* Par *Ad. Smith* etc.

3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique,* — — Par *Jean-Baptiſte Say* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 26. abgebrochenen Recenſion.*)

Das *ſechſte* Buch handelt von der Geſetzgebung und Juſtizverwaltung, und zeigt in einer Reihe intereſſanter Beyſpiele und bündiger Schlüſſe, wie oft durch beide der Zweck des Staats geſtört oder vernichtet wird.

Von der militäriſchen Macht handelt das *ſiebente* Buch, womit der *dritte* Band anfängt. Eine paradoxe Apologie des Krieges eröffnet daſſelbe. Alles Gute, was der Krieg *zufälliger* Weiſe geſtiftet hat, wird zu ſeinem Lobe angeführt, und wer den Vf. nicht recht verſteht, ſollte meynen, er legte es darauf an, den Fürſten den Krieg recht angelegentlich zu empfehlen. Offenbar aber iſt es eine ganz verſchiedene Anſicht, ob man den Krieg als ein Mittel betrachtet, das in der groſsen Weltregierung durch die weiſe und verborgene Hand der Vorſehung oft gegen den Willen der Menſchen die erhabenſten Zwecke befördern muſs, oder ob man ihn für das anſieht, was er in dem moraliſchen Willen derer iſt, die ihn verhängen, und welche die Geiſsel über die unglücklichen Völker ſchwingen. Wer Regenten Regeln geben will, was ſie zu thun haben, wird immer nur die letzte Anſicht vor Augen haben müſſen, und ihnen den ewigen Frieden zur Pflicht machen, ob er daneben gleich ſehr wohl wiſſen kann, daſs der politiſche Friede, bey der menſchlichen Schwachheit, ſo wenig ewig dauern wird, als der Hausfriede, ſo wünſchenswerth auch beides wäre, und ſo ſehr es auch die Pflicht eines jeden fordert, ſeinerſeits darauf zu halten. Mit Unrecht werden daher diejenigen vom Vf. getadelt, welche den Krieg als ein fürchterliches Uebel für das menſchliche Geſchlecht vorſtellen. Diejenigen, welche ihn führen, werden immer bloſs die Uebel, die er vermöge ſeiner Natur anrichtet, zu verantworten haben, ohne daſs ihnen das Gute, welches er zufälligerweiſe wirkt, je angerechnet werden kann. Wenn es auf politiſche Maximen und Willensregeln ankommt, muſs das, was die Vorſehung aus unſern Thaten unabhängig von unſerm Willen machen kann, ganz aus dem Spiel bleiben. Wer weiſs, ob nicht alle jene Vortheile, welche der Vf. vom Kriege rühmt, die Vorſehung auch hätte erreichen können, wäre gleich nie ein Schwert gezogen worden? Laſst uns alſo unſre Fürſten immer bey der orthodoxen Meinung erhalten: *es ſoll kein Krieg ſeyn*, und wer ihn ohne hinreichende Gründe beginnt, begeht eine groſse Sünde. Dieſes Geſetz kann ein Volk ſo wenig abhalten, ſich doch auf den Fall des Kriegs bereit zu halten, als das Geſetz: du ſollſt nicht ſtehlen, jemanden bewegen wird, ſein Haus unverwahrt zu laſſen. Nie iſt wohl jemand ſo thöricht geweſen, den ewigen Frieden zu einer hiſtoriſchen Idee zu machen, als moraliſcher Begriff (Pflichtgebot) aber wird er ſtets gelten müſſen.

Ohne Zweifel iſt dieſes auch die Meinung des Vfs., und ſeine Apologie des Kriegs ſoll nur ein Troſtgrund für das Vergangene, keine Aufmunterung zu künftigen Kriegen ſeyn. Denn alle Mittel, welche er für den Krieg vorſchlägt, ſind doch nur Mittel, den Frieden zu erhalten. Das kräftigſte Mittel zur Erhaltung des Friedens findet Hr. *L.* in den ſtehenden Armeen, und erklärt ſich gegen die Landmiliz. Rec. glaubt, daſs jeder, der ſeine Gründe lieſt, ihm beyſtimmen wird. Das Fehlerhafte bey unſern ſtehenden Armeen wird im zweyten Kapitel dieſes Buchs vollſtändig zergliedert.

Das *achte* Buch endlich handelt von der Cultur. „Mächtiger als beſchworne Staatsgrundgeſetze, als Parlament und Stände, ſichert uns Cultur gegen den Miſsbrauch der höchſten Gewalt. Sie ſchützt auch unſre Freyheit gegen unſre Mitbürger mächtiger nicht nur, ſondern auch wohlthätiger als die beſten Geſetze und alle Handhaber der Gerechtigkeit es vermögen." Dieſes iſt der Text, wozu dieſes ganze Buch den Commentar giebt, welcher vortrefflich ausgeführt iſt. Von den Hauptmitteln der Cultur handelt das zweyte und dritte Kapitel, nämlich von den *Schulen* und *Kirchen*. Nach den oben angegebenen Principien Hn. *L's*, wonach er vom Staate alle Zwecke, die nicht Sicherheit ſind, ausſchlieſst, iſt ſchon ab zu nehmen, daſs er ſowohl das Schul-, als das Kirchenweſen vom Staate trennen wird, und ſo findet ſich es auch wirklich. Er zeigt S. 302 f., welchen groſsen Nachtheil es der Cultur gebracht habe, daſs der Staat die Lehrſtellen beſetzt und angeordnet habe. Die Lehrſtühle der hohen Schulen ſeyen deshalb bloſs mit Geiſtlichen und Mönchen beſetzt worden, die beſten Köpfe ſeyen bloſs deshalb oft ausgeſchloſſen, weil ſie nicht die Glaubensartikel beſchwören wollten, die unwiſſendſten Menſchen wären dadurch aufs Catheder gerathen, die Staatsaufſicht auf die Lehr-Inſti-

Digitized by Google

tute ſey die elendeſte, ein ſchädlicher Innungszwang ſey durch die Curatel des Staats eingeführt; die Dotirung der Schulen und Univerſitäten wird als die Quelle des verdorbenen Unterrichts daſelbſt angegeben, da durch fixe Gehalte die Lehrer nachläſſig und träge würden. Jede obrigkeitliche Aufſicht ſey ſchlecht und wirke nichts. Das Product unſerer gelehrten Schulen ſey, gegen den Preis gerechnet, den es koſtet, das allerſchlechteſte. In keinem andern Gewerbe ſey das Verhältniſs der ganz oder halb Verunglückten zu den Gelungenen ſo unglücklich. „Man überſchaue, heifst es S. 337., die Schaaren von Jünglingen, die auf unſern Muſenſitzen ihr oder ihrer Aeltern Vermögen und die koſtbarſten — Jahre verſchleuderten; die mit beillos verdorbenen Sitten, mit zerſtörter Geſundheit, verwahrloſt an Geiſt und Körper, in den Schoofs ihrer Familien zurückkehrten;" die vielen frommen Stiftungen und Stipendien vermehren das Uebel, indem ſie eine Menge untauglicher Subjecte zum Studiren einladen.

Nachdem Hr. *L.* dieſe Gründe, welche man auch in *Smiths* Werke, den Reſultaten nach, findet, ausführlich aus einander geſetzt hat, zieht er auch mit *Smith* die Folge, dafs es alſo viel vortheilhafter ſeyn würde, wenn ſich der Staat gar nicht des höhern Unterrichts annähme, ſondern die Bedürftigen ſelbſt dafür ſorgen lieſse. Er will den Einwurf von *Meiners*, dafs, fiele die Beſoldung der Lehrer hinweg, der Unterricht nicht nur um vieles vertheuert, ſondern zugleich auch ſchlechter werden würde, nicht gelten laſſen. Denn es würde der Unterricht bey weitem nicht noch einmal ſo theuer bezahlt zu werden brauchen, wenn gleich das Honorar wegfiele, da ſodann den brauchbaren und vorzüglichen Lehrern nicht mehr der Markt von den ſchlechtern verengt würde. Letztere könnten ſich ohne Gehalt gar nicht auf Lehrſtühlen erhalten, und müſsten alſo andere Gewerbe ergreifen. Die beſſern Lehrer könnten dann auf ein volleres Auditorium rechnen; die Zahl der Studierenden würde ſich bey wegfallenden Beneficien zum wahren Vortheil ächter Cultur vermindern, und das Capital, welches die Studien erfodern, würde weit zweckmäſsiger angelegt werden. Auch die Schüler würden ſich dabey beſſer befinden, da 1) mancher das in der Nähe finden würde, was er jetzt in der Ferne ſucht; 2) brauchte er nichts mehr für unnützen Unterricht auszugeben; 3) würde die Theurung des Unterrichts ſie weit mehr zum Fleifse anſpornen, als was jetzt umſonſt gereicht wird; 4) würde die Zeit des Lernens durch gröfsere Zweckmäſsigkeit des Unterrichts abgekürzt werden u. ſ. w. — Eben ſo wenig würde der Unterricht, wenn der Staat keinen Aufwand für den öffentlichen Unterricht machte, ſchlechter werden. Grofse Bibliotheken, Cabinette u. ſ. w. gehörten, meynt er S. 348 ff., nicht weſentlich zu einem guten Unterricht, und lieſsen ſich auch noch beſſer anſchaffen, wenn die Lehrer ſonſt nichts koſteten. Aus Roms und Athens Beyſpiele wird gezeigt, dafs der Unterricht ohne alle Beſoldungen ſehr gut ſeyn könne. Blofs die Volksſchulen ſollen der Aufmerkſamkeit des Staats bedürfen; nur deren Lehrer ſollen eine kleine Beſoldung genieſsen, welche die Bezahlung des Unterrichts den ärmern Claſſen erleichtert.

So wahr und richtig viele von den Bemerkungen ſind, welche der Vf. über den gewöhnlichen Unterricht macht: ſo folgt doch aus allem, was er beybringt, nicht, dafs der Unterricht vollkommen ſeyn würde, wenn er nicht zum öffentlichen Zweck erhoben und durch öffentliche Mittel organiſirt würde. Dieſe Organiſation kann bisher mitunter ſehr ſchlecht geweſen ſeyn; aber ob ſie nicht noch ſchlechter ausgefallen ſeyn würde, wenn alles der Privatwillkür überlaſſen worden wäre, iſt eine grofse Frage. Das Bedürfniſs des Unterrichtes wird von denen, welche ihn noch nicht erhalten haben, nur ſehr ſchwach empfunden, und wird daher von vielen Aeltern nur als ein höchſt überflüſſiges Bedürfniſs angeſehen, das nur zu allerletzt zu befriedigen iſt. Wo nur phyſiſche Bedürfniſſe das Vermögen leicht verſchlingen, da wird Niemand grofse Luſt haben, ſich auf deren Koſten Unterricht zu verſchaffen. Dafs Unterricht etwas Gutes ſey, iſt mehr eine abſtracte allgemeine Wahrheit, ſo wie die Idee der Pflicht. Die Vortheile des Unterrichts liegen zu weit entfernt, ſind zum Theil zweifelhaft, und viele Ungeſchickte finden ihr Brot noch beſſer. Daher würde gewifs der allergröſste Theil des Volks ganz ununterrichtet bleiben, wenn die öffentlichen Koſten den Unterricht nicht erleichterten. Und dieſes würde nicht blofs unter niedrigen, ſondern gewifs auch unter höhern Ständen der Fall ſeyn. Allein viele Aeltern aus dieſer Claſſe ſcheuen ſich, das jetzige geringe Schulgeld für ihre Kinder aufzubringen; wie vielmehr würde alles verwildern, wenn die öffentliche Caſſe gar nicht zu Hülfe käme! — Die Beyſpiele von Athen und Rom beſtätigen eher das Geſagte, als dafs ſie es widerlegen ſollten. Blofs die allerreichſten Bürger genoſſen dort den Unterricht für baare Bezahlung, alle übrigen brachten ihr Leben in der tiefſten Unwiſſenheit hin. Jene betrachteten die Wiſſenſchaften als eine Art von Luxus, der von denen mitgemacht werden muſste, die Geld hatten. Nie konnten dort Kenntniſſe und Aufklärung den Umfang erhalten, welchen ſie dadurch erlangt haben, dafs die Geſellſchaft den Unterricht zum öffentlichen Zwecke erhoben hat. Nur diejenigen Künſte gedeihen, ohne dafs ſich der Staat um ſie bekümmert, am beſten, welche das Geld als ihre unmittelbare Belohnung mit ſich führen. Soll der Geiſt an edlern Wiſſenſchaften, an blofser Vervollkommnung ſeiner ſelbſt Geſchmack finden, ſo bedarf er erſt einer Zubereitung, auf welche der Eigennutz nie etwas wendet. Jene höhere Ausbildung würde daher ohne öffentliche Aufopferungen entweder gar nicht zu Stande kommen, oder ſich doch niemals ausbreiten. Nur da, wo ein Volk ſchon einen ſehr hohen Grad von Aufklärung erlangt hätte, wo Wiſſenſchaft und höhere Cultur ſchon zum allgemeinen dringenden Bedürfniſs geworden ſind, und wo zugleich ein ſo allgemeiner hoher Wohl-

ſtand

Digitized by Google

ſtand herrſcht, daſs jeder noch viel über die phyſiſchen Bedürfniſſe übrig behält; nur da möchte der Unterricht, auch ohne öffentlichen Aufwand ſich erhalten. Würde des Vfs. Idee ausgeführt: ſo würden bloſs in groſsen Hauptſtädten, wo ſich die Reichen zuſammendrängen, Lehr-Inſtitute entſtehen; alle Provinzial-Städte würden nur höchſt ſchlechte Lehrer erhalten, und ihre Jugend ganz vernachläſſigt ſehen.

Unter den zur Beſtätigung ſeiner Behauptung vom Vf. angeführten Factis iſt die aus *Meiners* entlehnte Thatſache, daſs Göttingen die erſte und lange die einzige Univerſität geweſen ſey, wo die öffentlichen Lehrer Cenſur Freyheit genoſſen, ganz falſch; denn die Profeſſores ordinarii der preuſsiſchen Univerſitäten ſind, ſeit ihrer Stiftung, cenſurfrey, und die Profeſſoren in Jena und anderwärts ſind es ebenfalls.

So wie die Lehr-Inſtitute, ſo müſſen auch, wie es aus den Grundſätzen des Vfs. folgt, Religion und Kirche von dem Staate losgemacht werden. Zwar verkennt der Vf. den groſsen Einfluſs der Religion auf die öffentliche Ruhe nicht. Er zeigt ſehr ausführlich, wie ſchädlich die Religion werde, ſo bald ſie in eine herrſchende Kirche verwandelt wird, wie unnatürlich und ſelbſt unmöglich eine ſolche Herrſchaft ſey, ſie mag nun von der Kirche ſelbſt ausgehen, ſo daſs die Kirche den Staat beherrſcht, oder von dem Staate, ſo daſs der Staat die Kirche beherrſcht und den Glauben als Mittel für ſeine Zwecke beliebig modeln will. Durch beides wird die freye Prüfung, die allein zur Wahrheit führen kann, unterdrückt. — Auch nicht ein einziger Grund läſst ſich anführen, — heiſst es S. 400. — aus dem das Recht oder die Nothwendigkeit der Einmiſchung des Staats in die Religions-Angelegenheiten der Unterthanen hervorginge. — Der Staat kann ein ruhiger Zuſchauer bleiben, auch wenn die Religion ſeiner Unterthanen eine ungeſellige tadelhaft ſtrenge Sittenlehre predigt — wenn eine Religionsgeſellſchaft ausſchlieſsend das Volk Gottes ſich nennt. — Hat nur der Staat unwiderruflich beſchloſſen (S. 441.), jede Sekte ſich ſelbſt zu überlaſſen, und ſie zu nöthigen, daſs ſie die übrigen ungeſtört läſſet: ſo kann der blinde und übertriebene Eifer einer jeden — wenig oder nichts ſchaden.

Rec. unterſchreibt dieſes ganze Räſonnement über die Verbindung des Staats und der Kirche, das überall ſchön und gründlich ausgeführt iſt. Und wenn auch Rec. ſich durch die beygebrachten Gründe nicht überzeugen kann, daſs eine jede poſitive Einmiſchung des Staats in Religionsſachen ungerecht ſey, da es wohl Fälle geben kann, wo es rathſam iſt, eine Kirche (verſteht ſich nach den Ideen ihrer Mitglieder) öffentlich zu gründen, welches der Idee des Rechts durchaus nicht zuwider iſt: ſo glaubt er doch, daſs in Anſehung aller Meynungsſachen ein negatives Verhalten von Seiten des Staats überall am beſten wirke. Hiermit aber kann gar wohl beſtehen, daſs der Staat die Einrichtung der Kirchen durch die Communen einer öffentlichen Polizey-Aufſicht unterwirft, und ſie da, wo ſie dem Zwecke des Staats gefährlich werden können, in die Schranken der Ordnung weiſen läſst. Die Beurtheilung deſſen aber, *was* gefährlich ſey, und welche Gegenmittel angewandt werden müſſen, wird immer von dem Grade der Aufklärung der Oberhäupter beſtimmt werden, und die Fehlgriffe, welche die Dummheit thut, werden nicht anders weggeſchaft werden können, als daſs man das Zeitalter aufklärt, und nur ächte Politiker zu Staatsminiſtern erhoben werden. Es ſind vielleicht noch Uebel von denen, welche der Vf. aufzählt, von der ſchlechten Urtheilskraft der Regenten und Miniſter, als aus deren falſchen Principien entſtanden. — Durch ein zweckmäſsiges Regiſter würde die Brauchbarkeit dieſes nützlichen Buches noch ſehr vermehrt worden ſeyn.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

OEKONOMIE.

I. Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Anweiſung zum wirthſchaftlichem Gebrauche des Obſtes in groſsen und kleinen Haushaltungen*, von *Johann Chriſtian Gotthard*. 1805. 168 S. ohne Vorr. u. Inhaltsanzeige. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Vollſtändiger Unterricht in der Erziehung und Behandlung der Obſtbäume vom erſten Keime an bis zu ihrer gänzlichen Vollendung. *Zweyter* Theil, welcher die *Anweiſung zum wirthſchaftlichen Gebrauche des Obſtes enthält*, von *Joh. Chr. Gotthard* u. ſ. w.

II. *Ebendaſ.* b. Ebend.: *Die Bereitung des Obſt-Weines, Obſt-Eſſigs, und Obſt-Branteweins*, von *Joh. Chr. Gotthard*. 1805. 64 S. 8. (4 gr.)

In Nr. I. handelt der *erſte* Abſchnitt in drey Kapiteln von der Bereitung des Obſtweins oder Cyders (Ciders), des Obſteſſigs und des Branntweins. Bey dem *erſten* Kapitel redet der Vf. zuförderſt von dem Apfelweine. Zuerſt macht er die Apfelſorten bekannt, aus denen ſich ein guter Cider bereiten läſst, wohin der edle Winterborſtorfer, der engliſche Goldpeping, die verſchiedenen Arten von Reinetten, der braune, leichte, ſüſse und weiſse Matapfel, der weiſse Paradiesapfel, der Champagner Weinapfel, der Pfund- oder gelbe Tellerapfel, der Edelkönig, der rothe Stettiner oder Roſtocker, der gelbe Herbſtſtettiner, und der kleine Ciderapfel gehören; lauter *Herbſt-* und *Winteräpfel*, die der Vf. den *Sommeräpfeln* vorzieht, weil ſich das Sommerobſt nicht lange hält, die Weingährung wegen erhöheter Temperatur leicht übereilt wird und in die ſaure Eſſiggährung übergeht, und die Sommerfrüchte einen zwar ziemlich angenehmen und *kriebelnden* (des Vfs. eigner Ausdruck), dabey aber nur ſchwachen und blähenden Wein geben. Hierauf zeigt der Vf., wie man die gewählten Aepfel verkleinern und auspreſſen ſoll. Er beſchreibt zugleich dabey die Maſchinen, derer man ſich dazu bedienen kann, ausführlich, und zeigt dann, wie man

Digitized by Google

man den ausgepreſsten Saft zur Weingährung anſtellen, und endlich aus ihn den Wein oder Cider erhalten kann. Bey dieſer Gelegenheit redet er auch von dem Aufbrennen der Fäſſer, und der Miſchung mehrerer Ciderſorten unter einander, wozu auſser den Aepfeln auch andere Früchte, z. B. Schlehen, auch wohl Branntwein gebraucht werden können. So wie vom Obſtweine redet der Vf. von der Bereitung und Gewinnung des Birn- Johannisbeeren- und Holunderbeeren - Weins; ferner von der Verwendung des Obſtes zu Eſſig und zu Branntwein.

Der *zweyte* Abſchn. handelt *von der Verwendung des Obſtes zu Muſs, Eingemachtem und verſchiedenen genieſsbaren Säften.* Im *erſten* Kap. ſpricht der Vf. nicht nur vom Birn- Zwetſchen- und Kirſchmuſs, ſondern ſagt auch das Nöthige über das ſogenannte Zeit- und Dauermuſs. Das *zweyte* Kap. *von der Verwendung des Obſtes zum Eingemachten*, handelt vom Einmachen der Aepfel, der Birnen mit Senf oder Branntwein, der Quitten, der Mispeln, der Pfirſchen, ſowohl der unreifen, als auch der reifen, der Apricoſen, der Zwetſchen oder Pflaumen, der unreifen und der reifen, der Kirſchen, der welſchen Nüſſe, der Kaſtanien, der unreifen Mandeln, der Johannisbeere, der Maulbeere, der Stachelbeere, der Himbeere, der Weinbeere, wo zugleich von der Aufbewahrung der Weintrauben im friſchen Zuſtande geredet wird, und der Hagebutten. Das *dritte* Kap. handelt *von der Verwendung des Obſtes zur Bereitung verſchiedener genieſsbarer Säfte.* Hieher gehöret der Apfel- der Birn- der Quitten- der Apricoſen- und der Kirſch-Syrup, der Kirſchſaft, das Kirſchwaſſer, der Maulbeerſyrup, der Johannisbeerſyrup, das Johannisbeer-Gelée, und Johannisbeer-Julep, das Johannisbeer-Waſſer, ein Waſſer von ſchwarzen Johannisbeeren; das Stachelbeerwaſſer, der Himbeerſaft und das Himbeerwaſſer, das Himbeer-Gelée, der Himbeerwein, der Himbeeressig, der Weinſyrup und die Gallerte von unreifen oder reifen Weintrauben. Was zur Kochkunſt und Zuckerbeckerey im ſtrengſten Sinne gehöret, hat der Vf. weggelaſſen, und nur das vorgelegt, was entweder für ſich allein als Speiſe und Getränk dienet, oder zur Veredlung und Erhöhung anderer Speiſen angewendet werden kann.

Aus welchen Quellen der Vf. bey ſeiner Arbeit geſchöpft habe, hat er nirgends geſagt, auch nicht einmal in der Vorrede einen Wink darüber gegeben. Gleichwohl iſt es nicht anders zu vermuhen, als daſs, wo nicht das mehreſte, doch wenigſtens ſehr vieles in dieſem Buche aus andern Schriften entlehnt ſey. Dieſe Vermuthung beſtätigt unter andern das Nachſchlagen der Krünitziſchen Encyclopädie. Hier findet man unter andern den Johannisbeerwein Th. XXX. das Kirſchmuſs XXXIX., die Kirſchen mit Zucker einzumachen XXXIX. S. 117 f., die Johannisbeere einzumachen XXX. und den Himbeerwein XXII. S. 542. faſt wörtlich. Doch hat der Vf. wenigſtens das Verdienſt, daſs er alles in einem Buche geſammelt, und mit manchen eignen Gedanken, Vorſchlägen und Erfahrungen bereichert hat, was man ſonſt in mehrern Schriften mühſam aufſuchen müſste. In Rückſicht auf den Vortrag hätte der Vf. wohl noch ſorgfältiger und in den Benennungen der Obſtſorten beſtimmter ſeyn ſollen.

Nr. II. iſt ein bloſser Abdruck aus Nr. I., welches nicht bloſs in der Vorrede, ſondern ſchon auf dem Titel hätte angezeigt werden ſollen, um nicht zu einem doppelten Ankaufe einer und derſelben Schrift zu verleiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Göttingen: De privilegio creditorum perſonali.* Diſſ. ioang. Auct. *Bernh. Henr. Fiſter*, Lübec. 1804. 44 S. 4. — Die perſönlichen Privilegien der Gläubiger findet man in dieſer Schrift ſehr gut zuſammengeſtellt. Neues iſt übrigens darin nicht enthalten, auſser was der Vf. §. 3. zur Beſtreitung der gemeinen Meinung von dem abſoluten Vorzugs-Rechte der Leichen-Koſten vorgetragen hat. „Alle (?) Rechtslehrer (*Weſtphal. Pfandr.* §. 147. ausgenommen), ſagt der Vf., behaupten ein abſolutes Vorzugs-Recht der Leichen-Koſten, ſelbſt nach römiſchen Rechten, und gründen ſich auf L. 1. §. 14 D. *de religioſ.* L. 22. §. 9. C. *de jure delib.* L. 26. D. *de religioſ.* und L. 45. D. *eod.* Allein das erſtere Geſetz erlaubt bloſs die *impenſa* und *illata* zu den Begräbniſs-Koſten zu verwenden, wenn ſonſt kein Vermögen vorhanden iſt. In dem zweyten wird zwar dem Erben erlaubt, bey Bezahlung der Erbſchafts-Schulden die Leichen-Koſten vorwegzunehmen, weil ſie als *cauſa neceſſaria* zu betrachten, *quum alias corpora inſepulta jacerent*, welcher Grund aber nicht auf andere nicht zur Beerdigung verbundene paſſe. Das dritte Geſetz beweiſt gar nichts, und wenn gleich das vierte ſagt, daſs die Leichen-Koſten *omne creditum* vorgehen ſollen, ſo können doch die Worte: *omne creditum*, nach andern Stellen, z. B. *Paulus Recept. ſent.* Lib. V. Tit. 12. §. 10. nur von perſönlich privilegirten Forderungen verſtanden werden, folglich gehen die Leichen-Koſten zwar den übrigen chirographariſchen, nicht aber den hypothekariſchen Forderungen vor."

Rec. giebt dem Vf. zu, daſs die L. 26. D. *de relig.* nichts für die gemeine Meinung beweiſt; aber deſto mehr, glaubt er, beweiſen dafür die übrigen Geſetze, wenn ſie in der gehörigen Verbindung erklärt werden. Denn wenn die Leichen-Koſten aus Sachen, die andern verpfändet ſind, genommen werden dürfen; wenn der Erbe ſie bey Auszahlung der Erbſchafts-Schulden, NB. *aller*, vorweg nehmen kann; und wenn es nun ſogar noch von der *impenſa funeris* heiſst: *quae omne creditum ſolet praecedere:* ſo iſt nicht zu begreifen, wie noch jemand daran zweifeln kann, daſs Leichen-Koſten nach römiſchem Rechte abſolut privilegirt ſind. Das Argument der Vfs. bey L. 22. §. 9. C. *de Jure delib.* — *quae vero ratio* etc., iſt durchaus unrichtig. Nicht für den Erben, der den Erblaſſer begraben zu laſſen ſchuldig war, iſt das Privilegium der Leichen-Koſten eingeführt worden, ſondern für ihn, und für jeden andern, der die Leiche beerdigen lieſs, oder zur Beerdigung einen Vorſchuſs leiſtete, und um dieſer Koſten willen ſelbſt. Wenn nun der Vf. zugiebt, daſs L. 22. §. 9. C. *de jure delib. allgemein* ſowohl von chirographariſchen als hypothekariſchen Gläubigern ſpricht, wie konnte er da die Dispoſition der L. 45. D. *de relig.* nach *Paulus Rec. ſent.* — einer Stelle, zu welcher man nur bey gänzlicher Dunkelheit ſeine Zuflucht hätte nehmen können, — auf die chirographariſchen Gläubiger einſchränken.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Industrie und Staatswirthschaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *August Ferdinand Lüder* u. s. w.
2) Paris, b. Agasse: *Recherches sur la nature et les causes de la Richesse des Nations.* Par *Ad. Smith* etc.
3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique,* — — Par *Jean-Batiste Say* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 27. abgebrochenen Recension.*)

In Nr. 2. liefert *Garnier* 1) eine Uebersetzung des Smith'schen Werkes; 2) erläuternde Noten unter dem Texte; 3) eine ausführliche Vorrede im ersten Bande von S. 1 — 127.; 4) eine kurze Nachricht von *Smith's* Leben; 5) einen ganzen Band voll Anmerkungen und Zusätze zu *Smith's* Werke im fünften Theile.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie in allen französischen Journalen als ein Meisterstück gerühmt worden. Wer künftig einmal eine Revision der deutschen Uebersetzung von *Garve* vornimmt, wird sie sehr gut gebrauchen können, da in der That mehrere Stellen viel richtiger von *Garnier* übersetzt sind, als von *Garve* und *Dörrien*, und sich in die Garve'sche Uebersetzung selbst unrichtige Facta eingeschlichen haben, welche blos aus Uebersetzungsfehlern herrühren. So steht z. B. in *Garve* Th. I. S. 219.: „Die Weber — können eben so, wie alle diejenigen, welche ihnen in die Hand arbeiten — ihr Gewerbe in jeder *schottischen Stadt* ganz kostenfrey ausüben. In allen Flecken, die Stadtrechte haben, könne — jedermann Fleisch auf dem Markte verkaufen." Im englischen Texte steht *incorpoarated* und *of corporation*, und *Garnier* übersetzt dieses ganz richtig: *Les tisserands — peuvent exercer leur metiers dans toute ville incorporée*, und nachher: *Dans les villes de corporation toute personne est libre* etc. Nicht aber jede schottische Stadt und jeder Flecken, der Stadtrecht hat, ist *incorporirt*. Denn so heissen nur diejenigen Städte oder Flecken, welche durch ein besonderes königl. Patent *(charter)*; oder vermittelst eines Parlamentsschlusses, oder durch undenklichen Gebrauch gewisse städtische Privilegien erhalten haben, die demnach von dem Innungszwange der übrigen Städte frey geblieben sind.

Die Noten unter dem Texte sind gröfstentheils unbedeutend, und müssen einen deutschen Leser mitunter befremden, da z. B. Hr. *G.* nöthig findet, seine Landsleute, die einen *Smith* in die Hand nehmen, — sogar an zwey Orten, gleichsam als dürfte er es ja nicht vergessen, — zu belehren, dafs Calcutta in Bengalen am Ausflusse des Ganges liege, und dafs es das mächtigste Etablissement der Engländer sey, oder was man *Moscouade* nenne u. s. w. Ein wichtiger Zusatz ist eine Tabelle der Getreidepreise in Frankreich vom 13ten bis zum 18ten Jahrhundert, welche mit mehr Fleifs und Genauigkeit entworfen ist, als diejenige von den englischen Preisen, welche *Smith* aufgenommen hat, in der sich selbst Rechnungsfehler befinden. Ein jeder weifs, wie wichtig eine solche Tabelle für die Schlüsse der Staats-Oekonomie seyn kann, wenn sie genau ist. Daher werden unsere Leser eine Vergleichung beider Tabellen nicht ungern hier lesen. *Smith* hat nämlich 1) seine Tabelle aus *Fleetwood's Chronicum pretiosum* bis auf das J. 1597. entlehnt; die Jahre 1598 — 1601. hat er aus den Listen des Collegiums zu Eaton ergänzt, und aus den letztern ist auch die zweyte Tabelle von 1595 — 1750. genommen. Allein in der Tabelle von Eaton ist ein anderes Maafs zum Grunde gelegt, indem bey derselben 9 Bushel auf den Quarter gehen, da hingegen die Quarters der ersten Tabelle nur 8 Bushels enthalten. Dieses hätte also bey den vier Jahren der ersten Tabelle in Anschlag gebracht werden müssen. 2) Soll eine Tabelle dieser Art fruchtbar werden: so mufs man die übertrieben hohen Preise, welche eine Folge aufserordentlicher Umstände sind, weglassen. Dieses ist aber in der Smith'schen Tabelle nicht geschehen, daher auch seine Mittelpreise nicht zu ganz richtigen Resultaten führen. So hat das Quarter Getreide im J. 1270. 16 Pfd. St. 16 Shill. gegolten, welches nach unserm jetzigen Realwerthe des Geldes über 300 Rthl. preufs. Courant ausmacht. Vielleicht ist die ganze Angabe falsch; und wenn sie wahr ist: so zeigt sie blos die grofse Noth der damaligen Zeit an, giebt aber keinen Begriff von dem Realpreise. Nimmt man also dergleichen Zahlen mit in Rechnung, welche den Mittelpreis bestimmen soll: so führt dieses zu irrigen Resultaten. 3) In Frankreich hat man mehrere Preistabellen gesammelt; die neueste ist nach *Garnier* die von dem Vf. *de la balance du Commerce*, *Dupré de Maure*, welche dieser von *Messance* entlehnt hat. *Messance* aber hat nur die Pariser Preise, von der Mitte des 17ten Jahrhunderts an, angegeben, und diese sind bekanntlich oft erkünstelt gewesen. Denn bey grofsen Theurungen hat die französische Regierung von jeher allerley Zwangsmittel gebraucht, um die Kornpreise auf dem Pariser Markte unter ihrem natürlichen Preise zu halten. In allen Hinsichten ist *Garnier's* Tabelle sehr vervollkommnet, und nach seiner Versicherung mit der gröfsten Sorgfalt und Ge-

Digitized by Google

nauigkeit verfertigt. Die theuren Jahre sind weggelassen; sie geht bis aufs J. 1788.

Was die Vorrede betrifft, so werden die einzelnen Abschnitte derselben einer besondern Anzeige bedürfen, da das ganze Werk wenig deutschen Lesern in die Hände kommen dürfte, und doch mehrere sehr interessante Gegenstände darin abgehandelt werden. Sie enthält:

I. *Eine Vergleichung des physiokratischen Systems mit dem Smith'schen* (S. I — XXIII.), wozu auch noch die Noten XXIX. u. XXXIX. im fünften Bande gehören, worin ebenfalls das physiokratische System erläutert und gerechtfertigt wird. Sowohl das physiokratische als das Smith'sche System werden ihren Grundzügen nach richtig dargestellt. *Garnier's* Urtheil läuft darauf hinaus, dass das physiokratische System, an sich und *in abstracto* betrachtet, vollkommen wahr sey, aber es fehle ihm an praktischer Brauchbarkeit. Der eine Hauptgrund in demselben, dass die Erde die Quelle alles Reichthums sey, und dass nur die Feldarbeit einen *reinen* Ertrag liefere, sey *richtig*, aber ohne sonderlichen Nutzen, weil doch aller reiner Ertrag erst durch die Manufacturarbeit einen Werth erhalte, und letztere überhaupt erst allen Reichthum vollenden müsse; es sey daher die ganze Eintheilung der Arbeiter im physiokratischen Systeme eine müssige Speculation. Der andere Hauptsatz der Physiokraten, dass nämlich die Grundherren von den Früchten des Bodens alle übrigen Einwohner im Staate bezahlen, folglich auch alle Abgaben für sie entrichten müssten; dass also eine einzige Grundabgabe die geringste Abgabe seyn würde, sey auch vollkommen wahr: aber andere Umstände machten eine solche Territorial-Abgabe dennoch verwerflich. Denn nicht gerade die kleinste Abgabe werde ein kluger Staatsmann wählen, sondern die, welche mit Lust, unmerklich in kleinen Theilen u. s. w. gegeben wird, und dieses sind die indirecten Abgaben. Hierin sey also die Theorie der Physiokraten unvollständig, folglich nicht brauchbar.

Das Smith'sche System sey dagegen viel praktischer. Jene hätten die politische Oekonomie in eine Physik verwandelt, und blos die allgemeinen Gesetze dessen, was da ist, aufgesucht. *Smith* aber habe sie als moralische Wissenschaft vorgetragen, so dass sie Anweisung enthalte, wie die menschlichen Institute zu verbessern und zu vervollkommnen wären; aber es könnten seinem Systeme die physiokratischen Grundsätze allenthalben untergelegt werden, obgleich nicht alle ihre Anwendungen und Folgen, die oft unrichtig wären. Die *Arbeit* nämlich, als Quelle alles Reichthums betrachtet, sey ein viel pragmatischerer Grundsatz in der Staatswirthschaft, als die *Natur*, an welche letztere sich die Physiokraten allein halten, da letztere ganz unabhängig gig von der menschlichen Willkür wirke, erstere aber durch dieselbe ganz und gar modificirt werde. Da die Producte eines Volks um so grösser seyn werden, je mehr die Arbeit zunimmt: so wird die politische Oekonomie nach *Smith's* Systeme hauptsächlich zu zeigen haben, wie Zunahme der Arbeit zu befördern sey. Es kann aber dieses theils *intensive*, durch Vermehrung der Geschicklichkeit und des Fleisses, durch Vertheilung der Operationen und durch Maschinen; theils *extensive*, durch Vermehrung der Zahl der Arbeiter geschehen. Letzteres kann der Staat hauptsächlich durch Erweiterung des Marktes befördern, indem er Strassen anlegt, Schifffahrt begünstigt, ein gutes Münzsystem einführt, und auf treue Erfüllung aller Contracte hält. Das Volk erweitert die Zahl der Arbeiter hauptsächlich durch die sich bey ihm sammelnden Capitalien, welche durch die Vervollkommnung der Arbeit nach und nach erzeugt werden, welches um so rascher gelingt, je freyer alle Gewerbe bleiben, und je weniger der Staat der Industrie Hindernisse in den Weg legt.

Auf diesen wenigen Gründen beruhet nach *G.* das ganze Smith'sche System.

Smith, sagt *G.* (in der Note XXIX. T. V. S. 264.), ist mit den Physiokraten den Grundsätzen nach vollkommen einig, und sein System ist im Grunde das physiokratische. Seine *Landrente* ist nichts anders, als der *reine* Ertrag der Physiokraten; auch nach ihm ersetzt die Manufacturarbeit blos den Werth ihrer Consumtion, wobey er sich aufs 2te Buch Kap. 5. des Smith'schen Werks beruft; auch nach ihm geben Handel und Manufacturen nur einen unsichern und vorübergehenden Reichthum des Landes, und können nur durch Sparsamkeit die Schätze vermehren; auch aus seinen Grundsätzen folgt, wie Note XXXIX. beweisen soll, dass alle Abgaben zuletzt von der Grundrente oder dem innern Einkommen des Landbaues allein getragen werden. Kurz *Smith* geht ganz von physiokratischen Grundsätzen aus, und endigt in physiokratischen Resultaten. Der Unterschied zwischen beiden Systemen beruht auf folgenden Punkten.

Die Physiokraten betrachten die Staats-Oekonomie ganz *in abstracto*. Sie stellen derselben Grundsätze *absolute* auf, ohne auf die Absonderung des Interesses der verschiedenen Nationen Rücksicht zu nehmen. Sie betrachten die ganze Welt gleichsam als eine einzige Nation, und zeigen, wie sich dann die Reichthümer bilden würden, wenn gar keine Rivalität zwischen den verschiedenen Nationen existirte, und wenn unter den Gliedern selbst keine Leidenschaft herrschte, sondern jedermann die Sache gleichsam *a priori* nach Grundsätzen betrachtete. — *Smith* hingegen stellt diese Grundsätze *relative* auf, und nimmt stets Rücksicht auf die wirklich vorhandenen Verhältnisse der Völker, so wie auf die Leidenschaften und wirkliche Denkungsart der Menschen. Er zeigt immer, wie der Reichthum unter wirklichen Nationen, es sey den Engländern oder andern, sich bilden und vermehren werde. Die Physiokraten stellen also mehr eine speculative, *Smith* eine pragmatischere Wissenschaft auf.

Unter der letztern, nämlich der relativen, Ansicht ist es klar, sagt *G.* weiter, dass Handel und Manufacturen eine Nation eben sowohl und noch eher reicher

Digitized by Google

reicher machen können, als der Ackerbau eine andere. Ein fleifsiges und reiches Volk, welches das Glück einer guten Regierung genieſst, wird dieſe Art Arbeiten viel wohlfeiler und vollkommener verrichten, als andere, und wird dafür rohe Producte in groſser Menge erhalten, indem fremde noch unwiſſende Völker den Werth jener Kunſtproducte nicht nach der Arbeit ſchätzen, welche ſie gekoſtet hat, ſondern welche ſie koſten würde; und ſo wird das Manufacturland für ein Kunſtproduct, das ihm einen Tag Arbeit koſtet, oft das Product von vier oder fünf Tagen in rohen Materien erhalten. Natürlich wird es dadurch ſehr profitiren. Dieſes iſt aber von den Phyſiokraten auch nicht beſtritten worden. Sie behaupten nur, daſs ein ſolches Volk in Anſehung ſeines Erwerbs doch immer nur von der Unwiſſenheit anderer Völker abhange, und daher eine prekäre Quelle des Reichthums habe; daſs es alſo in die gröſste Noth gerathen müſſe, ſo bald dieſe Quelle verſiegt, und andere Völker klüger werden, oder irgendwo wohlfeiler kaufen können. Es bleibt alſo die *Erde* immer die einzige Quelle des Reichthums, und *Arbeit* iſt nur ein Mittel, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen.

Aus jenem allgemeinen und abſoluten Geſichtspunkte betrachtet, beſteht der Reichthum allein aus den Dingen, welche von der Natur die Eigenſchaft erhalten haben, die menſchlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Dieſe Eigenſchaft allein macht den *innern* Werth der Dinge aus. Alle Arbeiten, die man daran wendet, alle Tauſche geſchehen um dieſes innern Werthes willen. Dieſer Werth ändert ſich durch keine Arbeit, durch keinen Transport; ihn bezahlt der Conſument allein; alle, die noch etwas an der Sache verrichten, ſchieſsen nur vor, und der Conſument muſs zuletzt alle dieſe Vorſchüſſe erſetzen. Aber vermehrt wird die Maſſe des Reichthums durch alle Arbeiten nicht. Hat die Natur ſie einmal erzeugt, dann iſt alles nur Tauſch, keine menſchliche Kraft kann noch etwas hinzufügen. Die Geſellſchaft kann dann mit einer Spielgeſellſchaft verglichen werden. Was jeder gewinnen kann, muſs ſchon in den Taſchen der Spieler vorhanden ſeyn. Alles kommt bloſs darauf an, durch Glück oder Geſchick ſich des Geldes eines andern zu bemächtigen. So ſind die nützlichen Erdfrüchte die vorhandenen einzigen Schätze, Kunſtarbeiten und Dienſte nur die Mittel, ſie ihren Beſitzern abzunehmen, und ſich einen Theil davon zuzueignen.

Dieſe Sätze, meynt *G.*, wären zwar metaphyſiſch, aber an ſich evident; ſie hätten aber auch bey ſonſt ſcharfſinnigen Köpfen keinen Eingang gefunden, weil ſie dem gewohnten Gange der Begriffe zuwider geweſen wären. Man habe nur die Schätze und Reichthümer der handelnden Nationen vor ſich geſehen, nicht aber bedacht, daſs dieſe doch auch nur aus der Taſche ferner unwiſſender Nationen herausgeſpielt worden wären. Vielleicht ſey auch die Eitelkeit vieler durch *Quesnay's* Syſtem beleidigt worden, da ſie ſich in die Klaſſe *ſteriler* Arbeiter verſetzt ſahen, und ſich noch etwas Schlimmeres bey dieſem Worte dachten, als es eigentlich ſagen will. Auch *Smith* thue den Phyſiokraten Unrecht, und ſtelle ihr Syſtem mangelhaft und falſch dar, aber im Grunde ruhe ſein ganzes Syſtem auf phyſiokratiſchen Grundſätzen.

Smith, ſagt *G.*, bekümmert ſich weniger um die abſtracte Darſtellung metaphyſiſcher Grundſätze, als um ihre Anwendung aufs gemeine Leben. Daſs Handel und Manufacturen den Reichthum vermehren, giebt er als Factum zu; die Macht, welche beide vervollkommnet, iſt die *Arbeit*. Dieſe iſt alſo ſein erſtes Prinzip; und nun zeigt er bloſs, wie dieſe Macht zu vermehren ſey, welches er in zwey Theilen, worein ſein ganzes Werk zerfällt, abhandelt. In dem erſten ſucht er die Urſachen der Vervollkommnung der Arbeit auf, in dem andern handelt er vom Capitale, als dem Mittel, die Arbeit zu erweitern, und alſo die Schätze zu vermehren. Die Erde wird in dieſem Syſteme als eine groſse Manufactur betrachtet, worin die Natur mit dem Menſchen gemeinſchaftlich arbeitet, und die ein Product giebt, wofür ſie keinen Lohn erhält. *Smith* bekümmert ſich nicht um den *innern*, ſondern um den *repreſentativen* Werth, der durch den Grad der an das Ding gewandten Arbeit entſteht und den *Tauſchwerth* ausmacht. Dieſer beſchäftigt auch die Aufmerkſamkeit der Menſchen allein. Die Phyſiokraten werfen bloſs einen allgemeinen philoſophiſchen Blick auf das groſse Spiel der Geſellſchaften; *Smith* entwickelt die Principien dieſes Spiels, und zeigt deſſen wahre Regeln. So muſste alſo dieſe Theorie ſich freylich durch ihre verſchiedenen Zwecke unterſcheiden und die Wahrheit in einer verſchiedenen Ordnung vortragen. Nach den verſchiedenen Anſichten aber, die man erwählt, iſt jedes dieſer Syſteme wahr. Es iſt kein Widerſpruch zwiſchen ihnen. Man kann die Theorie der Phyſiokraten als weniger nützlich verwerfen, aber man kann ihr keine Irrthümer Schuld geben. Beide Syſteme beſtätigen die Grundſätze beider, ſo wie ſich die Beobachtungen zweyer Aſtronomen, die von zwey entgegengeſetzten Seiten der Erde den Himmel betrachten, einander bekräftigen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im L. Induſtrie-Comptoir: ***Abbildungen und Beſchreibungen der foſſilen Knochen des Höhlenbären***, von *J. C. Roſenmüller* u. ſ. w. ***Deſcriptions des os foſſiles de l'Ours des Cavernes***, avec figures, par *J. C. R.* 1804. IV u. 22 S. Imperialfol. mit 8 Kpft. im näml. Format u. einer Vignettentafel. (5 Rthlr.)

Bekanntlich hat Hr. *R.* ſchon zweymal einige Bemerkungen über foſſile Knochen bekannt gemacht; hier theilt er nun die Beſchreibung der Höhlenbärenknochen, nebſt ganz vortrefflichen Abbildungen derſelben, wovon der Stich dem Hn. *Schrödter* in Leipzig viele Ehre macht, mit. Die Abhandlung iſt in

drey

Digitized by Google

drey Kapitel getheilt: 1) von der Lagerſtätte der Knochen; 2) Beſchreibung aller bisher gefundenen Knochen des Skelets; 3) Auflöſung verſchiedener dieſe Knochen betreffenden Fragen.

Nur in Höhlen werden dieſe Knochen gefunden (beſonders in den Höhlen um Gailenreuth). Sie ſind mit andern Thierknochen, z. B. vom Löwen, Wolfe, Fuchſe, Pferde, Ochſen, Schafe, Hirſche, Rehe und von Nagethieren, vermengt, aber die Bärenknochen ſind in der Zahl überwiegend. (Knochen von Elephanten, Rhinoceros und von Seethieren kommen, dem Vf. zufolge, dort nicht vor.) Dieſe verſchiedenen Knochen ſind zu verſchiedenen Zeiten in den Zuſtand gekommen, worin man ſie findet. Löwen-, Bären- und Wolfsknochen ausgenommen, ſind die übrigen erſt in ſpätern, vielleicht in ganz neuern, Zeiten hinzugekommen. Alle dieſe Knochen ſind übrigens nur Incruſtate, keine Oſteolithen. Merkwürdig iſt, daſs alle Höhlen, welche in den Kalkgebirgen zu Muggendorf vorkommen, an dem Ufer der *Wieſent* liegen, und daſs nur die nach Süden liegenden Höhlen die Knochen des Höhlenbärens enthalten. — Die Bären, denen dieſe Knochen gehörten, müſſen alle jetzt bekannten Arten an Gröſse weit übertroffen haben; der Vf. vermuthet, daſs die jetzt noch exiſtirenden Bären vielleicht eine Abart von jenen ſeyn könnten. Die Meinung, daſs die Thiere in den Höhlen geſtorben ſeyen, wo man ſie findet, nicht durch eine gewaltſame Revolution, z. B. von Waſſerfluthen da zuſammen geſchwemmt wären, iſt uns, ſelbſt bey den in den andern Schriften des Vfs. über denſelben Gegenſtand aufgeſtellten Gründen, doch unwahrſcheinlich. Die Kupfer wird jeder Naturgeſchichtsforſcher mit Intereſſe und Vergnügen durchſehen. Die Titelvignette zeigt einen um den dritten Theil verkleinerten Schedel des gröſsten Höhlenbären im Profil von der rechten Seite. Taf. I. iſt ganz beſonders ſchön, und enthält das in natürlicher Gröſse gezeichnete Profil des Schedels von der linken Seite. Taf. II. Schedel von oben, wie alle übrigen Figuren, in natürlicher Gröſse. III. Schedel von unten. IV. Das Becken von oben; der erſte und zweyte Halswirbel von vorn und von der Seite, und ein Lendenwirbel von der Seite. V. Das Becken von hinten, die Schienbeinröhre und die Kinnlade. VI. Das Becken von der Seite, Hals- und Rückenwirbel, die Speiche und die Ellbogenröhre. VII. Der linke Oberarm und der rechte Schenkel. Taf. VIII. endlich ſtellt die Knieſcheibe und Fuſs- und Hand-Wurzelknochen vor. — Daſs nicht alle Knochen des Skelets hier abgebildet ſind, kann man dem Vf. nicht zur Laſt legen, da die übrigen noch nicht aufgefunden worden ſind. Wenn das Publicum dieſe Abbildungen günſtig aufnimmt, ſo will der Vf. eben ſolche Abbildungen der *foſſilen Löwenknochen* folgen laſſen.

Salzburg, a. K. d. Herausg.: *W. Hechenberger's Salzburgiſche Giftpflanzen.* — *Erſtes* und *zweytes* Heft, mit 12 getrockneten Giftgewächſen. 1804. 6 Bog. fol. (12 gr.)

Da, nach allgemein bekannter Erfahrung, gut getrocknete Pflanzen zur Kenntniſs derſelben weit beſſer geeignet ſind, als Kupfertafeln und Beſchreibungen, insbeſondere für Kinder und Dilettanten: ſo verdienen auch dieſe Hefte um ſo mehr Empfehlung, da die Auswahl der Exemplare ſehr genau und die Auftrocknung mit vielem Fleiſse veranſtaltet worden iſt. In dem *erſten* Hefte befinden ſich: *Solanum Dulcamara*, *Solanum nigrum*, *Aethuſa Cynapium*, *Euphorbia Peplus*, *Euph. Cyparissias*, und *Aconitum Napellus.* — Das *zweyte* Heft enthält: *Cyclamen europaeum*, *Colchicum autumnale*, *Daphne Mezereum*, *Paris quadrifolia*, *Euphorbia exigua*, *Datura Stramonium.* — Der beygefügte kurze Text bezieht ſich auf die Namen der Gewächſe, auf Wohnorte und auf die giftigen Eigenſchaften. Hr. *H.* äuſsert, daſs er am Schluſſe des Werks ſich hierüber vollſtändiger erklären werde, welches uns aber überflüſſig zu ſeyn ſcheint, da bey dieſem Werke die Pflanzen ſelbſt die Hauptſache ausmachen, und einer weitern Erklärung nicht bedürfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Breslau*, b. Barth jun.: *Einzelne mit Theilnahme angehörte Stellen aus Predigten*, von *D. Joh. Timoth. Hermes.* 1804. 64 S. 8. (4 gr.) — Rec. wünſchte recht ſehr, den Gedanken, nur *Fragmente* von Predigten drucken zu laſſen, mehr verbreitet zu ſehen. *Tobler* u. a. hatten ihn vorzüglich angeregt, aber ſie haben nur wenig Nachahmer gefunden. Hr. Obereonſiſtorialrath *Timoth. Hermes* zu Breslau nimmt ihn wieder auf, und will ſeiner Gemeinde die ihm nach ſeiner Ueberzeugung gelungenſten Stellen aus ſeinen Predigten, in einzelnen Heften, geben, wenn anders der vorliegende Beyfall findet. Es ſind wirklich einige recht treffliche Stellen darunter, worin Gedanken, die nicht zu den gemeinen und alltäglichen gehören, doch recht gut und verſtändlich, welches Hr. *H.* vorzüglich beabſichtigte, ausgeſprochen ſind. Ueberdieſs hat er ſich weniger als ſonſt in dieſen Fragmenten von der Liebe zum Sonderbaren überraſchen laſſen; und ſelbſt da, wo ihm dieſs begegnet zu ſeyn ſcheint, z. B. in dem Fragmente über den hohen Werth, den die Menſchheit Jeſu vor Gott hatte, kann man dem Geſagten eine weniger auffallende Deutung leicht unterlegen. Rec. wünſcht die Fortſetzung, und hofft, daſs ſich keiner der Leſer durch das erſte Fragment, welches der Ueberſchrift: Ueber die Gewiſsheit der Auferſtehung Jeſu, gar nicht entſpricht, — ob es gleich aus einer Predigt über dieſs Thema genommen ſeyn mag, — und überhaupt von keinem ſonderlichen Belange iſt, wird abſchrecken laſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Induſtrie und Staatswirthſchaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *Auguſt Ferdinand Lüder* u. ſ. w.
2) Paris, b. Agaſſe: *Recherches ſur la nature et les cauſes de la Richeſſe des Nations.* Par *Ad. Smith* etc.
3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique, — — Par Jean-Batiſte Say* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 28. abgebrochenen Recenſion.*)

Garnier hat darin Recht, daſs das phyſiokratiſche Syſtem von vielen verkannt iſt, daſs die mehreſten Kritiken deſſelben auf Miſsverſtande beruhen, und daſs man ſich nicht ſo ſehr um die ächten Grundſätze deſſelben bekümmert, als über einige zweydeutige Ausdrücke geſtritten und einige paradoxe Nebenſätze des Syſtems angefochten hat, daſs der Streit, ſo wie er bisher geführt worden iſt, mehr auf einen Wort- als Sachſtreit hinausläuft. *G.* hat ferner Recht, wenn er behauptet, daſs auch *Smith* mehr die Worte als das Weſen des phyſiokratiſchen Syſtems vortrage und angreife, und daſs er ſich ſelbſt für das erſte Hauptprincip derſelben, daſs nämlich nur die Landarbeit einen *reinen* Ertrag gebe, erklärt hat, obgleich *Smith* keinen weitern Gebrauch von dieſem Satze macht; da hingegen die Phyſiokraten ihn zum Grundſatze erheben und alle ihre übrigen Sätze darauf bauen. In *Smiths* Theorie iſt es nur ein Nebenſatz, der aufgegeben werden kann, ohne daſs deshalb *Smiths* Syſtem leidet; in dem Phyſiokratismus iſt es aber der Hauptſatz, mit welchem ihr ganzes Syſtem ſteht oder fällt. Er hat hier eine viel weitere Ausdehnung als bey *Smith.* Denn die Phyſiokraten behaupten, wie auch *Garnier*, daſs die Erde *alles*, die Arbeit *nichts* liefere; die Arbeit verzehrt nur. Wird ſie auf Cultur des Bodens verwandt: ſo verzehrt ſie nicht ihr ganzes Product, ſondern läſst etwas übrig; dieſes iſt der *reine* Ertrag, womit alle andere Arbeiter und Müſsiggänger ernährt werden müſſen, und dieſe können durch alle ihre Künſte doch nicht mehr, als den Werth dieſes reinen Ertrages, den ſie damit eintauſchen, hervorbringen. Folglich iſt die Landarbeit die einzige, welche den Reichthum vermehrt. Die Smithſche Behauptung geht dagegen bloſs dahin, daſs die Landarbeit zwar ein gröſseres, aber Manufactur-Arbeit und Handlung ebenfalls ein reelles, obgleich nicht ſo groſses Gut *urſprünglich* erzeugen. Die Manufactur-Arbeit liefert nach ihm von der Landarbeit unabhängige und neben den rohen Producten exiſtirende Güter, welche für ſich beſtehende Werthe ausmachen. Dieſes iſt aber eine dem phyſiokratiſchen Syſtem ganz widerſprechende Behauptung. Uebrigens hat *Smith* ſich nirgends auf eine Vergleichung ſeines Syſtems mit dem phyſiokratiſchen eingelaſſen; und ſowohl ſeine Darſtellung als die Widerlegung deſſelben ſind ſehr oberflächlich, ob man gleich aus dem ganzen Werke deutlich merkt, daſs er von mehrern zu ſeiner Zeit in allen Blättern laut geprieſenen Principien dieſes Syſtems geleitet worden iſt, und mehrere derſelben auch in ſeine Theorie aufgenommen hat, die eine ſtrenge Prüfung nicht aushalten. Dahin gehört

1) der Satz, daſs *Sicherheit* der alleinige Zweck des Staats ſey, und daſs ſich der Staat ſchlechterdings in den Gebrauch des Privat-Eigenthums nicht einmiſchen könne. Rec. hat ſchon bey der Anzeige des Lüderſchen Werks das Unrichtige von dem *erſten* Theile dieſer Behauptung gezeigt. Aber auch der *zweyte* Theil derſelben iſt falſch. Denn da das Privat-Eigenthum überall nur etwas Bedingtes iſt, und nur in ſo weit von der Vernunft geſtattet werden kann, als dadurch die Subſiſtenz anderer nicht unmöglich gemacht wird: ſo muſs der Staat dem Gebrauch des Eigenthums da allenthalben Schranken ſetzen können, wo die Subſiſtenz anderer dabey in Gefahr kommt. Auf den falſchen Begriff eines *abſoluten* Eigenthumsrechtes bauen *Smith* und andere bis auf *Reimarus* und *Norrmann* ihren Beweis von dem abſoluten Unrechte der Einſchränkung der Freyheit des Getreidehandels, der daher mit jenem Begriffe ſelbſt über den Haufen fällt.

2) der Satz, daſs der Landbau einen gröſsern Ertrag gebe, als die Manufactur-Arbeit, wozu er allerdings durch die Behauptung der Phyſiokraten, daſs er allein einen *reinen* Ertrag liefere, verleitet worden zu ſeyn ſcheint. Allein es iſt a) dieſer Hauptgrundſatz der Phyſiokraten falſch, ſo ſehr auch *G.* deſſen Evidenz rühmt. Der Hauptgrund für den Satz wird darin geſetzt, daſs zuerſt bloſs die Landproducte das *Quantum* der Reichthümer erzeugten, die Manufactur-Arbeit ihnen bloſs andere Formen gebe, und die Kaufmannsarbeit es vertauſche, wodurch alſo nichts zum Quantum hinzukäme; und daſs zweytens die Manufactur-Arbeit bloſs Arbeitslohn und Capitalgewinn, die Landarbeit aber noch aufser dieſen beiden Beſtandtheilen eine *Rente* ohne alle Arbeit, alſo einen *reinen* Ertrag gebe. Beides iſt aber grundlos. Denn was den erſten Satz betrifft, ſo kommt es bey dem Reichthume gar nicht auf das *Quantum* oder die *Maſſe*, ſondern auf den *Werth*, d. h. auf die Brauchbarkeit zur Stillung der Bedürfniſſe an. Nur

Digitized by Google

der bringt ein wahres Gut hervor, der einer Subſtanz eine nützliche Form giebt; das Weſen des Reichthums beſteht in der Form der Materie. Da vermehrt aber allerdings die Kunſtarbeit das Quantum, nämlich *quantitatem qualitatis*, oder den Werth der Dinge, nicht blofs den Tauſchwerth, ſondern den Nutzwerth. Der Reichthum wird gerade eben dadurch vermehrt, dafs die Arbeit die Form ändert, und da die Arbeit ſelbſt ein Mittel iſt, viele Bedürfniſſe zu ſtillen: ſo iſt es auch ganz falſch, wenn die Phyſiokraten behaupten, dafs alle Arbeit zuletzt durch Landproducte vergütet werden müſſe und nicht mehr werth ſey, als die rohen Producte des Landes, wodurch daher alles, was in demſelben geſchieht, ausgeglichen werden müſſe. Denn da das, was der Menſch zur Stillung ſeiner Bedürfniſſe gebraucht, nur dem kleinſten Theile nach in rohen Producten beſteht, und das, was er davon braucht, etwa mit dem vierten Theile der gemeinſten Arbeit eines Jahres gewonnen werden kann: ſo kauft die Claſſe der Manufacturiſten und der übrigen Arbeiter ſchon vielleicht mit dem vierten Theile, oder höchſtens der Hälfte ihrer Producte, die ihnen nöthigen rohen Materialien; der übrige Theil derſelben hat einen von den Ackerfrüchten ganz unabhängigen Werth, und wird theils zum gegenſeitigen Eintauſch der Kunſtproducte und perſönlichen Dienſte untereinander, theils zur eignen Conſumtion, theils zur Anhäufung von Capitalen verwandt. Nichts iſt daher unrichtiger, als der Satz, dem *G.* eine ſo groſse Evidenz beylegt, dafs nämlich nicht mehr Arbeit in einem Lande geſchehen könne, als die Maſſe der in demſelben erzeugten oder anderwärts eingeführten rohen Producte werth ſey. Eben ſo falſch iſt aber auch die Behauptung, dafs nur Ackerbau einen *reinen* Ertrag gebe. Denn ſo gut wie der Ackerbeſitzer mit ſeinem Acker ein Monopol treiben kann, ſo gut kann es der Künſtler mit ſeinem Talent, ſeiner Geſchicklichkeit u. ſ. w. Der Grundherr kann den Unternehmer und Arbeiter zwingen, ihm einen Theil des Products als Rente blofs deshalb, dafs er Herr des Ackers iſt, abzugeben. Aber ein geſchickter Künſtler und Manufacturherr thut daſſelbe, nur dafs er ſeinen Acker in ſich hat, da der Grundherr ihn aufser ſich hat. Der Werth, den eine Manufactur hervorbringt, theilt ſich zwiſchen den Arbeitern, Capitaliſten und Unternehmer. Der Unternehmer ſpielt hier eine doppelte Rolle und nimmt den reinen Ertrag, die Rente für ſeine Geſchicklichkeit, zugleich mit ein. Hätte er einen Theil dieſer Geſchicklichkeit nicht ſelbſt: ſo müfste er mit dieſem (etwa einem Mechaniker, Gelehrten u. ſ. w.), der dann dem Getreidefelde, das er pachten mufs, analog wäre, theilen. Gewöhnlich bringen gute Fabriken den Unternehmern einen viel gröfsern Gewinn als Ackerbau, und da auch ein Feld in der Regel viel Grundauslagen erfordert, ehe es eine anſehnliche Rente trägt, und die Zinſen dieſer Auslagen ſich mit in der Rente verſtecken: ſo iſt noch dazu das, was der Boden als blofse Natur giebt, gewöhnlich ſehr geringe, und die blofse Natur des Menſchen (eine gute Stimme, groſse oder ſchöne Geſtalt) wird viel theurer bezahlt, als die Rente eines Stücks Erde von groſsem Umfange. Wollte man ſagen, dafs alles dieſes doch erſt durch den Ueberfluſs des Getreides einen Werth erhalte: ſo gilt dieſes umgekehrt eben ſo. Denn auch das Getreide erhält erſt dadurch einen Werth, dafs andere Güter vorhanden ſind, welche deſſen Beſitzer begehren. Hieraus folgt aber auch b) dafs der Satz nicht einmal nach der Smithſchen Modification, dafs nämlich der Landbau den Reichthum mehr vermehre, als die Manufactur-Arbeit und der Handel, in ſeiner Allgemeinheit richtig ſey. Denn es giebt viele Arbeiten, deren Product, bey gleichem Capitale und bey gleicher Quantität Arbeit, gröſser, d. h. mehr werth iſt, als das Product des Landbaues. Eben ſo wenig iſt aber auch

3) die Behauptung gegründet, dafs alle Abgaben zuletzt allein von dem reinen Ertrage des Bodens gegeben werden. *G.* ſucht dieſes von neuem ſehr weitläufig in der XXXIXſten Note zu zeigen und darzuthun, dafs dieſer Satz ebenfalls aus *Smiths* Syſteme folge und in ſeinen Ideen liege, und dafs daher ſeine, dem Scheine nach abweichenden, Vorſtellungen danach berichtigt werden müſſen. Alles läuft natürlicherweiſe darauf hinaus, dafs doch alle Lohnarbeiter ihren Lohn zuletzt von dem Grundertrage empfangen müſsten, ſie folglich auch die Abgabe blofs von demſelben bezahlen könnten. In jener Vorausſetzung aber liegt eben der Fehler. Denn die Feldfrüchte bezahlen nur *einen* Theil der Arbeit, die geſchieht, ein *andrer* Theil wird mit Arbeit unmittelbar bezahlt, deren Hervorbringung von dem Werthe der rohen Producte ganz unabhängig iſt. Uebrigens iſt die neue Art, wie *G.* das phyſiokratiſche Syſtem in Schutz nimmt und mit den indirecten Auslagen zu vereinigen weifs, ſehr intereſſant zu leſen, und verdiente wohl in einem deutſchen Journale eine Aufbewahrung.

II. Giebt die Vorrede eine ſehr zweckmäfsige Inhalts-Anzeige des ganzen Smithſchen Werks, um die Lectüre deſſelben zu erleichtern, welche durch die Smithſche Methode äuſserſt erſchwert ſey. *On ne peut pas ſe diſſimuler*, heifst es S. XXIV., *que le défaut, tant de fois reproché aux ecrivains anglais de manquer de methode et de negliger, en traitant les ſciences, ces formes didactiques, qui ſoulagent la memoire du lecteur et guident l'intelligence, ſe fait ſurtout ſentir dans les Recherches ſur la richeſſe des Nations.*

III. *Eine Parallele zwiſchen dem Reichthum von Frankreich und dem Reichthum von England nach Smithſchen Principien*, LIX — CXII. So ſchwierig dergleichen Berechnungen ſind und ſo wenig man auf ihre Reſultate bauen kann: ſo gewährt doch dieſer Aufſatz wegen der Anwendung der darin herrſchenden Principien und mancher Thatſachen ein groſses Intereſſe. Man kann, ſagt *G.*, den Reichthum der Nationen von einer zwiefachen Seite erwägen und vergleichen, einmal, wenn man blofs die natürlichen Mittel, die eine Nation in ihrer Gewalt hat, zu Reichthum zu gelangen, in Betrachtung zieht, ohne darauf zu ſehen,

Digitized by Google

hen, wiefern sie dieselben bisher wirklich benutzt hat; das andere mal, wenn man den wirklichen gegenwärtigen Reichthum, die Masse der Güter, die sie in dem jetzigen Augenblicke besitzt, betrachtet. Den erstern nennt er *richesse foncière*, Grund-Reichthum, den letztern *opulence*, Güter-Reichthum. Der erstere besteht aus Grund und Boden und der Volksmasse. In dieser Hinsicht leidet es keinen Zweifel, dass Frankreich viel reicher ist, als England, und *G.* bringt S. LIII. heraus, dass sein Vaterland hierin England sechsmal übertreffe.

Den Güter-Reichthum *(opulence)* zu schätzen, ist freylich sehr schwer. Er besteht aus allen Capitalen, welche in den Grundstücken, Manufacturen, Schifffahrt, Handel u. s. w. stecken, und läfst sich nur unsicher und ungefähr finden. *G.* macht zur Einleitung seiner Berechnung über *Youngs* und anderer Angaben mehrere kritische, sehr gegründete Bemerkungen. Schlägt man nämlich die Güter zu einem Geldpreise an: so fällt dieser in einem Lande, wo indirecte Abgaben alle Waaren beschweren, wie in England, viel höher aus, und man mufs also, um den Realwerth zu finden, diese Auflagen, die in England gewifs ¼ des Werths der Waaren betragen, abziehen. Alle Geldsummen fallen daher in den englischen öffentlichen Rechnungen um 25 p. C. gröfser aus, als der wahre Werth dessen beträgt, was sie vorstellen, und sie bringen viele Summen unter *Sollen* und *Haben* zugleich: denn der Etat der öffentlichen Einnahme enthält einen grofsen Theil der öffentlichen Ausgabe mit, da die Regierung selbst viele der indirecten Abgaben bey ihrer Consumtion bezahlen mufs; und der Etat der Ausgabe enthält wieder einen grofsen Theil der Einnahme, da die Regierung von ihren Rentenirern, Pensionären und Besoldeten, so wie von ihren eignen Consumtions-Artikeln einen starken Theil der Summe zu ihrem Aufwande hebt. Dieses ist in Frankreich viel weniger der Fall, weil daselbst die indirecten Auflagen dieser Art unbedeutend sind. Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, glaubt *G.*, den Datis zufolge, welche *Young*, *Smith* u. a. geben, das rohe Product des Bodens in England *höchstens* zu anschlagen zu können; das Total-Product der Manufacturen zu den ganzen Handelsprofit zu

	80,000,000 L. St.
	30,000,000
	10.000,000
Das Total-Einkommen wäre also	120,000,000 L. St.

G. zeigt aus mehreren Gründen, dass dasselbe zwar niedriger, aber gewifs nicht höher seyn könne. Es setzt dieses Einkommen ein Capital von 1200 Millionen L. St. voraus, das grofse fixe Capital, was daneben in den Consumtions-Artikeln steckt, nicht gerechnet, welches gewifs fast eben so viel betragen müfste. — Nimmt man zehn Millionen Einwohner für England an (jede gröfsere Summe hält *G.* für übertrieben), und auf diese zwey Millionen Familien: so kämen 60 L. St. auf eine Familie, welches noch einmal so viel ist, als *Hales* zur Nothdurft einer Familie rechnet. Betrachtet man nun die grofse Menge Armen in England: so bleibt von dem, was diese und viele andere weniger als 60 L. St. haben, genug übrig, um die wenigen reichen Familien mit überflüssigen Einkünften zu versorgen.

Die Population von Frankreich setzt *G.* zu 30 Mill. und zu 6 Mill. Familien, deren jede wenigstens 500 Fr. (etwa 23 L. St.) nothwendig gebrauche. Die *nothwendige* Consumtion in Frankreich beträgt daher drey Milliarden Franken. Diese Summe vermehrt *G.* mit 10 p. C. theils für die Consumtion der Regierung, theils für die Familien, welche mehr als das Nothwendige verzehren, und bringt auf diesem Wege 3 Milliarden und 300 Mill. Franken für die ganze Consumtion von Frankreich heraus. Er findet diese ungefähre Angabe auch in der Grundsteuer bestätigt, welche in manchen Departements den vierten, in andern den fünften und sechsten Theil des *reinen* Ertrages beträgt, und daher wenigstens einen reinen Ertrag von 900 Mill. Franken vorausetzt, das, um zum Totalproducte zu gelangen, wenigstens mit 3 multiplicirt werden mufs, ob er gleich den rohen Ertrag Englands als viermal so grofs als den reinen angenommen hatte. Sonach würde nach dieser Berechnung der rohe Ertrag des französischen Landes 2 Milliarden 700 Mill. seyn. Hierzu kommt noch der Gewinn der Industrie-Arbeit und des Handels, welcher, alles zu einem viel niedrigern Anschlag, als bey England, wenigstens 600 Mill. betragen mufs, wodurch also obige Summe auch herauskommt. England kann also *höchstens* 120 Mill. L. St., Frankreich mufs *wenigstens* 3 Milliarden 300 Mill. Franken (150 Mill. L. St.) einnehmen. Nimmt man nun auf den Unterschied der Geldsummen Rücksicht, der durch die verschiedene Auflagemethode in England entspringt, und zieht also noch 25 p. C. von der Einnahme Englands ab: so verhält sich das jährliche Product Englands zu dem jährlichen Producte Frankreichs, wie 2 zu 3. Da indessen England dreymal weniger Menschen bey so grofsen Revenüen hat: so bleibt freylich ein viel gröfserer Theil der Revenüen übrig, von denen die englische Regierung Taxen erheben kann, und *G.* meynt (S. LXXII.), dass der König noch 15 bis 20 Mill. Pf. St. mehr als bisher erheben könnte, ohne das National-Capital anzugreifen.

G. zieht aus seiner Vergleichung für die Zukunft folgende Resultate. England, sagt er, mufs wegen seines engen Territoriums sich hauptsächlich auf Manufacturarbeit und Handel legen, um mit wenig Arbeit viel zu gewinnen. Mit wenig Tagen Arbeit tauscht es viele Arbeitstage fremder Nationen ein, und gewinnt also dabey sehr viel, ohne dass die fremden Völker etwas dabey verlieren, denn ihnen würde die Kunstwaare doch noch mehr kosten. Allein da England nur rohe Producte eintauscht, so hilft es fremde Länder bevölkern, indem es sich selbst entvölkert. Denn sein System treibt es dazu an, die Hände zu vermindern, und mit wenig Kräften viel zu produciren; die Erzeugung der rohen Producte aber fordert Vermehrung der Hände. Also ist Englands System andern Völkern nützlich, indem es ihnen

Digitized by Google

nen eine gröfsere Population möglich macht, ihm felbft aber fchädlich, indem es 1) die Arbeiter in blofse Maſchinen verwandelt und fie ſtumpfſinnig macht, und 2) auf ſtete Verminderung der Einwohner losarbeitet. (Die letzte Folge iſt offenbar falſch; denn wenn nur die Manufacturwaaren Abnehmer finden: ſo kann, wenn gleich die Kunſt, Kräfte zu erſparen, immer weiter getrieben wird, doch die Bevölkerung ſtets zunehmen. Es können ſo viel Menſchen in einem Manufacturlande leben, als ihnen andere Völker Nahrungsmittel für den Ueberfluſs ihrer Producte geben, und je mehr die Zahl der Menſchen wächſt, die ihnen rohe Producte liefern, deſto mehr kann ſich auch die ihrige vermehren, obgleich die erſtern in gröfserer Proportion zunehmen müſſen." Allein wenn der Ackervölker viele, und das Manufacturvolk nur eines iſt: ſo kann letzteres doch viel gröfsere Fortſchritte in der Bevölkerung machen, als jedes einzelne Ackervolk.)

Die Natur der engliſchen Induſtrie treibt alſo die Capitale zum ausländiſchen Handel, dem am wenigſt vortheilhafteſten von allen, und zwar zum Manufacturhandel gegen ausländiſche rohe Producte, dem ſchädlichſten Handel für die Bevölkerung und Macht eines Staats. Jährlich müſſen bey einer ſolchen Nation die Summen der Exporte und Importe wachſen; allein andere Nationen haben nicht Urſache, die Britten darum zu beneiden. Sie vermehren durch ihren Kunſtfleifs die Menſchen und rohen Producte bey ihren Rivalen, und erzeugen alſo bey ihnen diejenigen Quellen, welche allein einen ſoliden Reichthum begründen können, und denſelben nothwendig das Uebergewicht verſchaffen müſſen; da hingegen ſie ſelbſt mit allen ihren Capitalen in immer gewiſſere Abhängigkeit von fremden Nationen gerathen müſſen.

Die gröfste Klippe, die Frankreich zu fürchten hat, ſagt der Vf., iſt der Rath, denſelben Weg einzuſchlagen, auf welchem England ſeine Reichthümer zu vermehren ſucht. Der Nationalſtolz und die alte Eiferſucht zwiſchen beiden Völkern wird vielleicht die Regierung und Particuliers reizen, den Glanz der Marine und des ausländiſchen Handels wieder herzuſtellen, anſtatt dafs die Ordnung der Natur und das wohlverſtandene Intereſſe unſre Capitale ins Innere des Landes ruft. Man öffne und vergröfsere von allen Seiten den inländiſchen Markt. Ackerbau und Landesmanufacturen beſchäftigen die Unternehmer, die Regierung beſſere die Wege, vermehre die Kanäle u. ſ. w. Laſst uns lieber an die unerſchöpfliche Quelle des Reichthums halten, welche die Natur unter unſere Füſse gelegt hat, als einer Schimäre nachjagen, die uns ſo viele Jahrhunderte getäuſcht hat und noch lange täuſchen wird. Was für Capitale werden die Schiffe, die Matroſen, der Seekrieg, die Colonieen u. ſ. w. verſchlingen, die tauſendfache Früchte in Frankreichs Aekkern und Weinbergen bringen würden? Laſst immer die Engländer ihren höchſten Wunſch erreichen, die Fuhrleute von Europa zu ſeyn. Umſonſt fürchtet man, dafs ſie dann das Monopol erhalten und uns die Producte Indiens zu theuer verkaufen würden. Dieſe Waaren bedürften ja noch eher des Conſumenten, als ſer ihrer. Ihr eignes Intereſſe treibt ſie ſchon an, einen guten Preis zu machen, da ſie ſonſt weniger von ihren Waaren los werden würden.

Dieſen Aufſatz hatte *G.* im J. 1794. geſchrieben. In einem Poſtſcript von 1800. vergleicht er ſeine Rechnung und ſein Räſonnement noch mit den ſpätern Ereigniſſen, insbeſondere die erſtere mit Pitts Berechnung der engliſchen National-Revenüen, worauf er den 3. Dec. 1798. ſeine Einkommen-Taxe gründete. Pitt ſchätzt die ſämmtlichen Einkünfte der engliſchen Nation auf 125 Mill. L. St., alſo 5 Mill. höher, als *G.* ſie zum *höchſten* annimmt. Allein *G.* deckt Pitts Rechnungsfehler ſehr gut auf. Denn 1) rechnet Pitt 15 Mill. Einkommen der Staatsgläubiger mit, da dieſe doch keine National-Revenüe, ſondern eine National-Ausgabe ſind; 2) nimmt Pitt 6 Mill. Einkommen von den Häufern an, die ebenfalls blofs aus andern Revenüen beſtritten werden müſſen, alſo kein Beſtandtheil des National-Einkommens ſind. Endlich rechnet er auch 3) 2 Mill. Einkünfte der Rechtsgelehrten, Aerzte, Gelehrten u. ſ. w., die ſämmtlich ihr Einkommen von andern ziehen. Die Producte der Induſtrie und des Handels ſchlägt Pitt 4) zu 40 Mill. L. St. an, und rechnet den Induſtrie- und Handelsgewinn durch die Bank zu 15 p. Ct., welches in einem Lande, wo die Regierung zu fünf vom Hundert borgen kann, offenbar zu hoch iſt. Man kann im Durchſchnitt höchſtens 10 p. C. rechnen, wo denn noch 14 Mill., alſo zuſammen 37 Mill. von Pitts Rechnung abgehen würden. Dafs ſich Pitt ſehr verrechnet hatte, iſt aus den Folgen bekannt. Denn ſtatt 10 Millionen, welche die Revenüen-Steuer nach Pitt tragen ſollte, brachte ſie genau genommen kaum 5 Millionen ein.

Zugleich werden gelegentlich noch *Gentz* und *d' Ivernois*, denen beiden der Vf. nicht blofs Parteylichkeit, ſondern auch die gröbſte Ignoranz in politiſchen Sachen Schuld giebt, in ihren Berechnungen zurecht gewieſen. Von erſterm heifst es, er citire *Smith* auf jeder Seite, ohne ihn wahrſcheinlich je geleſen zu haben.

Die kurze Nachricht von *Smiths* Leben, welche auf die Vorrede folgt, enthält nichts Neues.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Induſtrie und Staatswirthſchaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *Auguſt Ferdinand Lüder* u. ſ. w.

2) Paris, b. Agaſſe: *Recherches ſur la nature et les cauſes de la Richeſſe des nations.* Par *Ad. Smith* etc.

3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique,* — — Par *Jean-Batiſte Say* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 29. abgebrochenen Recenſion.*)

Der ganze *fünfte* Band enthält, auſser einem ſehr zweckmäſsigen Regiſter, welches man ungern bey der deutſchen Ueberſetzung vermiſst, Noten und Excurſe über *Smith*, welche zum Theil erläuternder, zum Theil ergänzender Art ſind, und welche durchgängig den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit des Verfaſſers verrathen. Einige derſelben ſind ſo wichtig, daſs wohl zu wünſchen wäre, ſie möchten in Deutſchland durch einen guten Auszug davon in einem Nachtrage zu *A. Smiths* Werke bekannter gemacht werden. Wir wollen den Inhalt der wichtigſten Noten noch kürzlich angeben. Es ſind deren in allen 42, nebſt einer für franzöſiſche Leſer ſehr nützlichen vergleichenden Tafel der engliſchen und franzöſiſchen Münzen, Maaſse und Gewichte.

Einige dieſer Excurſe ſind der Zergliederung und Vertheidigung des phyſiokratiſchen Syſtems gewidmet, und ſind zum Theil ſchon oben erwähnt, als die XXIXſte Note, *ſur le ſyſteme des Economiſtes* S. 258 — 283., die XXXVIIIſte, *ſur l'impot et ſur ſes effets* S. 384 — 399. Auch gehört hieher die XXſte Note S. 169 — 201., wo der Unterſchied zwiſchen *productiver* und *unproductiver* Arbeit zergliedert wird. Der Vf. zeigt nämlich ſehr gut, daſs *Smith* dieſe Worte in einem ganz andern Sinne gebraucht, als die Phyſiokraten. Dieſe verſtehen unter productiver Arbeit bloſs eine ſolche, die einen *reinen* Ertrag giebt; *Smith* eine ſolche, die irgend eine bleibende Spur nach ſich läſst, die einen Werth hervorbringt, der verkauft werden kann; unproductiv iſt ihm alle Arbeit, die keine ſolche Spur, keinen Werth hinter ſich läſst. Von jener leitet *Smith* die Vermehrung des National-Reichthums allein ab. *G.* macht dagegen folgende Anſtellungen: 1) iſt die Unterſcheidung falſch und ohne Grund. In dem Sinne, in welchem Smith das Wort nimmt, iſt alle Art von Arbeit productiv; denn jede Arbeit, die bezahlt wird, gewährt einen Genuſs; nach *Smith* wäre die Arbeit eines Manufactur-Aufſehers productiv — die Arbeit eines Wege- oder Canal-Inſpectors unproductiv. Was iſt aber zwiſchen beiden Arbeiten für ein Unterſchied? Warum ſoll ein Paſtetenbecker, der meinen Gaumen ergötzt, productiv, und ein Muſicus, der mein Ohr vergnügt, unproductiv heiſsen? Warum ſoll ein Lautenmacher productiv, ein Lautenſpieler aber unproductiv heiſsen, da beide Vorarbeiten zu einem Zwecke verrichten? 2) Es iſt falſch, daſs die productive Claſſe im Smithſchen Sinne den National-Reichthum vermehre und die unproductive ihn vermindere. Sollten z. E. die Modenhändler, Putzmacher, Limonadenmacher, Confitüriers u. a., die ſämmtlich zur productiven Claſſe gehören, wohl mehr zur Vermehrung des National-Reichthums beytragen, als ein groſser Redner, Schauſpieler, Virtuos, der Gelehrte u. ſ. w. — Bediente ſammeln gemeiniglich mehr, als Handwerksburſche. Dagegen wird ausführlich gezeigt, wie gegründet der Unterſchied ſey, den die Phyſiokraten zwiſchen beiden Arbeiten machen.

Andere Noten enthalten Berichtigungen über das Münzweſen ſowohl der alten als neueren Völker, beſonders der Franzoſen, wobey ſich *Smith* in mehreren Stellen geirrt hat. Die IIſte Note S. 4 — 64. redet *von den Münzen der Griechen und Römer*, und verdient wegen der darin vorkommenden neuen Anſichten, welche dem Vf. ſeine ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniſſe eröffnen, vorzügliche Rückſicht. Die Begriffe von dem wahren Werthe und Gehalte der Münzen der Alten ſind, ohnerachtet der Bemühungen eines *Barthelemy*, *Romé de Liſle*, *Eckhel* und anderer, noch immer ſehr dunkel. Die genaue Unterſuchung der übriggebliebenen alten Münzen, welche einige Gelehrte angeſtellt haben, klären hierüber nur wenig auf, und wie unſicher die ſchriftlichen Nachrichten der Alten hierüber ſind, weiſs ein jeder. Tauſend Widerſprüche und Ungereimtheiten hat der Mangel richtiger Kenntniſſe hierüber in unſre Geſchichtbücher in Anſehung der Geldſummen gebracht.

Will man einiges Licht in jene Finſterniſſe bringen, ſagt *G.*, ſo muſs man bey Beurtheilung der Stellen der Alten, worin von Geldſummen und Münzen die Rede iſt, von folgenden Principien ausgehen, daſs nämlich zu jeder Zeit der innere Werth der Metalle durch die Quantität von Arbeit beſtimmt worden iſt, welche es gekoſtet hat, ſie aus der Erde zu holen und zuzubereiten, daſs es unmöglich iſt, daſs ſie je in ſo groſser Menge exiſtirt hätten, daſs man ſie ſehr viel unter dieſem natürlichen Preiſe hätte weggeben ſollen, daſs die Proportionen des Werthes der verſchiedenen Metalle von je her durch den Unterſchied der Minen derſelben und der Arbeit, welche

Digitized by Google

eines jeden Ausbeute koſtet, beſtimmt worden iſt, und daſs endlich der Lohn der gemeinen Arbeit zu allen Zeiten der Quantität der zur Erhaltung der arbeitenden Claſſe nothwendigen Lebensmittel hat gleich ſeyn müſſen. Man muſs ferner erwägen, daſs der Bergbau nur mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaft vollkommner geworden iſt, daſs folglich die Gewinnung der Metalle in den ältern und unwiſſendern Zeiten theurer ſeyn muſste, als in den neuern aufgeklärtern Zeitperioden.

Nach dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen meynt nun *G.*, nach den genauen Prüfungen, welche der Vf. des *Anacharſis*, *Romé de Liſle* und andere angeſtellt haben, daſs die attiſche Drachme zu Perikles Zeiten ein Stück Silber von 78 bis 84 Grän franz. Markgewichts, alſo etwa 95 Centimen gleich, geweſen ſey. Da nun die griechiſchen Schriftſteller ſagen, daſs eine *Mine* aus 100 Drachmen und ein Talent aus 60 Minen beſtanden: ſo haben unſre neuen Schriftſteller hiernach den Werth der Minen und der Talente berechnet. *Rollin* ſchätzt das Talent auf etwa 6000 der jetzigen Franken, *Barthelemy* auf 5400 Liv., *Arbuthnot*, *Paucton*, *Romé de Liſle* nähern ſich dieſem mehr oder weniger, und auch *Eckhel*, deſſen Werk *G.* nicht gekannt zu haben ſcheint, folgt hierin bloſs *Barthelemy*. Das Verhältniſs des Silbers zum Golde fällt nach ihnen zwiſchen 1:10—15. Will man alſo den Werth eines Talentes Gold finden, ſo multiplicirt man das Silbertalent (5—6000 L.) mit 10—15, und findet, daſs ein Talent Gold 60 — 80,000 Fr. werth geweſen ſeyn müſſe. Hieraus entſtehen nun Erzählungen, wie ſie ohngefähr in *Tauſend und einer Nacht* vorkommen. So lieſet man im *Rollin*, daſs Harpalus dem Demoſthenes, um ihn zu beſtechen, eine goldene Schale ſchenkte, welche 20 Talente Gold wog, welches buchſtäblich genommen 1200 Pfund geweſen ſeyn müſste; die Schale der Semiami wiegt gleichfalls 15 Talente, d. h. 75 Pfund. Aber dieſes iſt noch nichts gegen das, was man im *Athenäus* (*Deipnoſophiſtar.* L. 12.) findet. Hier läſst Sardanapal 100 Betten, 150 Tiſche, alles von maſſivem Golde, und über eine Milliarde Franken an Silber in ſeinen Scheiterhaufen werfen, welches zuſammen zwanzigmal mehr Metall dieſer Art iſt, als je auf der Welt exiſtirt hat. Alle alten Geſchichten wimmeln von dergleichen Ungereimtheiten, und ſelbſt die beſten Schriftſteller finden keinen Anſtoſs daran. So erzählt *Barthelemy*, daſs Phidias 40—50 Goldtalente zu einer Statüe der Minerva habe verwenden laſſen, und ſchätzt den Werth davon auf 2—3 Millionen Franken.

Dieſe Ungereimtheiten, ſagt *G.*, löſen ſich nur dadurch, daſs man annimmt, daſs der Ausdruck *Talent*, wie bey uns Livre, Pfund, Mark u. ſ. w. zweyerley bedeutet: 1) ein gewiſſes Gewicht von 60 Pfd. für Waaren, 2) eine Münze, die aber viel leichter war und den Namen aus frühern Zeiten beybehalten hatte. Wahrſcheinlich habe Talent, als Geld, urſprünglich 60 Pfd. Kupfer angedeutet, und der Name ſey zu der Zeit eingeführt worden, wo noch Kupfermünze die einzige Münze war. Als man aber Gold- und Silbergeld einführte, gab man dieſem ebenfalls die alten Namen, wie dieſes faſt bey allen Völkern geſchehen iſt, aber das Gewicht des Geldes wurde immer kleiner und kleiner. Die Anſleger, Copiſten und Ueberſetzer haben ſich dadurch täuſchen laſſen, daſs das Wort *Talent* bald ein Gewicht bald ein Stück Geld andeutet. In dem 28ten Buche der Iliade beſchreibt Homer die Preiſe, welche Achilles für die Sieger bey den Spielen an Patroclus Grabe beſtimmte. Der erſte iſt eine Sklavin und ein Dreyfuſs, der zweyte eineträchtige Stute, der dritte ein kupferner Keſſel und der vierte *zwey Talente Gold*, die alſo weniger werth ſeyn muſsten, als der Keſſel, und alſo eine ſchlechte Figur gegen die Goldtalente Barthelemy's machen. *G.* unterſtützt dieſe Meinnng mit vielen Gründen, welche die Aufmerkſamkeit aller Gelehrten verdienen und welche man im Werke ſelbſt nachleſen muſs. Er zeigt, wie ſich dadurch die ſchwierigſten Stellen aus dem Diodor und andern aufs leichteſte erklären laſſen.

Mit gleicher Gelehrſamkeit verbreitet er ſich über das Geld und die Münzen der Römer, und erläutert dabey mehrere Stellen des Plinius.

Die IVte Anmerkung (S. 64—82.) breitet ſich über den Werth des Silbers in den alten Zeiten aus. Sie zeigt, daſs die gewöhnlichen Urtheile, als ob in den ältern Zeiten Gold nnd Silber viel häufiger nnd wohlfeiler geweſen wären, falſch ſeyen, daſs Gold und Silber damals wohl viermal ſo theuer geweſen ſey, als in unſern Tagen, nnd beweiſt dieſes aus mehrern Stellen der Alten, worin die Preiſe des Getreides und der verſchiedenen Lebensmittel beſtimmt werden, und woraus deutlich erhellt, daſs ſelbſt zu der Zeit, wo ſchon groſse Reichthümer nach Rom geſchleppt waren, doch Gold und Silber bey weitem nicht ſo häufig und von ſo vielen gebraucht wurde, als bey uns. Mehrere Erzählnngen von dem Luxus der Römer werden theils berichtigt, theils kritiſirt.

Die IIIte (S. 55—64.) hebt einige falſche Vorſtellnngen, welche in *Smith's* Werke von den franzöſiſchen Münzen enthalten ſind. Ueber ähnliche Materien verbreitet ſich Not. V. *Quel metal eſt régulateur des prix* (S. 83—89.); Not. VI. *de l'influence, qu'exercent l'une ſur l'autre les diverſes monnoies d'un même pays* (S. 89—95.); Not. VII. *ſur le prix nominal des matières d'or et d'argent* (S. 95—100.); Not. VIII. *de la proportion de valeur entre l'or et l'argent dans les monnoies français* (S. 100—102.); Not. IX. *du titre des monnoies françaiſes* (S. 102—106.); Not. X. *comment l'état actuel de nos monnoies influe ſur les prix* (S. 107—110.). Vorzüglich gehört hierher noch die XXVIſte Note (S. 234—239.), worin ein Irrthum berichtigt wird, der aus dem *Dictionnaire des monnoies* in alle ausländiſche Schriften übergegangen iſt, den man daher auch in *Smith*, *Büſch*, *Struenſee* und andern findet. In jenem Dictionnaire, das *G.* eine Compilation nennt, die ohne Sorgfalt und Verſtand gemacht iſt, wird angegeben, daſs der *Schlagſchatz* in Frankreich beynahe 8 p. C. betrage. *G.* zeigt, daſs er zu der Zeit, wo jenes Dictionnaire (1764.) erſchien, nicht höher, als

Digitized by Google

als 2½ p. C. gewesen; 1771 betrug er gar nur 1¼ p. C. Ein Schlagschatz von 8 p. C., behauptet *G.*, würde gar nicht bezahlt worden seyn; denn niemand würde sein Gold und Silber zur Münze gebracht haben. Im J. 1726. im Januar versuchte die französische Regierung wirklich einen Schlagschatz von 20 p. C. einzuführen; allein schon im Junius sahe sie sich genöthigt, ihn auf 6 p. C. herunterzusetzen; nach abermaligen sechs Monaten wurde er bis zu 4½ p. C. ermäfsigt, und 1755. bis auf 2 p. C. herabgesetzt. Die Nachrichten über den Schlagschatz der verschiedenen Zeiten und die Rechnungen hierüber findet man sehr genau in dieser Note. — Ob der Schlagschatz den Werth der Münze erhöhe, wird Not. XXIII. verneinend entschieden, und dem gemäfs Not. XXXIV. behauptet, dafs die Regierung die Prägungskosten allein übernehmen müsse. Gleich interessant ist das, was der Vf. über die Zinsen bey den Römern (Not. XII.) und über die gesetzliche Bestimmung der Zinsen (Not. XXII.) sagt.

Die Bemerkungen über Rufsland (Note XIV.) gehen nicht tief. Note XVIII. XIX. XXIV. geben die Fortsetzung der Geschichte der englischen und holländischen Bank von der Zeit an, wo *Smith* sein Werk schrieb; Note XXV. XXXVII u. XL. leisten dieses in Ansehung der Ausdehnung des auswärtigen Handels von England, der ostindisch-englischen Compagnie und der englischen Finanzen, wozu der Vf. seine Data aus öffentlichen englischen Papieren genommen hat.

Bey der Geschichte der englischen Bank erwähnet *G.* natürlicher Weise auch der bekannten Suspensions-Acte der baaren Zahlung der Bank, und prophezeihet ihr, trotz der anfänglich anscheinenden Unschädlichkeit, doch am Ende nichts Gutes. Ja er beweiset, dafs schon jetzt (1800.) die Banknoten gegen das baare Geld 10½ p. C. verlieren, und will dieses Phänomen aus keinem andern Umstande, als dem forcirten Curse der Banknoten herleiten. Jetzt, sagt er, gilt die Unze Gold in Barren zu London 4 Pf. 6 Sh. Sterl., da sie gemünzt doch nur 3 Pf. 17 Sh. 10½ Pence werth ist. Wer also das Geld mit Guineen bezahlt, verliert offenbar 10½ p. C. Zwar stieg das Gold in Barren sonst auch über den Münzpreis, aber dann waren die leichten Guineen die Ursache davon, welches jetzt nicht der Fall ist. Alle Macht und aller Patriotismus kann also den Credit der Banknoten nicht im Pari mit dem Golde halten.

Die Resultate der XVIten Note, welche von den Preisen der Lebensmittel im 17ten Jahrhundert handeln, werden vielen Lesern aufserhalb Frankreich auffallen. Denn es ergiebt sich, dafs in Frankreich weder der Preis des Getreides noch anderer Lebensmittel seit dem 17ten Jahrh. bis jetzt gestiegen ist, wie auch die schon oben erwähnte Tabelle der Getreidepreise beweiset.

Eine Menge anderer Noten, die verschiedene Grade der Wichtigkeit haben, aber gewifs sämmtlich mit Interesse werden gelesen werden, mufs Rec. übergehen, um diese überdem schon lange Recension nicht noch weiter auszudehnen. In allen kündigt sich Hr. *G.* als einen Gelehrten an, welcher die Theorie mit der Praxis auf's Glücklichste zu verbinden weifs.

(*Der Beschlufs folgt.*)

MATHEMATIK.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Hundertjähriger Calender*; mit angehängten Erläuterungen das Calenderwesen, den Himmelslauf und den Calenderaberglauben betreffend. Herausgegeben von *J. H. Fritsch*, Pred. an der St. Aegydien-Kirche zu Quedlinburg. m. 3 Kpf. 1801. 8. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Zeitkunde im neunzehnten Jahrhundert, nebst Erläuterungen, den Calender betreffend u. s. w.

Der Eintritt eines neuen Jahrhunderts schien den Vf. auch zur Herausgabe eines neuen hundertjährigen Kalenders, und zwar um so mehr zu berechtigen, da die bisherigen Kalender dieses Namens ihrem Zwecke gar wenig entsprochen haben. Vergebens suchte man nämlich in denselben die Tage der einzelnen Jahre oder eine kalendarische Uebersicht derselben, wenn man irgend etwas von der künftigen Zeit wissen oder etwas für dieselbe bestimmen wollte. Dagegen enthielten sie vieles, was man darin nicht suchen sollte, und was ein Vernünftiger nicht für ein, geschweige denn für 100 Jahre voraus zu wissen wünschen kann; sie beförderten vielmehr den Aberglauben, statt dafs sie ihn vertilgen sollten. Von allen diesen Eigenschaften hat der vorliegende keine, sondern vielmehr ganz die entgegengesetzten, und scheint so mehr den gegenwärtigen Zeiten angemessen zu seyn. Er liefert die Monats- und Wochentage eines jeden Jahres der ersten funfzig des neunzehnten Jahrhunderts, wobey auch jedesmal die vorkommenden Feste mit bemerkt sind; eben so die Neu- und Vollmonde, die Sonnen- und Mondfinsternisse, die Vorübergänge des Mercur vor der Sonnenscheibe. Die andern 50 Jahre hat der Vf. in eine tabellarische Uebersicht gebracht, welche blofs den Tag des Osterfestes, übrigens aber alle vorher genannten Himmelsbegebenheiten, als Sonnen- und Mondfinsternisse, Vorübergänge des Mercur und der Venus vor der Sonnenscheibe, angiebt, so dafs dieis zusammen wirklich einen Kalender des ganzen neunzehnten Jahrhunderts enthält. Ein *zweyter* Theil dieser Schrift begreift mehrere Erläuterungen, welche das Kalenderwesen betreffen. Es theilt sich derselbe wieder in *vier* Abschnitte. Der *erste* beschäftigt sich mit der gewöhnlichen Kalenderrechnung, und enthält die allgemeinsten Grundsätze, nach welchen unser jetziger Kalender verfertigt wird. Der *zweyte* enthält eine Erklärung der in den Kalendern vorkommenden Zeichen, wobey sich auch Beschreibungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, nach den neuesten Entdeckungen, befinden. Der *dritte* Abschnitt ist der Erläuterung des Himmelslaufs, oder den Erscheinungen gewidmet,

Digitized by Google

widmet, welche der Lauf der Erde, oder der scheinbare Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten hervorbringt. Im *vierten* Abschnitte endlich hat der Vf. dem noch so häufigen Kalenderaberglauben entgegen zu wirken gesucht. Wir haben bey Lesung dieser Schrift nur wenig zu bemerken gefunden, z. B. dass der Vf. den *Sterntag* vom Tag der *ersten Bewegung* nicht unterscheidet. Er sagt nämlich S. 139.: „Nachdem sich die Erde einmal um ihre Axe gewälzt hat, ist ein Tag verflossen, und alsdann steht der nämliche Stern wieder genau im Mittag, den man gestern darin sah." — Freylich sind beiderley Tage nur sehr wenig unterschieden. S. 145. heisst es, ohne Zweifel durch einen Druckfehler, Sonnabend statt Sonntag. S. 150. steht, dass der Schalttag am Ende des Februars eingerückt werde; es geschieht aber bekanntlich nach dem 23. Febr. Der Vf. hätte doch die Berechnung des Osterfestes mit zeigen können, da er die Hülfsmittel dazu so ziemlich vollständig beygebracht hat. Wo Beziehungen zwischen der Sonne, der Erde und andern Weltkörpern vorkommen, haben die Bestimmungen nicht allemal mathematische Genauigkeit genug, wenn von Linien die Rede ist, welche von der Sonne nach der Erde gezogen werden. Das Wichtigste bey dieser Schrift ist unstreitig dasjenige, was gegen das Ende über den Kalenderaberglauben und dessen Bestreitung vorkommt, wovon zu wünschen wäre, dass es der Vf. besonders abdrucken und unentgeldlich vertheilen liesse.

Nürnberg, in d. Wolf. Kunst- u. Buchh.: *Vollständiges System der Rechenkunst*, von *Joh. Wolfgang Müller*, Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg. *Erster* Theil, reine Arithmetik. Mit 1 Kpfr. 1801. gr. 8. 403 S. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. hatte bey der Herausgabe dieser Schrift die Absicht, für diejenigen, welche nicht blofs deutliche Vorschriften für die verschiedenen Rechnungsarten zu erhalten, sondern auch die Gründe, worauf dieselben beruhen, einzusehen wünschen, ein brauchbares Handbuch zu liefern. Dieſs hat er nun wirklich auf eine eben so faſsliche als gründliche Art gethan. In den ersten Abtheilungen hat er sich noch keiner Bezeichnungen durch Buchstaben bedient, aber nach dem Vortrage der Buchstabenrechnung hat er sie absichtlich gewählt, auch, um seine Leser nach und nach daran zu gewöhnen, anfangs überall wörtliche Erläuterungen beygefügt, da es überhaupt mehr zur Selbstbelehrung als zur Grundlage beym Unterrichte bestimmt zu seyn scheint. Es sollen aber zu letzterm Behuf eigne Cursus, die blofs eine hinlängliche Anzahl brauchbarer Exempel enthalten werden, zum Beschluss noch folgen. Der Inhalt dieses ersten Theils ist folgender: Vom Zählen überhaupt; die vier Rechnungsarten in ganzen und gebrochenen Zahlen, bey letztern auch die Lehre von Decimal- und continuirlichen Brüchen; von den entgegengesetzten Gröſsen und der Buchstabenrechnung; von den Potenzen und Wurzeln; auch von den Pronikzahlen und deren Wurzeln; von den Irrationalzahlen und der Rechnung mit Wurzelgröſsen, (von den *imaginären* Zahlen hat der Vf. nichts erwähnt); von den Verhältnissen und Proportionen nebst den darauf Bezug habenden Rechnungen, besonders von der Aufgabe: eine Zahl nach gegebenen Verhältnissen zu theilen, als Grund der Gesellschafts- und Vermischungsrechnung; von den Progressionen; von den Logarithmen; von den Gleichungen, besonders von der Regel Falsi; von den Gleichungen mit zwey unbekannten Gröſsen; von den unbestimmten Aufgaben und von der Regel Cöci oder Jungfernregel. Die Kupfertafel giebt Abbildungen vom Rechenbret, der pythagorischen Rechentafel und den neperischen Stäbchen. — Der *zweyte* Theil soll die Haus- und Handlungsrechnung, und der *dritte* die juristischen, ökonomischen und einige geometrische Rechnungen, so wie auch die Lehre von den Combinationen und figurirten Zahlen enthalten; sie scheinen aber noch nicht herausgekommen zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Salzburg*, gedr. a. K. d. Vfs.: *Giftige Pflanzen*, vorzüglich zum Gebrauche für Schulen bestimmt. Von *Sebast. Mutzl*, Schullehrer im Salzburgischen. Ohne Jahrz. 1 Bog. in Tabellenform. (2 gr.) — In dieser Tabelle werden folgende neun Pflanzen: *Tollkraut*, *Bilsenkraut*, *Stechapfel*, *Sumpfhahnenfuſs*, *Gartenmohn*, *Wasserschierling*, *Feldschierling*, *Zeitlose*, *Eisenhütlein*, unter den Rubriken: Beschreibung der Pflanze, Ort, wo sie wächst, giftiger Theil, Aehnlichkeit mit andern Pflanzen, Wirkung, Gegenmittel kurz abgehandelt, um Kinder mit den schädlichen Pflanzentheilen bekannt zu machen, und dadurch Unglücksfälle zu verhüten. Der Vf. scheint indessen selbst überzeugt zu seyn, dass Kinder aus dieser Tabelle nicht viel mehr lernen können, als dass es Giftpflanzen gebe, vor deren Genuss man sich zu hüten habe, denn er sagt: „Schullehrer werden wohl thun, wenn sie diese und jede andere giftige Pflanze in Natura den Kindern vorzeigen;" auch räth er an, sich der Abbildungen im *Becker*schen *Noth- und Hülfsbüchlein* zu bedienen, statt deren wir eher lieber die Kupfer des in Berlin herausgekommenen *Giftpflanzenbuchs*, und in Rücksicht getrockneter Gewächse die *Hochenberger*schen Giftpflanzen empfehlen würden. Auch hat Rec. noch einige besondere Anmerkungen zu machen. Der Name *Sumpfhahnenfuſs* ist nicht bestimmt genug, indem oft *Ranunculus Lingua* und *R. Flammula* mit demselben belegt werden; Hr. *M.* versteht aber, der kurzen Beschreibung zufolge, den *Ranunculum sceleratum* darunter, welcher besser *Giftranunkel* oder *giftiger Hahnenfuſs* genannt wird. Statt des *Gartenmohns* würde Rec. lieber den *kleinen Schierling* (*Aethusa Cynapium*) aufgestellt haben, welcher wegen seiner schädlichen Eigenschaften und seiner Aehnlichkeit mit der Petersilie, mit welcher er gewöhnlich in Gärten zugleich vorkommt, am allerersten bekannt gemacht zu werden verdient hätte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. Januar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Frölich: *Ueber National-Induſtrie und Staatswirthſchaft.* Nach *Adam Smith* bearbeitet von *Auguſt Ferdinand Lüder* u. ſ. w.

2) Paris, b. Agaſſe: *Recherches ſur la nature et les cauſes de la Richeſſe des Nations.* Par *Ad. Smith* etc.

3) Paris, b. Deterville: *Traité d'Economie politique,* — — Par *Jean-Batiſte Say* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 30. abgebrochenen Recenſion.*)

In Nr. 3. liefert Hr. *Say* eine ſehr ſchöne und vollkommene Darſtellung des Smith'ſchen Syſtems. Vor *Smith*, ſagt er, lagen zwar viele einzelne richtige Grundſätze in den Schriften der Politiker zerſtreut; er aber hat zuerſt ihre Verbindung gezeigt, hat das Wahre von dem Falſchen geſchieden und ſeine Sätze vollkommen bewieſen; und weder die Arbeiten der Oekonomiſten, noch die eines Stewart, laſſen ſich mit der ſeinigen an Gründlichkeit, Conſequenz und Vollſtändigkeit vergleichen. Dennoch giebt Hr. *Say* dem gerühmten *Smith* dieſelben Fehler ſchuld, die auch andere in ihm gefunden haben: Mangel an Deutlichkeit, an Methode, und Ueberfluſs an trefflichen, aber zur Sache nicht gehörigen Excurſen, welche das Ganze leicht verdunkeln. Daher hätten viele Schriftſteller, die ihn laut bewunderten und über dieſelbe Materie geſchrieben haben, durch ihre Bücher bewieſen, daſs ſie nicht einen einzigen Begriff von ſeiner Lehre gefaſst haben (ohngefähr das, was *Sartorius*, *Lüder* u. a. von Deutſchland behaupten); und ſchon in dieſer Hinſicht hofft der Vf., daſs ſeine Arbeit, eine klare Vorſtellung von *Smith's* Principien zu geben, nicht unnütz ſeyn werde. Die politiſche Oekonomie gehört nicht bloſs für wenige Staatsmänner, ſondern iſt für jedermann wichtig und intereſſant; und es iſt nichts nützlicher, als die wahren Principien derſelben allgemein zu verbreiten, da jeder Gelegenheit findet, zum allgemeinen Beſten mitzuwirken, und es von den glücklichſten Folgen iſt, wenn dieſe Mitwirkung nach richtigen Grundſätzen geſchieht.

Des Vfs. Abſicht iſt daher, das, was in der politiſchen Oekonomie für jedermann zu wiſſen nützlich iſt, methodiſch zu ordnen, und alſo ſeinen Vortrag auch ſo einzurichten, daſs er von jedermann leicht verſtanden werden könne. Dieſer Zweck iſt auch vollkommen erreicht, ohne daſs ſeine Abhandlung dadurch an Gründlichkeit eingebüſst hat. Sie iſt ein neues Muſter von der Popularität und Leichtigkeit des Vortrags tiefſinniger Wiſſenſchaften, welche man faſt nur bey den Franzoſen antrifft.

Da der Vf. ganz das Smith'ſche Syſtem und ſehr oft mit den Worten des Engländers vorträgt: ſo werden wir unſern Leſern nur einen Begriff von der Anordnung des Ganzen und von den eigenthümlichen Behauptungen, die in dem vorliegenden Werke vorkommen, zu geben haben.

Das ganze Werk iſt in fünf Bücher getheilt, wovon das erſte *von der Production*, das andere *von den Münzen*, das dritte *von dem Werthe*, das vierte *von den Einkünften*, und das fünfte *von der Conſumtion* handelt; eine Eintheilung, die zwar manche Vorzüge hat, aber auch zu manchen Wiederholungen verleitet.

Das *erſte* Buch enthält die Lehre von den verſchiedenen Arten der Induſtrie, den Capitalen und Grundſtücken, und zeigt, wie durch Vervollkommnung der Arbeit und durch die mannichfaltigen Anwendungen der Capitale der Reichthum vermehrt werde; alles, wie man es den Grundſätzen nach in *Smith* findet, jedoch in einer leichten Ordnung und mit vielen eingeflochtenen neuen Bemerkungen und Anwendungen auf Frankreich. In Anſehung der Arbeit der Sklaven weicht Hn. *Say's* Urtheil von dem Urtheile *Smith's* und anderer, welche die Sklavenarbeit für theurer halten, als die Arbeit der Freyen, ab, und zwar aus Gründen, die wohl erwogen zu werden verdienen. Wer ſich gegen die Sklaverey erklärt, iſt gemeiniglich von der Ungerechtigkeit und von dem Elende dieſes Zuſtandes ſo erwärmt, daſs er leicht die Nachtheile der Sklaverey von allen Seiten übertreibt, und die Facta, welche ſeiner Meinung entgegen ſind, nicht achtet. Vielleicht iſt dieſes auch der Humanität des Hn. *Lüder* begegnet, der, wie bey der Anzeige ſeines Werks bemerkt worden iſt, alles geſammelt hat, was die Sklaverey Schreckliches enthält, und ſowohl *a priori* als *a poſteriori* beweiſt, daſs ihre Arbeit den Herren nicht ſo viel einbringt, als die Arbeit der Freyen. Hiergegen führt Hr. *Say*, mit Beziehung auf den Vortrag eines alten Coloniſten von Jamaika, *Clement Caines*, welcher in einer Verſammlung der Coloniſten der engliſchen Antillen am 7. März 1798. gehalten iſt, folgendes an: Der Unterhalt eines Sklaven iſt eben ſo wohlfeil, als ſeine Anſtrengungen groſs ſind. Ein Paar Hoſen und ein Hemd oder eine kurze Jacke machen ſeine ganze Garderobe aus; ſeine Wohnung beſteht aus einer Hütte ohne Meubeln; ſeine Nahrung aus Manioc und höchſtens, bey guten Herren, etwas trockenem Stockfiſche. Weiſse Arbeiter brauchen aus tauſenderley Gründen zu ihrem Unterhalte viel mehr; ihre Krankheiten, ihre Kinder und Schwachen, alles koſtet bey ihnen mehr. Der jährliche Unterhalt eines Negers

Digitized by Google

auf den Antillen koſtet ſelbſt in den Pflanzungen, wo ſie mit der gröſsten Menſchlichkeit behandelt werden, nicht mehr als 300 Fr.; rechnet man die Leibrente ſeines Kaufpreiſes à 10 p. C. jährlich hinzu, ſo macht dieſes jährlich noch, jeden Neger zu 2000 Fr. gerechnet, 200 Fr. aufs Höchſte. Es koſtet alſo ein Neger ſeinem Herrn 500 Fr. jährlich; der gemeinſte freye Handarbeiter aber, d. h. ein ſolcher, der mit dem Neger gleiche Fähigkeiten hat, erhält in den Antillen 5, 6 bis 7 Fr. Tagelohn. Nimmt man 6 Fr. als den Mittelpreis an, und rechnet 300 Arbeitstage, ſo kommt der freye Arbeiter 1,800 Fr. jährlich zu ſtehen. Freylich würde dieſer Lohn, wenn die freyen Arbeiter vermehrt würden, ſinken; aber wenn er auch nur ſo groſs ſeyn ſollte, als er gewöhnlich in Europa iſt, wo der Lohn die gewöhnliche gemeine Conſumtion nicht viel überſchreitet, ſo müſste er auf den Antillen wenigſtens 1000 Fr. ſeyn; alſo würden die freyen Arbeiter immer noch einmal ſo theuer ſeyn, als die Sklaven. *Stewart*, *Turgot*, *Smith* und *Lüder* haben die Arbeit der Sklaven zu ſehr verkleinert. In der That wiſſen die Herren eine Menge Mittel, ihre Arbeit einträglich zu machen. Erfinden die Sklaven gleich ſelbſt keine Maſchinen und Werkzeuge, ſo verſchaffen ihnen ſolche die Herren. Die mehreſten der letztern ſind auch mehr darauf bedacht, das Leben ihrer Sklaven zu verlängern, als ſolches abzukürzen, wenigſtens ſo lange ſie arbeiten können, da ihr Vortheil damit verknüpft iſt. Auf St. Domingo wurde allgemein angenommen, daſs der reine Ertrag einer Plantage den Kaufpreis in ſechs Jahren erſetze; und *Smith* ſelbſt ſagt, daſs die Coloniſten der engliſchen Pflanzörter geſtehen, daſs der Rhum und die Molaſſe alle Koſten einer Zuckerplantage bezahlen, und der Zucker als reiner Profit übrig bleibe. Es ſcheint alſo allerdings, als ob die Sklavenarbeit nicht allein wohlfeiler, ſondern auch auf den Antillen wirklich productiver ſey, als die Arbeit der Freyen. Eine andere Frage iſt es aber freylich, ob die Sklaverey deshalb bleiben müſſe, damit einige Coloniſten 18 p. C. gewinnen.

Das *zweyte* Buch handelt von dem Gelde ausführlicher, als man es in *Smith* findet. Es verbreitet ſich weit über den Schlagſchatz, die beſte Form der Münzen, über Wechſelbanken, Papiergeld u. ſ. w. Die Lehre von den Wechſeln iſt hier nicht ſo deutlich und vollſtändig vorgetragen, als Deutſche ſie aus *Büſch* u. a. kennen; über Banken und Papiergeld nichts mehr, als man bey *Smith* findet.

Die Lehre von dem Werthe, welche erſt im *dritten* Buche folgt, hätte billig früher abgehandelt werden ſollen. Denn man kann in der Staatswirthſchaft faſt keinen Schritt ohne dieſen Begriff thun, und die Lehre von dem Gelde iſt ohne ihn ganz unverſtändlich. Indeſſen hat die Anordnung der Materien in dergleichen Wiſſenſchaften, als die Staatswirthſchaft iſt, allerdings groſse Schwierigkeiten, weil man ſelten irgend einen Begriff abhandeln kann, ohne andere, deren Erörterung erſt folgt, ſchon voraus zu gebrauchen. — Im 8ten Kap. dieſes Buchs prüft der Vf. den Smith'ſchen allgemeinen Maaſsſtab des Werths, die *Arbeit*; er glaubt denſelben verwerfen zu müſſen. Die Arbeit, ſagt er, iſt eine Waare, die ſo gut einen veränderlichen Werth hat, als jede andere, und vielleicht noch mehr; ein geſchickter Arbeiter wird beſſer bezahlt, als ein ungeſchickter; freye Arbeit koſtet mehr, als Sklavenarbeit; und wie veränderlich iſt nicht das Tagelohn zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten. Nun muſs aber ein Maaſsſtab eine unveränderliche Sache ſeyn; alſo paſst die Arbeit ſo wenig als irgend eine andere Waare zu einem ſteten und allgemeinen Maaſsſtabe des Werths. Man kann eine jede Waare nach verſchiedenen Zeiten und Umſtänden dazu anwenden, obgleich das Getreide unter allen am beſten dazu paſst, Werthe aus verſchiedenen Zeiten zu meſſen, weil ſeine Productionskoſten immer ſo ziemlich dieſelben bleiben; und die Metalle, um den Werth der Dinge in verſchiedenen entfernten Ländern zu meſſen. Offenbar treffen dieſe Einwürfe den Satz, daſs Arbeit der letzte Maaſsſtab des Werths der Dinge ſey, die Smith'ſche Vorſtellung dieſer Sache, wie ſchon oben bey der Anzeige des Lüder'ſchen Werks angeführt worden iſt. Wird aber Arbeit als die Urſache der Erzeugung der Waaren zur letzten Werthbeſtimmung erwählt, dann fallen alle jene Einwürfe weg. Denn immer iſt eine Waare nur diejenige Quantität Arbeit werth, welche ihre Hervorbringung koſtet. Ob ſie aber zu der einen Zeit eine gröſsere, zur andern eine geringere Quantität Arbeit erfordert, iſt eine Unterſuchung, welcher man ſich nie entziehen kann, ſobald man es auf Vergleichung des Werthes der Waaren aus entfernten Zeiten und Orten anlegt. Hat man aber irgend eine Waare an verſchiedenen Orten oder aus verſchiedenen Zeiten ausfindig gemacht, welche gleiche Quantität Arbeit koſtet: ſo hat man darin zugleich einen Maaſsſtab zur Vergleichung des Werthes aller übrigen Dinge gefunden.

Die Lehre von der Circulation (S. 130. T. II.) iſt gut gefaſst, und ſetzt die nützlichen und ſchädlichen Arten derſelben deutlich aus einander.

Das *vierte* Buch, von dem Einkommen, fängt mit einer Zergliederung und Deduction des Begriffs des Eigenthums an, und verbreitet ſich im erſten Kapitel über die verſchiedenen Arten des Eigenthums und die ſich darauf beziehenden Rechtsgeſetze. Die Meinungen des Hn. S. ſind dieſelben, welche man in unſern geleſenſten Schriftſtellern des Naturrechts antrifft. Bey dieſer Gelegenheit äuſsert er ſich auch über das Eigenthum der Gedanken, oder eines Schriftſtellers an ſeinen Werken, und über den Nachdruck. Der Gedanke, ſagt er, iſt gleichſam die *erſte Materie* eines Buchs, wenn man ſich dieſen Ausdruck bey einer immateriellen Sache erlauben darf. Sie iſt der nothwendige Beſtandtheil, ohne welchen weder das erſte noch die folgenden Exemplare exiſtiren könnten; denn ohne dieſen ſind alle Bücher nichts, als weiſses Papier mit ſchwarzen Flecken. Folglich verfährt ein Druk-

Digitized by Google

Drucker, welcher die Copieen eines Buchs vermehrt, deſſen erſte Materie, der Gedanke, ihm nicht abgetreten iſt, wie ein Goldſchmied, der das Gold ſtiehlt, woraus er ſeine Gefäſse macht, und ihnen nur die Form von dem ſeinigen giebt. Das Gold des Geiſtes gehört dem, welcher es hervorbringt, nach dem natürlichen Rechtsgeſetze, welches jedem das zueignet, deſſen Producent er iſt. — Aber nun frägt der Vf.: Soll von dem Eigenthume der Gedanken auch das Erbrecht gelten? Hier ſcheint es, als ob das allgemeine Intereſſe der Geſellſchaft mit dem Rechte der Natur in Widerſtreit gerathe. Ein ſchönes Geiſteswerk iſt eine in ſeiner Art einzige Waare. Kann ein eigenſinniger Erbe dieſe dem Publicum mit Recht entziehen? — Und wenn dieſer Fall um des allgemeinen Geſetzes des Eigenthums willen nicht zu achten iſt, da ihn der Eigennutz ſelten wird aufkommen laſſen: ſollen die Erben ſchon gedruckter Schriften das Recht haben, den Preis derſelben nach Belieben zu erhöhen, und dadurch den Genuſs trefflicher Geiſteswerke zu erſchweren? — Der Vf. entſcheidet hierüber nicht. Er bemerkt nur, daſs in Frankreich das Geſetz den Erben das Verlagsrecht auf 10 Jahre nach dem Tode des Erblaſſers ſichere, und bezeugt ſeine Unzufriedenheit über dieſes Geſetz, indem er noch (S. 157.) hinzufügt: *Cette garantie accordée par nos loix, tout avare qu'elle eſt, devient encore pendant la durée de ſon effet à-peu-près illuſoire par l'imperfection de notre adminiſtration civile et judiciaire. Quand un auteur a fait un bon ouvrage: il voit ſon livre affrontément contrefait ſous ſes yeux, ſans pouvoir obtenir de redreſſement, à moins qu'il ne ſoutienne un procès, ce qui eſt deja un malheur; et un procès couteux, ce qui lui eſt ſouvent impoſſible. Encore, après ce qu'il a compromis ſon repos et haſardé ſa fortune, le ſuccès eſt-il incertain.* So wird alſo auch das ſo ſchöne und beſtimmte franzöſiſche Geſetz über den Nachdruck, deſſen Anwendung kaum einer Miſsdeutung fähig zu ſeyn ſcheint, durch die ſchlechte Adminiſtration vereitelt. — Die folgenden Kapitel handeln von den Revenüen der verſchiedenen Klaſſen der Staatsbürger, und ſtellen die Geſetze dar, wonach ſich dieſelben vertheilen, und die Quellen, woraus ſie zuletzt fliefsen.

Das *fünfte* Buch, von der Conſumtion, macht den Beſchluſs des Werks. Der Vf. handelt zuerſt von der nützlichen und ſchädlichen Conſumtion, vom Luxus, von der Verſchwendung und Sparſamkeit, dem Geize, und von der Conſumtion im Allgemeinen, und geht ſodann zur Lehre von der öffentlichen Conſumtion über, wo dann von den Auflagen, von den Schulden, öffentlichem Credit u. ſ. w. ausführlich geredet wird.

Allenthalben trifft man geſunde Begriffe, gründliches Räſonnement, leichte und angenehme Darſtellung an, und man wird keine Materie der Staatswirthſchaft übergangen finden: ſo daſs alſo dieſes Werk mit allem Rechte als eines der beſten, was in Frankreich über die politiſche Oekonomie erſchienen iſt, empfohlen werden kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Schmidt: *Feuerbrände für Deutſchland*, oder: *Annalen der Tugenden und der Laſter, der Gröſse und der Niedrigkeit, des Edelmuths und der Schurkerey unſers Zeitalters*, nebſt einer Gallerie groſser Tugendhelden und verwerflicher Böſewichter erſter Gröſse. Herausgeg. von *X. Y. Z.* 1803. *Erſter* Band. 290 S. *Zweyter* Bd. 288 S. 8. (2 Rthlr.)

Da wohl Mordbrenner, aber nicht Menſchenfreunde und weiſe Aufklärer, *Feuerbrände* zu ſchleudern pflegen: ſo that dem affectirten Titel dieſer Zeitſchrift, wenn ſie nicht ein ungünſtiges Vorurtheil gegen ſich erwecken ſollte, folgende an der Spitze ſtehende Erklärung ſehr noth: „Der erſte Theil dieſes Worts, das *Feuer*, ſoll das Licht und die Wärme andeuten, welches die von dem Herausg. aufgenommenen Abhandlungen verbreiten, und die ſie zur Folge haben ſollen. Er will den Verſtand ſeiner Leſer erleuchten und zugleich ihre Herzen erwärmen. — Durch den Zuſatz: *Brände*, welcher den zweyten Theil jenes Worts ausmacht, will er aber geſagt haben, daſs er den Leſern die Wahrheiten, die er entwickelt und darſtellt, ſo nahe zu legen wünſcht, daſs der Feuerſtoff fürs Edle und Gute dadurch entzündet und das ganze Gemüth enthuſiasmirt werde!" Jeder Band iſt in drey Hefte getheilt, wovon monatlich einer erſcheint.

Die genuinen Nachrichten von den heutigen Gold- und Roſenkreuzern in Deutſchland, womit dieſe Jahrbücher beginnen, geben ſich das Anſehen, als hätten ſie viel im Hinterhalte, ſprechen von einem Briefe des Miniſters von Wurmb, nach welchem Schröpfer dieſen zum Katholiken machen wollte; und von den Papieren des Ob. Landjägermeiſters v. Schröder, der zu Wöllner's Zeiten nach Rufsland geſendet ward, um dort die wahren Ordensgebeimniſſe zu ergründen, aus welchen aber nur einiges Wenige, ein alchemiſtiſcher Brief des ſondershauſiſchen Leibarztes D. Henkel an v. Schröder, bekannt gemacht wird. Eine Fortſetzung dieſer Nachrichten ſollte im nächſten Stücke folgen. Warum mag ſie ausgeblieben ſeyn? Verwandten Inhalts iſt Heft I. S. 76 fg. über die neue jeſuitiſche Congregation zu Pfedelbach, wo ein von Baccanari gehaltenes Capitel beſchrieben wird. Aus dieſem Hefte zeichnen wir nur noch als beſonders merkwürdig den Aufſatz über den Nachtheil der Anwendung der Prügel bey Criminalunterſuchungen (S. 41 fg.) aus, als deſſen Reſultat angegeben wird: Bey ſechs Menſchen, die als Brandſtifter zu Kaliſch in Inquiſition waren, überwog die Furcht vor Schlägen ſelbſt die Furcht vor dem Tode. Es fiel wirklich ein Unſchuldiger an den Folgen derſelben, und die fünf andern wären beynahe, im Wege der förmlichen Execution, ein Opfer derſelben geworden. Man hatte ihnen das Geſtändniſs von Verbrechen durch Schläge und Miſshandlungen erpreſst, und ſie beharrten in der Folge auf dieſen Geſtändniſſen, weil ſie, wie ſie ſelbſt bekannten, nachdem ihre Un-

Digitized by Google

Unschuld aufgeklärt war, nach jedem Widerrufe neue Mifshandlungen fürchteten Indefs wird Heft II. S. 185 fg. geurtheilt, dafs diefer fonderbare Criminalproceſs noch einer nähern Aufklärung bedürfe, und es wird daſelbſt dem Präſes der Commiſſion der Richter das Privaturtheil in den Mund gelegt: er ſey *moraliſch* von der *Schuld* der Leute überzeugt; aber nach den *Geſetzen* wären ſie *unſchuldig*. Jedoch vgl. Heft III. S. 274 fg.

Im zweyten Hefte des *erſten* und im erſten und zweyten des *zweyten* Bandes zeichnen ſich ganz vorzüglich die eines Howard würdigen, ſpäterhin vollſtändiger bekannt gewordenen Vorſchläge des Miniſters *von Arnim* zur zweckmäſsigern Einrichtung der preuſsiſchen Gefangenanſtalten aus.

Im dritten Hefte ſcheint uns das „Etwas über den nachtheiligen Einfluſs der Jagd auf den Landbau, und die Mittel, ihn zu verhüten" (S. 234—65.) einer vorzüglichen Beachtung in rechtlicher, ökonomiſcher und menſchlicher Hinſicht werth. Die Mittel, die Feldfrüchte des Landmanns gegen das Wild zu ſchützen, werden auf zwey Hauptklaſſen zurückgeführt: 1) Unterhaltung eines geringfügigen Wildſtandes, und 2) Berechtigung der Unterthanen zu allen den Wildſchaden verhindernden Mitteln. Der Aufſatz von *K. A. Koſsmann*, über die Gränzen der Preſsfreyheit (S. 224 fg.) ſtellt folgenden Grundſatz auf: „Man gebe frey, dafs alles gedruckt werde, und verbiete nur die anonymen Schriften." Durch letztere Maafsregel würde die Aeuſserung mancher Wahrheit und Rüge aus ängſtlicher Rückſicht auf Anſtoſs und Verdruſs zurückgehalten, dem freymüthigen Schriftſteller vielfache Unannehmlichkeit bereitet, und dem beſcheidenen Talente der Muth geraubt werden, mit ſeinen Erſtlingen hervorzutreten.

Im erſten Hefte des *zweyten* Bandes iſt der Aufſatz über die Verbeſſerung des Forſtweſens (S. 36 fg.) wichtig, der erſtlich einen merkwürdigen Bericht eines Ungenannten an den jetzigen König über die mangelhafte Controlle der Forſtbedienten enthält und die Folgen deſſelben berichtet, und ſodann die Bedrükkungen und Mifsbräuche erzählt, die unter der vorigen Regierung aus der Jagdliebhaberey Friedrich Wilhelms II. entſtanden. Lehrreich ſind auch die Beyträge zur Geſchichte des preuſsiſchen Einquartirungsweſens (S. 66 fg.), wovon im zweyten Hefte S. 111 fg. eine Fortſetzung ſteht.

Beherzigungswerth ſind im zweyten Hefte (S. 126 fg.) die Gedanken über eine Penſionsanſtalt für Dienſtboten, veranlafst durch eine Preisaufgabe des Geh. Staats- und Kab. Miniſters Gr. *von Alvensleben*. Der Vf. will, dafs mit Arbeitshäuſern für Alte, Verlaſſene, Kranke und Unvermögende aller Stände auch die erforderlichen Verſorgungsanſtalten der Geſindeklaſſe dergeſtalt verbunden werden, dafs jene dieſe mit übertragen, und höchſtens von dem für jede Provinz ausgeſetzten Armenfonds der etwa einſtweilen erforderliche Zuſchufs gegeben werde. Der Aufſatz, über die Domprobſtey in Magdeburg nebſt Actenſtücken, handelt von den beiden letzten Beſitzveränderungen, auch von den jetzigen Einkünften derſelben.

Den gröfsern Theil des dritten Heftes nimmt, von S. 229. an, der Auszug einer wichtigen Schrift vom Criminalrath *Paalzow* in Berlin, über den Juden-Staat oder über die bürgerlichen Rechte der Juden (Berl. 1803.), ein. — Wir haben hier nur von einigen Aufſätzen dieſer Zeitſchrift geredet; bemerken aber noch, dafs aufserdem in jedem Hefte mehrere leſenswerthe Beyträge, das Wohl und Wehe der Menſchheit betreffend, in Verhandlungen merkwürdiger Proceſſe, Erzählungen edler und unedler Handlungen, in ernſten und ſcherzhaften Aufſätzen, auch in Poëſieen, vorkommen. Zu den matten Verſen in dem „Abſchied vom baltiſchen Meere" (Bd. II. S. 12. fg.) mufs man ein Auge zudrücken; aber die Parodie auf *Goethe's* „Kennſt du das Land" (Bd. I. S. 71 fg.) kann man nicht anders, als im Namen des guten Geſchmacks perhorreſciren.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Meiſsen*, b. Erbſtein: *Anleitung, die Proceſs-Tabellen richtig zu verfertigen*, aus dieſsfalls ergangenen höchſten Reſcripten gezogen für angehende Kurſächſiſche Advocaten. 1803. 5 Bog. 8. (6 gr.) — Seit dem J. 1777. iſt in Kurſachſen die für die Beſchleunigung der Proceſſe wohlthätige Anſtalt getroffen worden, dafs nach dem Anfange eines jeden Jahres ſowohl bürgerliche Rechtsſtreitigkeiten, als auch Unterſuchungsſachen, in eine Tabelle gebracht, und dabey der Zuſtand, in welchem ſie ſich befinden, der Landesregierung angezeigt werden mufs. Die öfters vorgefallene Mangelhaftigkeit ſolcher Tabellen und die deshalb erlaſſenen einzelnen Reſcripte veranlaſsten nun den Vf., Hn. *Manke*, welcher bey dieſer Expedition angeſtellt zu ſeyn ſcheint, dieſe Anleitung zu fertigen, welche theils Schemata zu den verſchiedenen Gattungen der Proceſstabellen, theils einige allgemeine und beſondere Bemerkungen enthält; und Rec. kann dieſes Schriftchen allerdings, wenn auch nicht Advocaten überhaupt, wie auf dem Titel ſteht, — denn dieſe dürften eben keinen Gebrauch davon machen können, — ſondern Gerichtsdirectoren und den bey andern Patrimonial-Gerichten und in Aemtern angeſtellten Perſonen, denen dieſes Geſchäft übertragen iſt, als brauchbar empfehlen. — Die verſchiedenen Arten der Tabellen, welche jährlich einzureichen ſind, betreffen bürgerliche Rechtsſtreitigkeiten, Kreditweſen, Verlaſſenſchaftsſachen, Unterſuchungen, Forſt- und Jagdverbrechen, Civilſachen, die bey den Forſtämtern vorgekommen ſind, und eingegangene ſogenannte Kammer-Reſcripte. Zu tadeln iſt es, dafs Hr. *M.* nicht mehr Sorgfalt auf den Stil verwandt, den öftern Anfang der Perioden mit „Nachdem" u. ſ. w. (S. 1. u. 15.), und Ausdrücke, wie „erliegen gebliebene Proceſſe" (S. 12. 22. fin. u. a. O.), vermieden hat. Auch dürfte das (S. 41.) gebrauchte Wort *Renitenz* nicht paſſend ſeyn; es iſt mehr Nachläſſigkeit, deren man ſich durch unterlaſſene Einreichung der Tabellen ſchuldig macht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 1. *Februar* 1805.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Der Geiſt der allerneueſten Philoſophie der Hnn. Schelling, Hegel und Compagnie.* Eine Ueberſetzung aus der Schulſprache in die Sprache der Welt. Mit einigen leitenden Winken zur Prüfung begleitet, zum Gebrauche für das gebildetere Publicum überhaupt. Von *Kajetan Weiller.* — *Erſte* Hälfte. 1803. XXI u. 272 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Soll dieſe Schrift wirklich eine vollſtändige Ueberſetzung in die Sprache der Welt ſeyn, und die Grundſätze der neueſten philoſophiſchen Schule zur Kenntniſs des gröſsern Publicums überhaupt bringen, ſo möchten wir ihre Abſicht nur halb erreicht glauben. Denn zu einer vollkommnen allgemeinern Verſtändlichkeit philoſophiſcher Syſteme wird nicht allein eine *Sprachüberſetzung*, ſondern auch eine *Sachüberſetzung* erfordert; die erſtere iſt ſogar ohne die letztere nicht möglich. Dann aber erſcheint ein philoſophiſches Syſtem nicht mehr in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt, die auseinander geriſſenen Theile und die dem gewöhnlichen Faſſungsvermögen näher gebrachten Gedanken ſind ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich, denn gerade dadurch unterſcheidet ſich das philoſophiſche Denken von dem gemeinen, daſs es höher hinaus liegt, und eine gröſsere Fertigkeit des Abſtrahirens, Feſthaltens und Zuſammenſtellens der Begriffe erfordert. Es wird ſonach einem Schriftſteller zur gröſsern Deutlichkeit nichts helfen, wenn er ſtatt des Wortes *Identität* das Wort *Einerleyheit* gebraucht, oder ſtatt des Wortes *Indifferenz* das *Nichtzuunterſcheidende* ſetzt, denn jene Abſtractionen und das Feſthalten und Zuſammenſtellen der Begriffe werden durch veränderte Wortzeichen nicht erleichtert. Wir wiſſen daher nicht, auf welche Weiſe der Vf. nach ſeiner Aeuſserung in der Vorr. S. XX. „mehr an die Welt ſpricht, als die Hnn *Köppen* und *Fries*.“ Aber abgeſehen von dieſem Zwecke der Ueberſetzung für die gröſsere *gebildetere*, wenn auch nicht *elegante* Welt (S. VII.), verdienen die Deutlichkeit, der Geiſt und die Kraft, mit denen der Vf. das Schellingiſche Syſtem darſtellt und angreift, Lob und Achtung. Er führt ſeinen Krieg zugleich mit Witz und Satire, und es läſst ſich mit vielem Grunde fragen: wie kann das Schellingiſche Syſtem beſtehen, wenn es ſolche Gegner findet?

Der Vf. hat ſeine Gedanken in folgenden Abſchnitten auseinandergeſetzt. I. *Ein Blick auf den bisherigen Gang der Philoſophie, als Einleitung zur Anſicht des Allerneueſten.* Hr. *Schelling* hat das Verdienſt, entweder die gröſste Wahrheit, oder den gröſsten Irrthum gefunden und ausgeſprochen zu haben. Die Kenntniſs der Gründe zu ſeiner Erhebung wird ein ſehr vortheilhaftes Licht auf die *Natur* und auf den *Werth* derſelben werfen. Die Bekanntſchaft mit den *vorhergehenden* Verſuchen von Philoſophie wird am gründlichſten die Bekanntſchaft mit dem ſeinigen einleiten. Freylich ſcheint dieſe Verfahrungsweiſe auf einem geheimen Zweifel gegen die Güte des neuen Syſtems ſich zu gründen, welches doch jeden mit morgenländiſchem Feuer ergreifen ſoll. Da wir aber in den Abendländern wohnen, ſo kann man uns ohne Ungerechtigkeit dergleichen Orientalismen nicht zumuthen. Der Trieb, das Wiſſen immer mehr zu begründen und auszubreiten, muſste ſchon früh beginnen und will ganz befriedigt ſeyn. Philoſophie ſollte ihn befriedigen, ſie hat ihn aber bisher nur genährt. Einzelne traten wohl auf, die ſich für völlig befriedigt hielten, allein ſie fanden nach einiger Zeit doch ſelbſt wieder, daſs die anſcheinende ewige *Sättigung* nur die erſte Folge einer ſchnellen *Uebersättigung* war. Man ſah ſich um nach dem Unbedingten, Abſoluten, zuförderſt in der *äuſsern* Natur, wie z. B. die Griechen Thales, Anaximenes u. ſ. w. Anaxagoras nahm in ſein Unbedingtes auch ein Merkmal der innern Menſchennatur auf, den Verſtand; Pythagoras wollte ſeine Stelle erſetzen durch Zahlen. Dem Plato ging in ſeinen *Ideen* ein neues Unbedingtes auf, aus welchem ſich unſer Wiſſen und Handeln erklären lieſs. Ariſtoteles hielt ſich mehr an das Sinnliche und an die Erfahrung. In der gnoſtiſchen Philoſophie herrſchte die Einbildungskraft vor, wie auch im Neuplatonismus. Die Scholaſtiker hatten eine Offenbarung und den Ariſtoteles, in denen ſie ſchon alle Wahrheit vollendet fanden, ſie dachten nur um zu denken, philoſophirten nur um zu philoſophiren, und machten von ihrer Vernunft keinen materiellen Gebrauch. Allein der bloſs formale Vernunftgebrauch befriedigt nicht. *Bako* weckte die Philoſophie wieder aus dem ſcholaſtiſchen Schlaf und rief ſie auf den Weg der Erfahrung zurück. Aber Erfahrung verſchafft nie Allgemeinheit und Nothwendigkeit, alſo behauptete Descartes, es müſſe auch eine Erkenntniſsquelle der Wahrheit aus bloſsen Begriffen geben. Auf demſelben Grunde baute *Spinoza* ein ganz andres Syſtem. Auch *Leibnitz* erhob ſich mit ſeinen einfachen und vorſtellenden Kräften über die Erfahrung. Allein das Gebäude ſchwebte bey näherer Prüfung; *Hume* entdeckte den Mangel eines Grundes und bereitete eine neue Epoche der Philoſophie. *Kant* kehrte die

Digitized by Google

die bisherige Ueberzeugung um, dafs sich unsre Vorstellungen nach den Gegenständen richten, und fand, dafs wir an den Dingen nur das erkennen können, was sie für uns sind. Diese Lehre war Idealismus, aber befriedigte nicht völlig; *Fichte* erklärte nicht nur die *Beschaffenheit*, sondern auch das *Daseyn* der Dinge für eine Wirkung unsers Erkenntnifsvermögens. *Jacobi* wies auf den Wohnsitz des Wahren, als auf einen der Wissenschaft überhaupt unzugänglichen Ort hin. Aufser diesen Versuchen gab es noch mehrere andre in Deutschland, aber den gewaltigsten von allen wagte *Schelling*.

II. *Die allerneueste Philosophie sieht sich nach einem ganz neuen obersten Punkte um.* Die verschiednen philosophischen Versuche lassen sich in *erklärende* und in *auf Erklärung Verzicht leistende* theilen. Der Charakter der erstern bestand im Behaupten (Dogmatism), der Charakter der zweyten im Bezweifeln (Skepticism). Der Dogmatismus theilte sich wieder in Realismus und Idealismus, von denen der erste das Wissen vom Seyn, und der zweyte das Seyn vom Wissen ableitete. Keines dieser Systeme erschöpfte den Charakter, den es an sich trug, ganz. Der Realismus war nicht blofser Realismus, der Idealismus nicht blofser Idealismus, beide mufsten sich wechselseitig postuliren und von einander borgen. Es gab daher noch keine *erschöpfende* Philosophie. *Schelling* wollte sie geben. Sie sollte erschöpfend dogmatisch, kritisch und idealistisch werden. Man hatte bisher entweder offenbar, oder insgeheim, immer *etwas* angenommen, nun sollte *nichts* mehr blofs angenommen, sondern alles erst geschaffen werden, — *durch die Idee.* — III. *Die allerneueste Philosophie erblickt den obersten Punkt alles Philosophirens.* Das Neue, was man suchte, konnte nicht auf den bisher besuchten Höhen zu Hause seyn, sondern mufste weit höher liegen, und die dort befindlichen feltensten Geschöpfe athmen gar nichts, als Aether. *Fichte* hatte den Fufs schon aufgehoben zur höheren Stufe, *Schelling* vollendete diese Bewegung, erstieg die neue Stufe wirklich, indem er das Ununterschiedne, Indifferente, was *Fichte* zu erschaffen anfing, ganz auserschuf. Was lag nun vor seinen unendlichen Blicken als Unbedingtes da? Manche werden vermuthen, *Nichts;* doch nein, nur das *Gegebne* ist vernichtet, das *Indifferente* bleibt, es ist schlechterdings von allem Gegensatze befreyt, und in aller Hinsicht ein Einerley. Der Satz der Einerleyheit allein entging der allgemeinen Verheerung. Durch ihn sollten endlich auch wieder andre entstehen. — IV. *Der neue höchste Punkt aller Philosophie, die neue Einerleyheit, enthält sehr Vielerley. Fichte* hätte Alles durch das Ich, wie einen Traum entstehen lassen, allein da anderswoher (durch den auf die Moral gestützten Glauben) doch auch eine reelle Mehrheit verschiedner Ichs ausgemittelt war, so war die Fichtische Identität noch keine absolute. *Schelling* vertilgte den noch übrigen Unterschied, und erklärte das Ich selbst für eine blofse Aeufserung eines Dritten. Die absolute Identität ist nun die gröfstmöglichste. Aus ihr gehen alle Gegensätze, die an sich Eins sind, Körper und Geist, Natur und Freyheit, Ich und Du, wie Traumgestalten hervor, und in dieses Eine kehren sie auch alle wieder zurück, wie die Traumgestalten in das träumende Subject. Die neue Identität liegt wie ein erstarrter Riesengeist vor uns. Diese erstarrte Intelligenz braucht sich nur zu regen, so trennt sich Alles, dieſs Alles ist aber Traum bis auf das Eine Träumende, das aber aufser diesem Traume nichts als das an sich gleichartige Bereitseyn zu allen diesen Träumereyen ist. — *V. Fortsetzung der genaueren Ansicht der sonderbaren Einerleyheit, in welcher so vielerley vorkommt.* Die neue Einerleyheit ist keine blofs *logische*, sondern eine *reelle.* Sie ist eine lebendige Idee, oder ein todter Geist. Wer Bilder liebt, denke sich nun das Universum als eine unendliche Polypen-Familie, in welchem alle Kinderpolypen aus einem einzigen Mutterpolypen hervorkommen, oder als ein unendliches Glas-Prisma, nach Art der Fee Morgana, wodurch auf einmal in unzähligen Strahlenbrechungen ein wandelbares All aufgeht. — VI. *Diese neue so fremd scheinende Idee der unbedingten Einerleyheit ist mitten unter uns, ist in uns selbst zu Hause.* Sie ist nämlich unsre Vernunft selbst. Die Vernunft ist dieser Polyp und dieses Prisma. Wir, die Welt, und die Gottheit, sind die Regenbogen dieses Prisma's.

VII. *Beweis, dafs die Vernunft mit der Einbildungskraft ganz einverstanden ist*, oder: *Uebersicht der Grundlage des neuen Systems. Schelling*, als Sprecher und Repräsentant der absoluten Urvernunft, hat Paragraphen geschrieben, in denen das absolute Identitätssystem aufgestellt ist. Unser Vf. liefert zu diesen Paragraphen Erläuterungen und Bemerkungen. Das *Erscheinen*, das sich selbst *Entgegensetzen*, entsteht blofs durch das sich selbst *Erkennen.* Dadurch theilt sich die Vernunft in eine erkennende (subjective) und eine erkannte (objective) Vernunft. Verfolgt man sie auf der objectiven Linie, so erhält man sie als *Natur.* Verfolgt man sie auf der subjectiven Linie, so erhält man sie als *Ichheit.* An sich aber ist es immer dieselbe Vernunft, welche, nur von verschiedenen Polen angesehen, jetzt als Körperwelt, als Baum, Blume u. s. w., ein andresmal als Geisterwelt, als *Sokrates*, *Franklin* u. s. w. erscheint. Aller Unterschied, der Statt hat, betrifft nur den *Grad*, nicht die *Art.* Dieselbe Kraft äufsert sich in der Natur als Schwere, in der Ichheit als Tugend. Die Vernunft ist die einzige allein zum Grunde liegende Zauberwurzel, woraus das ganze Universum als ein gränzenloses, mit zahllosen Gestalten täuschendes Gesicht aufsteigt, an dem Nichts, als sie, die Zauberin, wahr ist. Zur Einsicht in dieses geheimnifsvolle Spiel ihrer eignen Regungen kommt sie nur durch Erhebung zur Einsicht in ihre ursprüngliche Beschaffenheit. Sie, die Schöpferin von Allem, mufs sich zuerst die Idee von sich selbst schaffen, um sich selbst anzuschauen. Dann mufs sie durch fortgesetzte Schöpfung das Universum herausentwickeln. Bisher versah man es nur darin, dafs man die Vernunft als *Räsonnirvermögen*, und nicht in ihrer eigentlichsten Beschaffenheit als *Vermögen hervorzubringen* gebrauchte. (Rec. will hierbey bemerklich

Digitized by Google

lich machen, wie das Schelling'sche *System* mit seinem Irrthume häufig eine Wahrheit verbindet, und daraus eben einen Schein entlehnt. Es ist nämlich gewiss eine Verkennung der Vernunft, sie für ein blosses Räsonnirvermögen zu halten: ihre Würde ist höher; aber es ist nicht die Würde einer absoluten Schöpfung für die intellectuelle Anschauung, sondern die Würde und das eigenthümliche Geschäft der Vernunft ist, das *Wahre* vorauszusetzen, welches durch kein Räsonniren des Verstandes erreicht und erschlossen werden kann.) — VIII. *Vorläufige Bedenklichkeiten.* Ist nach der Lehre der neuen Schule ein Beweisen möglich? *Wahre* und *falsche* Sätze sind *an sich* nicht verschieden. Sie sind beide nur in äusserer Hinsicht und von einem niedrigen Standpunkte aus betrachtet, verschieden geartete Ausdrücke des einzigen unendlich Wahren. Innerlich, von dem höchsten Standpunkte angesehen, sind sie sich selbst gleich, sind sie Eins. *Schelling* selbst sagt in seinem Bruno: „Jeder, der eine durch seinen Irrthum, der andere durch die Unvollkommenheit seines Werkes, drückt die höchste Wahrheit und Vollkommenheit des Ganzen aus, und bestätigt durch sein Beyspiel, dass in der Natur keine Lüge möglich sey." Da man ferner nichts mit dem Denken zu thun haben, sondern das Absolute anschauen will, wird die Logik für eine Schimäre erklärt. Es ist sogar alles gerade in dem Maasse *an sich unrichtig*, als es *logisch richtig* ist. Die Logik, die Tochter des Verstandes, sollte nicht im Argen liegen, da er, der Vater, so durch und durch böse ist? Wie steht es nun bey diesen Grundwahrheiten um das *Beweisen?* Womit will man seine Beweise führen? Mit lauter *wahren* Sätzen? Dann muss aber nur etwas Solches daraus gefolgert werden, dass dasselbe auch aus lauter falschen Sätzen gefolgert werden könnte. Die einen gelten an sich so viel als die andern, aus dem Gleichen muss immer ein Gleiches folgen. Oder will man die Beweise durch lauter *falsche* Sätze führen? Aus Falschem folgt aber nur Falsches. Oder will man wahre und falsche Sätze unbekümmert unter einander mischen? Warum soll man sich binden, da das Gold der unendlichen Wahrheit in dem endlichen *Irrthume* so gut, als in der endlichen *Wahrheit* liegt? Ferner ist doch Beweisen ein Begreifen, Urtheilen, Schliessen, also ein Denken. Da aber das Denken beständig irrt, muss nicht gerade das am strengsten Bewiesene das Allerirrigste seyn? Wer daher das einzige Folgerechte, das in dieser Schule möglich ist, thun will, der thut Verzicht auf alles *Beweisen*, und schränkt sich blos auf das *Behaupten* ein; unter diesen Umständen kann die Philosophie nur als ein Inbegriff von Machtsprüchen auftreten, und die neue Schule musste sich ihrer bekannten *Gewaltsprache* bedienen, wenn sie ihr innerstes Wesen aussprechen wollte. — Aber welche Kraft enthält das an sich unkräftige Beweisen aus der neuen Wahrheitsquelle? Die neue Schule beweist selbst auch. Nur glaubt sie, ihren Beweisen eine eigenthümlich beweisende Kraft mittheilen zu können, indem sie dieselben auf einen gewaltigeren Stamm pfropft. Kann der Stamm Wunder thun, und an sich ganz dürre Aeste wieder beleben? Angenommen, das an sich zum ewigen Irrthum verurtheilte Denken könne durch irgend ein Mirakel von seiner Verdammniss erlost werden, so ist der Grund, welchen die neue Schule allen Beweisen zur Stütze anweist, gewiss nicht fester als es die bisherigen Gründe sind. Aus dem logischen Satze A = A, so viel man auch daraus folgern mag, erhält man nur *Selbstgleichheiten*, aber nicht die *sich selbst Gleichen.* Man entlehnte nun von diesem unfruchtbaren Satze seine Evidenz, und liess ihn sich anderswoher befruchten. Aus der logischen Identität: *Alles ist sich selbst gleich*, machte man einen andern Satz: *Alles ist allem andern gleich.* Statt zu sagen: *Eins ist Eins*, sagte man: *Alles ist Eins.* Presst man nicht das ganze Universum sammt seinem Urheber in diese Grundidee hinein, um sie alsdann augenscheinlich daraus hervorgehen lassen zu können? *Wenn* Alles Eins ist, so heisst der obige Satz eben auch nichts anders, als: Eins ist Eins. Allein eben dieses *Wenn* macht hier noch Schwierigkeiten. Selbst zugegeben das *Alles Eines*, wie bringt man aus diesem *Einen* Allen unter *verschiedenes* Alles genau heraus? Das *Zwey* ergiebt sich nicht aus einem Schlusse, also nicht durch *Denken.* Herausschauen lässt sich ohne Zweifel sehr Vieles. Sind sich denn Verstand und Vernunft *e diametro* entgegengesetzt? Die Vernunft ist in der neuen Schule eine Macht, mit der sich *ex officio* alles machen lässt, was man braucht. Für die *Erwerbung* war also reichlich gesorgt. Allein der *Besitzstand* war nicht gesichert, er war vielmehr bedroht durch die Protestationen des Verstandes. Man untersuchte daher die Ansprüche desselben, und da zeigte sich denn offenbar, dass dieser elende, aus der niedrigsten Volksclasse hervorgehende Prosaist gegen die hochgeborne Poetin gar keine Rechtsansprüche besitze, seine Widersprüche haben gegen ihre Machtsprüche nichts zu bedeuten. Doch aber will und soll sich die Vernunft mit diesem ihrem Erbfeinde ehelich verbinden. Sie will verständig werden. Mit welchem Verstande will sie es denn aber? Mit dem *gesunden?* Gegen diesen protestirt sie ausdrücklich. Also mit dem *kranken?* Dafür dankt sie wahrscheinlich auch. Oder mit dem Verstande überhaupt, der, wie andre Ehemänner, bald gesund, bald krank ist? Das ist ihr wieder nicht recht. Ihr Mann soll sich gleich bleiben. Jetzt ist nur noch der *Unverstand* übrig. Diesen aber will sie gar nicht. Verstand und Vernunft heyrathen endlich doch noch zusammen; aber auf die linke Hand. Die Vernunft kann nicht unverständig bleiben, so wenig als der Verstand unvernünftig. Sie verbinden sich also mit einander, doch so, dass diesesmal das schwächere Geschlecht (die Vernunft) das herrschende, und das stärkere (der Verstand) das gehorchende ist. Der Verstand soll daher in den gemeinsamen Familienangelegenheiten zwar auch mitsprechen dürfen, aber seine Stimme soll nie gehört werden, soll ganz und gar keine entscheidende Kraft haben. Er soll nur etwa Ehrenhalber, nur des Herkommens wegen, mitsprechen, übrigens aber immer, ohne alle Ausnahme,

immer

immer an sich Unrecht haben. Um ihn indefs in Etwas zu schonen, soll ihm gestattet werden, in seinem Reflexionsreviere auch Recht haben zu können. Dadurch gewann er freylich nur den *Schein* eines sehr beschränkten Rechts. Allein seine theure Hälfte, von der er endlich doch leben mufste, hatte sich einmal in den Besitz alles Eigenthums gesetzt, und bequemte sich zu keinen mildern Bedingungen. Er fügte sich also, und gab sich damit zufrieden, *nur darin Recht zu haben, daß er immer Unrecht hatte.* Beide leben nun, die Vernunft im obern, der Verstand im untern Stocke der Wohnung, in einer gespannten Ehe. Aber kann dies bestehen? Soll der Verstand sich *alles* gefallen lassen, auch *Widersprüche?* Das höhere Schauen soll doch ein *verständiges* Schauen seyn, und darf also keinen Widerspruch enthalten, sonst wäre es verständig unverständig. Deswegen ward es auch schwer, aus dem Einheitsmagazine der absoluten Identität die Gegenstände hervorzuziehen, deren man bedurfte. Sie mufsten erst durch eine dritte Macht herausgearbeitet werden, und man fand diese Macht in der *philosophischen Construction.* Sie erbot sich, alles, was man verlangte, aus dem unendlichen Faden der unbedingten Einerleyheit heraus und zusammen zu spinnen und zu stricken. Die Construction, welche bisher blofs auf das mathematische Gebiet eingeschränkt wurde, dehnte man aus auf das philosophische. Freylich lagen dem ganzen Verfahren bey dieser Ausdehnung des Constructionsvermögens einige Täuschungen zum Grunde. Man verwechselte das Bild mit dem Gegenstande. Man schuf sich jenes, und glaubte nun diesen selbst geschaffen zu haben. Entweder liefert die neue Schule blofsen Bericht über die Wahrnehmung (blofsen Empirismus) oder logische Spielerey. *Schelling* hat durch sein höchstes Hervorbringen nicht mehr, als das *Höchste und Allgemeinste der Wahrnehmung* ausgesprochen. In unsern äussern Wahrnehmungen nehmen wir nichts anders wahr, als Kraftäufserungen, theils einer Kraft, die wir aufser uns versetzen, theils einer Kraft, die wir uns selbst zuschreiben. Die Kraft selbst (das Wesen) nehmen wir nirgends wahr, sondern nur eine Aeufserung, die wir von einer Kraft ableiten. So wird uns die Welt in und aufser uns das Resultat einer Productivität. Aber dies Resultat gilt nur in so fern als die Wahrnehmung reicht (und liefert auch nach Rec. Dafürhalten keine philosophische Erklärung der verschiedenen Wahrnehmungen). Doch die neue Lehre ist schlechthin unangreifbar; die höchste Einheit verschlingt jeden Einwurf, ehe er noch entstanden ist. Er kann nur aus der Reflexion als Traum und Täuschung entstehen, er stammt aus dem Verstande, und gerade nur der Verstand kann irren. Woher soll eine Zweyheit kommen, da an sich nur eine Einheit möglich ist? Widersprüche, die man dem Systeme aufdeckt, verfangen nichts, denn sie finden nur statt auf dem Gebiete des Verstandes. Wer will eine solche Lehre widerlegen? Wer will einen abgeworfenen Salamander verbrennen, der jedes Feuer immer im Voraus schon auslöscht? Der Mensch soll erst dort anfangen, die Wahrheit zu finden, wo er von Sinnen kommt. Das neue System, welches sich als Philosophie construiren will, ist mehr ein transcendenter Münchhausianism. Es geht hinaus über alles Bewufstseyn zu dem Höheren, worin Bewufstseyn und Bewufstlosigkeit Eins sind. Das Streben nach Wahrheit ist ein Spiel um Wahrheit, und noch dazu ein Hazardspiel geworden; man ist mehr an leidenschaftlichen, als an einen ruhigen Gang der Behandlung gewöhnt, man könnte vielleicht mit gleichem Rechte statt des gegenwärtigen Identitätssystems ein Milchsaftsystem, einen absoluten Chylism als Philosophie aufstellen. Wie dem Bewufstseyn alles zur Idee wird, so wird den Gedärmen alles zum Milchsaft (Chylus). Könnten die Gedärme räsonniren, so würden sie auf das Resultat kommen, dafs *an sich* alles Milchsaft sey u. s. w. — IX. *Bedenklichkeiten gegen einige der vorhin vorgelegten einzelnen Beweise des Systems.* *Schellings* Begriffe von Vernunft gebricht es an Wahrheit, sie ist als eine nicht gedachte gedacht, und die Philosophie, die Erhebung zum Absoluten, fängt mit einer *Ohnmacht* an. Was der Vf. ferner über die einzelnen Sätze des Schellingischen Systems erinnert, hat des Rec. völlige Beystimmung, eignet sich aber nicht zu einem Auszuge.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Ulrike, der Triumph reiner Liebe.* Ein ländliches Naturgemälde in Briefen an einen Freund, auf einer Reise durch einen Theil Schwedens. 1802. 208 S. 8. (16 gr.)

Diese Briefe, die 1800. zu Stockholm unter dem Titel: *Bref till en vän under en resa i Landsorterna*, erschienen, konnten vielleicht für *schwedische* Leser noch ein gewisses (obschon sicher nur schwaches) Interesse haben, weil sie die Schilderung einiger vaterländischen Gegenden enthielten; doch für Deutschland sind sie ganz gehaltlos, und fassen fast nichts, als die gewöhnlichsten, schon tausendfältig in andern Werken angebrachten Betrachtungen über Naturgegenstände, vermischt mit noch alltäglichern Erzählungen, in sich. Die Liebes-Geschichte mit einer gewissen Ulrike hat weder eine die Erwartung reizende Verwickelung, noch eine gefällige Auflösung; und Triumphe dieser Art werden gewifs in allen Provinzen Deutschlands alljährlich in grofser Menge errungen. Der Stil des Originals soll — so sagt wenigstens der Uebersetzer — lebhaft und blühend seyn; von der Verdeutschung hingegen kann man auch dieses nicht rühmen, sie hat vielmehr ein trocknes Ansehn, und einen schleppenden Gang.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Februar 1805.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Der Geiſt der allerneueſten Philoſophie der Hnn. Schelling, Hegel und Compagnie.* Von *Kajetan Weiller* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 32. abgebrochenen Recenſion.*)

X. *Iſt gar nichts Wahres, insbeſondere nichts höheres Wahres, an dem Ganzen?* Auſser dem *negativen* Werthe, der jedem, wenn auch verunglückten, Syſteme bleiben muſs, daſs man Irrwege meiden lernt, und die Wahrheit nicht mehr ſucht, wo ſie nicht zu finden iſt, ein Werth, der dem Schellingiſchen Syſteme vielleicht mehr als irgend einem andern zugeſchrieben werden kann, giebt der Vf. dem abſoluten Identitätsſyſtem auch einen *poſitiven* Werth. Er ſagt S. 182.: „Das ganze Syſtem ſpricht nichts anders, als die Wahrnehmung in ihrer gröſsten Ausdehnung und in ihrem eigentlichſten Gehalte aus, und ſtellt alſo nichts anders dar, als die Natur, — aber in ihrem ganzen Umfange (in welchem ſie das, was Geiſt und Körper heiſst, umfaſst), und in der höchſten, uns durch Wahrnehmung erreichbaren, Bedeutung. Es ſtellt nichts dar, als dasjenige, was uns eigentlich *erſcheint. Genau* angeſchaut und nur angeſchaut, iſt es immer daſſelbe Eine, — wir nennen es wohl der Deutlichkeit wegen oft auch Kraft — was im Steine abwärts drückt, in der Pflanze aufwärts wächſt, im Thiere empfindet und im Menſchen denkt. Es iſt aber nur in ſofern ſo, als man ſich bey ſeiner Anſicht bloſs auf die Wahrnehmung beſchränkt. Was es darüber hinaus, was es an ſich iſt, davon weiſs das Neue Syſtem nichts. Das Syſtem iſt alſo *ſpeculative Phyſik*, aber nicht *Philoſophie.*" — Wenn Rec. den Vf. nicht miſsverſteht, ſo möchte er hier von ſeiner Anſicht abweichen. Die Kraft wird eigentlich nie angeſchaut, ſondern nur die Wirkung, der wir eine Kraft als Urſache vorangehend denken, und die Einheit dieſer Kraft bey ihren verſchiedenen Aeuſserungen iſt eine Begriffseinheit; in der Anſchauung würde ſich dieſe Einheit nicht ergeben, ſondern eine Vielheit von Kräften. Der Empirismus unterſchiede ſich alsdann dadurch von der Schellingiſchen ſpeculativen Phyſik, daſs jener zum Behuf der Erklärung der Erſcheinungen mehrere Kräfte poſtulirt, dieſe hingegen alle Erſcheinungen aus der Modification derſelben Grundkraft hervorgehen läſst. Im Grunde aber iſt dieſer Unterſchied nicht bedeutend, da ich gezwungen bin, bey neuen vorkommenden Erfahrungen neue Modificationen der Grundkraft anzunehmen, und alſo nur unter anderm Namen daſſelbe thue, als der Empirismus. Rec. begreift deswegen nicht, was Hr. *W.* S. 234. ſagt: „Die Natur, die uns bisher gröſstentheils ein todtes Seyn, oder höchſtens ein Drücken und Gedrücktwerden von mehr oder weniger todten Dingen war, wird ſich uns in ein lebendiges *Werden*, in ein *Wirken von lebendigen Kräften* verwandeln." Ein ſolche Verwandlung durch den bloſsen Begriff einer Grundkraft, einer Productivität, will Rec. nicht einleuchten. Geſetzt aber, dieſe Verwandlung gienge vor ſich, ſo würde die Wiſſenſchaft durch ſie ſchlechterdings nicht erweitert ſeyn. Denn da wir von einer Kraft, die ſich nicht auf Bewegung, auf Druck und Gegendruck zurückführen läſst, auch keinen deutlichen Begriff haben, ſo iſt dieſs *Wirken lebendiger Kräfte* uns unbegreiflich; und wenn alſo *Schelling* nach S. 235. die Ausſage der Wahrnehmung auf den beſtimmteſten Gehalt zurückgebracht hat, ſo hat er zugleich ausgeſagt, daſs man auſser dem Wahrgenommenen eigentlich nichts weiſs, und ſeine ſpeculative Phyſik hätte wider den Willen ihres Urhebers das Verdienſt, eine Unwiſſenheitslehre der Natur zu ſeyn. Uns dürfen wohl hiebey die verſchiedenen Theorieen der Zeugung beyfallen, die alle von einem bekannten Naturforſcher widerlegt wurden, indem er ſtatt ihrer einen *Bildungstrieb* der Natur annahm. Was war mit dieſem Namen gewonnen? Wir müſſen annehmen, daſs die Natur, weil in ihr etwas gebildet wird, auch einen Bildungstrieb habe; aber wir wiſſen nicht weiter, wie die Natur es macht. — Eine zweyte gröſse Idee des neuen Syſtems, ſagt Hr. *W.*, iſt die Idee, die dieſes von der Vernunft aufgeſtellt hat. Die Vernunft iſt nach ihm das einzige Wahre, Wirkliche, Ewige. Sie iſt das *Anſich*, das währt. Im edleren Sinne muſs man dieſs unterſchreiben, aber nicht in dem einſeitigen phyſiſchen Charakter, der im Schellingiſchen Syſteme herrſcht. Dieſes Lob, in welches Rec. einſtimmt, giebt der Vf. noch einigen andern Ideen des Schellingiſchen Syſtems, und zeigt dadurch, daſs dieſe Identitätslehre, indem ſie mit einigen wahren Elementen den ungeheuerſten Irrthum verbindet, Platz gemacht hat der Wahrheit, welche nun unangefochtener, in ſich ſelbſt gewiſſer und entſchiedener währen wird im Kopfe und im Herzen der Menſchen.

Das Werk ſchlieſst XI. *Ein Wunſch im Geiſte Vater Bako's.* Betrachtet man den abſoluten Idealismus von ſeiner *polemiſchen* Seite, ſo kann man nicht umhin, an Frankreichs Wohlfahrtsausſchuſs zu denken. Sieht man auf die *dogmatiſche* Seite, ſo dringt ſich die alte ſcholaſtiſche Begriffſpielerey zur Erinnerung auf. *Bako* gab den Rath, die phyſiſchen Fragen

Digitized by Google

von den metaphyſiſchen wohl zu unterſcheiden, und vor allem jene genauer kennen zu lernen, ehe man ſich zu dieſen erheben wolle. Sollte dieſer Rath nicht jetzt wieder erſprieſsliche Dienſte thun können? Man verbinde Wahrnehmung und Speculation; man beſtimme der erſten durch die zweyte ihren eigentlichen Gehalt; man lerne jene durch dieſe recht verſtehen. Rec. glaubt allerdings, dafs eine Reſtauration der Philoſophie, wie zu den Zeiten des Bako, bevorſtehe, und dafs Hr. *W.* unter den Beförderern der beſſern Wahrheit einen ehrenvollen Platz einnehme.

Leipzig, b. Schödel: *Fragmente für das Gebiet der praktiſchen Lebensphiloſophie.* Aus dem Briefwechſel vertrauter und gefühlvoller Freunde mit dem verſtorbenen Prof. *Karl Heinrich Heydenreich.* 1804. IV u. 236 S. 8. (21 gr.)

Die Vorrede des Herausg., eines Bruders des verewigten *Heydenreichs*, erzählt die Geſchichte dieſer Sammlung vermiſchter Aufſätze, doch ſo kurz, dafs man wenig mehr erfährt, als was der Titel ſchon ſagt, dafs ſie dem Briefwechſel Heidenreichs mit einigen ſeiner Freunde ihr Daſeyn verdankt; dafs er den ihm zur Prüfung überſandten oder überreichten Abhandlungen immer ſeine eignen Ideen oder Verbeſſerungen an dem Rande beyzufügen pflegte; dafs dem Herausg. die gegenwärtigen Fragmente ſchon in frühern Jahren mitgetheilt und nicht wieder zurückgefordert worden ſind, und dafs er ſie ihres gehaltreichen Inhalts wegen einer öffentlichen Bekanntmachung werth geachtet habe. Ob *H.* ſelbſt Vf. von einigen Aufſätzen und von welchen er es ſey, wird im Dunkeln gelaſſen; aber überflüſſig wäre es nicht geweſen, da einige Aufſätze, wenn ſie von *H.* ſeyn ſollten, zumal aus ſeinen frühern Jahren, manchen Aufſchluſs über ſein Leben und ſeine Schickſale gewähren, und dadurch noch mehr Intereſſe gewinnen würden. Vorzüglich rechnen wir dahin das *Sendſchreiben eines privatiſirenden Gelehrten an einen ſeiner ehemaligen Univerſitätsfreunde, einen jungen Beamten, in Bezug auf den gelehrten Privatſtand.* Indeſſen ſind die meiſten Aufſätze auch ohne dieſe Beziehung noch intereſſant genug, um eine angenehme und belehrende Lectüre zu gewähren; keine trocknen ſchulgerechten Abhandlungen, aber doch Gedanken eines denkenden, innig und fein fühlenden, mit dem Leben des Menſchen, wie es iſt und ſeyn ſollte, vertrauten Geiſtes über einige wichtige Gegenſtände der Lebensphiloſophie; Fülle, Lebendigkeit und Leichtigkeit des Ausdrucks ſtehen hier im ſchönen Ebenmaafse mit dem Inhalte des Gedankens. Eine nähere Anzeige der einzelnen Stücke, welche mit Recht nur Fragmente genannt werden, dünkt uns überflüſſig zu ſeyn, und wir begnügen uns, blofs die Ueberſchriften derſelben anzuführen. *Beylage zu einem Pathengeſchenk für Perſonen aus gebildetem Stande, gewidmet dem erſten Kinde guter Aeltern, einem neugebohrnen Sohne. Ueber die Thränen. Antwort eines edlen Menſchenkenners an ſeinen weinenden Freund. Freywillige Reſignation zweyer wahrhaft Liebenden. Ein Brief Mariens an ihre Freundin Joſephine. Verſuch über die Verſchwiegenheit in einem Sendſchreiben an einen Plauderhaften. Freundſchaft. Abſchied eines edlen Greiſes an die Welt. Einige Gedichte.*

PÄDAGOGIK.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böſe: *Literaturgeſchichte der ſämmtlichen Schulen und Bildungsanſtalten im Deutſchen Reiche.* Nach alphabetiſcher Ordnung bearbeitet von *Joh. Dan. Schulze*, D. u. Lehrer der Philoſophie auf der Univerſ. zu Leipzig. 1804. 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. gab ſchon im J. 1801. ein *Specimen Bibliothecae hiſtorico-ſcholaſticae* auf zwey Bogen heraus, welches nicht ungünſtig aufgenommen wurde, und die Hoffnung gab, dafs er dieſem Fache auch noch fernerhin einen Theil ſeiner Muſse widmen wolle. Dieſe iſt denn durch die vorliegende Arbeit realiſirt worden. Der Plan derſelben iſt dieſer: Zuerſt giebt der Vf. als Einleitung die Vorarbeiten zu einer ſolchen Literaturgeſchichte an; dahin gehören: *J. A. Fabricii Bibliographia antiquaria*, an zwey Hauptſtellen, *Mart. Lipenii Bibliotheca realis philoſ.* T. I. u. a. Vielleicht hat er *Krünitz* Encyklopädie nur vergeſſen; denn da der Theil, welcher von Landſchulen, Lehrern u. ſ. w. handelt, beſonders zu haben iſt, ſo hat er dem vielbeleſenen Vf. nicht wohl unbekannt ſeyn können. Zweytens folgen die allgemeinen Schriften zur Geſchichte der Schulen, in alphabetiſcher Ordnung, wo *Adami vitae* nicht paſſen. Dieſer Abſchnitt beginnt mit *Thom. Abbts* vermiſchten Schr. 6ter Th., welcher Verordnungen für Schulen zur Erziehung des Bürgers enthält, und ſchliefst ſich mit *Ad. Heinr. Wilh. Zimmermann's* Verſuch einer Beantwortung dreyer Fragen u. ſ. w. Vergebens haben wir uns in dieſem Abſchnitte nach den Unterſuchungen der neuern Philoſophen, *Kants* u. a. über Pädagogik und Erziehung umgeſehen. Hier fehlen *Joh. Buno's* Schriften und *Jo. H. Campe'ns* Weltgeſchichte und *Wagemann's* Schriften über Induſtrieſchulen, welche doch einen *eignen* Artikel wohl verdient hätten. Drittens folgen die Schriften zur Geſchichte einzelner Schulen, in welchen theils die Geſchichte der Stiftung, der Aufnahme oder Abnahme, Erneurung, Veränderung u. ſ. w., theils die Anzeige der Lehrer und deſſen, was ſie geſchrieben haben, enthalten iſt. Dieſer Abſchnitt ſchliefst ſich mit dem Buchſtaben M, und der letzte Artikel iſt Muskau. Wir haben alſo noch einen Theil zu erwarten. Wahrſcheinlich iſt es ein Verſehn des Verlegers, dafs dieſs auf dem Titelblatte nicht angemerkt worden iſt. In dieſem letzten Abſchnitte wird man auf viele Lücken und Auslaſſungen ſtofsen; aber dieſs iſt von Werken dieſer Art, die ſich gröſstentheils mit Flugſchriften, deren Exiſtenz ſo äuſserſt ephemeriſch iſt, zu beſchäftigen haben, durchaus nicht zu trennen. Einem jeden aufmerkſamen und unbefangenen Leſer leiſtet man ſchon Genüge,

Digitized by Google

nüge, wenn man ihm seinen Fleifs documentirt. Und diefs hat der Vf. gewifs redlich gethan; wofür er Lob und Aufmunterung verdient, die Rec. seines Theils ihm um so aufrichtiger ertheilt, da er in diesem Fache selbst auf ähnliche Art sich versucht hat, und die Schwierigkeiten kennt, welche zu bekämpfen sind. Es gereicht dem Werke also gar nicht zur Unehre, wenn man ungeachtet der grofsen Menge von verzeichneten Schriften und Notizen in diesem Abschnitte, dennoch viele Schulen gar nicht aufgeführt, mancher Rectoren und Lehrer Schriften gar nicht oder dürftig u. s. w. beygebracht findet. So fehlt bey Hildesheim des Direct. *Karl Heinr. Ruhkopf's* Charakteristik einer besondern Schulgeschichte in Beziehung auf das Andrean. Gymn. 1798. 4. (Götting. Anz. 1798. S. 1991.), und *de arte Platonis in dialogo, qui Phaedon inscribitur* (Götting. Anz. 1796. S. 648.), wie auch die Schulschriften vom Bruder desselben Dr. *Frid. Ernst Ruhkopf* zu Bielefeld (Götting. Anz. 1799. S. 1949.). Bey Emmerich ist der katholischen Schule nicht gedacht, deren geschickter Direct *Asmus* verschiedene gute Schulschriften geliefert hat. Ueberhaupt findet man bey den katholischen Kloster- und andern Schulen die meisten Lücken; ganz natürlich, weil die Literatur von ihnen wenig zu sagen hat. Bey Grünstadt ist der Schulschriften des Prof. *Matthiae* (jetzt zu Frankfurt am Mayn) eben so wenig gedacht als des Prof. *Joh. Dav. Hartmann* zu Herford und nachher zu Holzminden, wo er im J. 1801. starb. Eben so bey Langensalza, Detmold u. a. Wir wünschen, dafs der Vf. hinreichende Aufmunterung erhalte, wie er sie verdient, um das Werk vollenden zu können. Zur Probe der Behandlung diene ein Artikel, dem auch die gegenwärtigen Zeitumstände ein Interesse verleihen können.

„*Jesuiterschulen. Jac. Middendorp* von den hohen Schulen, vermehrte Auflag. Cölln 1622. 8. Am Ende steht ein Verzeichnifs der Collegien, besonders der Jesuiten, nach der Ordnung der Länder. *Ratio atque institutio studiorum S. J.* Antwerp. 1635. *Salig* Histor. der Augsburg. Confess. II. 71 f. 116 f. Verzeichnifs der sämmtlichen Jesuitercollegien, nebst der Anzahl ihrer Lehrer und Schüler; *Act. Hist. eccles.* III. 719—26. Vom *Eifer* der Jesuiten für die Beförderung des Studirens; Allg. Deutsch. Bibl. Anh. I. 260. Dafs sie decretirte Schulplane hintertrieben; l. l. LII. 1, 225. Ihr Noviziathaus in Wien beziehen die Normalschüler l. l. 2, 497. Ihr Schulunterricht, ohne Schulgeld war den kathol. Staaten sehr schädlich l. l. 2, 511. Ihr Unterricht ist regelvoll, aber leer an Sachkenntnissen; l. l. 525. Ihre elenden Schulschriften werden auch in den Normalschulen eingeführt; l. l. Anh. I. 308. u. 316. Ihre herrliche Methode des Examinirens; l. l. 265. *Ruhkopf* Gesch. des Schulw. I. 378 ff. *von Spiegel* Trauriger Zustand der kathol. Schulen unter den Jesuiten, und *Verbesserung* derselben; Berl. Mon. Schr. 1788. Oct. S. 328. Von der Einrichtung der Schulen der J. kommt Vieles vor in *Joh. Mich. Denis* Jugendgeschichte, von ihm selbst beschrieben. A. d. Lat. übersetzt. Winterthur 1802. 152 S. 8. Vgl. auch *Pet. Ph. Wolf* Gesch. des Papsts Pius VI.“

Magdeburg: *Jahrbuch des Pädagogiums zu L. Frauen in Magdeburg.* Herausgegeben von *G. S. Rötger*, Propst und Schuldirector. 1797—1803. *Sechstes* bis *zwölftes* Stück. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Plan und Absicht dieser vom Pädagogium zur L. Frauen ausgehenden, auf dasselbe berechneten und von der Geschichte desselben Rechenschaft gebenden Jahrbücher ist schon bey der Anzeige der frühern Stücke angegeben worden. Aus dieser Fortsetzung wollen wir zuerst die eigentlich wissenschaftlich-pädagogischen Aufsätze anführen. 1) Stück 7. N. 2. vom Propst *Rötger: Was soll und was kann man auf Schulen in Absicht des richtigen Lesens lateinischer Verse thun und nicht thun?* Die lateinischen Dichter sollen, so weit es zu erreichen steht, nach Rhythmus und Sylbenmaafs gelesen werden. Am ausführlichsten und gelehrtesten wird von der Elision der Lateiner gehandelt, welche keinesweges in einem Verschlingen oder Wegwerfen des Endvocals, sondern in einem Zusammenschmelzen und Herüberschleifen desselben in den folgenden Vocal bestanden. 2) St. 8. N. 1. von *Ebendemf.: Gedanken über Lehrbücher für die ersten theologischen Classen auf Gelehrten-Schulen.* Zweyerley Lehrbücher werden in Vorschlag gebracht, ein leichteres: Geschichte der Religion und der Religionsbücher für Jünglinge, und ein schwereres für die erste Schulklasse: Handleitung zu gemeinnützlichen Kenntnissen aus dem Gebiete des theologischen Wissens, nach historischer Zeitfolge. Das eigentlich Praktische des Religions-Unterrichts und die speciellste Moral verweist der Vf. in die Andachts-Stunden und Gottes-Verehrungen. 3) N. 2. des 8ten St. vom Lehrer *M. Göring: Ueber die bey der Correctur lateinischer Aufsätze in der zweyten Classe des Pädagogiums von ihm befolgte Methode.* Das Eigenthümliche dieser Methode ist von S. 39. an beschrieben, und mufs selbst nachgelesen werden. 4) St. 9. N. 2. vom Rect. *Delbrück* (itzt Erzieher des Kronprinzen von Preufsen): *M. T. Ciceronis de officiis liber primus adumbratus in usum lectionum cum civibus primi ordinis instituendarum.* Eine nicht blofs tabellarisch, wie das Werk von *Rath* (Halle 1803) abgefafste, sondern in einer zusammenhängenden, epitomirenden Ausführung vorgetragne Skizze. 5) N. 3. *Ebendeff. Grundideen einer Untersuchung über die Kunst, Auszüge zu machen*, erläutert durch Beyspiele aus dem Virgilius, Tacitus, Cicero und Plato. 6) N. 5. vom Lehrer *Schrader: Versuch einer kurzen und fafslichen Darstellung der ersten Begriffe aus der Lehre von den Logarithmen.* 7) St. 10. N. 1. vom Propst *Rötger: Erfahrungen über angewandte Mittel zur Vermehrung des Fleifses unserer gröfsern Schüler*, ein Aufsatz, der durch die entgegengesetzten Erfahrungen des Rect. *M. Müller* in Zeitz in seiner Schulschrift *über die Ursachen, warum der Fleifs vieler Jünglinge in dem letztern Jahre ihrer Schulzeit abnehme*, (1799.) veranlafst worden ist. Eigendünkel, zunehmende Ansprüche, Anfüllung des Kopfes mit Ideen von akademischer Freyheit verblenden oft schon diejenigen, welche an der Schwelle der Akademie stehen. 8) St. 11. N. 1. von

Digitized by Google

von *Ebendemſ.: Ob ſich die Verbeſſerung unſerer Gelehrten-Schulen durch Lieferung geſchickterer und brauchbarerer Männer beweiſe?* Der Vf. glaubt, dafs in der Regel und im Durchſchnitte jetzt doch mehr brauchbare, und im Ganzen brauchbarere Männer in Aemter eintreten, als vor den Zeiten unſerer Schulverbeſſerungen. 9) St. 12. N. 1. von *Ebendemſ.: Hatte ſchon Nero eine Lorgnette?* Der Vf. zeigt gegen den Gr. v. Veltheim ſehr gründlich, dafs es kein hohlgeſchliffenes Augenglas, ſondern ein Spiegel von Aquamarin (der alles im mildern Lichte und doch deutlicher darſtellt) war, deſſen ſich der blinzende, leicht geblendete Nero für ſeine zu reizbaren Augen bediente, um durch dieſes Medium den Fechterſpielen zuzuſehen.

Das Uebrige in dieſen Stücken bezieht ſich unmittelbar auf die Ereigniſſe des Pädagogiums zur L. Frauen, und enthält deſſen Chronik, nebſt Reden, die bey feyerlichen Gelegenheiten von den Herren *Rötger*, *Delbrück*, *Göring* gehalten worden ſind, und die ſich durch Gehalt und Zweckmäfsigkeit auszeichnen.

FÜRTH, im Büreau f. Literatur: *Der deutſche Schulfreund* mit beſonderer Beziehung auf Franken. Eine Quartalſchrift von *Karl Georg Friedr. Goes*, Hospitalprediger zu Windsheim und Pfarrer zu Külsheim. 1803. *Erſtes* Stück. VIII u. 144 S. *Zweytes* St. III u. 128 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Dieſe Quartalſchrift — eine Fortſetzung von des Vfs. *Archiv pädagogiſchen Inhalts*, aber nach erweitertem Plan — iſt zunächſt auf das fränkiſche Schulweſen berechnet und enthält Abhandlungen, Recenſionen und Nachrichten von Schul- und Erziehungsangelegenheiten. Vor jedem Stück ſteht eine Abhandlung; vor dem erſten über Volksaufklärung (mit beſonderer Rückſicht auf Franken), ihre Mängel und deren Urſachen. Der an praktiſchen Kenntniſſen und Erfahrungen reiche Vf. faſst vorzüglich das Religionsweſen und die Landescultur, dieſe beiden wichtigen Angelegenheiten der Menſchheit, ſcharf ins Auge, und zeigt, dafs in Franken in landwirthſchaftlicher und noch vielmehr in religiöſer Beziehung die Aufklärung nur ſehr einſeitig und ſehr particulär ſey. Er bringt die darin hervorgehobenen Schattenpartieen als unmittelbare Wirkungen einer zweckwidrigen Volksbildung und Erziehung unter das Auge, und macht dadurch die Nothwendigkeit ihrer Reformation deſto einleuchtender. Hand in Hand geht mit dieſem Aufſatz die an der Spitze des zweyten Stücks befindliche Abhandlung über den Gemeingeiſt, ſeine Natur und Wirkung, Pflege und Verbreitung. „Der Gemeingeiſt verräth dann ſein Daſeyn, wenn das Volk mit der zur Hervorbringung des Nationalwohls nothwendigen Einſicht beharrlichen guten Willen vereinigt. Das erforderliche, verhältnifsmäfsige Maafs von Verſtandes- und Sittencultur in geſellſchaftlicher Beziehung iſt gleichſam der Stempel und Ausdruck des Gemeingeiſtes." Bewieſen wird, dafs der Gemeingeiſt auch in Monarchieen denkbar, kein leerer Name und ein herrliches Beförderungsmittel des allgemeinen Flors und Wohls ſey. Mittelbar wird er berathen durch Förderung der Volksaufklärung, der Religioſität und Sittlichkeit, durch Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens; unmittelbar durch Belehrung über die Vorzüge des Vaterlandes in phyſiſcher und ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, durch Nationalfeſte, öffentliche Denkmäler und Auszeichnungen der Handlungen, die vom Gemeingeiſt eingegeben werden

Die zweyte Rubrik in dieſer Quartalſchrift machen die ſehr ins Einzelne gehenden und räſonnirenden Recenſionen wichtiger Schul- und Erziehungsſchriften aus.

Die dritte beſteht in hiſtoriſchen Nachrichten, und enthält in beiden Stücken Berichte über das Landſchulweſen im Hochſtifte Würzburg; über den Rector Andreas Riel zu Karlſtadt in Franken, einen Märtyrer aufgeklärter Denkungsart und einer vernünftigen Behandlung der Schuljugend; über die vom Conſ. Rath Stephani unter der Begünſtigung des geh. Raths v. Zwanziger angefangene, aber nach des letztern Tode in Stocken gerathene, Reform des Schul- und Erziehungsweſens in der Grafſchaft Kaſtell-Remlingen; Inſtallationsrede vom Superint. Schmidt (der ehemals in Wien ſtand) in Burgbernheim, gehalten zu Külsheim bey Einführung eines Schullehrers; von dem Landſchulweſen in den beiden kön. Provinzen Anſpach und Bayreuth, von einem Schullehrer in Franken, deſſen Kinder und Kindeskinder ſich demſelben Stand widmen; von dem Cantor Schneider zu Albertshofen am Main, einem denkenden, kenntnifsreichen Pädagogen und mechaniſchem Genie, von welchem auch ein ſehr inſtructiver Verſuch über die Mechanik der Sprachorgane bey der Elementarmethode des Leſenlehrens beygefügt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Der Sturm auf England.* Aus den Briefen eines neufränkiſchen Correſpondenten frey überſetzt. 1803. 52 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. dieſer wenigen Bogen hält die Landung der Franzoſen in England für ausführbar, und berechnet ſchon die Vortheile, welche dem übrigen Europa daraus zuwachſen würden. Es dürfte ihm jedoch ſchwer werden, letztere zu beweiſen, ſo lange man keine feſten Grundſätze hat, auf welche man dieſe Beweiſe gründen kann. Rec. hält ſeinerſeits die Landung der Franzoſen noch lange nicht für ſo gewifs, und glaubt vielmehr, dafs ſelbſt der Kaiſer von Frankreich dieſe Expedition nicht übereilen wird, deren Folgen — wenn ſie fehlſchlagen ſollte — auch auf Seiten des angreifenden Theils ſchwer zu berechnen ſeyn dürften.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Februar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Paris, b. Teſtu: *Mémoire ſur les quatre départemens réunis de la rive gauche du Rhin, ſur le Commerce et les Douanes de ce fleuve;* par *J. J. Eichhoff* (Souspréfet de l'arrondiſſement de Bonn, départ. de Rhin et Moſelle). 70 S. 4.

2) Koblenz, in d. neuen Druckerey: *De la libre Navigation du Rhin, ou Reclamations des villes de la rive gauche contre le droit d'Etape de Cologne et de Mayence;* par *S. F. Paravey*, négociant à Coblence. 95 S. 8.

3) Strasburg, b. Levrault: *De la Navigation du Rhin;* Mémoire imprimé par ordre du Comité conſultatif du Commerce de Strasbourg. an X. (1802.) 66 S. 8.

4) Koblenz: *Supplément au Mémoire de la libre Navigation du Rhin;* par *S. F. Paravey*, négociant à Coblence. an X. 32 S. 8.

5) Düsseldorf: *Einige Worte über die Rhein-Schifffahrt*, von *Georg Arnold Jacobi*; herausgeg. von dem Handlungs-Vorſtande zu Düſſeldorf. 1803. 16 S. 8. (Eingerückt in Bd. I. der Europäiſchen Annalen von *Poſſelt*, Nr. IV.)

6) Köln, b. Oedenkoven u. Thiriart: *Mémoire ſur le droit de relâche appartenant aux villes de Cologne et de Mayence.* Redigé de la part de la chambre de commerce de Cologne; par *Daniels*, Profeſſeur de législation à l'Ecole centrale du départ. de la Roer. an XII. (1804) 35 S. 8. (ins Deutſche überſetzt u. bey denſelben Druckern zu haben.)

Wir faſſen dieſe Schriften in einer Anzeige zuſammen, weil ſie alle die Beförderung der Rheinſchifffahrt zum Zwecke haben, durch die politiſche Veränderung des linken Rheinufers veranlaſst worden ſind, und für die Statiſtik der vier neuen Departemente mehr oder weniger wichtige Thatſachen liefern.

Nr. 1. Statiſtiſcher Zuſtand der vier neuen Departemente; die Hülfsquellen, welche ihre Bevölkerung, ihre Erzeugniſſe und vortheilhafte Lage dem Handel und Kunſtfleiſse Frankreichs öffnen. Roberjot, Deputirter des Nationalconvents in den zwiſchen der Maas, der Moſel und dem Rheine gelegenen Ländern, giebt ihren Flächeninhalt auf 1,330 Quadratmeilen an. Shée, ehemaliger Regierungscommiſſar der neuen Departemente, beſtimmt die Anzahl der Einwohner auf 1,600,000. (Dieſe Angaben ſind nur ungefähr; die erſtere erwartet ihre Berichtigung von den franzöſiſchen Ingenieurs, die in einigen Jahren die Ausmeſſung des Landes werden zu Stande gebracht haben; die letztere wird nur dann vollſtändig werden, wenn eine unparteyiſche Volkszählung veranſtaltet ſeyn wird.) Nach dieſer Berechnung kommen auf eine Qu. M. von mittlerer Gröſse 1,304⅓ Individuen. Der Boden bringt an Getreide ungefähr zwey Drittheile mehr, als zur Unterhaltung ſeiner Bewohner erfordert wird, hervor. Das Verbot der Fruchtausfuhr kann alſo jetzt keinen andern Grund haben, als jenen, die Verproviantirung der Engländer zu erſchweren; allein auch dieſes iſt unzureichend, weil ſie dieſer Zufuhr nicht bedürfen, und aus Danzig, Memel und Königsberg eine Menge Getreide ziehen. (Die franz. Regierung hatte nur die Ausfuhr einer beſtimmten Anzahl Korn aus den Häfen von Mainz und Köln erlaubt.) Die Meſſing- und Nadelfabriken des Roerdepartements ſind äuſserſt wichtig für Frankreich; von jenen beſitzt es im Innern gar keine, von dieſen nur wenige. Der Handel dieſer Länder beſteht im Verkaufe ſeiner natürlichen und künſtlichen Producte, und vorzüglich in Verſendung fremder Waaren. Zwang, welchen die im 8ten Jahre der Republik am Rhein eingeführten Mauthen dem Handel auflegen. Nothwendigkeit neuer Verbindungen mit dem Innern von Frankreich. Die Oiſe ſollte mit der Sambre und der Rhein mit der Maas vereinigt werden. (Die Ausführung des letztern Vorſchlages iſt bereits beſchloſſen. Nicht nur die beiden letztern Flüſſe ſollen vermittelſt des Eugenianiſchen Kanals, ſondern auch die Maas ſoll mit der Schelde verbunden werden, weil die erſte Verbindung ohne die letztere für den Handel Frankreichs von wenigem Nutzen ſeyn würde.) Der Rheinhandel hat vor dem Kriege ungefähr 1300 Schiffe jährlich in Thätigkeit geſetzt. Dieſe Schiffe ſind von verſchiedener Gröſse. Im Oberrheine gehen Schiffe von 1000, von 1500 und 2000 Centnern, im Unterrheine von vier- bis ſechstauſend. Es ſollte eine Commiſſion von Kaufleuten am Rheine errichtet werden, mit dem Auftrage, zur Verbeſſerung der Mauthgeſetze und des Reglements der Schifffahrt Vorſchläge zu thun, und die Artikel eines Handelsvertrages zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu entwerfen. — Dieſe Abhandlung iſt mit vieler Sachkenntniſs geſchrieben, und macht dem Patriotiſmus des Vfs. Ehre. Der Stil iſt correct und elegant. Nach der Vorrede hat Hr. *Peuchet*, Vf. des *Dictionnaire univerſel de la géographie commerciale*, zur Ausarbeitung dieſer Schrift viel beygetragen.

Nr. 2. Darſtellung der vorzüglichſten Gründe wider das Stapelrecht, welches Köln und Mainz ausüben, in folgender Ordnung. *Dieſe Städte hatten ſchon*

Digitized by Google

vor der Vereinigung der vier Departemente mit Frankreich keinen Rechtsgrund zur Ausübung deſſelben. Der Vertrag, welchen Köln in dieſer Hinſicht mit dem Biſchofe Konrad im J. 1259. ſchloſs, ward von den bis 1355. regierenden Kaiſern nicht beſtätigt. Das Privilegium, welches ihr Karl IV. 1355. ſchenkte, nahm der Reichstag zu Nürnberg wieder zurück. Friedrich II. beſtätigte es zwar von neuem; aber Maximilian I. hob es auf. Ferdinand II. ſchenkte Köln 1634. wieder das Stapelrecht; allein das Wahlcollegium, ohne deſſen Einwilligung nach der Capitulation Karls V. kein Privilegium geltend iſt, verſagte demſelben die Genehmigung. *Seit der Vereinigung iſt das vorgegebene Recht abgeſchmackt, weil es mit den franzöſiſchen Geſetzen, und den Principien, auf welche dieſelben gegründet ſind, nicht beſtehen kann.* Dieſes Recht leitet ſeinen Urſprung entweder aus einem ausſchlieſsenden Privilegium, oder aus der Handlungspolizey. Im erſten Falle kann es, gleich andern Privilegien, mit der franzöſiſchen Verfaſſung nicht beſtehen; im andern iſt es unnütz. Der Handel bedarf keiner ſolchen Aufſicht. Privatnutzen iſt ſein beſter Leiter. *Das Stapelrecht beeinträchtigt das Intereſſe von Frankreich, Holland, Deutſchland, Preußen und der Schweiz.* Die Koſten für Aus- und Einladung, für Commiſſion und Verſendung vertheuern die Fahrt. Um zu zeigen, wie beträchtlich dieſelben ſind, führt der Vf. das Beyſpiel zweyer Schiffer von Koblenz an, welche nach Düſſeldorf fuhren; der Eine hatte eine Ladung von Mühlſteinen, der Andere eine von 3000 Krügen Tönſteiner Waſſer und von 2000 Centn. Kalk. Der erſte muſste zu Köln für Krahnen- und Proviſionsgeld 79 Thaler 54 Kr., der andere 452 Fl. 30 Kr. zahlen. *Das Stapelrecht iſt dem Vertrage zuwider, welcher den Thalweg als Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland beſtimmt.* Zufolge deſſelben gehört die linke Seite dieſes Weges der Republik, und die rechte dem deutſchen Reiche. Weder die eine noch die andere Macht hat das Recht, die Schiffe zu zwingen, an dem Ufer ihres Gebiets zu landen, um die Waaren in andere Schiffe umzuladen und durch dortige Speditoren zu verſenden. Der Vertrag von Lüneville gründet ſich auf die Verhandlungen von Raſtadt, in welchen die franz. Miniſter in die Abſchaffung des Stapelrechts eingewilligt hatten. (S. Note vom 1. Thermidor im J. 6.) — Dieſe Abhandlung enthält viel Declamation, welche zuweilen die Stelle der Gründe vertritt. Die Vergleichung zwiſchen Zöllen und Stapeln am Rheine will der Vf. nicht gelten laſſen; indeſs findet ſie Rec. ſehr paſſend. Beide ſchreiben ſich aus den Zeiten der Befehdungen und des Fauſtrechts her; die Stapeln entſtanden bald nach dem Bunde der Hanſeſtädte; die Zölle verdanken ihren Urſprung den Eigenthümern kleiner Burgen und Feſten, die, auf den Trompetenſchall ihres auf der Höhe ausgeſtellten Knappen, die reiſenden Kaufleute auf ihrer Fahrt aufhielten, und ſie nur gegen Erlegung eines gewiſſen Löſegeldes wieder losliefsen. Beide ſollen in neuern Zeiten zum Beſten der Schifffahrt beybehalten worden ſeyn.

Nr. 3. Nachricht vom gegenwärtigen Zuſtande der Rheinſchifffahrt, und Mittel, ihn zu verbeſſern. Der Vf. zählt 29 Rheinzölle; der vier holländiſchen Zölle, welche unter dem Zolle von Lobitt anfangen, erwähnt er nicht. Dafür eignet er Köln einen Zoll zu, dem bloſs die Schiffe, welche Tuffſteine führen, eine kleine Abgabe zahlen. Das Stapelrecht der Städte Mainz und Köln ſoll zur Sicherheit der Schifffahrt beybehalten werden. Er ſchlägt die Errichtung von Schifferzünften vor. (Rec., der überhaupt auf den Zunftgeiſt nichts hält, kann nicht einſehen, welchen Nutzen dieſe Zünfte der Schifffahrt bringen ſollen.) Der Thalweg, behauptet der Vf. nach Andern, ſey keine beſtimmte Gränze, weil der Rhein zu oft ſein Bette ändert. Er vertheidigt die Mauthen, wünſcht aber eine beſſere Einrichtung derſelben.

Nr. 4. Nachleſe von Gründen wider das Stapelrecht, und Widerlegung deſſen, was die vorhergehende Schrift für deſſen Beybehaltung angeführt hat. Wenn davon das Wohl der Schifffahrt auf dem Rheine abhieng, ſo würden die Rheinbewohner und die Reichsdeputation zu Raſtadt, ſo wie die an den äuſſerſten Gränzen dieſes Fluſſes gelegenen Staaten, nicht ſo ſehr auf Abſchaffung der Stapeln gedrungen haben. Düſſeldorf und Neuwied ſind eben ſo vortheilhaft gelegen, als Köln und Mainz, warum nicht auch den erſtern das Stapelrecht zueignen; oder ſoll hier bloſs das Recht der Stärkern entſcheiden? Wenn aber die letztern Städte zum Rheinhandel am bequemſten ſind, ſo werden auch an ihren Ufern die Schiffe wechſeln, und ihre Handelshäuſer die Factoren bleiben, wenn ſie gleich kein Bannrecht mehr auf die Waarenſchiffe haben. (Wäre allerdings richtig, wenn in dieſen Städten nicht Mauthen wären, von deren Zwange die Städte am rechten Ufer befreyt ſind.)

Nr. 5. Unglückliche Verſuche des Herzogthums Berg in den neueſten Zeiten, ſich dem ſeinen Manufacturen ſo läſtigen Stapel von Köln zu entziehen. Das Recht, auf welches daſſelbe ſich gründe, behauptet der Vf., ſey ein vom deutſchen Reiche gegebenes Privilegium, das alſo von der Epoche, wo Köln mit dieſem Reiche nicht mehr zuſammenhängt, aufhören müſſe. Der Thalweg iſt die Gränze von Deutſchland und Frankreich, und hieraus folgt Freyheit der Schifffahrt auf dem Rheine. (Nicht ganz. Der Thalweg beſtimmt bloſs das Eigenthums- und Souveränitätsrecht, vorzüglich der auf dem Rheine gelegenen Inſeln; aber er zerſtört nicht Verbindlichkeiten, welche Handlungsverhältniſſe nothwendig gemacht haben können.)

Nr. 6. Schutzſchrift des Stapelrechts wider die Hnn. *Paravey* u. *Jacobi*. Jener heiſst ein knechtiſches Organ der Regierungen des rechten Rheinufers, und beſonders der Kaufleute zu Düſſeldorf. (Rec. will nicht leugnen, daſs beide Schriftſteller in der Sache und in den Gründen übereinſtimmen; auch ſagt Hr. *P.* deutlich genug in ſeiner Vorrede, er habe nur das, was andere bereits vorgetragen, geſammelt und in Ordnung geſtellt; aber das berechtigt doch Hn. *Daniels* nicht, ſich wider ſeinen Gegner eine Polemik

zu

Digitized by Google

zu erlauben, die man kaum dem 16ten Jahrhundert verzeihen kann.) Nach Hn. *D.* haben Köln und Mainz das Stapelrecht auf dem Wege Rechtens erworben. Der Kurfürſt von der Pfalz, als Herzog von Jülich und Berg, geſtand es der Stadt Köln in einem förmlichen Vertrage vom J. 1705. zu. Zur Rechtskraft erwachſene Urtheile der Reichsgerichte legten Fremden und Einheimiſchen, den Staaten des Reichs und Privatperſonen, die Pflicht auf, dieſes Recht anzuerkennen. (Der Vf. hätte gleich anfangs den Umfang und die Gränzen deſſelben beſtimmen ſollen; denn gewiſs iſt es, dafs Köln und Mainz es nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Strenge ausüben. Die Schiffer werden weder zu Mainz noch zu Köln angehalten, ihre Waaren auszulegen, und einige Tage hindurch zum Verkaufe auszubieten.) Die franzöſiſchen Geſandten zu Raſtadt willigten in Aufhebung deſſelben nur unter der Bedingung ein, dafs die Zölle aufgehoben würden. (Geſchichte der Raſtadter Friedensverhandlungen Th. IV. S. 140.) Dieſe Bedingung ward aber nicht erfüllt; folglich dauert das Stapelrecht noch fort. Daher iſt in den Verhandlungen von Regensburg keine Erwähnung mehr von deſſen Aufhebung. Der Thalweg hat hierauf keine Beziehung. So wie, der Hoheitsrechte unbeſchadet, franzöſiſche Schiffe an deutſchen Städten Zoll entrichten: ſo können auch, der Souveränität unbeſchadet, deutſche Schiffe in franzöſiſchen Städten zum Stapel angehalten werden. Als die Reichsdeputation deſſen Aufhebung verlangte, glaubte ſie nicht, dafs dieſs zufolge der Gränzſcheidung beider Reiche geſchehen müſſe; ſondern ſie begehrte, dafs dieſs durch eine beſondere Verfügung beſchloſſen würde. Das Wohl der Rheinſchifffahrt erheiſcht die Beybehaltung dieſes Rechts. Der Rhein iſt oberhalb Köln weniger tief; die ſchweren, groſsen Schiffe, die aus Holland kommen, müſſen dort gegen leichte, kleinere vertauſcht werden. Ueber Köln hat der Rhein mehrere Sandbänke, Klippen und Felſen. Es werden ortskundige Schiffer erfordert, um an denſelben glücklich vorüber zu ſegeln. Wenn Schiffe an einem beſtimmten Orte anhalten, ſo fehlt es dort auch nie an Fracht. Gäbe es alſo keine Stapelſtädte, ſchlieſst der Vf., ſo müſste man deren errichten. Und warum ſollte man nicht Köln und Mainz den Vorzug geben, welche bereits im Beſitze des Stapels und aller dazu nothwendigen Anſtalten ſind. Es würde um allen Commiſſions- und Speditions-Handel am linken Rheinufer, welches wegen der dort errichteten Mauthen ſo furchtbar geworden iſt, geſchehen ſeyn, wenn dieſe Städte das Stapelrecht verlieren ſollten.

Wir ſchlieſsen dieſe Anzeige mit einigen allgemeinen Anmerkungen. Die Vollkommenheit der Rheinſchifffahrt kann nicht mit den Mauthen, den Zöllen und dem Stapelrechte beſtehen; alle drey legen der Handlung Feſſeln an. Allein kann Frankreich die Mauthen entbehren, indeſs andere groſse Staaten dergleichen eingeführt haben? Der patriotiſche Rheinländer kann alſo ſeinen Wunſch nur darauf einſchränken, dafs die Mauthgeſetze vereinfacht und dem Bedürfniſſe von Neufrankreich mehr angepaſst, dafs die vielen Förmlichkeiten verringert, die Willkür und Eigenmacht der Mauthbeamten eingeſchränkt werden, und dieſe keinen Antheil mehr an den in Beſchlag genommenen Gütern bekommen möchten. Der Handel, und vielleicht noch mehr die Sittlichkeit der Rheinbewohner, hängen an Erfüllung dieſes Wunſches. Deutſchland hat die Beybehaltung der Rheinzölle, unter dem Namen *Octroi der Schifffahrt*, als nothwendig erkannt, um von ihrem Ertrage einige deutſche Fürſten für den Verluſt ihrer Güter und Rechte ſchadlos zu halten. An Aufhebung oder Verringerung dieſer Zollabgaben iſt alſo nicht zu denken; allein wünſchen muſs doch der patriotiſch geſinnte Rheinländer, dafs die Zollſtätten in gleichen Entfernungen vertheilt, und ihre Taxe einförmig und genau beſtimmt werde. Was endlich das Stapelrecht von Köln und Mainz angeht, ſo iſt nicht zu leugnen, dafs ſeine Aufhebung dem Handel der beiden Städte, und überhaupt jenem am linken Rheinufer einen empfindlichen Streich verſetzen würde; allein da das beſondere Wohl immer dem allgemeinen nachſtehen muſs: ſo kommt es hier vorzüglich darauf an, ob die Beybehaltung dieſes Rechts dem Handel überhaupt vortheilhaft ſey. Und dieſs ſcheint Rec. noch nicht erwieſen. Er giebt zu, dafs die Aufhebung deſſelben ſich nicht aus den Verhandlungen von Raſtadt, nicht aus dem Friedensvertrage von Lüneville, und eben ſo wenig aus der Gränzbeſtimmung des deutſchen und franzöſiſchen Gebiets, deduciren laſſe; aber dafs die Sicherheit, dafs die Bequemlichkeit der Rheinſchifffahrt erfordern, Mainz und Köln in der Ausübung dieſes Rechts zu ſchützen, das will Rec. noch nicht einleuchten. *Faire et laiſſer faire* iſt das groſse Princip aller Handlung. Man laſſe dem Kaufmanne Freyheit zu fahren, Schiffe zu wechſeln und ſeine Verſendungen zu machen, wie und wo er will, und man kann ſicher ſeyn, er werde wählen, was ſeinem Vortheile am zuträglichſten iſt. Es ſcheint, man macht die Gefahr, auf dem Rheine zu ſchiffen, gröſser, als ſie iſt. Sollen bloſs zu Köln und Mainz Schiffer wohnen, welche dieſelbe zu vermeiden wiſſen? Dieſe Schifffahrt erfordert indeſs kein ſo groſses Studium; der Schiffer nimmt ſeinen Sohn zu Schiffe, und lehrt ihn mechaniſch. Uebrigens iſt bey der Fahrt auf dem Niederrheine um ſo weniger zu fürchten, da die Schiffer hier alle drey oder vier Meilen abwechſeln. Es iſt auch unrichtig, dafs keine groſsen Schiffe von Holland bis Mainz kommen und in der Gegend von Köln wechſeln müſſen. Im letzten Kriege lieſsen die Oeſterreicher und Preuſsen die gröſsten Schiffe zu Amſterdam mit Getreide füllen, und ohne ſie umzuladen, bis nach Koblenz, Bingen und Mainz fahren. Die franzöſiſchen Verwaltungen folgten dieſem Beyſpiele; ſie lieſsen aus Holland bis nach Mainz Waaren in denſelben Schiffen kommen, und verſahen den Steuermann bloſs mit einem Zeugniſſe, dafs die geladenen Waaren für die Republik wären, damit er an dem Stapel zu Köln unaufgehalten vorbeyſegeln konnte.

Digitized by Google

konnte. Indefs verfichert man, der Kaifer von Frankreich habe während feines Aufenthalts in Köln und Mainz beiden Städten die Beybehaltung des Stapelrechts zugefichert.

NATURGESCHICHTE.

MAGDEBURG, b. Keil: *Mikrographie.* Eine Anleitung, die intereffanteften mikrofkopifchen Objecte aus allen drey Reichen der Natur zu fammeln, zu präpariren und zu beurtheilen, von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Prediger an der St. Joh. Kirche in Magdeburg. *Erfter* Theil. 1803. XVI u. 184 S. gr. 8. (18 gr.)

Das Mikrofkop hat in der Beobachtung der Natur eine denkwürdige Epoche gemacht; und da, wo Einfachheit, Gränze der Zufammenfetzung, Fäulnifs oder Tod zu feyn fchien, das künftlichfte Gewebe, die verwickeltfte Compofition, taufendfaches reges Leben und Wirken enthüllt. Es gab eine Periode, wo fich ernfte Männer viele Jahre mit mikrofkopifchen Unterfuchungen befchäftigten, und grofse Werke mit ihren Beobachtungen anfüllten. Zu unferer Zeit wurde aufser der einzelnen Anwendung der Vergröfserungsgläfer auf die Beobachtung des Pflanzenbaues und der Würmer wenig Gebrauch von den Mikrofkopen gemacht, da doch noch manche wichtige Entdeckung fich davon verfprechen liefse, wenn man theils die alten Objecte einer neuen Unterfuchung unterwerfen, oder diefe auf neue Gegenftände ausdehnen wollte. So erinnert fich Rec. von Thierchen gehört zu haben, die man unter einer fehr ftarken Vergröfserung in den Blutkügelchen entdeckt haben will. Samenthierchen find fchon lange bekannt, aber Blutthierchen hat, fo viel wir wiffen, noch niemand gefunden. Ein vorfichtiger, unparteyifcher und mit guten Werkzeugen ausgerüfteter Beobachter könnte fich auf diefem nur fcheinbar abgeärnteten Felde eine reiche Aehrenlefe verfprechen. Mehr aber ift das Mikrofkop ein Werkzeug der Unterhaltung geworden; und da diefe für das Nachdenken und das Gefühl fo fruchtbar werden kann, fo ift diefe Anwendung fehr zu empfehlen. Ein fehr grofses Verdienft um die gemeinnützige Verbreitung eines, fonft wegen feiner Koftbarkeit nur auf reichere Perfonen, eingefchränkten Inftruments hat fich der als Pädagog fo fchätzbare Prediger *Junker* in Braunfchweig erworben. Durch feine Bemühungen ift das Mikrofkop um einen fehr geringen Preis gemein geworden. Es war fein Vorfatz, den Freunden diefes Werkzeugs eine Anleitung zum Beobachten intereffanter Gegenftände zu geben, worin er ihnen die Zubereitung der Objecte zeigen, und ihren Blick auf die bemerkungswerthen Eigenfchaften derfelben richten wollte. Durch feinen erweiterten Wirkungskreis wurde er daran verhindert; er übertrug die Ausführung feines Entwurfs dem Vf., der ihn in dem vorliegenden Werke auf eine zweckmäfsige Weife Genüge geleiftet hat, wofür ihm die Freunde folcher Unterfuchungen und die Lehrer, welche fich des Mikrofkops bey ihrem Unterrichte bedienen, verpflichtet feyn müffen.

Nach einer allgemeinen Anleitung, Objecte für die Befchauung zuzurichten, werden in diefem Theile 54 Gegenftände aus dem Thierreiche und 6 aus dem Pflanzenreiche angeführt, von denen gewöhnlich mehr als Ein Theil der Unterfuchung empfohlen, die zur Betrachtung geeignete Vorbereitung gezeigt, und mit der Anführung deffen, was man dann gewahr wird, die Bemerkung über den Zweck des Theils verbunden wird. Die Gegenftände find fo gewählt, dafs man fich diefelben leicht verfchaffen, und fo bezeichnet, dafs man fie nicht leicht verkennen kann. Wir wählen zum Beyfpiele gleich den erften Abfchnitt: *Badefchwamm, Spongia officinalis.* Nach einer kurzen Bezeichnung diefes allgemein bekannten Gegenftandes, nach der Angabe feines Wohnorts, folgt die Anweifung, was man davon unterfuchen foll, und die Bemerkung der vielen in einander gewebten Röhrchen, welche das Glas wahrnehmen läfst, fo wie die, dafs der Schwamm dadurch, wie durch Haarröhrchen die Flüffigkeit fo fchnell einfaugt. Was die Animalität diefes Schwammes betrifft, von welcher der Vf. zweifelnd fpricht, fo ift *Lichtenftein's* Behauptung, dafs diefe Schwämme nichts anders find, als ausgelaugte Polypengehäufe, wohl keinem Zweifel mehr unterworfen. Diefer Artikel ift einer der kürzeften; manche, wie z. B. der Abfchn. von der Fliege, Mücke, dem Frofche, der Pflanzenfafer u. a. find fehr umftändlich, und geben dem Befchauer einen reichhaltigen Stoff der Befchäftigung. Was (S. 7.) Frefsfpitzen des Hirfchfchröters genannt werden, find die innern Kinnladen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Frankfurt*, b. Körner: *Worte des Friedens an die Deutfchen diesfeits und jenfeits des Rheins.* Zwey Reden, gehalten bey der Friedensfeyer in Bacharach am Rhein. Herausgeg. von *J. B. Engelmann.* 1802. 40 S. 8. — Die Abficht beider Reden, wovon die erfte eine Predigt über Luc. 24, 36. ift, geht dahin, durch die Gründung des innern zum Genufs des äufsern Friedens vorzubereiten, und die Herzen dadurch empfänglicher zu machen. In der erften Predigt zeigt der Vf., worin der Friede mit uns beftehe, und wie man ihn erlangen und erhalten könne; in der zweyten Rede macht er durch eine gefchickte Wendung den Deutfchen auf dem rechten Rheinufer darauf aufmerkfam, wie man wirklich aus Grundfätzen Republikaner feyn, und doch die Vorzüge feines deutfchen Vaterlandes anerkennen, und fortfahren könne, es zu ehren und zu lieben. Die Sprache ift edel und herzlich, der Vortrag rein und ruhig, und das Ganze dazu geeignet, Liebe und Humanität zu verbreiten, und das gefellfchaftliche Band, das die Neufranken umfchlingt, mit den getrennten deutfchen Brüdern durch fie feftzuhalten. Der Vf. hat fie *feinem* Vater *Erafmus Theodor Engelmann*, dem Lehrer bey der reformirten Gemeinde zu Bacharach, als Glückwunfch zu feinem 50ften Amtsjahre und zum Antritte feines 73ften Lebensjahres dedicirt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. Februar 1805.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Courcier: *Connaiſſance des tems ou des mouvemens celeſtes*, à l'uſage des aſtronomes et des navigateurs, pour l'an XIV. de l'Ere de la République Françaiſe, publiée par le Bureau des Longitudes. De l'Imprimérie de la République, Nivôſe an XII. (1804.) 512 S. 8. (4 Fr.)

Das Jahr XIV. fängt mit dem 23. Sept. 1805. an, und endigt ſich mit dem 22. Sept. 1806., iſt alſo ein gemeines Jahr. Im *erſten* Theile ſind dieſsmal beym aſtronomiſchen Calcul die neuen vortrefflichen Mondstafeln von *Bürg* gebraucht worden, welches den hier enthaltenen Mondsrechnungen einen Vorzug vor allen übrigen aſtronomiſchen Ephemeriden giebt; indeſs hat das franzöſiſche Bureau des Longit. dieſe Tafeln, wie S. 346. erzählt wird, bereits auch an *Maſkelyne* nach Greenwich (während des gegenwärtigen Kriegs) überſandt, um ſolche für den Nautical Almanac benutzen zu können; bekanntlich wurde auch eine Abſchrift davon für die ruſſiſche Reiſe-Expedition unter Capitän *Kruſenſtern* mitgetheilt. Zu den Rectaſcenſionen des Sterncatalogs, der gewöhnlich der *Conn. d. tems* beygefügt wird, ſind durchaus 4 Sec. addirt worden, wozu die bekannte Erinnerung von *Maſkelyne* Gelegenheit gegeben hat. Auch das Längen- und Breitenverzeichniſs hat verſchiedene Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten, wiewohl es der letztern noch mehrerer bedürfte; warum wird z. B. die Breite der Seeberger Sternwarte bey Gotha noch immer, wie ſchon in mehreren Bänden der *Conn. d. t.* geſchehen, ganz falſch zu 50° 57′ 46″ geſetzt, da ſie bekanntlich von dem berühmten Director derſelben ſonſt immer zu 50° 56′ 17″ angegeben, und erſt kürzlich ſeit 1803. mit Hülfe ganzer Kreiſe aufs genaueſte = 50° 56′ 8″ feſtgeſetzt worden iſt? und warum ſoll die Breite der Nat. Sternwarte in Paris, nach S. 185., = 48° 50′ 15″ ſeyn, da nach S. 217 *Delambre* die alte Beſtimmung 48° 50′ 14″ durch 1800 Sternbeobachtungen neuerdings bewährt hat? Zu bemerken iſt noch, was beſonders die Verfaſſer von Kalendern, die ſich etwa der *Conn. d. t.* bedienen mochten, in Irrthum führen konnte, daſs, zufolge einer Anzeige S. 503. dieſes Bandes, im vorhergehenden Bande, oder in der *Conn. d. t. pour l'an XIII.* die Elemente der Kirchen- und Feſtrechnung ganz falſch angegeben ſind: ſo muſs daſelbſt S. 5. Oſtern auf den 14. ſtatt auf den 10. April geſetzt werden; der Sonntagsbuchſtabe ſoll *F*, nicht *B*, die güldene Zahl 1, nicht 18 heiſsen u. ſ. w. — Die aſtronomiſchen Aufſätze des *zweyten*

Theils, oder die *Additions*, enthalten: 1) Bemerkungen über die von *de la Lande* 1793. herausgegebenen *Tables horaires*. Dieſe Tafeln dienen allgemein, da ſie drey Seiten und einen Winkel enthalten, für jedes ſphäriſche Dreyeck, in welchem drey dieſer vier Stücke bekannt ſind, das vierte zu finden: auch ſind ſie brauchbar, um daraus das Azimut, und um den Winkel des Vertical- und Abweichungskreiſes herzuleiten, wenn man nur für jenen Fall die Zenitdiſtanz an die Stelle der Polardiſtanz, und für dieſen die Höhe an die Stelle des Complements der Breite ſetzt. 2) Beobachtete Oerter des Kometen von 1802., der beynahe zu gleicher Zeit in Marſeille, Paris und Bremen entdeckt wurde, ſammt den Stellungen der Sterne, womit der Komet verglichen worden, von *Meſſier*. Die Beobachtungen gehen vom 30. Auguſt bis zum 7. October. 3) Tafeln der Aberration und Nutation, aus *Delambre's* allgemeinen Tafeln von *Chabrol*, *Flaugergues* und *Giroult* für 142 Sterne berechnet, und mitgetheilt von *de la Lande*. In ſeinem neuen Zodiakalcatalog hat der Oberhofmeiſter, Frhr. *v. Zach*, für 494 Sterne des Thierkreiſes ſolche Tafeln in einer bequemen Form geliefert; ganz ähnliche Tafeln für 116 andere Nicht-Zodiakalſterne, welche *de la Lande* von ſeiner Reiſe von Gotha mitgebracht hatte, erſchienen in der *Conn. d. t. pour l'an X.*; mit den hier noch dazu gekommenen ſehen ſich jetzt die Aſtronomen im Beſitze ſolcher nützlichen und für ſie täglich anwendbaren Tafeln für achthalb Hundert der vornehmſten Fixſterne. 4) Zwölftes Verzeichniſs neubeobachteter gerader Aufſteigungen und Abweichungen auf 1. Jan. 1790. für 145 nördliche Sterne, welche in den eilf vorhergehenden durch die *Conn. d. t.* nach und nach bekannt gemachten Abſchnitten des gröſsern franzöſiſchen Sterncatalogs noch fehlten. Die Sterne ſind nicht gröſser als von der ſechſten bis neunten Claſſe, und von *Vidal* beobachtet, von *Flaugergues* berechnet; die Abweichung der meiſten fällt zwiſchen 60 und 85 Grade. 5) Neue Methode von *Delambre*, um die ſcheinbaren Abſtände des Monds von der Sonne oder von Fixſternen in wahre zu verwandeln. Auch bey dieſem ſchon ſo oft und ſo vielſeitig behandelten, ſelbſt auch für die Aſtronomie des Continents wichtig gewordenen Problem zeigt ſich die Gewandtheit des Vfs. in einer hier aufs neue vereinfachten und für die Ausübung ſo bequem als möglich eingerichteten Darſtellung. Schon in der *Conn. d. t. pour l'an XII.* hatte der Vf. bey Gelegenheit einer ihm aufgetragenen Unterſuchung von *Garrard's* Tafeln einige neue Formeln zur Auflöſung des Problems mitgetheilt; eine neue indeſs bekannt gemachte Methode

Digitized by Google

von *Legendre* führte ihn zu den eben erwähnten Formeln zurück, die er jetzt in einer abermals erneuerten, und den Gebrauch noch mehr erleichternden Gestalt aufstellt. Ein Hauptvortheil derselben, den sie übrigens mit jenen sonst in keinem Stück ihnen ähnlichen Formeln von *Legendre* gemein haben, ist dieser, dass dadurch nicht unmittelbar die wahre Distanz selbst, sondern nur die Verbesserung der scheinbaren gefunden wird, und dass man also die Logarithmen nur auf wenige, etwa nur auf fünf Decimalstellen nöthig hat, ohne erst mühsam Proportionaltheile suchen zu dürfen. Es sey d der scheinbare, $d+x$ der wahre Abstand, h die scheinbare, $h-m$ die wahre durch Refraction und Parallaxe verbesserte Höhe der Sonne, H die scheinbare, $H+n$ die wahre auf gleiche Art verbesserte Höhe des Mondes, $a=\frac{1}{2}(d+h+H)$ und $b=a-d$: so ist die eine der Delambre'schen Formeln (die andere hat eine ganz ähnliche Form) nach der neuen Darstellung des Vfs. folgende:

$$x=-\frac{n-m}{Sin.\,d}\,Sin.\,(h+H+\tfrac{1}{2}n-m)$$
$$-x^2\,Sin.\,\tfrac{1}{2}\,Sec.\,Cot.\,d+\frac{2\,cos.\,a.\,cos.\,b.\,y}{Sin.\,d}.$$

Der letztere Factor y ist

$$=\frac{n\,Sin.\,(H+\frac{1}{2}n)}{cos.\,H\,cos.\,\frac{1}{2}n}-\frac{m\,Sin.\,(h-\frac{1}{2}m)}{cos.\,h\,cos.\,\frac{1}{2}m}\text{ oder auch}$$
$$=n^2\,Tang.\,\tfrac{1}{2}\,Sec.+m^2\,Tang.\,\tfrac{1}{2}\,Sec.+n\,Tang.\,H$$
$$-m\,Tang.\,h.$$

Durch eine weitere geschickte Analyse des letztern Ausdrucks ist der Vf. dahin gelangt, ihn in Tafeln darstellen zu können, die kaum eine Octavseite füllen, und aus denen der Factor y in Verbindung mit andern bekannten Tafeln, welche die Höhenparallaxe aus der Horizontalparallaxe finden lehren, sehr bequem hergeleitet wird; man findet diese brauchbaren Tafeln auch in die monatliche Correspondenz für Erd und Himmelskunde, 1804. Sept. aufgenommen. Um indess die Verbesserung des scheinbaren Abstandes auf die leichteste Art zu berechnen, übergeht man in der obigen Formel für X anfänglich das zweyte X^2 enthaltende Glied, sucht mittelst des ersten und dritten Gliedes einen genäherten Werth für X, und setzt nun bey einem zweyten Calcul im ersten und dritten Gliede blofs $Sin.\,d+\frac{1}{2}X$ statt $Sin.\,d$: so erhält man X genauer, ohne sich des zweyten Gliedes bedienen zu müssen, für welches übrigens *Delambre* auch eine eigne Hülfstafel berechnet hat. Der Vf. vergleicht nun, durch Berechnung eines und ebendesselben Beyspiels, seine abgekürzte Methode mit andern neuern von *Legendre* und *Mendoza*. Wenn er dabey nur acht Logar. aus den Tafeln zu nehmen braucht, so fordert *Legendre's* Formel deren 14 und *Mendoza's* deren 7; allein zu des letztern Methode hat man schlechterdings die *Sinus verf.* und überhaupt Hülftafeln nöthig, die 70 Seiten einnehmen, neben dem, dass ein grofser Theil der Zeit auf die Aufsuchung von Proportionaltheilen geht. Noch zeigt der Vf., wie auch *Legendre's* Formel etwas mehr vereinfacht, und ein Theil davon durch kleine Tafeln dargestellt werden könnte; in diesem Falle würde sie blofs 10 Logar. fordern. 6) Geschichte der Astronomie für das J. 10. (1802.) von *de la Lande*. Die batavische Republik hatte der französischen ein den Astronomen wichtiges Manuscript von *Ibn Junis* geliehen, das sehr alte Beobachtungen enthält; man hat nun den Druck des arabischen Textes in Paris beendigt; *Caussin* wird ihn mit einer Uebersetzung begleiten. — *Le Français La Lande* arbeitet an neuen auf vierzigjährige Beobachtungen sich gründenden Vennstafeln; seine Marstafeln stimmen noch gut mit dem Himmel. — *Méchain* (der leider kürzlich auch ein Opfer des gelben Fiebers in Spanien geworden ist) beschäftigte sich seit dem April 1803. mit Fortsetzung der grofsen Gradmessung in Spanien, die sich von Barcelona noch 93000 Toisen weiter bis nach der Insel Iviça erstrecken, und uns den mittlern, oder den 45sten Grad der Breite genauer kennen lehren soll. — Der spanische Schifferalmanach für 1804. enthält astronomische Beobachtungen auf der Insel Leon bey Cadiz, Dec. 1798. bis Dec. 1801. vom Lieut. *Canelas* angestellt. Auch ein Portugiese, *Monteira de Rocha*, hat neue Marstafeln berechnet; die gröfste Gleichung ist darin 10° 41′ 39″ nur 4 Secunden gröfser, als bey *Le Français*. *Damoiseau*, ein portugiesischer Seeofficier, berechnet neue nautische Ephemeriden. Die Sternwarte zu Coimbra besitzt sehr schöne astronom. Instrumente. — Der französische Geograph, *Mentelle*, liefert für den Kaiser einen neuen Erdglobus von einem Mètre im Durchmesser. *Verniquet* giebt von Paris einen neuen Plan heraus, dessen Aufnahme 600,000 und dessen Stich 110,000 Livr. gekostet hat. — Dem Thierkreise zu Dendera giebt *de la Lande*, weil das Solstiz in die Mitte des Krebses falle, ein Alter von ungefähr 3000 Jahren (das *Klügel* aus gleichen Gründen im Berlin. astr. Jahrb. 1806. genauer auf 2507 Jahre berechnet hat). Dieser Thierkreis trägt überhaupt Spuren eines griechischen Kunstwerks an sich, und hat auch griechische Innschriften. *Visconti* setzt ihn in das erste Jahrhundert der christl. Zeitrechnung. Dies lässt sich mit obiger Angabe insofern vereinigen, weil nach *de la Lande's* Meynung die Griechen überhaupt, seit Eudoxus und Aratus Zeiten (der erstere lebte 370 Jahre vor Chr. Geb.), ihre Thierkreise durchaus nach einem und ebendemselben ältern, auf einen Stand der Gestirne etwa 12 bis 13 Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückweisenden Modelle abbildeten, ohne sich um den gegenwärtigen Stand der Sterne zu bekümmern; jenes Modell scheint aegyptischen oder indischen Ursprungs gewesen zu seyn. — Von Astronomen, die 1802. mit Tode abgingen, werden *Darquier* in Toulouse (der ehrwürdige Doyen dieses Fachs, welcher ein Alter von 84 Jahren erreicht hat), *Lemery*, *Bogdanich*, *Vega* und *Kordenbusch* genannt. — Die Meteorologie wird in Frankreich mit neuem Eifer betrieben. Der (gewesene) Minister des Innern, *Chaptal*, hat ein Correspon-

denz-

Digitized by Google

denzbureau deshalb errichtet; man ſtellt nun an 30 Orten gleichzeitige Beobachtungen an, vom Mont Cenis bis herab an die Meereskälte. *Bernard* beobachtet in Turin, *Laſon* in Neu-Orleans, *Lachenaye* in Guadeloupe. Die Abweichung der Magnetnadel war 1802. in Paris, mit geringen Abänderungen, 22°, mithin die nämliche, wie zwiſchen 1792. und 1800., ſo daſs ſie jetzt ſtationär zu ſeyn ſcheint, da ſie kurz vor dieſer Periode jährlich 6 bis 8 Min. zugenommen hatte. — Bey Erwähnung der neuen Mondstafeln von *Trieſnecker*, welche die Wiener Ephemeriden von 1803. enthalten, wird geäuſsert: „man ſehe, daſs *Tr.* Kenntniſs von den Bürgſchen Mondstafeln gehabt habe." Ein Urtheil, das in Deutſchland jeder, der mit der Sache ſelbſt bekannt iſt, leicht zu modificiren wiſſen wird. 7) Beobachtungen der Sonnenfinſterniſs 27. Aug. 1802. in Neapel, Rom, Mayland, Padua, Marſeille und Viviers. 8) Beobachtungen von *Vidal* in Mirepoix 1802., über den Kometen dieſes Jahrs, Piazzi's Planeten (ſonſt Ceres genannt), den Mercur und die Zuſammenkunft Jupiters mit der Sonne angeſtellt. 9) Planetenbeobachtungen von *Lalande*, dem Neffen (Le Français) und *Burckhardt*; ſie betreffen die Conjunction der Venus und Oppoſition des Mars 1802., die Oppoſitionen Jupiters, Saturns und Herſchels 1803., alle mit den Tafeln verglichen. 10) Beobachtungen des Planeten Olbers (ſo nennt der Herausg. der *Conn. d. t.* die Pallas), von *D. Olbers* im März und April 1803. 11) Finſterniſſe der Jupiterstrabanten in den Jahren 1801 – 1803., auch Sternbedeckungen von 1802., in Marſeille von *Thulis* beobachtet. 12) Tafel der Aenderung in Länge und Breite, welche eine halbe Sec. Abnahme der Schiefe der Ekliptik verurſacht, für 500 der vornehmſten Sterne (oder für den Sterncatalog der *Conn. d. t.*) berechnet von *Flaugergues*. Mit Hülfe dieſer Reductionen ſind die einmal berechneten Längen und Breiten der Fixſterne für mehrere Jahre brauchbar, ohne daſs man nöthig hätte, auf eine mühſamere Art ſie erſt aus der veränderten Rectaſc. und Declination abzuleiten. 13) *Bibliographie aſtronomique*, par *de la Lande* (Paris 1803 930 S. 4). Anzeige dieſer auf öffentliche Koſten gedruckten Schrift, zu welcher hier mehrere Seiten Zuſätze geliefert werden; im Anhange enthält ſie eine Geſchichte der Sternkunde von 1781 — 1802. Auch *Scheibel* iſt bey dieſem weitläufigen literariſchen Werke benutzt; Verbeſſerungen zu deſſen rühmlich bekannten Arbeiten hat dem Herausg. der Abbé *Mercier* geliefert; daſs, wie letzterer behauptet, auch in mehrern deutſchen Sammlungen, z. B. eines *Schelhorn*, *Zapf*, *Vogt* u. ſ. w. noch manches ſteht, was *Scheibel* nicht hat, kann wohl ſeyn; vielleicht fand aber dieſer nicht alles gerade für ſeinen Zweck dienlich. 14) Ueber die neue ſchwediſche Gradmeſſung. Es werden hier die bekannten Reſultate dieſer Unternehmung angeführt, durch deren Leitung und Beförderung der würdige *Melanderhielm* noch am Abende ſeines Lebens ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften gekrönt hat. 15) *Girard* über die alten ägyptiſchen Maaſse (aus einem dem Nat. Inſtit. vorgeleſenen Mémoire). *Girard* entdeckte bey ſeinem Aufenthalte in Aegypten die wahre Gröſse der alten ägyptiſchen Elle in den Ruinen des (von Strabo erwähnten) Nilometers auf der Elephanteninſel; dieſs Nilometer iſt in ſieben gleiche Theile getheilt, deren einer = der ägyptiſchen Elle = 0,527 franz. Mètres, oder 19 Zoll 5½ Linien. Merkwürdig iſt, daſs die Hälfte dieſer Elle = 0,2635 Mètres, oder der ägyptiſche Fuſs, ſehr genau mit dem Fuſse des Eratoſthenes zutrifft; dieſer rechnet bey ſeinen Erdmeſſungen 700 Stadien auf einen Grad; wenn man nun einen Grad unter den Wendekreiſen zu 110,826 Mètr. annimmt, ſo iſt der 700te Theil davon, oder 1 Stadium = 158,823 Mètr., und, da 1 Stadium 600 Fuſs enthält, ſo käme 1 Fuſs = 0,26387 Mètr. faſt genau, wie oben, wodurch ſich die Richtigkeit von Eratoſthenes Meſſungen zu beſtätigen ſcheint. Auch die Maaſse der groſsen Pyramide involviren den ſchon gedachten altägyptiſchen Fuſs. Ihre Baſis hält, nach Meſſungen der franz. Ingenieurs, *Coutelle* und *Lepère*, 232,6678 Mètr. Nun giebt *Plinius* eben dieſer Baſis 883 Fuſse; wenn man aber die erſtere Zahl durch die letztere dividirt, ſo kommt ein Fuſs des Plinius (der vermuthlich ägypt. Maaſse angegeben hat) = 0,26349 Mètr. genau, wie oben. 16) *Flaugergues* aſtron. Beobachtungen, 1802. und 1803. zu Viviers angeſtellt. Daraus beſtimmt *Fl.* den mittlern Fehler der Delambreſchen Tafeln für den erſten und zweyten Jupitersſtrabanten; für den erſten iſt jener Fehler nahe = 0. Daſs die Sonnenflecken ſo ſchwarz erſcheinen, rührt, wie *Fl.* meynt, nicht gerade von ihrer ſchwarzen Geſtalt, ſondern mehr daher, weil ſie ſich uns auf einer ſo hellen Scheibe, wie die Sonne iſt, projiciren; in einer *Camera obſcura* ſah er ſie, durch ein gutes Objectiv, von ſechs Mètres im Focus, ziemlich helle und bläulicht grau; von der Sonne abgeſondert würden ſie bey Nacht für uns vielleicht heller als Jupiter glänzen. 17) *La Place*, Kanzler des franz. Senats, über neue Jupiterstafeln, und über die Maſſe des Saturn. Nachdem *Delambre* mittelſt guter Sonnenbeobachtungen die Maſſen der Venus, des Mars und des Mondes neu beſtimmt hatte, verſuchte es *Bouvard*, von *La Place* veranlaſst, auf ähnliche Art durch Hülfe guter Jupitersbeobachtungen, nämlich durch 49 Oppoſitionen dieſes Planeten, zwiſchen 1761. und 1803. von den berühmteſten Aſtronomen beobachtet, die Maſſe des Saturn mit mehr Zuverläſſigkeit zu beſtimmen. Die Analyſis giebt die genauen Formeln für die Störungen Jupiters durch Saturn an die Hand; ein Factor dieſer Formeln iſt die Maſſe des Saturn, und dieſen Factor ſuchte nun *B.* aus obigen Beobachtungen auszumitteln, durch welche ſich Saturns Maſſe im Mittel = dem 5521,31 Theile der Sonnenmaſſe ergab, mithin um den 22 Theil kleiner als nach *La Grange*. *Bouvard* hat jetzt, nach La Place'ſchen Formeln, die ſämmtlichen Störungen des Jupiters durch Saturn neu berechnet, deren numeriſchen Werth der gegenwärtige Aufſatz enthält; nach Beendigung einer ähnlichen Arbeit für Saturn haben wir neuverbeſſerte Jupiters- und Saturnstafeln zu erwarten; beide Tafeln

Digitized by Google

feln laſſen ſich, ſeit den Entdeckungen von *La Place*, künftig nicht mehr von einander trennen. 18) *Maſkelyne's* neues Sternverzeichniſs (vom 24. Jun. 1803.), nebſt deſſen Längen und Breiten auf 1802. für diejenigen Sterne, deren Abſtand vom Monde im *Nautical Almanac* vorkommt. Die geraden Auffteigungen dieſes berühmten, hier auf 1802. geſtellten, Catalogs ſind nun vom Vf. um 3″, 8 vermehrt worden. 19) Längen und Breiten verſchiedener Orte im Venetianiſchen, in Friaul und Iſtrien, vom k. k. Generalquartiermeiſter, Freyhn. *Anton von Zach* beſtimmt. 20) Sonnenfinſterniſs 17. Aug. 1803., beobachtet in Paris, Viviers und Tanger, am letzten Orte von Ali-Beik-Abd Allah. 21) Auszug des aſtronom. Tagebuchs von *Duc la Chapelle* in Montauban. Beobachtungen vom Vendémiaire bis zum Nivôſe des J. 11. 22) Abweichung fallender Körper, als Beweis von der Axendrehung der Erde. Die bekannten Verſuche von *Guglielmini* in Bologna und *Benzenberg* (der hier einigemal *Henzenberg* heiſst) in Hamburg. 23) Ueber die meteoriſchen Steine (hier *pierres de l'atmoſphère* genannt). Im *Journ. de Phyſique*, Meſſidor an XI., verſucht es *Sage*, ihre Bildung in der Erd-Atmoſphäre zu erklären. „Aber ſelbſt alsdann (ſetzt bey dieſer Anzeige *de la Lande* hinzu), wenn unſere Chemiker dieſe Erzeugungsart nicht zu *erklären* wüſsten, würde ich ſo lange daran *glauben*, bis jene in der meteorologiſchen Phyſik etwas weiter gekommen ſeyn werden." 24) Ueber die Kraft der Teleſkope, und über die Natur der Sonnenſtrahlen (*Philoſ. Transact.* 1800.). Auszüge aus einigen in Deutſchland bereits bekannten Aufſätzen von *Herſchel*. 25) Capella und Wega, die ſchicklichſten Sterne erſter Gröſse, um Verſuche über die Fixſternparallaxe im nördlichen Klima anzuſtellen. Capella würde zu dieſem Endzweck im Junius und December, der helle Stern der Leyer im April und October zu beobachten ſeyn; der erſtere Stern kommt bey uns dem Zenit näher, der letztere giebt eine gröſsere Parallaxe in der Abweichung. (Eben dieſe Parallaxe der Abweichung wollte wirklich *Piazzi* ſchon vor einigen Jahren zu 1″,92 beobachtet haben). 26) *Burckhardt* über Mendoza's neue Verbeſſerung der Reflexionskreiſe (*Philoſ. Transact.* 1801.). Wenn am Bordaſchen Kreiſe nach 10 Beobachtungen die eine Alhidade den zehnfachen, die andere den neunfachen Bogen des doppelten, den man meſſen will, aber jede beſonders, angiebt: ſo vereinigt hingegen *Mendoza* durch einen ſinnreichen Mechaniſmus die Bewegung der zwey Alhidaden ſo, daſs ſie den neunzehnfachen Winkel des doppelten zumal darſtellen. *Troughton*, der einen ſolchen Kreis ausgeführt hat, verband damit noch eine Erfindung, um auf der Stelle die beiden Gegenſtände ins Feld des Fernrohrs zu bringen. *Burckhardt* äuſsert bey dieſer Gelegenheit den Gedanken, ob nicht, um die Perpendicularität des groſsen Spiegels ſicherer, als nach der Bordaſchen Art, zu prüfen, ein kleines Niveau auf demſelben angebracht werden könnte, nachdem man den Kreis vorher durch ein Bleyloth in eine Verticalebene gebracht hat: auch glaubt er, wenn man bey einem Bordaſchen Kreiſe das Mittel zwiſchen den Angaben der beiden Alhidaden nähme, ſo möchte vielleicht die nämliche Genauigkeit, wie bey Mendoza's Einrichtung, zu erhalten ſeyn. 27) *Cotte's* alphabetiſches Regiſter der Materien, welche in ſämmtlichen Bänden der *Conn. d. tems* von 1760 bis 1805 enthalten ſind. Ein ähnliches Repertorium, wie dasjenige, das *Bode* in ſeinem zweyten Supplem. Bande über die Berliner aſtronomiſchen Jahrbücher von 1776 bis 1797. geliefert hat. 28) *Goudin's* ausführliche, nach eigenen Formeln geführte Berechnungen der Länge und Breite derjenigen Oerter, an welchen für gewiſſe Zeit die Sonnenfinſterniſs vom 16. Jun. 1806. eine gewiſſe Anzahl Zolle groſs erſcheinen wird. Dieſe Sonnenfinſterniſs wird in den vereinigten Staaten von Nordamerica total ſeyn. 29) *Cotte* über die aufserordentliche Wärme und Trockenheit des Jahrs 1803. Die Trockenheit hielt viertehalb Monate, vom 15. Jun. bis 1. Oct., an; in dieſer Zeit fiel nur in neun Tagen ein wenig Regen. Auch Grad und Dauer der Hitze waren ungewöhnlich: zu Montmorenci bey Paris zeigte am 31. Jul. (dem heiſseſten Tage) das Queckſilbertherm. in der Sonne + 38° Reaum. Der Wind war faſt drey Monate lang beſtändig nordöſtlich, die Barometerhöhe (während jener trockenen Witterung) über der mittlern, mit wenig Aenderungen, die Seine zu Paris niedriger als ſeit hundert Jahren. 30) Tableau der meteorologiſchen Beobachtungen auf der Nat. Sternwarte zu Paris im J. 10. (1802.) von *Bouvard* angeſtellt. 31) Verbeſſerungen zu den logarithmiſchen Tafeln von *Callet*, und der Handausgabe von *de la Lande*. In *Callet's* Tafeln ſoll bey *Sin.* 4° 15′ 5″ und 6″ die Verbeſſerung 8.700 heiſsen, nicht 8.770, wie hier durch einen neuen Druckfehler ſteht.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG u. LEIPZIG, b. Campe: *Neue und geſchmackvollere Muſter zum Stricken und Carreau-Nähen*, von *Luiſe Jügel* in Berlin. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auf achtzehn Klein-Quartblättern finden die Liebhaberinnen der bunten Strickerey hier allerley colorirte Muſter, die ihnen gröſstentheils wohl gefallen werden. Mit allen kann dieſs aber nicht der Fall ſeyn, weil manche, dem Titel zum Trotz, aus ſehr altmodiſchen und geſchmackloſen Zierrathen beſtehen, wie z. B. auf Taf. 2. u. 9. Gegen andere läſst ſich die ſehr gegründete Einwendung machen, daſs ſie ihrer Beſtimmung nicht angemeſſen ſind. Alle Gegenſtände, die glatte Umriſſe und ſanfte Farbenverſchmelzungen erfordern, werden unangenehme Miſsgeſtalten unter den Händen der Strickerin. Was ſollen hier alſo Tulpen und Roſen und Vergiſsmeinnicht? Das Blumen-, Frucht- und Prachtſtück auf der letzten Tafel iſt ſchon in der Vorzeichnung eine Miſsgeburt; was wird es erſt in der Nachahmung mit der Nadel werden!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Februar 1805.

NATURGESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. Levrault: *Flora boreali-americana*, ſiſtens caracteres plantarum, quas in America ſeptentrionali collegit et detexit. *Andreas Michaux.* Tabulis aeneis 51 ornata. Tom. I. 330 S. Tom. II. 340 S. 8. 1803.

Die Flor eines halben Welttheils, von dem man ſiebzig Grade der Breite, und, in der gröſsten Ausdehnung, faſt eben ſo viele Grade der Länge kennt, muſs an ſich ſchon ungemein reich und wichtig erſcheinen. Aeuſserſt intereſſant erſcheint die Flor von Nordamerika, wenn man den Boden dieſes groſsen Erdſtriches kennt. Zwar giebt es hier keine Alpen, wie in Südamerika und Europa, aber auch keine Steppen wie in Sibirien, und keine Sandwüſten wie in Afrika. Die Gebirgskette, welche von Südweſt nach Nordoſt, unter dem Nameu der Alleghani's Nordamerika durchſtreicht, enthält keine Bergſpitze, die 4000 Schuh über der Meeresfläche hoch wäre: dagegen iſt vielleicht in keinem Welttheile (Neuholland ausgenommen) eine ſo ausgedehnte Fläche der fruchtbarſten Damm-Erde, aus verweſeten Vegetabilien entſtanden, als im weſtlichen Theile von Nordamerika. Georgien, Tennaſſee, Kentucky und die North-weſt-countries der vereinigten Staaten beſtehn faſt allein aus den älteſten und dichteſten Waldungen und aus einer ungeheuern Wieſe, die ſich nordwärts vom Ohio, mehrere hundert Meilen weit, bis an den Michigan und Huronen-See erſtreckt. Der Boden in dem öſtlichen oder Küſten-Staate iſt zwar nicht in *dem* Grade fruchtbar; aber ſeine nicht geringe Fruchtbarkeit rührt im Süden (in Florida und den Karolinen) vom angeſchwemmten Meerſchlamm und Muſchelkalk, und im Norden von Kalkſchichten her, die in ſtarken Verhältniſſen unter der Acker-Erde gemiſcht ſind. Rechnet man dazu die zahlreiche Menge von Flüſſen und Seen, die flachen, ſchönen Abhänge mäſsiger Berge; ſo wird man im voraus überzeugt ſeyn, daſs der Reichthum an Pflanzen in Nordamerika ſehr beträchtlich ſeyn müſſe.

Von dieſem groſsen Lande haben wir nun bis jetzt ſehr wenig brauchbare Floren. Die mexikaniſchen Pflanzen kennen wir zum Theil durch *Hernandez* und *Cavanilles;* die virginiſchen durch *Clayton;* die penſylvaniſchen durch *Mühlenberg:* eine caroliniſche Flor haben *Catesby* und *Walter* gegeben, und aus Georgien findet man einige Pflanzen in *Abbot's hiſtory of the lepidopterous inſects* beſchrieben. Alles dieſs ſind nur Bruchſtücke, trockne Verzeichniſſe, oder gar unbeſtimmte Angaben, wie z. B. in *Walters flora carolina* in Menge vorkommen.

Unſer Vf., einer der eifrigſten Pflanzenforſcher neuerer Zeiten, ging nach ſeiner Rückkehr aus Perſien, wo er ſechs Jahre zugebracht hatte, auf Befehl des letzten Königs von Frankreich nach Nordamerika, hielt ſich zwar vorzüglich in Charlestown auf, aber durchreiſete doch während der zwölf Jahre ſeines dortigen Aufenthalts den gröſsten Theil der vereinigten Staaten und beſonders die weſtlichen Länder bis nach der Hudſonsbay hinauf. Nur Mexiko lieſs er unberührt, und auf jenes groſse Land erſtreckt ſich alſo dieſe Flor nicht. Da der Vf. bald nach ſeiner Rückkehr aus Amerika ſich wieder nach Isle de France und Madagaſcar einſchiffte, wo er auch leider ein Opfer ſeines Eifers für die Wiſſenſchaft und des ungeſunden Klima's von Madagaſcar geworden iſt; ſo gab ſein Sohn ſeine hinterlaſſenen Papiere über die Flor von Nordamerika heraus, und lieſs die wichtigſten Pflanzen, von *Redouté* zeichnen und von *Plée* ſtechen. Dieſe Namen reichen ſchon hin, die Erwartung von der Güte dieſer Tafeln aufs höchſte zu ſpannen, und man muſs geſtehn, daſs dieſe trefflichen Künſtler alles gethan haben, um dieſe Erwartung zu befriedigen.

Man wird von dem, was der Vf. geleiſtet hat, am beſten urtheilen können, wenn wir von den neuen Gattungen Nachricht geben, die man hier findet. Es iſt wahr, daſs mehrere derſelben bey genauerer Prüfung ganz füglich wieder untergebracht werden können: indeſſen hat der Vf. bey einigen doch wichtige Gründe, die ihn zu dieſer Neuerung bewogen.

Neue Gattungen ſind: 1) *Elytraria.* Cl. II. *Cal. 4partitus. Cor. 5fida ſubirregularis. Stam. 2ſterilia. Capſ. 2loculare.* Am nächſten mit *Gratiola* und *Juſticia verwandt:* es iſt *Gmelins Tubiflora carolinenſis.* 2) *Micranthemum* Cl. II. *Cal. 4partitus irregularis. Cor. 4fida. Stam. baſi appendiculata. Capſ. 1loculare 2valvis.* Es iſt *Gmelins* und *Walters Globifera umbroſa.* 3) *Tripterella* (kein ſchicklicher Name) Cl. III. *Cal. 6dentatus. Stigm. 3. Capſ. 3quetra 3loculare.* Es iſt *Vogelia capitata Gmel.* 4) *Elodea* Cl. III *Cal. 6partitus petaloideus. Stigm. 3bifida.* Gehört in die natürliche Familie der Hydrocharideu, iſt aber hier nicht hinlänglich beſtimmt. 5) *Leptanthus.* Cl. III. *Spatha uniflora. Cal. petaloideus, limbo 4fido ſubaequali. Antherae lineares. Capſ. 3loculare.* Es werden drey Arten davon angeführt, die in den Sümpfen des Landes der Illinois, im Ohio und in Penſylvanien wachſen, und wovon die eine *L. reniformis* in den *Transact. of Philadelph. vol. 4.* als *Heter-*

Digitized by Google

anthera beſchrieben iſt. 6) *Stipulicida.* Cl. III. *Cal. 5partitus. Cor. 5petala. Stigm.* 3. *Capſ.* 1 *locularis* 3 *valvis.* Dieſe Gattung kann füglich wieder unter *Holoſteum* gebracht werden, wovon ſie bloſs wegen der eingeſchnittenen Blattanſätze getrennt iſt. *Holoſteum cordatum* würde, nach dem Vf., auch zu dieſer Gattung gehören. 7) *Dichromena* Cl. III. *Paleae undique imbricatae in ſpicillas ſeſſiliter capitatas.* (unbotaniſch genug ausgedruckt). *Styl. 2fidus.* Es iſt nicht abzuſehn, warum dieſe Gattung von *Schoenus* getrennt iſt. Der bloſse Mangel der Borſten, die den Saamen bey andern Arten umgeben, berechtigt auf keinen Fall zu dieſer Neuerung. 8) *Dilepyrum* Cl. III. *Gramen paniculatum. Gluma ſimplex bivalvis, exteriore ariſtata.* Läſst ſich ſehr bequem mit *Leerſia* vereinigen. 9) *Trichodium.* Cl. III. *Gramen paniculatum. Gluma exterior 2 valvis, valvulis muticis, interior* 1 *valvis mutica.* Hiezu gehören zwey Arten *Cornucopiae Walt.*, davon eins *Willdenow* als *Agroſtis anomala* aufgeſtellt hat. Indeſſen ſcheint der einklappige innere Balg doch für die Annahme dieſer neuen Gattung zu entſcheiden. 10) *Digitaria.* Cl. III. *Gramen ſpicatum, ſpicis filiformibus. Gluma 2 valvis inaequalis.* Dieſer Gattungs-Charakter iſt unrichtig ausgedruckt, da der Balg drey Spelzen hat. Es iſt *Panicum ſanguinale* und einige verwandte Arten. 11) *Oryzopſis.* Cl. III. *Gramen paniculatum. Gluma ext.* 1 *flora, int. pubeſcens valvuala exteriore ariſtata.* Es iſt nicht abzuſehn, warum dieſe Gattung von *Milium* getrennt worden, da der Smith'ſche Gattungs-Charakter, daſs der innere Balg ſtehen bleibt, auch auf dieſe *Oryzopſis* paſst. 12) *Erianthus.* Cl. II. *Gramen paniculatum, floribus gemienis, altero ſeſſili, altero pedicellato, utroque hermaphrodito. Gluma ext. 2 valvis, baſi villis involucrata: int. 2 valvis, valvula interiore ariſtata.* Zwar mit *Arundo, Saccharum* und *Avena* verwandt; aber doch mit Recht eine neue Gattung; da beſtimmt nur zwey Antheren da ſind. 13) *Trachynotia* Cl. III. *Gramen ſpicatum. Gluma ext. 2 valvis, valvula ext. maxima int. 2 valvis, utraque mutica.* Offenbar eine *Dactylis*, nur daſs die Inflorescenz etwas abweicht. *Dactylis cynosuroides Linn.* wird vom Vf. hieher gezogen. 14) *Arundinaria.* Cl. III. *Gramen paniculatum. Gluma ext. 2 valvis, multiflora, interior 2 valvis mutica.* 15) *Centaurella.* Cl. IV. *Cal. 4partitus. Cor. 4 fida. Antherae 2fidae, non contortae. Stigm. ſubbifidum. Capſ.* 1 *locularis 2 valvis, calyce corollaque perſiſtentibus involucrata.* Iſt offenbar *Exacum.* 16) *Pinkeneya.* Cl. V. *Cal. 5 partitus. Cor. tubuloſa, limbo 5 partito. Stam. exſerta. Capſ. 2 locularis. Sem. numeroſa alata.* Der Vf. meint, dieſe neue Gattung ſey mit der *Cinchona* verwandt, aber es iſt offenbar ein *Iſianthus.* 17) *Anychia* Cl. V. *Cal. 5 partitus. Cor. o. Stigm. 2. Capſ.* 1 *ſperma.* Vermuthlich *Mollia Willd. hort. berol.* 18) *Gonolobus.* Cl. V. *Cor. rotata, 5partita. Styl. diſcoideus 5 gonus. Folliculus anguloſus.* Wir ſehn nicht, wodurch ſich dieſe Gattung von *Aſclepias* weſentlich unterſcheidet. 19) *Onoſmodium. Cal. 5 partitus. Cor. campanulata, fauce pervia, limbo ſemi-quinquefido. Anth. ſeſſiles.* Wegen des letztern Umſtandes glaubt ſich der Vf. berechtigt, dieſe Gattung von *Onoſma* zu trennen, und rechnet das *Lithoſpermum virginianum* dazu. 20) *Ipomopſis* Cl. V. *Cal. campanulatus ſemiquinquefidus. Cor. infundibuliformis, limbo 5 partito. Stigm. tripartitum. Capſ.* 3 *locularis. Sem. cubica.* Bloſs durch den letztern Umſtand bewogen trennt der Vf. dieſe Gattung von *Cantua: C. coronopiſolia Willd.* iſt ſeine *Ipomopſis elegans.* 21) *Pyxidanthera* Cl. V. *Cal. 5partitus. Cor. limbo 5 partito. Anthera transverſe dehiſcentes. Capſ.* 3 *locularis.* 22) *Ampelopſis.* Cl. V. Hier fehlt der Gattungs-Charakter; indeſſen erhellt aus der Differenz, daſs der Vf. vorzüglich wegen der freyſtehenden Kronenblätter *Vitis arborea* und *hederacea* von dieſer Gattung trennt und ſie zu ſeiner *Ampelopſis* zählt. 23) *Streptopus* Cl. VI. Auch dieſe Gattung füllt mit *Uvularia* zuſammen, von welcher ſie ſich bloſs durch die Beerenform der Kapſel und durch den gedrehten Blüthenſtiel unterſcheidet. 24) *Diphylleia.* Cl. VI. *Cal. 3 phyllus deciduus. Cor. 6 petala. Bacca* 1 *locularia* 3 *ſperma.* 25) *Caulophyllum.* Cl. VI. iſt *Leontice thalictroides L.* und von dieſer Gattung nicht zu trennen. 26) *Nolina.* Cl. VI. *Cal. petaloideus 6partitus, aequalis. Stigm.* 3. *Capſ.* 3 *gona*, 3 *locularis, loculis*, 1 *ſpermis.* Iſt wahrſcheinlich *Helonias.* 27) *Xerophyllum* Cl. VI. *Cal. petaloideus 6 partitus, ſubinaequalis. Stigm.* 3. *Capſ.* 3 *locularis, loculis 2 ſpermis.* Iſt wiederum *Helonias aſphodeloides Linn.* 28) *Zigadenus.* Cl. VI. *Cal. petaloideus 6 partitus. Styli* 3. *Capſ.* 3 *locularis, loculis polyſpermis.* Von *Medeola* nicht weſentlich verſchieden. 29) *Jeffersonia* Cl. VIII. *Cal. 5 phyllus. Cor. 8 petala. Capſ.* 1 *locularis polyſperma.* Iſt das zweifelhafte *Podophyllum diphyllum*, deſſen Blüthe Linné nie geſehn hat, und welche nun mit Recht als neue Gattung hier ſteht. 30) *Eriogonum* Cl. IX. *Cal. 6 partitus Cor. o. Stigm.* 3. *Sem. calyce tectum* 3 *quetrum, apterum.* Mit Recht von der Gattung *Polygonum* getrennt. 31) *Plecea*, Cl. IX. *Cal. petaloideus 6 partitus, laciniis patentibus. Stigm.* 3. *Capſ.* 3 *locularis.* 32) *Spergulaſtrum.* Cl. X. *Cal. 5 phyllus. Cor. petalis minutiſſimis integris. Stigm.* 4. *Capſ.* 4 *valvis.* Mit der *Spergula* ſehr nahe verwandt. 33) *Dalibarda.* Cl. XII. *Cal. 5 phyllus. Styli 5—8. Sem. exſucca.* Dadurch unterſcheidet ſich dieſe Gattung von *Rubus*, deſſen Art R. *Dalibarda* und noch eine neue, der Vf. hieher zieht 34) *Hydropeltis.* Cl. XIII. *Cal. petaloideus 6 phyllus. Cor. o. Capſ. plurimae 1 loculares, diſperma.* Eine ſchöne Waſſerpflanze, mit *Nymphaea* und *Caltha* verwandt, die der Vf. in Tennaſſee und Süd-Karolina fand. 35) *Orchidocarpon* Cl. XIII. Der vollſtändige Gattungs-Charakter fehlt: doch nimmt der Vf. auf die Form der Beeren Rückſicht, um *Annona triloba, pygmaea* und *grandiflora Bartr.* von dieſer Gattung zu trennen, und ſie unter jenem Namen aufzuführen. 36) *Isanthus* Cl. XIV. *Cal. ſemiquinquefidus. Cor. tubuloſa, limbo 5 partito aequali. Stam. ſubaequalia. Stigm.* 2, *Sem.* 4 *nuda calyce tecta.* 37) *Brachyſtemon.* Cl. XIV. *Cal. tubuloſus 5 dentatus. Cor. 2 labiata. Stam. incluſa.* Die

Kürze

Digitized by Google

Kürze der Staubfäden und der Mangel der übrigen Charaktere berechtigten den Vf. den *Thymus virginicus* unter dieſem Namen aufzuſtellen. 38) *Pycnanthemum* Cl. XIV. *Cal. 5fidus. Cor. lab. ſup. ſubintegrum, inferius trilobum, lacinia media longiore.* Irrig ſind hier *Clinopodium incanum* und *Nepeta virginica* untergebracht, da dieſe neue Gattung gar nichts Auszeichnendes hat. 39) *Monneria* Cl. XIV. Zu dieſer Gattung rechnet er die Arten von *Gratiola*, die vier Antheren haben. 40) *Erythrorrhiza* Cl. XVI. *5partitus. Cor. 5petala. Stam. 10, 5ſterilia. Stigm. 3. Capſ. 3 locularis.* So beſtimmt der Vf. den Gattungs-Charakter von *Galax*, den *Linné* nur nach trockenen Exemplaren unterſucht hatte und ihn irrig zur fünften Klaſſe zählte. Aber warum liefs der Vf. nicht den angenommenen Gattungsnamen? 41) *Petaloſtemon* Cl. XVII. iſt *Dalea Juſſ.* Die Veränderung des Namens iſt nicht zu tadeln, da wir ſchon eine *Dahlia* und *Thalia* haben: aber der Vf. führt doch in der Folge eine Art unter dem älteſten Namen *Dalea* als verſchiedene Gattung auf. Hierzu iſt kein anderer Grund vorhanden, als weil die letztern zehn, die erſtern aber fünf Antheren haben 42) *Leſpedezia* Cl. XVII. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich in nichts von *Hedyſarum*. Der Vf. rechnet *Hedyſarum hirtum* und *frutescens (Medicago virginica L.)* hieher. 43) *Perſoonia* Cl. XIX. Ord. I. *Cal. polyphyllus duplici ordine. Rec. paleaceum. Papp. quinquecriſtatus.* Auf jeden Fall eine neue Gattung, die ſich mit keiner bekannten vereinigen läſst. Nur möchte der Name wohl zu verändern ſeyn; da wir ſchon längſt eine *Perſoonia* haben. *Walters* Athanaſien gehören hieher. 44) *Melananthera* Cl. XIX. Ord. I. *Cal. ſubſimplex. Rec. paleaceum. Papp. ſetaceus.* Der Vf. bringt *Bidens nivea Linn.* hieher. 45) *Podoſtemon.* Cl. XIX. ♂ *Cal. o. Stamina 2 pedicellata.* ♀ *Cal. o. Styli 2 baſi ſquamis cincti. Capſ. 2 locularis 2 valvis.* 46) *Pachysandra.* Cl. XXI. ♂ *Cal. 4 phyllus inaequalis. Stam. 4 craſſa.* ♀ *Cal.* ♂ *Styli 3. Capſ. 3 locularis, loculis diſpermis.* 47) *Crotonopſis.* Cl. XXI. ♂ *Cal. 5partitus. Cor. 5petala. Stam. 5.* ♀ *Cal.* ♂ *Cor. o Stigm. 3. Capſ. 1 locularis, non dehiſcens.* 48) *Schisandra.* Cl. XXI. ♂ *Cal. 9phyllus triplici ſerie. Cor. o. Anther. 5 coalitae.* ♀ *Cal.* ♂ *Bacca 1 ſperma.* 49) *Ceratiola.* Cl. XXII. ♂ *Stam. 2 gemmae inſidentia.* ♀ *Cal. o. Stigm. 3. Bacca 2 ſperma.* 50) *Pyrularia.* Cl. XXII. ♂ *Cal. ſemi 5fidus. Cor. o. Stam. 5.* ♀ *Cal. 5 fidus, laciniis revolutis. Stam. 5 ſterilia. Styl. 1. Drupa nuce 1 ſperma.* Mit *Nyſſa* verwandt, aber doch unterſchieden. 51) *Polygonella* Cl. XXII. *Cal. petaloideus 5partitus.* ♂ *Stam. 8. Stylus emarcidus: Stigm. 3.* ♀ *Stigm. 3. Capſ. 5 quetra 1 ſperma calyce tecta.* 52) *Nephrodium*, ein ſehr gut gewählter Name für *Aſpidium Swartz.* bezeichnet die Polypodien, deren Saamenhäufchen mit einem nierenförmigen Schleyerchen bedeckt ſind. 53) *Botrypus* iſt *Botrychium Swartz.* 54) *Cleiſium* iſt *Lygodium Swartz.* 55) *Trematodon* eine Moosgattung mit durchbrochenen Zähnen. Was der Vf. ſo nennt, iſt ein *Dicranum*, dem *D. ambiguum* ſehr nahe verwandt und wahrſcheinlich einerley damit, deſſen Zähne eigentlich nicht durchbrochen, ſondern nur durch Queerfäden verbunden ſind. Es kann alſo füglich dieſe Gattung geſtrichen werden, wie denn überhaupt wenigſtens die Hälfte der hier aufgeführten neuen Gattungen wieder aufgegeben werden müſſen.

Der Vf. nimmt ferner mehrere Gattungen, die von Andern angegeben ſind, auf, und ſucht die Charaktere derſelben zu verbeſſern; allein dieſs iſt ihm nicht immer gelungen, und in jener Annahme iſt er viel zu leicht. *Juſſieu's* Unterſcheidung der *Lonicera* in die Gattungen *Capriſolium*, *Xyloſteum*, *Symphoricarpos* und *Diervilla* verdient eben ſo wenig Beyfall, als *Batſchia Gmel. Malus*, *Ceraſus Juſſ.*, *Malachodendron Cavan. Abies*, und die Gattungen, welche *Acharius* in ſeinen *Prodrom.* vorſchlug, denen er aber ſelber keinen groſsen Werth beylegte. Bis ſein *Methodus* gedruckt war, nannte *Acharius* alle Flechten noch mit dem Gattungsnamen *Lichen*, und keineswegs *Phyſcia*, *Lobaria*, *Pſormoa*, welche Benennungen in ſeinem *Prodrom.* blofs zur einſtweiligen Unterabtheilung dienen. . . Was die Gattungs-Charaktere betrifft, ſo ſind ſie auf keine Weiſe nach den Regeln der botaniſchen Kritik abgefaſst. Die Sprache iſt incorrect, die weſentlichen ſind mit den zufälligen Merkmalen zuſammen geworfen, und doch ſind es keine vollkommen natürliche Charaktere. Man leſe die weitläufigen Charaktere von *Fothergilla* und *Melanthium*, und vergleiche ſie mit denen von *Juſſieu* und *Schreber* verbeſſerten, um einzuſehn, daſs die zweckmäſsige Kürze der künſtlichen Charaktere ein groſser Vorzug iſt.

Wir ſollten nun die neuen Arten durch gehn, die der Vf. in ſo zahlreicher Menge aufſtellt, daſs es unmöglich iſt, *hier* jede derſelben einzeln durchzugehn. Ueberdem würde das Urtheil über dieſelben immer zweifelhaft ausfallen, weil des Vfs. Differenzen ſo äuſserſt fehlerhaft ſind, daſs faſt keine einzige als völlig untadelhaft aufgeſtellt werden kann.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Mahleriſche Darſtellungen der Sitten, Gebräuche und Luſtbarkeiten bey den Ruſſiſchen, Tatariſchen, Mongoliſchen und andern Völkern im Ruſſiſchen Reiche.* Auf einer Reiſe mit dem Staatsrath *v. Pallas* an Ort und Stelle gezeichnet und auf vierzig kolorirten Kupfern dargeſtellt von *J. G. Geiſsler*, Zeichner und Kupferſtecher, nebſt einer kurzen Erläuterung derſelben von *Friedrich Hempel*, Rechtsconſulent. Deutſch und Franzöſiſch. Ohne Jahrzahl. [Doch iſt die Vorrede unterzeichnet 1804.] 4 Heft 1. welches 10 Kupfer mit X. S. Vorrede und 28 S. deutſchen und franz. Text enthält. (6 Rthlr.)

Der Anblick dieſes erſten Heftes von einem Werke, deſſen Ankündigung die Aufmerkſamkeit des Kunſtliebhabers und des Freundes der Länder- und Völker-

Digitized by Google

kerkunde gleich ſtark erregen muſste, hat einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf Rec. gemacht. Hr. *Geiſsler*, der als Reiſegefährte des berühmten *Pallas*, den er auf ſeiner letzten Reiſe durch die ſüdlichen Gouvernements des ruſſiſchen Reichs als Zeichner begleitete, und zu deſſen Beſchreibung dieſer Reiſe er die Kupfer lieferte, ſchon vortheilhaft bekannt iſt, erſcheint hier nicht nur als ein talentvoller Künſtler, der ſeine Zeichnungen mit Sinn und Geſchmack anzuordnen verſteht, ſondern auch als ein genauer und ſcharfſinniger Beobachter, der das Charakteriſtiſche eines Volkes aufzufaſſen weiſs und dem nicht leicht etwas entgeht, was zur Darſtellung der Nationaleigenthümlichkeiten gehört. Die drey erſten Blätter dieſes Heftes ſtellen öffentliche Volksluſtbarkeiten und zwar Nr. 1. u. 2. die verſchiedenen Gattungen der Schaukeln, womit ſich die Ruſſen während der Oſterwoche beluſtigen und Nr. 3. die Eisberge, die das Vergnügen der ſogenannten Butterwoche oder des ruſſiſchen Carnevals ausmachen, dar. Nr. 4. 5. u. 6. zeigen die Nationalſpiele der Ruſſen: *Babki* oder das Knochenſpiel, das Ballſpiel und die *Swaika* oder das Ringſpiel. Nr. 7. giebt eine Idee von einem ruſſiſchen *Prasdnik* (nicht Prasnik, wie es im Texte heiſst) oder Feſttag auf dem Lande. Nr. 8. zeigt den Markt mit gefrornem Schlachtvieh und Geflügel, der am Tage vor Weihnachten in St. Petersburg und Moskwa gehalten wird. Nr. 9. bildet die Steppenpoſt und Nr. 10. das ruſſiſche Fuhrwerk ab. Alle dieſe Blätter enthalten eine Menge von frappanten Zügen, die das oben gefällte Urtheil über das Talent und den Beobachtungsgeiſt des fleiſsigen Künſtlers beurkunden. Nr. 1. 2. 3. 6. u. 7. ſind beſonders reich an dergleichen Zügen, von denen manche in der Erläuterung übergangen ſind, wie z. B. der Iswoſchtſchik auf dem erſten Blatte, der mitten im Getümmel der Menge ſein Pferd mit ſichrer und geſchickter Hand lenkt und ſein College auf dem zweyten Blatte, der mit halbgezogenem Huthe [denn ganz zieht er ihn nur, wenn er gewiſs weiſs, daſs man ſich ſeines Fuhrwerks bedienen will, oder wenn er ſeinen Lohn und etwas drüber empfängt] dem Popen und der *Popadja* [des Popen Frau] ſeine Droſchka anbietet. Doch im Ganzen ſind die Erklärungen der Kupfer treffend und genau und nur hie und da durch kleine Unrichtigkeiten entſtellt, wie z. B. S. 12. wo von Maskeradenbuden die Rede iſt, die bey den Eisbergen nicht zu finden ſind; es ſoll wahrſcheinlich Gauklerbuden heiſsen, und S. 20. wo Maskeraden anſtatt Reihentänze (*Chorowodi*, oder nach der gewöhnlichen Ausſprache *Karawodi*) ſteht. Dabey ſind dieſe Erklärungen mit Lebhaftigkeit geſchrieben und laſſen ſich gut leſen. Wenn dieſes Werk mit eben dem Glücke fortgeſetzt wird, als es begonnen hat, ſo iſt es ein trefflicher Pendant, oder vielmehr ein treffliches Supplement, zu Pallas Reiſen und zu den Schriften andrer neuerer Gelehrten über Ruſsland. Auch erſcheint es recht zu gelegener Zeit, da jetzt die Aufmerkſamkeit des gebildeten Europa mehr als jemals auf Ruſsland gerichtet iſt und Nachrichten über dieſes Land mit Begierde geleſen werden. Von Seiten des Typographiſchen zeichnet ſich das Werk vortheilhaft aus; nur iſt die Einrichtung nicht zu billigen, daſs wer den deutſchen Text haben will, auch den franzöſiſchen mit bezahlen muſs und umgekehrt. Warum lieſs der Verleger nicht den deutſchen und franzöſiſchen Text einzeln drucken? Auch das Koloriren der Kupfer taugt nicht viel, und es iſt zu wünſchen, daſs in den folgenden Heften mehr Sorgfalt darauf verwendet wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Weimar*, b. d. Gebr. Gädicke: *Der Terraſſierer, oder die Kunſt, Terraſſen und andere abgedachte Erdwände mit Erde, Raſen und mit trockenem Mauerwerke zu bekleiden.* Für Landgutsbeſitzer, Garteneigenthümer, Kunſtgärtner, Weinbauer und gemeine Erdarbeiter. Mit drey zum Theil illuminirten Kupfern. 88 S. 1803. 4. (1 Rthlr.) — Eine rein techniſche Abhandlung, welche die Arbeit des Terraſſirens bloſs praktiſch oder in Beziehung auf das Handwerksmäſsige, ohne Einmiſchung einer calculirenden Theorie, aber mit gehöriger Ordnung, Umſtändlichkeit, Vollſtändigkeit und allgemein faſslich lehrt. Daher finden gerade die auf dem Titel genannten Perſonen hier das von dieſer Kunſt brauchbare, wie ſie es wünſchen mögen; ja es würde nicht unmöglich ſeyn, nach dem hier ertheilten Unterrichte Tagelöhner, die von dieſer Arbeit noch gar keine Kenntniſſe haben, ſo abzurichten, daſs man ſich von ihrem Dienſte befriedigenden Erfolg verſprechen könnte, zumal da von den einzelnen Vorrichtungen und dem nöthigen Handwerkszeuge deutliche Zeichnungen beygefügt ſind. Wir wollen hier bloſs die Folge der Kapitel angeben. 1) Erklärung der geometriſchen Begriffe and Figuren, welche beym Terraſſiren vorkommen. 2) Begriffe von Bekleidung und Bekleidungsarten abgedachter Erdwände nnd von den zur Bekleidung geſchickten Materialien. 3) Gröſse der Abdachung oder Doſirung verſchiedener Erdarten nnd ihrer Bekleidung. 4) Das zu der Bekleidung abgedachter Erdwände nöthige Arbeitszeug. 5) Beſchreibung der Bekleidungs-Arbeiten an abgedachten Erdwänden mit guter Erde nnd eingelegten Graswurzeln, oder der Plackarbeit. 6) Beſchreibung der Bekleidung abgedachter Erdwände mit Deckraſen. 7) Beſchreibung der Bekleidung abgedachter Erdwände mit Kopfraſen. 8) Beſchreibung der Bekleidung abgedachter Erdwände mit trockenem Mauerwerke. 9) Verſchiedenheit der äuſsern Geſtalt abgedachter Erdwände. 10) Verſchiedener Gebrauch nnd Nutzen abgedachter und bekleideter Erdwände. — Die Maurerarbeit mit Mörtel hat der Vf. darum nicht abgehandelt, weil dieſe ſich die Maurer-Zunft ausſchlieſslich zueignet, und es nicht jedem Arbeiter erlaubt iſt, ſich damit zu befaſſen. Wäre dieſes, ſo, meint er, würde es nicht ſchwer halten, gemaine Arbeiter mit den gröbern Handgriffen der Mauerung bald ſo bekannt zu machen, daſs man auf dem Lande vielfachen Nutzen von ihnen haben könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Februar 1805.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Hannover wie es war, iſt und werden wird;* eine Gallerie der bey Gelegenheit der Beſitznahme deſſelben durch die Franzoſen merkwürdig gewordenen *Perſonen und Sachen*, in alphabetiſcher Ordnung; aus den Briefen des D. B. ****** an ſeinen Freund *** in London. *Erſtes* Heft. A—G. *Zweytes* Heft. H—Z. 1804. 136 u. 124 S. 8.

Wenn eine Geſellſchaft von Menſchen von einem Unglücke betroffen wird, ſo ſuchen die Einzelnen gewöhnlich die Quelle deſſelben mehr in den Fehlern ihrer Nebenmenſchen, als in dem Verhängniſs, in dem Lauf der Dinge auf. Jeder einzelne erſcheint dabey ſich ſelbſt ganz unſchuldig. Dieſe Neigung der Menſchen hat eben ſo viel Antheil an den vielen Schriften, welche über die franzöſiſche Beſitznahme von Hannover erſchienen ſind, als die Fehler, welche die Hannöverſche Regierung bey dieſer Gelegenheit gemacht hat.

Rec. hat ehedem eine geraume Zeit in Hannover gelebt, und die dortigen Verhältniſſe kennen gelernt; er hat daher mit groſser Aufmerkſamkeit alle die erſchienenen Flugſchriften geleſen, aber faſt durchgehends mehr leidenſchaftliche Anſichten, als wahre Darſtellungen darin gefunden. Stolz, Unwiſſenheit und Unthätigkeit hat man der Hannöverſchen Regierung zwar immer zur Laſt gelegt; ſie hat aber durch Humanität, durch Unbeſtechlichkeit irgend eines Mitglieds, und man kann behaupten, durch ſtrenge Gerechtigkeit, dieſe Fehler, wenn ſie hin und wieder ſtatt gefunden hätten, gewiſſermaſsen wieder gut gemacht; — und Rec. hörte von einſichtsvollen und vorurtheilfreyen Männern ſie immer unter die beſten Deutſchlands zählen. Sie hatte unter andern das Auszeichnende, daſs ſie eben ſo ſehr für die Glückſeligkeit der Unterthanen, als die Einkünfte des Landesherrn ſorgte. — Man darf hier nicht auf die Fehler einzelner Perſonen ſehen, z. B. auf die ehemalige unglückliche Verwaltung der Calenbergſchen Landſchaft, ſondern man muſs auf den Charakter der ganzen Regierung ſein Augenmerk richten. Hierbey muſs man die Unvollkommenheiten aller Einrichtungen, und vorzüglich aller höhern, wo die Aufſicht nicht ſtatt finden kann, in Erwägung ziehen. — Eine jede Regierung befindet ſich durch die Verhältniſſe des Staats und die Umſtände in einer eigenthümlichen Lage. Wenn man ihre Maaſsregeln beurtheilen will, ſo muſs man nicht allein dieſe kennen, ſondern auch wiſſen, was der Menſch unter ähnlichen Umſtänden zu leiſten vermag. — Ohne dieſe Rückſicht wird man leicht unbillig — oder auch ungerecht. Die Beſitznahme von Hannover durch die Franzoſen konnte die Hannöverſche Regierung wohl nicht hindern. — Immer mag ihr Benehmen dabey weder conſequent noch zweckmäſsig geweſen ſeyn; — das Unglück wäre aber auch in jedem andern Fall höchſt wahrſcheinlich erfolgt, und in der Hauptſache hat der Hannoveraner ſich mehr über ſeine politiſche Lage als über ſeine Regierung zu beklagen. — Dieſs iſt das Reſultat unſrer Unterſuchungen dieſes Gegenſtandes.

Die Schrift, welche wir hier anzeigen, unterſcheidet ſich von andern über die Hannöverſchen Angelegenheiten erſchienenen dadurch: daſs ſie insbeſondere auf die Perſonen und Angelegenheiten, welche nach der franzöſiſchen Beſitznahme merkwürdig geworden ſind, ihr Augenmerk richtet. Man findet in derſelben einen genauen Beobachter der Ereigniſſe, eine richtige Beurtheilung der Urſachen und Wirkungen, Kenntniſſe des Landes und der innern Verhältniſſe — aber auch leidenſchaftliche Ausbrüche, nicht erwieſene Beſchuldigungen — und ungerechte Anklagen. — Da ſie einen Blick auf's Ganze wirft, lichtvoll und intereſſant einzelne Zweige der Verwaltung darſtellt, und nicht zu den gewöhnlichen Schreibereyen irgend einer Partey gerechnet werden kann: ſo wollen wir ſie umſtändlich anzeigen. Wir werden hierbey aber nicht der alphabetiſchen Ordnung derſelben, ſondern mehr dem natürlichen Gange der Sache folgen.

Der Zuſtand der Hannöverſchen Regierung vor der Beſitznahme der Franzoſen, kömmt in dem Artikel, *Landes-Regierung* vor. Der Vf. hat hier ſein Gemälde in zu ſtarken Farben aufgetragen, aber im Ganzen ſie richtiger, als irgend einer ſeiner Vorgänger geſchildert. S. 27.: „Der König konnte von London aus die Sachen in Hannover nicht anders ſehen, als ſie, durch das Medium ſeines Miniſterii von der Hand eines ihrer Mitglieder ihm vorgehalten, ſich ihm präſentirten. Wie ſchwer iſt, ſelbſt für einen gegenwärtigen Landesherrn, ſelbſt zu ſehen? wie unmöglich für den, welcher durch Land und Meer von ſeinem Volke geſchieden iſt? [Nicht dieſe Entfernung, ſondern die Verhältniſſe, in welchen König, Regierung und Land ſtehen, kommen hier in Betracht.] Das Bewuſstſeyn: Wir können alles und ſtehen ſo gut wie unter gar keiner Controlle, führt unausbleiblich zu Miſsbräuchen, deren unfehlbarſter und in ſeinen Folgen ſchädlichſter das — Satrapiſiren iſt. Stolz, Machtprunk, Nepotismus, Connexions- und Creaturen-

Digitized by Google

ren-Weſen, Egoiſterey auf Koſten der Verwaltung, Indolenz u.ſ.w., flieſsen aus dieſer, mit jedem Luſtrum ſich mehr trübenden Quelle: und das letzte, die Indolenz, auch oft der wirkliche Mangel an Fähigkeit und Geſchäftskunde des mehr durch die Nähe ſeiner Sippſchaft, als durch anerkannte Talente zur Mit-Regentſchaft emporgehobenen Mannes, liefern dann die Regierungsgeſchäfte — und damit das Wohl und Wehe des Landes — in die Hände der Subalternen, wodurch dann wieder ein After-Satrapen- und Creaturen-Weſen entſtehet, welches, wie alle Afterdinge, noch viel ärger, um ſich greifender, drückender, und vor allen Dingen gelüſſiger iſt, als ſein Vorbild: denn was man dem Herrn verzeihen, von ihm wenigſtens dulden würde, wird in der Perſon ſeines Kammerlaquaien empörend! — Dieſs iſt die natürliche Geſchichte einer jeden Regierung unter ſolchen Umſtänden; und, wie geſagt, nur ein Wunder hätte es verhindern können, daſs ſelbige im Ganzen nicht auch den Gang der hieſigen Staatsverwaltung charakteriſiren ſollte. So weiſs man ja aber auch z.B., was die hieſigen Secretaire, als ein Rudloff, galten, vermochten und wagten. Man ſahe, wie ſie das Sippſchafts-, Creaturen- und Günſtlingsweſen *pro virili* trieben, wie die Schlüſſel zu dem Tempel der Ehre und der Beſoldungen groſsentheils in ihren Händen waren; welchen Uebermuth ihnen mitunter ihre ſelbſtgefühlte Wichtigkeit einblies und auf welchen Wegen man zu der Region hinſtreben muſste, welche von dem erquickenden, oder doch befruchtenden Sonnenſchein ihrer Protection umfloſſen waren. Beſonders das Secretarien-Weſen oder Unweſen hat der Landesregierung das Miſstrauen und die Unzufriedenheit des Volks zugezogen: denn die Miſsbräuche ihres After-Satrapismus griffen vielmehr noch in die Kreiſe der Volksbemerkung und Beurtheilung ein, als der Satrapismus der Miniſter und Magnaten ſelbſt."

Wenn gleich die Urſachen und Wirkungen im Ganzen hier richtig entwickelt ſind, ſo ſind doch die letztern hier zu groſs angenommen. Das Uebel, welches durch die erwähnte Lage, und alſo durch die Schwäche des Miniſteriums für's Land entſtand, war nicht ſo nachtheilig, als man glauben ſollte. Die Secretarien, welche zum groſsen Theil aus ſehr gebildeten und guten Geſchäftsmännern beſtanden, haben nie allgemeine Unzufriedenheit erregt, und nie ihre Macht in dem hier angeführten Grade gemiſsbraucht. Der Vf. geſtehet dieſs auch ſelbſt gewiſſermaſsen in folgendem S. 31.: „Aber, wahr iſt's denn doch auch, mein Freund, daſs vielleicht in jedem andern Lande in der Welt der Haupt- und After-Satrapismus noch viel verderblichere Folgen gehabt haben würde, als hier. Die Form der Regierung und Landesverfaſſung; ein gewiſſer Nationalſinn für äuſsere Rechtlichkeit; eine gewiſſe Magnificenz in jedem Sinne des Worts, unterſtützt durch Privatreichthum und höhere Beſoldungen, als irgendwo in einem deutſchen Staate, ſtanden einer Ausartung jener Gebrechen bis zur Vilainiſirung kräftig im Wege, und da beſonders die Landesbeamten, im Ganzen genommen, in einem hohen Grade ihrer Stellen würdig waren, ſo hatten jene Gebrechen auf den Zuſtand des eigentlichen Landmanns faſt gar keinen Einfluſs, als nur etwa in ſeltenen Fällen ausnahmsweiſe: obgleich die unzufriedene Stimmung darüber aus den obern Regionen ſich auch bis zu ihm fortgepflanzt hatte. Sie ſehen alſo, daſs es hier im Hannöverſchen, im Ganzen genommen, dennoch ziemlich gut ſtehen konnte, und das thats auch wirklich; und man muſs jene Fehler um ſo mehr nicht mit zu ſtrengem Auge anſehen, da, wie geſagt, ſie bey jeder Regierung, in jedem Staat, unter denſelben Umſtänden nicht nur ebenfalls, ſondern wahrſcheinlich noch mit viel ärgern und ärgerlichern Ausbrüchen, Statt gehabt haben würden. Daſs aber jene Umſtände exiſtent wurden, — dafür kann keiner der hieſigen Regierer und After-Regierer. Es iſt die Entfernung des Fürſten aus dem Lande ſeiner Ahnherrn, aus der Mitte ſeiner treuen Unterthanen, die ſolche herbeygeführt hat, und man ſiehet hier alſo abermals, wie höchſt verderblich die Verbindung mit England dem Hannöverſchen Lande geworden iſt, und — wenn ich wirklich im Obigen eine natürliche Geſchichte ſkizzirt habe — werden muſste." — Möchte doch dieſe richtige und edle Darſtellung der Lage, in der ſich die Hannöverſche Regierung befand, dem dereinſtigen Regenten dieſes jetzt unglücklichen Landes, dem Prinzen von Wales zu Geſichte kommen. — Von ſeiner ſeltenen und geſunden Beurtheilung dürfte dann das Land einer vortheilhaften Veränderung in der Regierung ſich zu erfreuen haben.

Der Zuſtand des Hannöverſchen Militärs vor der Beſitznahme war nicht ſo ſchlecht, als der hiſtoriſche Berichtiger ihn darſtellt. Der Vf. bemerkt ſehr richtig, daſs man billig zwiſchen der fehlerhaften Militärverfaſſung und dem Geiſte und der Tüchtigkeit des wirklich vorhandenen Militärs einen Unterſchied machen müſſe. Dieſe hängen oft von äuſsern Umſtänden ab, wie auch im Hannöverſchen es wirklich der Fall war. Die Verfaſſung des Hannöverſchen Militärs war darin ſchlecht, daſs es ihm an einen Fond zu den Uebungskoſten im Groſsen und an hinlänglichen Mitteln zur Herbeyſchaffung der erforderlichen Rekruten fehlte. Die Regierung hatte im Jahr 1796. eine gelinde Cantons-Einrichtung dem König vorgeſchlagen, und dieſer hatte ſie genehmigt; die Landſchaften widerſetzten ſich aber dieſer gewiſs zweckmäſsigen Einrichtung, und daher kam es denn, daſs beym Einfall der Franzoſen die Regimenter nicht vollzählig waren, oder doch zum Theil aus Kindern beſtanden. Einem Staate, wie der Hannöverſche, kann, in Rückſicht auswärtiger Verhältniſſe, das Militär nicht ſo nützlich, als gröſsern Staaten, werden. Daſs es ihm aber gar keinen Nutzen ſchaffte, wie hin und wieder behauptet iſt, iſt doch auch falſch. Einen Beweis davon liefert Sachſen in neuern Zeiten und Hannover im ſiebenjährigen Kriege. — Das Hannöverſche Militär war durch die Verbindung mit England, mit Heſſen und Braunſchweig in den poli-

Digitized by Google

politiſchen Verhältniſſen vor dem Revolutionskriege nicht ganz unwichtig. Nachher ſtand es iſolirt. Eine ſchnelle Vermehrung in der Noth, um anfänglich einigen, auch nur kurzen, Widerſtand gegen jeden Angriff leiſten zu können, konnte jetzt nur ſeine Beſtimmung ſeyn. — Wollte die feindlich-geſinnte Macht es nicht zu bedeutendem Blutvergieſsen kommen laſſen, oder führte der Ausbruch eines Krieges Verhältniſſe herbey, die andre Mächte zwangen, Etwas für den ſchwächern zu thun, was ſie ſonſt nicht würden gethan haben; wurde andern Kabinettern dadurch Zeit verſchafft, vortheilhafte Verbindungen und Arrangements zu treffen, ſich für den Angegriffenen zu verwenden: ſo hatte dieſs Militär allerdings groſsen Nutzen fürs Land. Dann aber muſste es dieſen Abſichten gemäſs verfaſst ſeyn. Dieſs war es nun freylich nicht. — Die Compagnieen muſsten ſchnell bis zu 200 Mann vermehrt werden können. — Hierzu muſste ein Theil derjenigen Einwohner, welche die Waffen tragen konnten, dürftig, wenn auch nur 14 Tage jährlich, geübt ſeyn — es muſsten für dieſelben Uniform und Waffen bey der Compagnie bereit liegen u. ſ. w. Zur geſchwinden Mobilmachung muſsten die Pferde im Lande angewieſen und die Fuhrwerke vorhanden ſeyn. Dieſen Geſichtspunkt hatte die Hannöverſche Regierung und Landſchaft wahrſcheinlich nicht — denn von allem dieſem war nichts geſchehen. — Der Feldmarſchall v. Walmoden konnte daher mit ſeinen hierzu abzweckenden Vorſchlägen nicht durchdringen, und dieſs muſste alſo die Lage des Militärs, als die Franzoſen ſich in Holland verſammelten, ſehr gefährlich machen.

Es iſt viel von dem Benehmen der Regierung gegen das Militär in den hiſtoriſchen Berichtigungen vorgebracht; aber aus einem zum Theil ſehr unrichtigen Geſichtspunkte. Die Regierung hat nie das Militär herunter bringen wollen — Geſchah manches zum Nachtheil deſſelben, war die Kriegskanzley nicht gut beſetzt: ſo lag dieſs in der Verfaſſung und Lage des Ganzen. Man kann ſich mit Recht über dieſe mehr, als über die Perſonen beklagen. Eben ſo ungegründet iſt ein Theil der Klagen über das Benehmen des Feldmarſchalls in den *Betrachtungen eines Hannoveraners* und andern Schriften, welche das Hannöverſche Militär zum Gegenſtande haben. Der Feldmarſchall hat daſſelbe nicht herunter gebracht. Zwar haben die Gewohnheit, manche Geſchäfte von einem Tage zum andern aufzuſchieben, die vormundſchaftliche Regierung der Grafſchaft Bückeburg und ſeiner eignen Herrſchaft, die Verwaltung der Oberſtallmeiſterſtelle, und ſeine unglückliche Idee, in der Kriegsgerichts-Commiſſion ſich ſelbſt ins Detail einzulaſſen, verhindert, dafs er die Avancements-Angelegenheiten zur rechten Zeit beſorgte, dafs er die Truppen öfter ſah, und dafs er ſie mehr in Thätigkeit und Uebung erhielt. Aber was die Disciplin, die innere Ordnung und die zweckmäſsige Organiſation betrifft: ſo muſs ein jeder geſtehen, dafs er alles that, was in ſeiner Gewalt war. Während ſeines Commando's haben die Truppen, beſonders die Infanterie und Artillerie, ein ſo zweckmäſsiges Exercir-Reglement erhalten, als es vielleicht irgend eine Armee hat; während ſeines Commando's iſt die innere Einrichtung der Artillerie, nämlich die des Geſchützes, der Laffeten und Wagen ſehr verbeſſert, die hölzernen zweckmäſsigen Pontons eingeführt u. ſ. w. In keinem Dienſte iſt ſo viel Aufmerkſamkeit auf die beſſere Verfaſſung und Uebung der Scharfſchützen gewandt, als durch ſein Beſtreben in der Hannöverſchen Infanterie. Seine militäriſchen Verbeſſerungen waren von der Art und dem Umfange, dafs ſie bey Armeen groſser Staaten zu wichtigen Reſultaten führen könnten. Während die Uebungen der Truppen bey der Demarcations-Armee allein von ihm abhingen, zog er ſie mehrmal in Uebungsläger zuſammen; das letztere bey *Liebenau* dauerte gegen 6 Wochen, und vielleicht iſt nie ein Corps zweckmäſsiger in groſsen Manoeuvren geübt worden. In allem, was der Feldmarſchall von Walmoden anordnete, oder von andern entwerfen lieſs, zeigt ſich der Mann von Kopf und Einſicht; dieſs hörte Rec. von allen competenten Richtern, und dieſs iſt auch ſein auf Erfahrung gegründetes Urtheil. Die ſo ſehr verhaſste Reduction einiger Regimenter war nicht ſein Werk, übrigens aber auch keine Veränderung, welche dem Hannöverſchen Corps nachtheilig war. Was Rec. hier zum Lobe der Hannöverſchen Regierung und des Feldmarſchalls geſagt hat, gründet ſich auf die angeführten Thatſachen, die jedem unterrichteten Hannoveraner bekannt ſind. — Wenn der Feldmarſchall für das Beſte des Hannöverſchen Corps thätig arbeitete, ſo hatte er auch von demſelben dazu die gröſste Aufmunterung. Es beſtand aus vortrefflichen Officieren. Eine Menge geſchickter Staabsofficiere in ihren beſten Jahren, durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und drey Feldzüge gebildet, gaben die beſten Subjecte zu Commandeurs der Regimenter. Die auf ſie folgenden Officiere waren im Ganzen aus der gebildetſten Claſſe und von einem militäriſchen Geiſte beſeelt, der ſie zu groſsen Dingen fähig machte. Der Herzog von Cambridge, jüngſter Sohn des Königs, war Inſpecteur des ganzen Truppen-Corps, ein junger thätiger Herr, der mit dem beſten Herzen viele militäriſche Talente verband und von dem das Corps nicht ohne Grund ſich viel auf die Zukunft verſpricht. Der gemeine Hannöverſche Soldat dient aus Liebe zum Dienſt und freywillig; ein edler Stolz und eine ſeltene Rechtlichkeit charakteriſiren ihn. In den Feldzügen in den Niederlanden von 1793 — 1795. deſertirten von 20,000 Mann keine 10. Rec. hat unter den verſchiedenen Nationen, welche er kennen lernte, keine gefunden, welche ſo viele Anhänglichkeit für ihren Dienſt gehabt hätten, als die Hannoveraner.

(Der Beſchluſs folgt.)

SCHÖNE

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Opiate.* In kleinen Erzählungen von *Carl Sebald.* — *Erſter* Theil. 1804. II u. 279 S. 8. (1 Rthlr.)

Man würde den Vf. nur mit den Waffen ſtrafen, die er ſeinen Leſern auf dem Titel und in der Vorrede ſelbſt gegen ſich in die Hände giebt, wenn man ihm ſagte, daſs man bey jeder ſeiner Erzählungen recht ſanft und ſelig eingeſchlafen ſey. Doch ſo ernſtlich wird er es mit dieſem Wunſche wohl nicht gemeynt haben, und Rec. will ihm daher auch mit einer Verſicherung dieſer Art nicht wehe thun, wenn er gleich nicht rühmen kann, eine ſehr *anziehende* Unterhaltung beym Leſen dieſer Opiate gehabt zu haben. Die vier Erzählungen dieſes *erſten* Bändchens beweiſen alle, mehr oder weniger, daſs der Vf. zwar nicht ohne Talent für dieſes Fach iſt, daſs es ihm aber, um etwas Befriedigendes darin zu liefern, noch zu ſehr an Reife des Geiſtes, Selbſtſtändigkeit und künſtleriſcher Gewandtheit fehlt. In der erſten Erzählung, *der neue Planet*, liegt, trotz der unbedeutenden Verwickelung, Stoff zu einem unterhaltenden, komiſchen Gemälde; nur hätte dieſer mit einer geiſtvolleren Laune gefaſst, und die Schluſsſcene glücklicher erfunden, oder wenigſtens beſſer eingeleitet ſeyn müſſen. Nr. 2. *Der Laurentius-Abend*, arbeitet mit Stimmen aus Grabgewölben, Kloſterſcenen und nächtlichen Zuſammenkünften zwiſchen gothiſchen Ruinen aufs Schauerliche hin; läſst aber den Beſchauer dieſes romantiſchen Apparats bey ziemlich kühler Beſonnenheit dem Ziele, welches zwey Hochzeiten ſind, entgegenſehen. — Am glücklichſten iſt der Vf. wohl in der dritten Erzählung, *der Sekretär*, geweſen. Sie beginnt wenigſtens ſehr raſch und unterhaltend, und enthält auch in der Folge manche anziehende Situation und glückliche Schilderung. Nur iſt das Ganze, in ſeiner *Anlage* und *Form*, eine zu auffallende Nachahmung von dem meiſterhaft geſchilderten Abenteuer mit Margot im *zweyten* Theile von *Thümmels* Reiſen; und der gar zu gezwungene Brief, welcher hier die Miſsverſtändniſſe einleitet, iſt eine ſo durchaus verunglückte Pfuſcherey, daſs er das andere Gute faſt gänzlich zerſtört. — Ueber das letzte Stück, *Ali*, welches eine bekannte morgenländiſche Erzählung zum Gegenſtande hat, erklärt ſich der Vf. ſelbſt ſehr beſcheiden. Die Schreibart iſt übrigens im Ganzen zu loben, und die eingeſtreuten Verſe haben gröſstentheils das Verdienſt der Leichtigkeit. Aber gar zu flüchtig iſt der folgende, zehn einſylbige Wörter enthaltende, S. 212. niedergeſchrieben:

An ihr, wie gut ſie ſonſt ſie fand, wie ſchön.

In Abſicht des Aeuſsern dieſes Bändchens iſt noch zu bemerken, daſs es mit einem in Kupfer geſtochenen Titel ſehr häſslich verunziert iſt. Die Schrift auf demſelben taugt wenig, und die Vignette gar nichts. Ein einfacher Titel aus dem Schriftkaſten des Buchdruckers würde dem Auge viel angenehmer geweſen ſeyn.

Halle, b. Hendel: *Kriſtaline, oder die Waſſernixe.* Eine Geiſtergeſchichte des zwölften Jahrhunderts, von *F. H. Andrä*, dem Verfaſſer der Familie im Schwarzwalde u. des armen Philipp. 1802. *Erſter* Theil (mit dem Portrait der Kriſtaline.) 318 S. 8. (1 Rthlr.) *Zweyter* Th. 298 S. (20 gr.)

Ob es denn wirklich Leſer oder Leſerinnen geben mag, die 600 Seiten eines ſo höchſt langweiligen Gewäſches durcharbeiten können! Daſs es der Rec. nicht vermochte, das geſteht er ohne Bedenken; und doch war gewiſs ſein Wille gut. Denn ſechsmal ſetzte er mit dieſer Lectüre von neuem an, und kam doch noch nicht auf die hundertſte Seite. Was hinter derſelben ſteht, vermag er daher nicht zu würdigen; aber daſs es bis dahin ihn wenigſtens funfzigmal zum Gähnen zwang und zum Unwillen über die ſaft- und kraftloſe Schreibſeeligkeit unſrer Romanfabricanten reizte, das kann er vor jedem Tribunal der ſtrengſten Gewiſſensprüfung eidlich erhärten.

Ebendaſ. b. Ebendemſ.: *Mathildens Carriere über Land und Meere, durch Inquiſition und Serail bis in die Arme ihres Vielgeliebten.* 1803. *Erſter* Th. m. einem Kupfer. 250 S. 8. *Zweyter* Th. 232. S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hoffentlich wird jeder der Romanen-Literatur nur einigermaſsen kundige Liebhaber ſchon aus dem Titel errathen, was er hier zu erwarten habe; — eine Geſchichte ganz im Schlage der ehemaligen Leipziger oder Dresdner Aventuriers, voll der unwahrſcheinlichſten Abenteuer, Lebensgefahren und Tugendrettungen. Vorzüglich herzrührend ſind Mathildens Schickſale im Harem, und ganz augenſcheinlich iſt jene höhere Macht, die über ihre — Unſchuld waltet. Faſt dauern einen die armen Muſelmänner, daſs ſie gar ſo *jämmerlich* um ihren Raub betrogen werden. Noch iſt am Schluſs des *zweyten* Theils Mathilde nicht im ſichern Arm ihres Vielgeliebten; aber daſs ſie hinkommen wird, zweifeln wir gar nicht. Was wäre ſolchen poetiſchen Hexenmeiſtern unmöglich!

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hannover, b. Ritſcher: *Erklärende Anmerkungen zum Homer*, von *Joh. Heinr. Juſt. Köppen.* — *Fünfter* Band. *Zweyte*, verbeſſerte Ausgabe. 1804. 336 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *Heinrich*, damals in Breslau, jetzt Profeſſor in Kiel, hat auch dieſen letzten Band der Köppenſchen Anmerkungen zur Ilias, welcher die vier Bücher, XVII—XX., umfaſst, von Neuem durchgeſehen und hie und da kleine Anmerkungen beygefügt. Den Heyniſchen Commentar ſcheint der Reviſor nicht zu Rathe gezogen zu haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. Februar 1805.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Hannover wie es war, iſt und werden wird* u. ſ. w.

(Beſchluſs der in Num. 37. abgebrochenen Recenſion.)

Ein Haup.-Gegenſtand des über Hannover verhängten Unglücks ſind die *Anleihen*. Der Vf. ſagt, dafs dadurch das Land im Aeufsern viel länger eine, den Ruin verbergende Geſtalt behielte, dafs der Landescredit das wahre Landescapital unendlich überträfe, dafs die Anwendung deſſelben daher zu einem bleibenden Verderben führe, dafs er die Fonds vernichte, welche der Feind wohl unangetaſtet laſſen müſste, und dafs er ſo dem unglücklichen Lande Blut, Saft und Leben auf immer raube. Möchte doch dieſer Artikel von allen Mitgliedern der Landſchaften geleſen und beherzigt werden; möchten ſie doch erwägen, dafs nicht ihre Zeitgenoſſen, die nur ihr augenblickliches Intereſſe vor Augen haben, ſondern ihre Nachkommen ſie anklagen und richten werden.

Wir haben ſchon oben angezeigt, dafs die Hannöverſche Regierung und das Hannöverſche Militär, durch das beſondere Verhältniſs, in dem ſich dieſes Land befindet, das nicht war, was ſie unter andern Umſtänden ſeyn konnten. Es bleibt uns jetzt noch übrig, die franzöſiſche Beſitznahme von Hannover in militäriſcher und politiſcher Hinſicht zu betrachten. Dafs Hannover durch die Franzoſen ohne Widerſtand beſetzt wurde, wird dereinſt nicht in der Geſchichte auffallen; dafs aber alle die groſsen Kriegsvorräthe verloren gingen und nicht nach England geſchickt ſind, dafs das Truppencorps dabey eine ſo demüthigende Rolle ſpielen muſste, das wird allerdings einem jeden auch künftig unerklärbar vorkommen. Der Vf. berührt dieſen Theil nur oberflächlich. Der Hauptfehler, welcher hier gemacht wurde, ſcheint darin zu liegen, dafs in England nicht bey Zeiten ein Plan über die in Hannover zu nehmenden militäriſchen Maafsregeln entworfen und eingeleitet wurde. Was auch der engliſche Miniſter zu ſeiner Entſchuldigung hierüber im Parlement geſagt hat: ſo geht doch ſelbſt aus dieſer Entſchuldigung hervor, dafs ein ſolcher Plan nicht exiſtirte, und auch die getroffenen Vorkehrungen zur Rettung der Truppen viel zu ſpät eingeleitet wurden. Was die demüthigende Rolle des Hannöverſchen Militärs betrifft, ſo wurde ſie ſchon zum Theil durch jene Fehler, zum Theil aber auch durch die Uneinigkeit der Hannöverſchen Regierung und des Feldmarſchalls veranlaſst. Dieſer wollte — und darin ſind alle Militärs mit ihm einverſtanden — nur dann die Truppen zuſammenziehen, wenn ſie zugleich mobil gemacht werden ſollten. Das letztere verweigerte die Regierung anfangs, und als ſie es bewilligte, war es ſchon zu ſpät. Daher kam es, dafs die Franzoſen eher an die Weſer kamen, als die Truppen ſich verſammelt hatten; — daher kam es, dafs die Truppen nicht gehörig verpflegt wurden, und dafs überall Unordnung und Verwirrung herrſchte.

Wahrſcheinlich hielt ſich die Regierung überzeugt, dafs ein Widerſtand zu nichts führen und das Unglück des Landes nur noch vermehren würde. — Hierzu kam die Anſicht unſers Zeitalters, dafs man die militäriſchen Zwecke den politiſchen ohne Ausnahme aufopfern müſſe, — und dafs ein Staat, der auf die Dauer keinen Widerſtand leiſten könne, ſich gleich anfangs ergeben müſſe, — Wir wollen nicht die Unrichtigkeit dieſer Behauptung hier widerlegen; wir können aber verſichern, dafs das Hannöverſche Truppen-Corps nicht von demſelben angeſteckt war, und ſich *anfangs* ſehr gern, bloſs um ſeine Ehre zu erhalten, aufgeopfert hätte.

Was der Vf. über Politik, Juſtizpflege und ſo manche andere allgemeine Gegenſtände ſagt, verdient geleſen zu werden, und es iſt zu bedauern, dafs ein Mann von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen und richtigem Blick ſich durch die hier aufgeſtellten Schilderungen perſönlicher Verhältniſſe, von einer Seite unter die gewöhnlichen Schmeichler, und von der andern unter die Pasquillanten verſetzt. Rec. will nicht behaupten, dafs die Beſchuldigungen gegen verſchiedene Perſonen ohne allen Grund wären; er findet ſie nur, ſeiner Bekanntſchaft mit dieſen Perſonen zufolge, meiſtens übertrieben und nicht ſelten aus einem unrichtigen Geſichtspunkte dargeſtellt. Was heifst es z. B., wenn der C. R. H. alles angewandt hat, ſich empor zu heben? Thut das faſt nicht jeder? Warum denn dieſs hier in einer gehäſſigen Anſicht dargeſtellt? War es ein Verbrechen für einen brauchbaren Geſchäftsmann, dafs er eine einträgliche Stelle zu bekommen ſucht? Wie kann man, zumal bey einem Manne, der eine zahlreiche Familie hat, hieraus eine nachtheilige Folge auf ſeinen Charakter ziehen? Eben ſo ungerecht iſt es, ihn wegen der gewaltſamen Maafsregeln bey dem Verpflegungsgeſchäfte der Armee als einen despotiſchen und brüsken Mann anzuklagen. Ein ſehr brauchbarer Generalcommiſſär wird immer den Verdacht harter Maafsregeln

Digitized by Google

regeln auf sich laden müssen, wenn er pflichtmäfsig seinen Dienst thun will. — Man mufs bey der Beurtheilung der Handlungen der Menschen die Lage, in der sie sich befinden, nicht übersehen.

Am wenigsten sind dem Vf. die Beschuldigungen verschiedener Personen ohne beygebrachte Beweise zu vergeben. H. v. W. soll falsch, H. v. L. stolz seyn. — Wenn sie der Vf. dafür hält, halten sie darum andre dafür? Der gewissenhafte Mann wird sich nicht erlauben, seine Neben-Menschen wegen solcher Fehler, in deren Beurtheilung wir uns oft irren, in der Meinung Andrer, auch nur unter Freunden, herunter zu setzen, selbst wenn er seine Meinung mit unwidersprechlichen Beweisen belegen kann. — Was soll man aber von dem denken, der dies öffentlich thut, ohne Beweise anzuführen? Zumal von Männern, die bey dem Publicum in Achtung stehen?

Der Vf. hat mit unter die traurige Lage von Hannover geschildert, aber kein Gemälde des allgemeinen Elends aufgestellt. Das Calenbergsche und Grubenhagensche war vom siebenjährigen Kriege her in einer schweren Schuldenlast; diese wird jetzt bis ins unendliche vermehrt. Woher die Mittel, sie dereinst abzutragen? Die Waldungen, der Reichthum dieses Landes werden ruinirt — der Handelsverkehr gestört! Das Privat-Vermögen durch aufserordentliche Kriegs- und Vermögenssteuern, durch gezwungene Anleihen, Naturallieferungen, drückende Einquartirungen u. s. w. vernichtet! Konnte man vorher bey allen Hülfsmitteln nicht die kleinern Schulden abtragen, wie nun ohne jene, die viel gröfsern?

Dieses Elend ist um so drückender für Hannover, da es, sowohl nach unserm Vf., als nach einer andern vortrefflichen Schrift (Freymüthige Betrachtungen über die französische Besetzung der kurbraunschweigschen Staaten), nicht aus seinen wahren Verhältnissen entspringt: „Von jeher ist Hannover als ein Theil Deutschlands betrachtet. Im amerikanischen Kriege versah Hannover sogar die Feinde Englands mit Kriegsbedürfnissen aller Art, ohne dafs England glaubte ein Recht zu haben, dies verhindern zu können; in dem Baseler Frieden erkannte Frankreich Hannover für neutral, ungeachtet England im Kriege mit Frankreich begriffen war; Frankreich übersah dies Verhältnifs nicht etwa aus Unkunde, es unterhandelte mit Hannover zu Rastadt, als mit einer friedlichen Macht; in den Lüneviller Frieden war Hannover mit eingeschlossen, und dafs Frankreich Hannover nicht als eine englische Provinz betrachtete, leuchtet nicht allein hieraus hervor, sondern zeigt sich auch deutlich in dem Frieden von Amiens, wo es gar nicht benannt ist."

In der That mufs jeder deutsche Patriot, ja jeder weltbürgerlich gesinnte Ausländer, das Schicksal dieses Landes bedauern, und ihm baldige Erleichterung und zur Heilung der ihm geschlagenen Wunden kräftige Mittel wünschen.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Doll: *Taschenbuch für Freunde schöner vaterländischer Gegenden*, vom Vf. der *Streifzüge nach Venedig und Istrien.* — *Erster* Jahrgang.

Auch unter dem Titel:

Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien — vom Vf. u. s. w. *Erstes* Bändchen. 1805. 152 S. 8. (2 Titelvignetten, und 6 von Maillard gezeichnete und von Blaschke gestochene Kupfer, Ansichten von Laxenburg und Schönau enthaltend.)

Der unter der Vorrede genannte Vf., Hr. *Widemann*, ist dem Wiener Publicum nicht nur aus den Streifzügen nach Venedig und Istrien, sondern auch aus einem kritischen Theaterjournal, das seine Laufbahn geendigt hat, bekannt. Seine Berufswissenschaft ist die Rechtsgelehrsamkeit; aber seine Neigung, verbunden mit dem Besitz eines anständigen Privatvermögens, zieht ihn zur ästhetischen, dramatischen und topographischen Schriftstellerey. Einem solchen Dilettanten gebührt allemal einige Nachsicht; aber gutgemeynte Erinnerungen dürfte er deswegen nicht verschmähen.

Gleich über die Vorrede mufs Rec. einiges bemerken. Es ist sehr gut, wenn österreichische Schriftsteller den inländischen Patriotismus wecken; aber sie müssen nicht *das* Mittel hiezu wählen, dafs sie den ausländischen Patriotismus herabsetzen, und die ausländische Literatur verschreyen. Dies thut aber auch Hr. *W.* „Während, sagt er, die Norddeutschen ihre *Steppen ruhmredig* schildern, und die Engländer jeden *Kalkfelsen* malen, kennt man die anziehendsten Gegenden unsers Vaterlandes kaum dem Namen nach." — Bescheidener hätte der Vf., der sich nur im Inlande gebildet, und den majestätischen Brocken, den Harz, den Plauenschen Grund u. s. w. nicht besucht hat, blofs gefragt, warum die Oesterreicher nicht häufiger dem guten Beyspiel des Auslandes nachfolgen, und ihren eigenen Naturschönheiten wenigstens eben so viel Aufmerksamkeit als den inländischen schenken. Dafs es nicht ganz daran fehle, zeigen ja die Vorgänger des Vfs, Embel, Gaheis, Unger, Wagner und Schultes, auf die er sich einen schwer zu entschuldigenden Seitenblick erlaubt, „*nur* (des) Hn. D. Schultes Ausflüge auf den Schneeberg und den Glokner zeichnen sich als Meisterwerke, sowohl in Rücksicht auf Darstellung der Naturschönheiten, als auf den Umfang der entwickelten, mehr als ein Fach umfassenden Kenntnisse vor allen aus" — sagt der Vf. Rec., der die Mängel und die Vorzüge der genannten Schultesischen Werke kennt, würde jenes *nur* unbedeuklich ausstreichen. Kennt der Vf. *Hofers* Beschreibung des Riesengebürges und der Stadt Baden — kennt er *Rohrers* physischen Abrifs der westlichen Provinzen der österreichischen Monarchie nicht? Auch die genannten inländischen Schriftsteller hätten wegen mancher in denselben zerstreuten guten Nachrichten, wenigstens von *diesem* Schriftsteller, keine Zurücksetzung verdient.

Die

Digitized by Google

Die Streifzüge des Vfs. sollen sich über ganz Oesterreich (in welchem Verstande?) ausbreiten, und manche *ganz unbekannte* Gegend umfassen. Dieses Versprechen steht nicht umsonst da: denn in diesem Bändchen erhält der Leser blofs eine dichterische Beschreibung von den sehr bekannten, sehr besuchten und oft beschriebenen Lustgärten zu Laxenburg, Schönau und Vöslau. Damit es aber doch den Anschein habe, als erfülle der Vf. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen: „Naturmalerey, Statistik und Völkerbeschreibung zu vereinigen" so findet man hier bis S. 44. eine meistens aus des B. v. Lichtenstern Schriften copirte Abhandlung über Nieder-Oesterreichs Gröfse, Bevölkerung und Landbewohner, dann sehr triviale Bemerkungen über die Sucht der Städter auf dem Lande sich anzusiedeln, und ihre Verhältnisse zu den Landleuten. Was für ein Statistiker der Vf. sey, sieht man daraus, dafs er selbst nicht weifs, ob Oesterreich ob der Ens 232 oder 209 Q. Meilen enthalte (S. 12. vergl. 15.). Der Werth der Natural-Erzeugnisse der ganzen Monarchie *soll* (nach S. 13.) auf 250 Millionen Gulden jährlich sich belaufen. (So pflanzen sich falsche und willkürlich zu niedrige Angaben durch bequeme Abschreiber fort.) Albern beynah ist der Vorwurf, dafs ausländische Statistiker die Bevölkerung von Wien *geflissentlich* (S. 20.) und aus Neid zu gering mit 2800-0 Menschen ansetzen. Der Vf. giebt selbst zu, dafs die authentischen Conscriptionslisten vom J. 1803. mit Ausschlufs der Garnison, des Reichshofraths und der Gesandtschaften 242,462 Seelen auswiesen; wenn nun gleichwohl der Vf. 300,000 Seelen als die Volkszahl von Wien annimmt, so scheint er etwas zu behaupten, was der bescheidene Ausländer nicht zu vermuthen wagt, nämlich dafs man in Wien das Conscriptionsgeschäft nicht verstehe oder zu nachläfsig besorge. Aus der ganzen Abhandlung über die Ansiedlung der Städter auf dem Lande lernt man das einzige, was man schon vorher wufste, „dafs der moralisch-gute Mann überall Freunde finde, und dafs jetzt viele Bauern Silber, Porzellan, geschliffene Zimmergeräthe, schöne Kleider haben," welches man ihnen nicht verargen sollte, „da sie doch nur das vorstellende Zeichen in das vorgestellte Wesen umtauschen." — (Allemal bleibt diese Erscheinung sehr bedenklich, und unterstützt noch mehr die dringende Notbwendigkeit, in der österreichischen Monarchie die klingende Conventionsmünze zu vermehren und das Papiergeld zu vermindern.) Die Leser der Allg. L. Z. werden nun wohl nicht verlangen, dafs der Rec. dem Vf. auf seiner Lustreise nach Laxenburg u. s. w. folge. Der Vf. überschwemmt seine Beschreibung mit Lobsprüchen und mit Ergiefsungen seiner Phantasieen und Gefühle in Prosa und Reimen. Von diesen Reimen nur eine Probe von S. 129.:

Sylphenähnlich tanzten sie (die Ideen) bald freyer
Auf des Herzens zartgestimmter Leyer,
Und der Geisterfüfse Flügelschlag
Weckte rauschend Töne aus allen Saiten,
Sinnend sah ich sie (die Geliebte) ans Herz mir gleiten,
Als sie endlich jenem Spiel erlag.

Hoffentlich genug! Männlicher ist die Sprache des Vfs. über die zu Schönau befindliche Grabschrift des verewigten Alxinger, die aus des Hn. v. Kotzebue Feder geflossen seyn soll:

Wenn ihn auch unversehens
Sein ungestümes Blut
Auf manchen Irrweg trieb:
So war sein Herz doch gut,
Sein Geist an Bildern grofs,
Sein Frohsinn unermefslich;
Wer mit ihm Umgang pflog,
Dem bleibt er unvergefslich.

Riga, b. Müller: *Der Reisegefährte auf den Wanderungen in die reizenden Gegenden Liflands. — Erste* Wanderung, von Riga aus längs dem Ufer der Aa bis Wenden. 1804. 8. VIII u. 143 S. (12 gr.)

Dieser Reisegefährte vergleicht sich in einer kurzen Einleitung mit einem Lohnbedienten, der einen Reisenden führt und über mehrere Merkwürdigkeiten schwatzt, die der Reisende zwar besser kennt, als er, auf welche er aber, ohne das Geschwätz seines Cicerone, vielleicht eben jetzt nicht geachtet hätte. Diese anspruchlose Bescheidenheit erregt ein günstiges Vorurtheil für den Vf., und man folgt ihm gern auf seinen Wanderungen. Ohne zu grofse Vorliebe für die schönen Gegenden seines Vaterlandes weifs er sie doch gehörig zu würdigen und seine Leser dafür zu interessiren. In dem Abschnitte: der Glanz des Hofes zu A. tadelt er sogar diejenigen, die Lieflands reizende Ansichten mit den hohen Naturschönheiten der Schweiz und Italiens vergleichen wollen, indem er jene mit dem Hofe eines kleinen deutschen Fürsten, und diese mit dem Kaiserhofe zu Petersburg vergleicht. Dieses *erste* Bändchen schildert die Gegenden an der Aa zwischen Riga und Wenden. Hie und da wirft der Vf. Blicke auf Lieflands Vorzeit, wobey er sich aber manche Wiederholungen zu Schulden kommen läfst. Auch fallen ihm einige liefländische Provinzialismen zur Last, wie z. B. Anberg, nächtigen u. s. w. Sonst ist das Büchlein lebhaft und gut geschrieben.

JUGENDSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Sittenlehre für Kinder.* Ein Lesebuch zum Gebrauch in deutschen Schulen. Gesammelt und herausgegeben von *J. P. L. Snell*, Insp. u. Pfarrer zu Dachsenhausen. 1804. 216 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., der sich dem Publicum durch seine Kritik der Volksmoral, so wie durch mehrere Schriften zum Unterricht der Jugend bereits vortheilhaft bekannt gemacht hat, liefert hier eine Sittenlehre für Kinder in Sittensprüchen, Beyspielen und Liedern, die er, wie auch der Titel sagt, gesammelt und zum Vorlesen in Bürger- und Landschulen bestimmt hat. Rec. findet sie zu diesem Zweck zwar brauchbar, glaubt aber doch, dafs sich der Vf. die Arbeit etwas zu leicht gemacht habe. Denn wenn man gleich von einem

Digitized by Google

einem Buche, wie dieſes, keine ſtreng ſyſtematiſche Ordnung fordert, ſo iſt es doch keineswegs gleichgültig, in welcher Folge Sprüche und Beyſpiele darin vorkommen. Vielmehr ſollte ein Buch, wie das vorliegende, die wichtigſten Verhältniſſe und Situationen des menſchlichen Lebens ſo darſtellen, daſs die Jugend ſie in einer natürlichen Folge hier gleichſam durchgehen und über jedes derſelben in einem oder mehreren Beyſpielen, Denkſprüchen u. ſ. w. eine paſſende Belehrung finden könnte. Dieſs hieſse alsdann, der moraliſchen Anlage des Kindes den erforderlichen Stoff zu ihrer Entwicklung darbieten, oder auf eine plan- und zweckmäſsige Weiſe die innere Thätigkeit der Vernunft zur Entwicklung der Moralität in ihm anregen und unterhalten. Dieſem Mangel würde der Vf. bey einer *zweyten* Auflage dieſes Buchs, die bey dem Guten, was es auch jetzt ſchon hat, ſchwerlich lange ausbleiben dürfte, am beſten ſelbſt abhelfen können, wenn er nur etwas mehr Fleiſs darauf verwenden wollte. Da die einzelnen Denkſprüche, Erzählungen und Lieder gröſstentheils gut gewählt ſind, ſo könnten ſie bey einer ſolchen Umarbeitung des Buches auch meiſt wieder benutzt werden, und würden dann, anders geſtellt, zugleich weniger Miſsdeutungen ausgeſetzt ſeyn, als ſie es jetzt zum Theil ſind. So finden ſich z. B. gleich S. 13. unter den *Sittenlehren in kurzen Sätzen und Sprüchwörtern* einige, die ſich zu widerſprechen ſcheinen. Erſt heiſst es: *Hüte dich vor Schaden!* und gleich hernach: *Durch Schaden wird man klug.* Ein andres Sprüchwort: *Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um*, folgt unmittelbar nach den groſsen Sinnſprüchen: *Was der Menſch ſäet, das wird er ärnten*, und: *Wie die Thaten, ſo der Lohn*, gleich als ob es eben ſo uneingeſchränkt gültig wäre, als dieſe. Die *Sittenlehren in kurzen Denkreimen und einzelnen Verſen*, die die *zweyte* Abtheilung enthält, ſind zwar nach gewiſſen Rubriken geordnet; allein ſie würden beſſer, ſo wie die *Sittenſprüche aus der Bibel*, welche die *dritte* Abtheilung ausmachen, und bloſs unter der allgemeinen Ueberſchrift: *Sprüche aus dem A. T.; — aus dem N. T.* aufgeführt ſind, mit den Erzählungen und Beyſpielen verbunden, ſo bald dieſe ſelbſt erſt beſſer geordnet ſind. Denn dieſe ſtehen jetzt von S. 55 — 197. bunt durcheinander, ohne daſs man dabey an irgend eine leitende Idee, die ihre Anordnung beſtimmt hätte, erinnert würde. Funfzehn meiſt gut gewählte Lieder machen den Beſchluſs. Die Quelle, woraus der Vf. ſeine Erzählungen geſchöpft hat, findet man nur einigemal genannt; allein die meiſten ſcheinen doch aus der Nationalzeitung der Deutſchen entlehnt zu ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Ueber die Freuden und Leiden der Einſamkeit.* Ein Wort an *Mönche* und *Nonnen* in den heutigen kritiſchen Tagen, vom Abbé *Glaz.* 1804. 40 S. (3 gr.) — Die Mönche und Nonnen, die der Reformations- und Revolutionsgeiſt unſerer Zeit aus ihren Kloſterzellen ins bürgerliche Leben zurückgeführt hat, und denen dieſe kleine Schrift zunächſt gewidmet iſt, werden ſich durch die Lectüre derſelben wenig erbaut fühlen, es müſste denn in ihren Köpfen eben ſo confus ausſehen, als in dem des Vfs. Rec. erwartete nach dem Titel und der Vorrede die Vortheile und Nachtheile der Kloſtereinſamkeit gegen einander abgewogen zu ſehen; allein er fand ſtatt deſſen ein zwar gut gemeyntes, aber höchſt verworrenes Geſchwätz über menſchliches Glück, Reichthum, Kloſterleben, Einſamkeit u. ſ. w. Leere Phraſen, wie in folgender Schilderung des Reichen (S. 1.): *Er kann heute den in einen blendenden Glanz überſetzen, der geſtern noch in Lumpen gekleidet war. — Es ſteht in ſeiner Gewalt, den Herbſt noch mitten im Winter auf ſeine Tafel zu verpflanzen und ſo die reizende(n) Früchte der Natur (zu) genieſsen, wenn ſie ſchon längſtens in ihrem Grabe liegt. Nie darf er ſeinen Nacken vor andern beugen, ſteif wie die Eiche kann er ſeine Mitmenſchen nach ihrer Schwäche meſſen* u. ſ. w., wechſeln in bunter Miſchung mit geſchichtlichen Reflexionen von gleichem Gehalt, z. B. S. 9.: *Gewiſs war die Religion dort am reinſten, wo noch keine Orden und geweihte Bärte in der (die) Kirche aufgenommen wurden. Wenn die Kirchengeſchichte gröſstentheils ein ungeheures Register ungeheurer Thorheiten und Verbrechen vorzeigt, ſo waren gewiſs der Inveſtiturſtreit der Kloſteräbte und ihre Exemtionen die gröſste Urſache derſelben;* — mit Stellen aus *Bernhard von Clairvoux*, *Sartori*, *J. von Eybel*, aus *Kotzebue's* Kind der Liebe, *Leibnitz'ens* Theodicee u. ſ. w. — Das Gemälde, welches der Vf. von der vorherigen Lage der Mönche und Nonnen entwirft, iſt eben ſo drollig, als die Art, wie er ihnen ihre jetzige ſchildert. *Aufgeklärte Mönche und Nonnen*, heiſst es S. 17., *ſehen ihre widerſprechende Rolle ein, wo ſie in der einen Hand den Prügel, in der andern das Evangelium hielten. Mit der Verſicherung (?) eines hinlänglichen Unterhalts hat man euch ein beſſeres Schickſal zubereitet. Ohne Furcht könnt ihr jetzt nach eurem Genie den Muſen Altäre bauen, welche ſo manchmal ein eigenſinniger dummer Abt zuſammenſchlug. Nicht mehr unter der Ruthe ſolcher Vorſteher, welchen die Aſceſe den Kopf verdreht, und das Herz verrenkt hat, könnt ihr frey wandeln. Nicht mehr werden euch eure Vorſteher mit jener traurigen Mönchsmoral peitſchen, welche unter die chriſtliche Moral ägyptiſches Unkraut ſtreut;* und S. 21.: *Erſchrecket nicht, meine Freunde und Freundinnen! wenn ihr in die Welt trettet (ſic), ſie iſt nicht ſo böſe, die ſpröde Welt, die Menſchen ſind nicht jene Ungeheure, wie man ſie euch in euren Mauern vormalte. Ihr werdet mit Freuden erfahren, daſs der Umgang mit Menſchen gewiſs ſeine Vortheile und Nutzen hat* u. ſ. w. *Gewährt alſo dem Geiſte der Zeit die ſanfte Freude, zu ſehen, daſs ihr es fühlet, daſs er mit Segen für euch arbeitete — der Genius der Zeit wird einen ſolchen Tag unter die ſeligſten ſeines Lebens rechnen!!* — Mitunter ſtöſst man auch auf wirkliche Galimathias, wie S. 18. 26. 35., und Ausdrücke wie folgende: *Es gelingte nach und nach dem Geiſte der Zeit. Manche Nonne bettete für die Bekehrung — er denkte* — u. ſ. f. dürfen bey einem Vf., wie der unſrige, wohl auch nicht unter die Druckfehler gerechnet werden. Uebrigens läſst Rec. der guten Abſicht des Vfs. gerne Gerechtigkeit widerfahren, nur daſs gute Abſichten nicht ſchlechtgewählte Mittel entſchuldigen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Februar 1805.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schumann: Ἀριστοτέλους περὶ ποιητικῆς. *Ariſtoteles Buch von der Dichtkunſt*, zum Gebrauch für Gymnaſiaſten, von neuem aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Anmerkungen erläutert von *M. Johann Jakob Meno Valett*, Rector zu Otterndorf. 1803. 212 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vorrede zufolge will der Herausg. ſeine Arbeit nicht für eine eigentliche Ueberſetzung, ſondern eine *Erläuterung* der ariſtoteliſchen Schrift gehalten wiſſen. Eine Ueberſetzung, meynt er, könne nicht eher gefertigt werden, bis man gewiſs wiſſe, daſs man den Verfaſſer recht verſtehe, und der Text ſo richtig und vollſtändig als möglich ſey. Das erſtere wird wohl niemand bezweifeln; die letztere Bedingung aber würde den Ueberſetzern der alten Claſſiker überhaupt bis auf ewige Zeiten zu raſten gebieten. Ob der Grund, den Hr. *V.* für dieſe Meinung anführt: „wer denn die Arbeit übernehmen wolle, ſeiner Ueberſetzung jene erforderliche Vollkommenheit zu geben, wenn er noch ſtündlich erwärten müſſe, daſs ein Kritiker bald dieſe, bald jene glückliche Veränderung mit dem Texte *vorgenommen habe*," die Ueberſetzer wirklich in die träge Ruhe bannen werde, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; aber gegen den *Ausdruck* dieſes Grundes werden ſich wenigſtens die Grammatiker mit Unwillen erheben müſſen. Glücklicher weiſe läſst Hr. *V.* den Ueberſetzern den Ausweg offen, ſeinem Beyſpiele zu folgen, und ſich mit dem hülfreichen Namen einer *Erläuterung* das endloſe Warten abzukürzen, und der abwägenden Sorgfalt, die man, wie es ſcheint, nur von Ueberſetzern fordern darf, auszuweichen. — Wir würden übrigens eine *paraphraſirende* Dollmetſchung der *Poetik* ſehr billigen, wenn auch nicht gerade zum Gebrauch der Gymnaſiaſten, doch der Liebhaber überhaupt, welche fremder Augen und eines fremden Führers noch nicht entrathen können; aber es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ein ſolcher Paraphraſt zu gleicher Zeit die Pflichten eines getreuen Ueberſetzers und des einſichtsvollen Commentators auf das ſtrengſte erfüllen müſste. Doch dieſs zu geben, war nicht Hrn. *V.* Abſicht; ſeine Arbeit iſt vielmehr eine *freye Verdeutſchung* zu nennen, und auch dieſs könnte nützlich ſeyn, etwa als Anleitung für junge Leute zum freyern Ueberſetzen; wie wohl hierzu andere Schriftſteller leicht ſchicklicher gefunden werden dürften; aber für den Zweck, welchen Hr. *V.* beabſichtigte, dem Lehrer und Schüler die langweilige Arbeit des Ueberſetzens abzunehmen, und ſie in den Stand zu ſetzen, ſich lediglich mit Erläuterung der Sprache und der Materie zu beſchäftigen, wäre gewiſs die getreuſte Ueberſetzung die beſte geweſen. Nun hat er aber recht gefliſſentlich, und weit mehr als es die Beſchaffenheit einer freyen Verdeutſchung forderte, die ſtrenge Gedankenfolge des Originals verlaſſen, und eine andere willkürlich an ihre Stelle geſetzt, wodurch dem Erklärer ſeine Arbeit unnützer Weiſe erſchwert wird. Ja, manche dieſer Willkürlichkeiten könnten wohl Verſtoſse gegen den wahren Sinn genannt werden, und würden den Erklärer zu einer neuen, gewiſs noch verdrüſslichern Arbeit des Beſtreitens und Berichtigens nöthigen, während ſie den Schüler oder den Dilettanten entweder in eine unangenehme Verlegenheit oder in einen nachtheiligen Irthum ſtürzen würden. Um unſer Urtheil zu belegen, wollen wir den Anfang des 5. Kapitels *von dem Luſtſpiel* ausheben, und dieſer Probe eine ganz wörtliche Ueberſetzung zur Seite ſtellen, aus welcher Hrn. *V.* Abweichungen erkannt werden können:

Valett.	*Wörtliche Ueberſ.*
Das Luſtſpiel iſt, wie wir oben ſagten, eine Nachahmung fehlerhafter Menſchen, nicht eben nach ihrer ganzen Fehlerhaftigkeit, ſondern nur in unanſtändigen Handlungen, wenn ſie lächerlich machen. Das Lächerliche *aber* iſt *nicht* ein Fehler oder eine Handlung, wodurch man ſich körperlichen Schmerz oder gar den Tod zuzieht. *So wenig*, wie z. B. eine lächerliche Larve, die etwas Unanſtändiges und Verzerrtes vorſtellt, *Schmerz andeutet, oder verurſacht.* Die mit der Tragödie vorgefallenen Veränderungen, und wer ſie bewirkte, ſind nicht unbekannt geblieben; die Komödie aber blieb es, weil man anfangs keinen Werth auf ſie legte, und der Archon erſt ſpät einen Chor komiſcher Sänger erlaubte, *welche noch dazu nur noch* freywillige waren.	Die Komödie iſt, wie wir ſagten, eine Nachahmung der Schlechtern, doch nicht nach jeder Art der Fehlerhaftigkeit, ſondern nur des Häſslichen, wovon das Lächerliche ein Theil iſt. Denn das Lächerliche iſt ein Fehler, und eine ſchmerzloſe und nicht verderbliche Häslichkeit. Wie z. B. das lächerliche Angeſicht häſslich und verzogen iſt ohne Schmerz. Die Veränderungen der Tragödie nun und ihre Urhebar ſind nicht unbekannt; die Komödie aber iſt im Dunkeln, weil ſie im Anfang nicht mit Ernſt behandelt wurde. Denn erſt ſpät ordnete der Archon den Chor der Komödianten an, und vorher war die Aufführung freywillig u. ſ. w.

Alles übrige bey Seite geſetzt, iſt gewiſs der Sinn am Schluſſe weſentlich verfehlt. In den Worten καὶ γὰρ χορὸν κωμῳδῶν οὐδέ ποτε ὁ ἄρχων ἔδωκεν, ἀλλ' ἐθελονταὶ ἦσαν, kann der letzte Satz unmöglich eine beſchrän-

ſchränkende Erklärung des vorhergehenden ſeyn; und da es der Vf. ſo verſtanden hat, ſo hätten wir wohl gewünſcht, durch die Anmerkungen belehrt zu werden, in wie ferne der Umſtand, daſs die komiſchen Sänger *freywillige* waren, die gute Sache der Komödie beeinträchtigen mochte. Den richtigen Sinn gibt Twining's Ueberſ. gut an: *For it was not till late, that Comedy was anthorized by the magiſtrate, and carried on at the public expence; it was, at firſt, a private and voluntary exhibition;* und was ἐθελοντὰ eigentlich heiſse, hat *Hermann* durch Anführung einer Stelle des Euſtathius vollkommen erläutert.

Aehnliche Miſsgriffe kommen auch noch anderwärts vor. Gleich nach der angeführten Stelle werden die Worte: ἤδη δὲ σχήματά τινα αὐτῆς ἐχούσης, ὀλίγοι αὐτῆς ποιηταὶ μνημονεύονται, überſetzt: „Selbſt da, als ſie ſchon einige Bildung und Anſehn hatte, lieſsen ſich noch wenige ihre Dichter nennen," ſtatt: erſt da ſie einiges Anſehn gewann, wurden einige wenige ihrer Dichter genannt." Wiewohl es beſſer geweſen wäre, der alten Lesart οἱ λεγόμενοι ποιηταὶ zu folgen. — Ganz verdüſtert iſt unter den Händen des erläuternden Ueberſ. die Definition der Tragödie worden (Kap. VI. S. 21.): „Sie iſt eine Darſtellung einer anſtändigen (σπουδαίας) und vollſtändigen Handlung *ſelbſtthätiger Weſen* (das Original erkennt dieſe Worte nicht an), welche einen gewiſſen Umfang hat, und in einem wohlklingenden *Ausdrucke* abgefaſst iſt, *von welchem* jede Art an ihrer Stelle für ſich nicht durch Erzählung, ſondern durch Mitleid und Furcht die Reinigung ſolcher Leidenſchaften bewirkt." Statt aller Kritik wollen wir nur die wahrhaft erläuternde Ueberſetzung des vorhin genannten Engländers anführen: *Tragedy is an imitation of ſome action that is important, entire and of proper magnitude — by language embelliſhed and rendered pleaſurable, but by different means in different parts — in the way not of narration but of action; effecting through pity and terror the correction and refinement of ſuch paſſions.* Es iſt übrigens vorzüglich merkwürdig, daſs Hr. *K.* bey dieſer Stelle in dem zur Seiten ſtehenden Original die richtige Interpunktion und Lesart gegeben hat, in der Ueberſetzung aber die unrichtigſte und fehlerhafteſte, und auch dieſe nicht einmal genau, befolgt zu haben ſcheint. So wiederum in den Worten: „Wohlklingend aber nenne ich den *Ausdruck* (die *Sprache* ohne Zweifel), welcher Rhythmus, Harmonie und Melodie hat." Als ob er mit den meiſten Ausgaben ἁρμονίαν καὶ μέλος läſe; da — doch in *ſeinem* Texte Victorius richtige Verbeſſerung καὶ μέτρον ſteht. Daſs bey den verderbten Worten τούτοις μὲν οὖν οὐκ ὀλίγοι αὐτῶν, ὡς εἰπεῖν, κέχρηνται τοῖς εἴδεσι, die Ueberſetzung keinen klaren Sinn darbietet, wollen wir ihrem Vf. nicht zur Laſt legen; aber doch können wir das, was er hier von *Gemählden* ſagt, weder aus den Worten des Textes, noch aus dem Zuſammenhange begreiflich finden. Im VII. Kap. S. 29. mag die Ungereimtheit, die in den Worten liegt: „Das Ende iſt das Gegentheil, und zwar das, was ſelbſt auf etwas, *entweder immer, oder doch in vielen Fällen folgt*, aber nichts anders zur Folge hat," einer Auslaſſung der Worte *nothwendiger weiſe* zuzuſchreiben ſeyn; und IX. Kap. S. 37. muſs vielleicht in dem Satze: „Denn einige Begebenheiten ſind ſchon ſo *vorgetragen*, wie ſie wohl nach der Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit vorfallen könnten; und in dieſem Falle iſt er der Dichter derſelben", ſtatt *vorgetragen — vorgegangen* geleſen werden; aber wir bezweifeln, daſs auch folgende Stelle, Kap. IX. S. 37. durch eine ähnliche Nachhülfe gerettet werden könne: „Denn wenn ſie Preisſtücke verfertigen, und die Fabel übermäſsig ausdehnen müſſen, ſo ſehen ſie ſich oft genöthigt, *das, was ſich gehörig entwickelte*, zu verzerren;" oder Kap. XII S. 43. „der Geſang von der Bühne herab, und die Kommi *hinter der Bühne* — wo die willkürlich hinzugeſetzten Worte ebenfalls des Schutzes der Anmerkungen beraubt ſind. Wer hat aber jemals geſagt, daſs die κόμμοι (der dem Chore und den handelnden Perſonen gemeinſame Trauergeſang) *hinter* der Bühne angeſtimmt worden? — Folgender Satz, Kap XIV. S. 53. iſt uns ganz unverſtändlich: „Denn wenn die Dichter nicht ihre Zuflucht zur Kunſt, ſondern nur zu dem guten Glück nehmen wollten, ſo fanden (*fänden?*) ſie wohl in den Sagen einen Stoff vorräthig. Dieſs nöthigte ſie aber auch zugleich u. ſ. w." Ariſtoteles ſpricht von einer Thatſache, nicht von einer Möglichkeit; in der Ueberſ. aber wird erſt von einer Möglichkeit geſprochen, und dann ſo fortgefahren, als ob eine Thatſache erzählt worden ſey. — Aehnliche Beyſpiele zu prüfen, würde unnütz ſeyn. Auſserdem iſt oft gefehlt durch unrichtige Verbindung der Sätze, wodurch der Sinn bald verdunkelt, bald gänzlich entſtellt wird; auch durch unbehülfliche, wenn gleich nicht gerade ſinnſtörende Verbindungen und Trennungen der Sätze z. B. S. 59. „Was die Erkennung ſey, iſt ſchon vorhin geſagt. Arten der Erkennung ſind erſtlich die kunſtarmſte. Dieſe, deren ſich die meiſten aus Geiſtesarmuth bedienen, geſchieht durch Merkmale." Warum nicht dem Originale getreu?. Die Arten der Erkennung ſind: erſtlich, die kunſtloſeſte, durch Zeichen, deren ſich die meiſten aus Noth bedienen. —

Was die *Anmerkungen* betrifft, ſo ſind ſie gröſstentheils ein Cento von Stellen aus *Leſſing's* und *Engel's* Schriften, gemiſcht mit Anführungen aus *Wieland's* attiſchem Muſeum, *Schneiders* griechiſchem Wörterbuch, *Curtius* Anmerkungen, *Eſchenburgs* Beyſpielſammlung u. d. gl. Hr. *V.* glaubt, daſs dieſe Anmerkungen recht eigentlich für ſein Publikum ſind, da junge Leute von niemand beſſer als von Leſſing und Engel belehrt werden könnten; da es Zeit ſey, den ſeit einiger Zeit (ſeit wenn wohl?) zu ſehr hintangeſetzten Leſſing auf eine *ernſte Weiſe* wieder hervorzuziehen (ob ſich *L.* zu *dieſer* Weiſe hervorgezogen zu werden, wohl Glück wünſchen würde?); und da, mit dieſem Lehrer, die jungen Leute der deutſchen Nation von einem gewiſſen Verfalle des Geſchmacks aufhelfen könnten u. d. gl. Wir ſollten meynen, dieſe löblichen Abſichten zu erreichen und das Anſehn der genannten Männer zu erhalten und fortzupflan-

Digitized by Google

pflanzen, gebe es kein beſſeres Mittel, als der lehrbegierigen Jugend ihre unverſtümmelten Schriften in die Hände zu geben, nicht aber einzelne Bruchſtücke derſelben, ohne eignes Urtheil an einander zu reihen. Das ſchlimmſte iſt, daſs bey dieſer Erklärungsart eine Menge von Stellen unerklärt bleiben, und der Lehrling der eben auf der hohen Fluth der Anmerkungen getragen ward, ſich plötzlich durch eine gänzliche Ebbe in hülfloſer Verlaſſenheit ſieht. Doch es war nicht auf einen vollſtändigen Commentar abgeſehn. Warum alſo wurden gleichwohl höchſt gemeine Dinge erklärt, und oft noch um ihrentwillen auf Gewährsmänner verwieſen, die bedeutendeſten Schwierigkeiten aber mit Stillſchweigen übergangen? Und iſt es nicht als zwecklos zu tadeln, daſs z. B. der Leſer zwar belehrt wird (S. 135.), Aeſchylus ſey ein Tragödiendichter (wie man in Eſchenburgs Beyſpielſammlung ſehen könne) und vermuthlich aus Eleuſine (nach demſelben Zeugen) oder (nach Bredow) aus Athen gebürtig geweſen; dagegen aber über den Sinn der häufigen Anſpielungen des Ariſtoteles auf gewiſſe in den Tragödien vorkommende Situationen — ohne deren Kenntniſs die Lehren des Philoſophen ſelbſt dunkel bleiben — entweder ganz zu ſchweigen, oder den Leſer durch Verweiſungen zu ermüden? — Die eignen Bemerkungen des Vfs. ſind nicht zahlreich. Einige betreffen die grammatiſche Auslegung des Textes, andere die Verbeſſerung deſſelben. So wird Kap. VII. S. 30. in den Worten: *πρὸς ἐλευθέραν αν ἠγωνίζοντο, ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασιν*, vermuthet: *ὥςπερ πέντε κ. τ. λ.* wie *ſonſt wohl fünf gegeben ſeyn ſollen;* wo wir, mit Beſeitigung anderer Einwendungen, nur nach einer Beſtätigung der gewählten *Anzahl* fragen wollen. Glücklicher wird Cap. XXI. wo A. von vielfach zuſammengeſetzten Worten ſpricht: *οἷον τὰ πολλὰ τῶν μεγαλιωτῶν Ἑρμοκαϊξόκανθος* — verbeſſert *τῶν μεγαλείων* (wie auch *Tyrwhitt* lieſst); die gute Verbeſſerung aber durch eine fehlerhafte Ueberſetzung gleichſam zurückgenommen. — Die unrichtige Orthographie vieler Namen, wie des oft vorkommenden *Oedypus*, *Aegyſth*, *Aeſchynes*, *Tüdeis* u. a. mag die Schuld eines ungelehrten Correctors ſeyn.

Leipzig, b. Dyk: *Platonis Doctrina de Deo e Dialogis ejus in uſum ſcholarum, Philologorum, Philoſophorum et Theologorum excerpta et in ordinem redacta auctore Ludovico Hörſtel*, Conrector an dem Katharineum zu Braunſchweig. 1804. XLVIII u. 192 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede entwickelt der als thätiger Schulmann bekannte Vf. die Grundſätze, nach welchen er dieſe platoniſche Chreſtomathie bearbeitete und wornach er ſie auch beurtheilt zu ſehen wünſcht. Bey Schulbüchern (der Vf. hat aber nur ſolche im Sinne, welche ſich auf das Studium der claſſiſchen Literatur beziehen) kommt es auf die äuſsere und innere Form an; jene wird durch die Zeit, welche Schüler in den Schulen zubringen, dieſe durch den Inhalt beſtimmt. Zu der äuſsern Form gehört vorzüglich *Kürze*, damit ſie vollſtändig von den Schülern verſtanden werden können. Zum vollſtändigen Verſtändniſs gehört die gehörige Rückſicht auf Etymologie, Syntax, Zuſammenhang und Schreibart; ſoll aber allen dieſen Rückſichten in einer ſo beſchränkten Zeit völlig Genüge geſchehen, ſo darf das Buch, das geleſen wird, nicht zu bogenreich ſeyn. Bey dieſer Gelegenheit entwickelt der Vf. ſeine Ideen von der Etymologie und Analogie der Sprachen, welche einer weitern Ausführung werth ſind. Er betritt denſelben Weg, welchen die holländiſchen Philologen geebnet haben, doch als ein ſelbſtdenkender Geiſt, und trifft mit den von Hn. Riemer in der Vorrede zu dem Auszuge aus Schneiders griechiſchem Wörterbuche, doch mit philoſophiſcherem Geiſte entwickelten Gedanken ziemlich nahe zuſammen; überhaupt wird er in dieſem Werke Mehreres zur Ausbildung und Berichtigung dieſer etymologiſchen Theorie finden. Was den Inhalt betrifft, ſo hatte er einen dreyfachen Zweck vor Augen: Beförderung wiſſenſchaftlicher Erkenntniſs, Bildung des ſittlichen Charakters und Vermehrung der griechiſchen Sprachkenntniſs. Dieſer dreyfache Zweck würde, unſers Dafürhaltens, bey dem Plato durch einzelne Dialogen noch beſſer erreicht werden als durch eine Auswahl abgebrochener Stellen; und ſelbſt die Kürze, welche der Vf. erfodert, würde keine Schwierigkeit machen. Indeſſen kann man der getroffenen Auswahl und Zuſammenſtellung den Beyfall nicht verſagen. Es iſt eine geiſtige nahrhafte Koſt für fähigere und ſchon zum Denken gewöhnte Schüler. Aber deſto unbegreiflicher iſt es, wie Hr. *H.* am Ende ſeiner Vorrede ſchreiben konnte: *reſpiciat quaeſo, Cenſor humaniſſime, complures adoleſcentes, qui ſenſu hebetiori tardiorique in ſcholis reperiuntur, quorum maxime intereſt, quo nutrimento utuntur. Hi enim, ut aegroti, corporis infirmitate laborantes, exiguis initioribusque, et ad concoquendum et nutriendum facilioribus adjuvandi cibis, ita libris minori volumine et meliori ſolidiorique argumento excitandi, ſuſtinendi, alendi, corroborandique nobis videntur.*

Die Einrichtung der Chreſtomathie iſt dieſe. Die Lehre von Gott iſt in ſechs Abſchnitte eingetheilt, von den Namen Gottes, Beweiſe für das Daſeyn, Beweis, daſs Gott das vollkommenſte Weſen iſt, Eigenſchaften Gottes, Wirkungen Gottes, Verehrung Gottes. Jeder Abſchnitt enthält mehrere Kapitel. Die dahin gehörigen Stellen ſind correct abgedruckt und mit einer lateiniſchen Einleitung und Inhaltsanzeige, meiſtentheils wörtlich aus Tiedemanns bekanntem Werke, verſehen, um den Schüler zu orientiren. Dieſes iſt ganz zweckmäſsig; daſs er aber keine erklärenden Noten, die ſehr nothwendig geweſen wären, und kein Wortregiſter hinzugefügt hat, erklären wir uns daraus, daſs es ein Leſebuch für die oberſten Klaſſen iſt, und die Erklärung des Textes der Einſicht des Lehrers ganz allein überlaſſen wird. In Rückſicht auf den wiſſenſchaftlichen Zweck könnte die Auswahl ſtrenger ſeyn. Unter den Beweiſen für das Daſeyn Gottes ſtehet auch ein

argu-

Digitized by Google

argumentum morale, wovon aber die aus dem *Euthyphron* entlehnte Stelle nicht das Geringste enthält. S. 68. wird ein Stück aus dem *Theaetet* zum Beweise der Güte Gottes angeführt, welches aber nichts zu dieser Absicht enthält als die Worte πόθεν ὄντες τῷ εἰδέναι, ὅτι οὐδεὶς θεὸς δύσνους ἀνθρώποις. Derselbe Fehler kommt auch in dem folgenden Stück aus dem *Protagoras* vor, wo *Plato* über den Gedanken des *Simonides*: es sey nicht unmöglich gut zu werden, aber gut zu bleiben, raisonnirt, und dabey nur im Vorbeygehen die Idee berührt: unveränderliches Seyn, unwandelbare Vollkommenheit komme nur allein Gott zu. Dieser paar Worte wegen eine mehrere Seiten lange Stelle aufzunehmen, da sich tauglichere Stellen fanden, dünkt uns unzweckmäfsig. Für die Einheit Gottes kann die aus dem dreyzehnten Briefe, dessen Aechtheit noch aufserdem nicht aufser allem Zweifel ist, angeführte Stelle, welche nur das Symbol der Briefe betrifft, nur in sehr entfernter Beziehung gebraucht werden. Zuweilen hätte auch manches abgekürzt werden können. Was hat z. B. der Eingang des *Timäus* für Beziehung auf die Weltbildung? Beyläufig erinnern wir, dafs in dem vorgesetzten Tiedemannischen Argumente S. 129. ein durch Auslassung vieler Worte ganz unverständlicher Satz vorkommt.

JUGENDSCHRIFTEN.

Chemnitz, b. Jacobäer: *Allerneuestes belehrendes Bilderbuch für Deutschlands muntre Jugend.*

Auch unter dem Titel:

Alphabetischer Kinderbedarf in einer Auswahl der gemeinnützigsten und wissenswerthesten Gegenstände aus dem gemeinen Leben von *C. F. Felswangen* und *Fr. Wilh. Hempel.* Mit 22 color. Kpfn. 1803. VI. u. 214 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Unter der Firma: *Allerneuestes* sollte man doch wohl ein, nach einem *ganz neuem Plan* angelegtes Bilderbuch verstehen (denn ein *allerneuestes* in Ansehung der *Zeit* hat kein, oder, wenigstens in unsern schreibseligen Zeiten, sehr *hinfälliges* Verdienst); allein der Plan scheint nur darin bestanden zu haben, aus 65 gegebenen Worten ein Buch zu machen und insofern ist er eben so wenig *neu*, als die Ausführung durchaus *lobenswerth*. Denn Bilderbücher der Art, welche eine Menge ohne Plan, gleichsam nur zusammengewürfelter Gegenstände beschrieben und abgebildet enthalten, giebt es leider! schon mehr als zu viel. Die auf dem Titel verheifsene Auswahl der *gemeinnützigsten* und *wissenswerthesten* Gegenstände contrastirt zum Theil sehr sonderbar mit dem Inhalt. Die Beschreibungen der 65 Bilder verstofsen zwar selten gegen Grammatik, lassen sich auch ganz gut lesen; aber in der That hätten sie, die Nutzanwendungen mit eingeschlossen, grofsentheils weit *gehaltvoller* und *anziehender*, bisweilen auch *richtiger* gegeben werden können. Nur einige der vielen uns aufgestofsenen Stellen zur Probe: S. 42. heifst es von der Elle, „sie sey im Hauswesen nöthig, weil man sonst, wenn man etwas abmessen wolle, zum Nachbar oder zur Nachbarinn gehen, sich eine borgen und also Zeit versäumen müsse; übrigens setze man sich auch der Gefahr aus, von denjenigen, wo man die Elle borge, falsch und nachtheilig beurtheilt zu werden." S. 54. steht die interessante Bemerkung, „dafs der metallne Fingerhut nicht ewig halte, und dafs Frauenzimmer, welche nicht zeitig für einen andren sorgten, in Gefahr wären, sich böse Finger zuzuziehen," eine Wahrheit, die noch dazu mit einer Geschichte dokumentirt wird. S. 26. steht, bey Erwähnung des glatten Dachs, eine dichterische Schilderung des Morgens. S. 44. wird behauptet: kein solenner Aufzug, keine Feyerlichkeit könne *ohne Fahne* vollbracht werden. S. 103. sollen die Laternen auf der Dresdner Brücke „in den Elbfluthen tausendfach sich spiegeln und die Vorstellung von einem *Feuermeer* in der Seele des Beschauenden erzeugen." Wer die Dresdner Brückenbeleuchtung kennt, mufs das *Feuermeer* höchst possirlich finden. Die Angaben von der Quassia S. 164., dafs sie gegen *Ohrenklingen*, *Spannen im Unterleibe*, *Blähungen* etc. gut sey, klingt doch wahrlich zu medicinisch in einem Bilderbuch. Statt der S. 177. wie mit Haaren herbey gezognen Moral bey Erwähnung der ¾ Scheffel goldnen Ringe, die Hannibal bey Cannä erbeutet haben *soll*, hätte lieber von dem hohen Werth des *Ringes* in alten Zeiten in Rücksicht auf Gastfreundschaft etwas gesagt werden können. Eben so konnte auch, statt mancher sehr überflüssigen Bemerkungen über *Thürme*, lieber etwas von den alten *Streitthürmen* auf Elephanten u. dergl. beygebracht werden. S. 202. wird der *schlechte* Gehalt des Nachtwächters für *nicht unbillig* erklärt, weil — Körperstärke desto weniger gelte, je gebildeter ein Volk sey.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Turin*, b. Reycend u. C.: *La Giornata di Marengo.* Anno XI. 18 S. kl. 8. — Diese kleine Schrift wurde bey Gelegenheit des Tagesfests der Schlacht von Marengo (im Texte fälschlich Marenco genannt) verfafst. Sie giebt eine kurze Uebersicht von dem Zustande der frz. Republik im J. 1799. bis zur Rückkehr Bonapartes aus Aegypten; erwähnt dessen Bemühungen den Frieden zu unterhandeln, und den zuletzt gewagten Versuch, ihn mit gewaffneter Hand zu erzwingen. Vorzüglich befafst sie sich aber mit den Operationen der Reservearmee (deren Stärke hier zu 50,000 Mann angegeben wird) bis zur geendigten Schlacht von Marengo. Das Ganze enthält aber nicht allein nichts neues, sondern noch oben ein manches schiefe, als z. B. die erwähnte Erstürmung Ivrea's (eines elenden, mit einer kleinen Citadelle versehenen Platzes, den die Oestreicher nicht behaupten konnten); und die Capitulation von La Brunette, welche als Festung gar nicht mehr existirte, sondern bereits 1796. durch die Franzosen selbst in einen Schutthaufen verwandelt worden war. Ueberdiefs ist die Schrift in einem elenden Style verfafst und voller Druckfehler.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. *Februar* 1805.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Kummer: *Recenſio manuſcriptorum codicum qui ex univerſa bibliotheca Vaticana ſelecti juſſu Domini noſtri Pii VI. Pont. M. prid. id. Jul. an.* cIↃIↃccLxxxxvII *procuratoribus Gallorum jure belli ſeu pactarum induciarum ergo et initae pacis traditi fuere.* Accedit index librorum tam impreſſorum quam manuſcriptorum bibl. Vatic. ut et vaſorum Etruſcorum ac numorum iisdem procuratoribus exhibitorum. 1803. 151 S. 8. (16 gr.)

Gemeiniglich pflegt man in Deutſchland, wenn ein auswärtiges Buch nachgedruckt wird, daſſelbe mit Zuſätzen zu bereichern, oder ihm ſonſt auf irgend eine Art und Weiſe vor dem Original einen Vorzug zu geben. Schade, daſs es nicht auch bey dieſem geſchehen iſt! Wenn ein mit Manuſcripten und deren Gebrauch vertrauter Mann das Verzeichniſs der von den franzöſiſchen Commiſſarien aus der Vatikaniſchen Bibliothek zu Rom nach Paris weggenommenen Manuſcripte herauszugeben übernommen hätte: ſo würde er, ſo weit es thunlich war, die gedruckten Catalogen, die bey dieſem Verzeichniſs zum Grunde liegen, nachgewieſen, die abgekürzten Titel daraus ergänzt, bey jedem die Autoren, die daſſelbe ſchon benutzt, angezeigt, und noch andere hiſtoriſche Umſtände, das MS. angehend, bemerkt haben. Alsdann würde man aus dieſer Ausgabe über das Schickſal der in der gelehrten Welt berühmten MSS. belehrt ſeyn, und mit Hülfe des Catalogs keine Gefahr laufen, nach ſolchen, denen das Loos beſchieden war, nach Paris zu wandern, in Rom vergebliche Nachfrage zu thun. Der deutſche Herausg. hat ſich nicht genannt, nicht einmal geſagt, wo und wenn das Verzeichniſs zuerſt gedruckt iſt. Daſs übrigens die *recenſio* nicht zuerſt zu Leipzig gedruckt, ſondern nur eine neue Auflage eines in Italien, vermuthlich zu Rom gedruckten Verzeichniſſes ſey, iſt höchſt wahrſcheinlich. Wir wollen nun die 500 Codd., welche die ſiegenden Gallier als ſo viele Trophäen ſich von den um Friede bittenden Römern aushändigen lieſsen, noch etwas näher betrachten, nicht um die getroffene Auswahl der republikaniſchen Commiſſarien zu bekritteln, ſondern um den Reichthum, der der Nationalbibliothek zu Paris durch die glücklichen Waffen der Franzoſen zugewachſen iſt, kennen zu lernen. Von jedem Codex wird die alte Numer in römiſchen Zahlen, die bey den hebräiſchen und ſyriſchen MSS. mit den gedruckten, bey den übrigen mit den geſchriebenen Catalogis übereinkommen wird, Materie, Format, Zahl der Seiten, Jahrhundert wenn er geſchrieben iſt, ohne Anzeige, ob dieſes nach Datis in dem Codex oder muthmaſslich beſtimmt wird, und der Inhalt, aber kurz, angegeben. *Hebräiſche* MSS. wurden 20 ausgeſucht. Unter dieſen ſind 6 bibliſche, wovon wir Nr. 1. 2 u. 3. nach dem neuen mit Ziffern bezeichneten Verzeichniſſe in *Kennicott's* und *de Roſſi's* Bibelwerken nicht angetroffen haben. Nr. 4. iſt *Kennicott's* 227. Nr. 19. *Kennic.* 234. Nr. 20. *Kennic.* 225. Das Alter, welches dieſen MSS. beygelegt wird, iſt aus dem gedruckten, höchſt ſeltenen Catalogus 1756. genommen, den ein getaufter Jude, *Coſtanzi*, der Schreiber bey der Vatikaniſchen Bibliothek war, unter *Steph. Evod. Aſſemani's* Aufſicht gefertiget hat. *Kennicott* oder vielmehr *Bruns*, mit deſſen Augen *Kennicott* ſahe, und *de Roſſi* haben das Alter dieſer MSS. um mehrere Jahrhunderte heruntergeſetzt. Die übrigen hebräiſchen ſind groſsentheils Talmudiſche Tractate und ein paar rabbiniſche Erklärungen bibliſcher Bücher. 49 *ſyriſche* MSS. wurden der National-Bibliothek einverleibt, wovon die meiſten in dem alten Eſtrangelo-Charakter geſchrieben ſind, wodurch die Wahl zum Theil beſtimmt ſeyn mag. Daſs nur vier bibliſche, Ein Pentat. und drey Evangelien ausgehoben ſind, iſt zu verwundern, da man nach weit mehrern greifen konnte. Das älteſte ſyriſche MS. mit einer Jahrzahl, nämlich vom J. C. 548., hier Nr. 22. ſaec. VI., iſt ins künftige in Paris zu ſehen. Wir verſtanden nicht gleich die Anzeige von Nr. 23.: *Continet quae ſupra praefixis* etc. Der Sinn iſt, es ſey auch dieſes ein MS. der Evangelien. *Adler* hat es im N. T. *Verſiones Syriacae* p. 10. beſchrieben. Der Codex 23. oder *Miſſale Syriacum ad uſum eccleſiae Antiochenae* enthält Abſchnitte aus der Apoſt. Geſch. und den Pauliniſchen Briefen, wie man aus *Adler's* a. B. S. 16. erſiehet. Der merkwürdige *Codex*, der nach *Adler* S. 137. eine von den bisher bekannten ſehr abweichende Verſion des N. T. enthält, welche er die Hieroſolymitaniſche nennet, iſt in Rom geblieben. Von *Abulfaradſch's* ſyriſcher Chronik ſind zwey MSS. Nr. 64. 65. nach Paris gekommen. Faſt möchte man aus der Beſchreibung ſchlieſsen, daſs ſie nur die politiſche Geſchichte enthalten, die *Bruns* und *Kirſch* nach einer Abſchrift, welche jener von einem Oxforder MS. genommen hatte, herausgegeben haben. Es wäre alſo die ſehr weitläufige Kirchengeſchichte dieſes Syrers zur Zeit noch in Rom. Die luſtigen Erzählungen dieſes Vielſchreibers, aus welchen *Adler* in ſeiner ſyriſchen Grammatik einige Proben mitgetheilt hat, oder der *Cod. Syriac. Vatican. CLXXIII.* hat gleichfalls ſeinen Aufenthaltsort nicht verändert.

Digitized by Google

Die Anzeige der aus den *arabiſchen* und übrigen *Codd.* von den franzöſiſchen Commiſſarien ausgewählten Stücke iſt um deſto intereſſanter, weil von dieſen bisher noch nie ein Catalogus gedruckt war, und wir daraus den in der Vaticana bis auf die franzöſiſche Wegnahme befindlichen Vorrath mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit beurtheilen können. Von arabiſchen MSS. waren wenigſtens 379 vorhanden. Nur 80 davon muſsten nach Paris wandern. Unter dieſen ſind vier bibliſche, wovon eins, die evangeliſchen und pauliniſchen Briefe im kufiſchen Charakter. Hiſtoriſche, geographiſche, juridiſche, mediciniſche, poetiſche, grammatiſche, lexicographiſche Werke, die zum Theil noch nicht bekannt ſind, findet man hier verzeichnet. Das unter Nr. 144—147. angegebene Verzeichniſs aller arabiſchen Schriften bis auf das J. Chr. 1618. von Haphid, von welchem geſagt wird, es ſey *opus verſione latina publicaque luce dignissimum*, wird von *Aſſemani* in *biblioth. Orient.* T. I. p 633. umſtändlicher beſchrieben. Sollte dieſer Haphid nicht derſelbe ſeyn, den *Herbelot*, *Reiske*, *Köhler* u. a. Hadſchi Chalipha nennen? Es iſt hier der Ort nicht, die Sache genauer zu unterſuchen. Dieſes aber können wir nicht unerinnert laſſen, daſs diejenigen, die über die ſehr kurz angezeigten MSS. eines mehreren belehrt ſeyn wollen, *J. S. Aſſemani Bibliotheca Orientalis* zu Hülfe nehmen müſſen, wo viele von den arabiſchen MSS. theils gelegentlich excerpirt, theils am Ende angezeigt ſind. Eben dieſes gilt auch von den *koptiſchen* MSS. Deren hatte die Vaticana vor der franzöſiſchen Invaſion 71, jetzt aber nur noch 52, weil ſie um 19 ärmer geworden iſt. Unter dieſen 19 iſt doch keines, das in Anſehung des Alters über das 10te Jahrhundert hinausgeht. Fünf ſind bibliſche MSS., ob im Memphitiſchen oder Saidiſchen Dialect, wird nicht geſagt. Homilien griechiſcher Kirchenväter und Legenden der Heiligen ſind der Gegenſtand der übrigen bis auf eines aus dem 14ten Jahrh., das eine koptiſch arabiſche Grammatik und Lexicon iſt. Alle zwölf *habeſſiniſche* oder *äthiopiſche* MSS., welche der Vaticana angehörten, muſsten den Franzoſen überlaſſen werden, obgleich ſie ſämmtlich nur aus dem 14ten oder 15ten Jahrh. ſind, und von zweyen der Inhalt nicht angegeben wird. Da die National-Bibliothek ſchon zu der Zeit, als ſie königlich war, einen ſehr groſsen Vorrath von *chineſiſchen* Büchern (die unter den MSS. nicht hätten aufgeſtellt werden ſollen) beſaſs, ſo hat die franzöſiſche Wiſsbegierde, die ſich an 392 hätte laben können, ſich mit eilf begnügt, die aus einem chineſiſch-lateiniſchen, von einem Miſſionar gefertigten Wörterbuche und den Ueberſetzungen, die der Biſchof Visdelov, der viele Jahre als Miſſionar in China verlebte, von hiſtoriſchen Büchern gemacht hat, beſtehen. Von *griechiſchen* MSS. waren in den ſämmtlichen Abtheilungen der vaticaniſchen Bibliothek zuſammen wenigſtens 2508, von welchen 133 nicht mehr in Rom aufbewahrt werden. Alle bibliſche MSS. ſind unangerührt gelaſſen, den einzigen Codex ausgenommen, der die ganze Bibel A. und N. T. enthält, und 1209 verzeichnet war. Der Translocation deſſelben geſchieht aber nicht in dem Verzeichniſs der weggenommenen griechiſchen MSS. S. 44—86., ſondern in der Nachleſe S. 145. Erwähnung, wo noch vier andere MSS. namhaft gemacht werden, die, nachdem jenes Verzeichniſs ſchon aufgenommen war, noch nachgeliefert werden muſsten. Auſser jenem berühmten *Cod. Vatic.*, von dem es nun zu erwarten ſteht, ob ihm dieſelbe Ehre in Paris wiederfahren wird, die man dem in Rückſicht des Inhalts und Alters ähnlichen *Cod. Alexandrin.* in London erzeigt hat, muſsten auch Fragmente von Dio Caſſius aus dem 5ten Jahrh. der franzöſiſchen Gier weichen. Was an claſſiſchen Autoren der griechiſchen Literatur vorzüglich merkwürdig und wichtig bisher auf der vaticaniſchen Bibliothek befindlich war, wird inskünftige mit zu den Zierden der National-Bibliothek zu rechnen ſeyn. Keines von allen MSS. iſt vor dem 10ten Jahrh., aus dieſem auch eines, die meiſten im 13ten und 14ten geſchrieben. Allein die Liebhaber der griechiſchen Epigrammen, Mathematiker u. ſ. finden die Quellen, woraus man geſchöpft hat, nunmehr in Paris. Nachleſen zu Hiſtorikern möchten in Nr. 287. u. 288. ſeyn. In Nr. 318. ſtecken mehrere geographiſche Tractate in einem Codex aus dem 11ten Jahrh., den *Hudſon* in der Ausg. von *Geographiae veter. ſcriptor. gr. minor.* nicht gebraucht hat. Zu hoffen iſt es, daſs dieſe Schätze durch die franzöſiſchen Gelehrten gemeinnütziger gemacht werden. Nach den Numern, die in den verſchiedenen Abtheilungen, worin die vaticaniſche Bibliothek getheilt wird, vorkommen, waren daſelbſt wenigſtens 10958 *lateiniſche Codices* beyſammen. Die Franzoſen verminderten die Zahl um 176., denn ſo viele wurden aus dieſer ungeheuren Menge zuerſt in Paris ausgeſucht, und von den Commiſſarien in Empfang genommen. Daſs die mit Gemälden gezierten beiden trefflichen Codd. von *Virgil* aus dem 7ten, und von *Terenz* aus dem 10ten Jahrh. nicht zurückgeblieben ſind, wird ein jeder von dem Alterthums- und Kunſtgeſchmack der Franzoſen erwarten. Es muſste aber auch ein *Horaz* aus dem 11ten, *Jul. Cäſar* aus dem 12ten, *Plautus* aus dem 11ten, *Plinius* aus dem 10ten, *Ovidius* aus dem 12ten, und noch andere Claſſiker, nebſt vielen, die zu andern Gattungen von Schriftſtellern gehören, z. B. *Bedae Chronicon* aus dem 9ten, *Geſta Francorum* aus dem 10ten, *Gregorius Turonenſis* aus dem 9ten, *Leges Wiſigothorum* aus dem 8ten Jahrh., und die vielen andern, die auf franzöſiſche Geſchichte Bezug haben, jenen folgen. Der *Codex Palatino-Vatican.* 24, in welchem Hr. Hofr. *Bruns* ein noch nicht gedrucktes Fragment aus dem 91ſten Buche des *Titus Livius* vorfand, iſt der Aufmerkſamkeit der Commiſſarien entgangen. Allein dieſe legten dafür ihre ſchwere Hand auch an Bücher in neuern Sprachen. Daſs ſie *Brunetti Latini* in altfranzöſiſcher Sprache geſchriebenes Buch *le Treſor*, wovon Hr. *Molter* nach einem in Karlsruhe befindlichen MS. Nachricht gegeben hat, und die Sammlungen von Provenzal-Dichtern, Romanzen und Novellen in ihrer Landesſprache, nach Paris mitnahmen, wird ihnen der patriotiſche Italiäner nicht ſo

übel

Digitized by Google

übel nehmen, als dafs sie ihn um Dante's Comödie von Boccacio abgeschrieben, um Sanazars Arkadien von ihm eigenhändig geschrieben, um Michel Angelo Bonarotti, gleichfalls mit eigener Hand geschriebene, Gedichte und Briefe, nebst andern dergleichen Merkwürdigkeiten, die der Dilettante mit Theilnahme ansieht, gebracht haben. Die altdeutschen Gedichte, die uns *Adelung* mehr von aufsen als innen hat sehen lassen, sind aus dem Kerker nicht herausgezogen, um — denn das würde doch nur ihr Schicksal gewesen seyn — einem andern übergeben zu werden. Die eigenhändigen Liebesbriefe des englischen Königes Heinrich VIII. pflegten sonst einem jeden, der die vaticanische Bibliothek besuchte, gezeigt zu werden. Wird man über den Besitz derselben eben so sehr in Frankreich frohlocken? Nur ein biblisches MS. ist uns vorgekommen, und zwar Nr. 392. S. 104. Pauli Briefe aus dem 8ten Jahrh. Da unter den von den Commissarien ausgesuchten Codd. mehrere waren, die, weil sie aus ganz heterogenen Theilen oder Diatriben zusammengesetzt sind, für mehr als ein MS. gelten konnten, so wurden 42 Codd. zurückgegeben. Dafs diese keine MSS. waren, worauf die Franzosen einen sonderlichen Werth setzten, versteht sich von selbst. Die zurückgegebenen waren arabische, griechische und lateinische. Die Sieger nahmen auch alte Drucke aus dem 15ten Jahr., an der Zahl 136., mit sich fort. Unter diesen sind verschiedene, die *Panzer* weder im 5ten noch 11ten Bande seiner *Annal. typograph.* registrirt hat. Wir heben nur die Classiker aus. *Pomponius Mela de Situ Orbis. Mediolani* 1471. 4. *Ovidii Metamorphos. Romae* 1471. fol. *Catulli et Statii opera. Parmae* 1473. *Ciceronis rhetorica. Romae* 1475. Das älteste Buch ist *Liber sextus decretal. Mogunt.* 1465. Die meisten sind lateinische und italiänische Classiker, die in Italien gedruckt sind. (In dieses Verzeichnifs S. 137 — 144. sind mehrere Druckfehler eingeschlichen. S 137. wird *liber sextus decretalium Mogunt.* 1467. angeführt. Dafür ist 1476. zu lesen, weil von diesem, nicht von jenem Jahre eine Mayuzer Ausgabe der Decretalen bekannt ist, und die Ordnung, worin die Ausgabe nach denen von 1470. und frühern Jahren aufgeführt wird, auf eine spätere schliefsen läfst. — S. 138. Statt *Bern. de Brendebach* lies *B. de Breydenbach.* — Statt *Breviar. Crefletense* l. *Brev. Cistercienſe?* — S. 139. st. *Philelphi Eptae* l. *P. Epistolae*, welchem Buche beygebunden ist *Basilii* etc. — Eb. st. *Nicol. de Judeschis* l. *Nicolai de Tudeschis;* auch scheint der Druckort *Spirae* falsch angegeben zu seyn. Denn zu Speyer ist nichts von diesem Commentator der Decretalen gedruckt worden. Aber die Presse des *Vindelic. de Spira* zu Venedig beschäftigte sich viel damit. Vielleicht hat man den Namen des Druckers für den des Orts gehalten, und die Stadt übersehen. — S. 141. st. *Eustachius* l. *Eustathius.*) Der 5 MSS., die S. 145. registrirt sind und als eine Zugabe der vorigen nach dem Gefallen der Machthaber nach Paris wandern mufsten, haben wir schon vorher gedacht. Wir setzen noch hinzu, dafs der samaritanische Pentateuch in der Kennicottschen Bibel Nr. 503. nunmehr zu Paris ist. Hiemit endiget sich noch nicht das lange Verzeichnifs der aus Rom weggenommenen bibliothekarischen Schätze. Auch die etrurischen Vasen, die die Bücherschränke zierten, reizten die Begierde der Commissärien. Sie mufsten als *pars accessoria rei principalis* mit fort. Und die Münzen — vermuthlich die aus dem albanischen Cabinette, das auf der vaticanischen Bibliothek befindlich war. Blofs nach dem Metallwerth geschätzt müssen sie ein Schatz seyn, dergleichen wenige Cabinette aufweisen können. 113 goldene Münzen von Philippus dem ältern bis auf Constantin Pogonatus, 130 goldene von Constantius Chlorus bis auf Constantinus Dracoses, 156 goldene von Jul. Cäsar bis auf Gallienus, 160 goldene von Septimius Severus bis auf Gordianus Pius, 176 goldene von Marcus Aurelius bis Septimius Severus, 135 goldene von Pompejus bis Nerva, 207 goldene von Trajan bis auf Faustina u. s. w. Bewahre der Himmel Paris auf ewige Tage vor einem zweyten Robespierre, dieſs mufs das Gebet aller Liebhaber der Künste und Gelehrsamkeit seyn.

MATHEMATIK.

GOTHA, b. Becker: *Rechenbuch für Bürger- und Landschulen*, von *Fr. Kries*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1804. 119 S. 8. (6 gr.)

Das Buch erstreckt sich, seiner Bestimmung gemäfs, nur auf die einfachsten und leichtesten Rechnungsarten, und kann mit Nutzen beym Unterricht zum Grunde gelegt werden. Von der Regel de tri und deren wiederholter Anwendung hätte der Vf. wohl etwas umständlicher handeln können. Uebrigens ist Kürze allerdings ein Verdienst, bey einem Schulbuche überhaupt, und bey einem Rechenbuche besonders. Der weitläufigen, voluminösen und unordentlichen haben wir leider zu viel; kurze und ordentliche von Mathematikern wie *Bufse*, *Kries* u. s. w. geschrieben, mögen immer noch willkommen seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

BIBLISCHE LITERATUR. *Leyden*, b. Honkoop: *Aanhangsel op het Bijbelsch Huisboek van Jak. Scheidius, ter opheldering en staaving der Letterkundige Aanteekeningen daarin vervat*, door *Denzelven.* Genesis — Deuteronomion. 1802. 76 S. gr. 8. — Für manche Besitzer des biblischen Hausbuchs, welches der verstorbene *J. Scheidius* vor einigen Jahren herausgab, ist diese kleine Schrift gewifs eine angenehme Erscheinung. Sie enthält kurze Bemerkungen über einzelne Stel-

Digitized by Google

Stellen, worin die Gründe angewinkt werden, warum der Verſtorbene den Sinn derſelben ſo und nicht anders ausgedrückt hat. Aber auch von andern, die jenes Hausbuch nicht haben, verdienen dieſe Anmerkungen geleſen zu werden. Sie betreffen meiſtens ſchwere Worte und Stellen, und enthalten nicht allein eine gute Auswahl von Erläuterungen aus den beſten Philologen, ſondern es kommt auch verſchiedenes neue und wenig bekannte darin vor, welches zu einer nähern Prüfung veranlaſſen kann. Der Vf. hat bey einzelnen Stellen auch noch ungedruckte Anmerkungen von dem bekannten Philologen *N. W. Schröder* benutzt. Freylich ſind die Bemerkungen faſt durchgehends ſehr kurz und bisweilen nur bloſse Hinweiſungen auf die Schriften vorzüglicher Philologen; aber dem Sachkundigen iſt auch ſchon ein kleiner Wink genug. Wir wollen nur einiges daraus kurz auszeichnen. I Moſ. 1, 26. 27. findet es der Vf. richtiger und nachdrücklicher, בצלמנו und בצלמו *mit unſerm Bild* und *mit ſeinem Bild* zu überſetzen. K. 2, 3. findet er es ſchwierig, die Kraft des Ausdrucks ברא לעשות vollſtändig auszudrücken. Er folgt *Schrödern*, nach welchem die beiden mit einander verbundenen Worte ein vollkommenes Ausarbeiten (*perficere*) eines hervorgebrachten Werks anzeigen. Bey v. 25. wird bemerkt, daſs mehrere Stellen vorkommen, wo das Wort בוש den Begriff des Schämens nicht ausdrückt, z. B. Richt. 3, 25. *Sch.* überſetzt daher: *ſie waren gar nicht verlegen*. Rec. würde aber doch hier die Bedeutung *ſchämen*, worin das Wort ſo oft vorkommt, lieber beybehalten. Der Ausdruck bezieht ſich offenbar auf das, was nachher K. 3, 7. 10. erzählt wird. K. 14, 14. wird die Bemerkung von *Schröder* angeführt, daſs חרים ohne das dabey ſtehende Wort *Schwert* nicht die Bedeutung *bewaffnen* haben könne. Da das Wort Pred. 11, 3. und Jerem 48, 11. in der eigentlichen Bedeutung *ausgieſſen*, *entledigen* vorkommt, ſo iſt der Vf. geneigt, den Ausdruck hier eben ſo zu nehmen, wie der Lateiner ſagt, *multitudo effuſa eſt*; und ihn von der groſsen Eilfertigkeit und der Menge zu erklären, womit Abraham ſeine Leute ausrücken lieſs. Bey Kap. 15, 2. ſagt der Vf.: *Schröder* habe ihn überzeugt, daſs דמשק nicht könne durch Damaſcener überſetzt werden, weil nie ein Volksname vor ein *Nomen proprium* geſetzt werde, weil alsdann dem Wort das *praef.* מ müſſe vorgeſetzt ſeyn, oder es דמשקי heiſsen müſſe, und endlich weil man aus v. 3. deutlich ſehe, daſs er kein Damaſcener, ſondern in dem Hauſe Abrahams von Aeltern, die dem Abraham dienſtbar waren, geboren war. Die Gründe, wodurch man es zu beſtätigen ſucht, daſs בן משק בית durch *Hausverwalter* überſetzt werden könne, kommen dem Vf. geſucht vor. Er findet es wahrſcheinlich, daſs das Wort משק durch das Verſehen eines Abſchreibers könnte eingerückt und aus דמשק entſtanden ſeyn; doch wagt er es nicht, von dieſer Vermuthung Gebrauch zu machen, da ſie durch nichts weiter begründet iſt. Er findet daher die Erklärung, welche *Michaelis* von דמשק gegeben hat, ſehr annehmlich und zugleich durch *Feruzabadi* beſtätigt; doch will er lieber das Wort durch *dienſtfertig* überſetzen. K. 18, 5. u. 9. wird die Leſeart ויאמר vorgezogen. K. 30, 11. wird die Aenderung der Maſorethen gemiſsbilligt, und die Leſeart בגד behauptet. Ganz richtig wird auch geſagt, daſs nicht גד, ſondern גדד einen *Haufen*, eine *Bande* bezeichne, und daſs das letztere Wort nicht überhaupt von einer groſsen Anzahl Menſchen, ſondern von einem einfallenden und plündernden Haufen Kriegsvölker gebraucht werde. Daſs גד die Bedeutung *Glück* habe, wird durch das Arab. جد beſtätigt, welches bey *Ibn Doreid* v. 157. in eben dem Sinne wie das lat. *fortuna* vorkommt. K. 47, 31. wird erinnert, daſs השתחוה überall von der Beugung des Hauptes, wodurch man einem andern Ehre bezeugt, gebraucht werde, und daſs es alſo nicht von einer Beugung rückwärts, wenn man ſich mit dem Haupt auf das Küſſen niederlegt, könne verſtanden werden. Auch bezeichne nicht ראש, ſondern מראשות das Hauptküſſen, oder das oberſte Ende des Bettes. Der Vf. bemerkt deswegen, daſs man alle Schwierigkeiten vermeide, wenn man die Leſeart חַמָּטָה, die ſchon durch mehrere alte Ueberſetzungen beſtätigt worden, annehme. Doch führt der Vf. noch eine andere Erklärung an, die ihm ein Schüler von *Schröder* mitgetheilt hat. Dieſer beruft ſich darauf, daſs doch die meiſten alten Ueberſetzungen die maſorethiſche Leſeart begünſtigen, und daſs man eine ganz ähnliche Redensart auch von David 1 König. 1, 47. gebraucht finde. Er glaubt daher annehmen zu dürfen, daſs Jacob, der eben ſo wie David, wegen ſeines Alters und wegen ſeiner Schwachheit, auf einem Ruhebette ſaſs oder lag, auf demſelben ſein Haupt vorüber gebeugt habe, um Gott für das Verſprechen, das ihm Joſeph gethan hatte, zu danken. K. 49, 4. wollte *Schröder* פחז in der zweyten Perſ. leſen, und glaubte, daſs hier ein trotziger, übermüthiger Menſch, der ſich über andere erhebe, geſchildert werde, vgl. Zeph. 3, 4. Jer. 23, 32. *E. Scheidius*, der Bruder des Vfs., wollte lieber פחז als den Imperativ in Pihhel nehmen; der Vf. ſelbſt iſt aber geneigt, mit mehrern Alten das Wort als Particip auszuſprechen: *Du, der du aufbrauſeſt wie ſchwellendes Waſſer* u. ſ. w. K. 49, 10. wird die Erklärung von *Schröder* angeführt, der מחקק durch *Stab* überſetzt. Er gründet ſich auf den Parallelismus, weil שבט vorhergeht, und auf den Zuſatz רגליו מבין. In Anſehung des letztern wird bemerkt, daſs der Geſetzgeber, wenn er ehemels ein Geſetz bekannt machte, einen Stock, als Zeichen ſeiner Macht, zwiſchen ſeinen Füſsen zu haben pflegte. Auch wird Pſ. 60, 9. zum Beweis dieſer Bedeutung angeführt. 2 B. Moſ. 15, 2. wird die Ueberſetzung: ich will ihm eine liebliche Wohnung machen, billig verworfen und dem Wort נוה, wie dem Arab. نوه, die Bedeutung *loben*, *preiſen* beygelegt, wie es auch die griechiſche, lateiniſche und ſyriſche Ueberſetzung ausdrücken. Doch vermuthet der Vf., da das Folgende רמם Jeſ. 25, 2. und Pſ. 118, 28. mit dem Zeitwort ירה verbunden wird, daſs die alten Ueberſetzer vielleicht hier ואודהו in ihren Handſchriften gehabt hätten. v. 16. wird ירמו mit *Schröder* von נרם, im Arab. نذم, *kleben*, *an etwas feſt ankleben*, abgeleitet, und bemerkt, daſs dieſes Wort auch Pſ. 31, 18. Jer. 8, 14. u. Klagl. 2, 10. vorkomme. K. 25, 29. iſt יסך nicht von סכך, ſondern von נסך im Syriſchen *fudit*, *effudit*, abzuleiten, welches der ſyriſche Ueberſetzer auch hier und K. 37, 16. und 4 Moſ. 4, 7. beybehalten hat. K. 29, 13. u. 22. verſteht *Schröder* unter יותרת, eigentlich das *Ueberflüſſige*, ein *Anhang*, das kleinſte von den zwey Theilen, woraus die Leber der Rinder beſteht. Dieſer Theil kann nämlich ſehr füglich als ein Anhang der Leber betrachtet worden. Eine ähnliche Bedeutung hat das arab. Wort زايدة von زاد, welches eben ſo wie das hebr. יתר *überflieſsen*, *überlaufen* heiſst. 3 Moſ. 6, 21. überſetzt *Schröder* חפיתי *in Stücken geſtoſsen*, iſt aber wegen der Ableitung zweifelhaft. *Scheidius* bemerkt, ſein Bruder leite es von dem arab. أفن *diminuit*, המעיטים ſtehe eigentlich anſtatt המאיטים, welches ohne Zweifel die richtigſte Ableitung iſt. 4 Moſ. 11, 8. wird richtig bemerkt, daſs לשד, welches nur noch einmal Pſ. 32, 4. vorkommt, dort richtig durch *Saft* überſetzt werde, daſs ſich aber dieſe Bedeutung hierher gar nicht ſchicke; auch ſey es nicht nöthig, mit *Michaelis* die Leſeart zu ändern. Die ο überſetzen es richtig durch ἐγκρὶς, und dieſe Bedeutung kann ſehr gut von لسن (nicht لشد) *lambit mel* abgeleitet werden. Dieſes wird ſchon genug ſeyn, um die Leſer auf dieſe Schrift aufmerkſam zu machen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. Februar 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Ideen zu einer Phyſik der organiſchen Körper und der menſchlichen Seele*, von Dr. *Gottfried Schmidt*. 1803. 374 S. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieſer Schrift hat ſich ſchon durch ſeinen *Archytas* als einen geiſtreichen und anziehenden Schriftſteller gezeigt. Hier übergiebt er dem Publicum ſeine individuellen Vorſtellungen von der Urſache des Lebens, von der Art der Verbindung der Seele mit dem Körper, von den verſchiedenen Gattungen der Störung dieſer Verbindung, deren Naturgeſchichte, Gelegenheitsurſachen und Theorie, und von den Mitteln, ſie zu heben, beſonders von der pſychiſchen Claſſe derſelben, die er unter dem allgemeinen Namen des Seelenreizes begreift. Mag es ſeyn, dafs manche ſeiner Behauptungen ein wenig kühn und gewagt ſcheinen, dafs der Vf. hin und wieder mehr Ideen zur Unterſuchung aufgeſtellt, als ſelbſt gründlich unterſucht habe; der Phyſiker, der Pſycholog, der Phyſiolog, der praktiſche Arzt, und vornehmlich derjenige, welcher bey Irrenanſtalten zugleich die Seelenheilkunde methodiſch ausüben will, alle dieſe und ſelbſt bloſse Dilettanten der Natur- und Menſchenlehre werden auch Fingerzeige zur künftigen, vollſtändigen Beobachtung ſo räthſelhafter, dunkler und wichtiger Materien nach ihrem Werthe zu ſchätzen und zu benutzen wiſſen. Hypotheſen, wenn ſie nur nicht metaphyſiſch, ſondern phyſiſch und daher einer phyſiſchen Benutzung und Prüfung fähig ſind, verdienen wenigſtens immer mehr Aufmerkſamkeit, als rein ſpeculative Schwärmereyen einer tiefſinnigen Philoſophie; wiewohl Nonſens nie den Namen von Philoſophie verdient, Worte noch keine Gedanken, und bloſse Verheifsungen noch keine vollendeten Thaten ſind.

Es dürfte zweckmäfsig ſeyn, durch eine ſyſtematiſche Ueberſicht der Hauptgedanken unſers Vfs., die er in freyer, rhapſodiſcher Manier vorgetragen und durch viele intereſſante Nebenideen unterbrochen hat, die Naturforſcher zur aufmerkſamen Lectüre und Prüfung dieſes wichtigen Werkes zu veranlaſſen.

In der Phyſik der organiſchen oder belebten Natur vertheidigt der Vf. hypothetiſch einen eigenthümlichen, äuſserſt feinen *Lebensſtoff*, als ein unbekanntes Agens, das in allen lebenden Körpern, den vegetabiliſchen ſowohl als animaliſchen, vorhanden, und als der Quell und Regulator der Erſcheinungen zu betrachten ſey, die wir im lebenden Zuſtande an ihnen wahrnehmen. Dieſes Lebensprincip oder Lebensfluidum iſt mit dem gröbern und ſichtbaren organiſchen Körper (bey Thieren und Menſchen auch noch mit einem geiſtigen Princip) durch wechſelſeitige Action und Paſſion verbunden. Sowohl bey der Apperception als bey der Reaction leidet daſſelbe eine beſtimmte Veränderung ſeiner Theile, welche ſeinen *Erregungszuſtand* ausmacht. In organiſchen Körpern verſchiedener Art iſt es auch auf verſchiedene Weiſe modificirt. Der Keim deſſelben ſchlummert in der unbelebten Natur; in den Säften der organiſchen Körper findet nur eine unvollkommene Entwickelung deſſelben ſtatt. In den feſten, belebten Theilen derſelben iſt es frey. Sobald es frey wird, kryſtalliſirt es die mit ihm verbundene organiſche Materie auf eine ihm eigne Weiſe; es bildet den erſten Kern des Kryſtalls (Zeugung), es ernährt und reproducirt, wenn dieſe Materie ſchon einen mehr oder weniger vollſtändigen organiſchen Kryſtall unmittelbar in ihrer Nähe antrifft. Zeugung, Ernährung und Reproduction ſind eigentlich organiſche Kryſtalliſationsproducte. Nach den Hauptformen ſeiner Thätigkeitsäuſserung legt man ihm *drey Lebenskräfte* bey, die Kraft der Aſſimilation oder der organiſchen Miſchung, den Bildungstrieb und die Reizfähigkeit. Veränderte Reize veranlaſſen auch eine veränderte Reaction, und durch dieſe wird wieder die Miſchung und Form der organiſchen Materie verändert. Zur Entwickelung der Vitalität im lebenden Körper gehört ein *Oxydationsproceſs*, wozu die Luft das oxydirende Agens, und die Nahrungsmittel die Baſis des Oxyds liefern. Iſt das vitale Fluidum *gebunden*, ſo mangelt es entweder an den paſslichen Reizen zu ſeiner Erregung, oder es iſt für den Eindruck derſelben nicht empfänglich. Jedes Organ hat ſeine eigne Structur, ſeinen eignen Reiz und ſeine eigene Reaction. Das vitale Fluidum miſcht, formt und bewegt die mit ihm verbundenen Stoffe auf eine eigenthümliche Weiſe. Es wird durch die Wirkung der Reize erregt und in Thätigkeit geſetzt; vermöge dieſer fortdauernden Erregung wird ein Theil deſſelben zerſetzt und durch den organiſchen Oxydationsproceſs mufs immer neue Vitalität zugeführt werden. Aufser der quantitativen Veränderung (Vermehrung und Verminderung) giebt es auch qualitative Veränderungen deſſelben, die ſeine Miſchung und Aggregation betreffen; weshalb der Unterſchied der Krankheiten in ſthenifche und aſthenifche für die Praxis nicht hinlänglich iſt. Ferner hat es, wie andre expanſible Flüſſigkeiten der feinern Art, eine Tendenz zu einer *mehrfachen* Kryſtalliſation ſeiner Grundpartikeln, und es giebt daher eben ſo gut eine *Vertheilung* deſſelben, wie es eine Vertheilung

Digitized by Google

der elektrischen, der magnetischen Materien des Licht- und Wärmestoffs giebt, und eben so verschiedene *vitale Massen*, wie es verschiedene elektrische, magnetische u. s. f. Massen giebt. Vitale Massen sind nämlich Modificationen des vitalen Fluidums, von denen die Verschiedenheit in der Structur der organischen Materie herrührt. Die Gegenwart eines lebenden Organismus dient zum Beweise, dass hier Vitalität *vertheilt* werde. Die Zahl der Massen, welche sich bey der Vertheilung der Vitalität entwickeln, ist sehr gross, und ehe die Vertheilung vollendet ist, muss immer ein längerer oder kürzerer Zeitraum (*Embryonenperiode*) vergehen. Die verschiedenen Entwickelungen im organischen Körper sind daher als verschiedene, abgeänderte Vertheilungen des Lebensfluidums zu betrachten, wo jede vitale Masse ihren eignen Reiz und ihr Vehikel hat. Im gesunden Körper wirkt der Krystallisationstrieb ungestört, im kranken hingegen gestört. Hier entwickelt das kranke Lebensprincip ganz neue Kräfte; es entstehen ungewöhnliche Bewegungen, abweichende Mischungen, veränderte Organisationen. Jede Thier- und Pflanzengattung hat eine bestimmte Mischung und Aggregation des Lebensprincips, die sich auch in den Massen desselben erhält; aber in jedem Individuum und auf jeder Entwickelungsstufe anders modificirt. Die festen Theile der organischen Körper bilden den allgemeinen Behälter, worin die aus den Säften entwickelte Vitalität zusammenströmt. Durch den Einfluss der Vitalität wird die Wirkung der physischen, chemischen und mechanischen Kräfte modificirt, und jenes unbegreifliche Wesen, welches wir menschliche Seele nennen, wirkt in seinem ursprünglichen Elemente als *unverkörperte Seele* ganz anders, als im verkörperten Zustande, unter dem Einflusse der Lebenskraft.

Um diese Ideen einer *Physik der organischen Körper* an die Principien der *generellen Naturlehre* anzuschliessen, schickt der Vf. einige allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen Zustände und Urstoffe der Materie überhaupt voraus. — Die *Körper* sind in Rücksicht der Form ihrer Aggregation und Mischung 1) *feste Körper*, 2) *tropfbare Flüssigkeiten*, 3) *expansible Flüssigkeiten*. Letztere theilen sich in zwey Classen: a) in die *gröbern*, welche sich rein und abgesondert von andern Stoffen darstellen und in Gefässe einsperren lassen, z. B. Luft und Wasserdampf — und entweder α) *dampfförmig*, d. i. durch Druck und erniedrigte Temperatur, also durch mechanische Mittel zersetzbar, oder β) *luftförmig*, permanent elastisch, d. i. nur durch chemische Agentien einer Trennung ihrer Bestandtheile fähig sind; — und b) in die *feinern*, welche sich nicht als isolirte Massen behandeln lassen. Letztere sind daher eigentlich blos hypothetische Stoffe, und haben eine doppelte Sphäre ihrer Wirkung: die *todte* Natur, und die *lebenden* Körper. — Jede expansible Materie besteht aus zwey Theilen: aus einer Substanz, die expandirt wird, der *Basis* oder ponderablen Substanz, und einem Stoffe, der expandirt, dem *fortleitenden Fluidum*. Die Zusammensetzung der expansiblen Flüssigkeiten ist bald einfacher, bald combinirter. Ein expansibles Fluidum der einfachen Art, z. B. Lichtmaterie, kann als fortschreitende Substanz für ein expansibles Fluidum der zusammengesetzten Art dienen, z. B. für den Wärmestoff, Luftarten und Dämpfe. Je grösser die Quantität der Basis in einem bestimmten Volumen des Fluidums ist, desto dichter ist es, weil die Basis ein Bestreben äussert, die Partikeln der Flüssigkeit möglichst zu nähern. Erreicht diese Dichtigkeit ein gewisses Maximum, so erfolgt, durch das Uebergewicht der anziehenden Kraft der Basis über die zurückstossende des fortschreitenden Fluidums, eine *Zersetzung* der Flüssigkeit. Durch Verbindung der fortleitenden Fluida mit ihren Basen, und umgekehrt, entstehen neue Körper mit andern Eigenschaften. Vermöge ihrer Expansivkraft haben die Partikeln der feinern expansiblen Flüssigkeiten ein fortwährendes Bestreben, sich fortzubewegen und die Form der Körper zu durchdringen. In manchen Körpern finden sie bey diesem Bestreben wenig, in andern viel Widerstand. Hierauf beruht der Unterschied zwischen sogenannten *Leitern* und *Nichtleitern*. Diese Eigenschaft zu leiten beruht theils auf chemischen, theils auf mechanischen Gründen. Ein Hauptcharakter der feinern expansiblen Flüssigkeiten ist die *elektive Durchdringung*, d. i. diese besondere Action, vermöge welcher sie die Poren der für ihre Mittheilung passlichen Körper erfüllen und durch sie hindurchgehen. So wie aber alle feste mineralische Stoffe die Eigenschaft besitzen, unter günstigen Umständen sich auf eine regelmässige Weise zu aggregiren: so ist dieser *specifische Krystallisationstrieb* wahrscheinlich ein allgemeines Attribut der Materie überhaupt, und es mögen sich also wohl auch die feinsten Theilchen der Flüssigkeiten nach bestimmten Gesetzen construiren. Die Wirkung dieses Krystallisationstriebes ist theils die Bildung der *Grundpartikeln* durch Aggregation der kleinsten homogenen Atome zu kleinern Aggregaten, theils die Bildung der *gröbern Masse* durch weitere Verbindung und Aggregation der Grundpartikeln. Wahrnehmbar ist dieses Phänomen nur bey den *festen* Körpern durch eine bestimmte Textur und Krystallisation. Die Krystallisation der Flüssigkeiten aber, welche blos in einer besondern Structur der einfachsten Aggregate ihrer kleinsten homogenen Atome oder ihrer Grundpartikeln besteht, ist unsichtbar. Vielleicht enthält sie den Grund von besondern Einflüssen der atmosphärischen Luft auf den animalischen Körper und von andern noch unerklärten Erscheinungen. — Unter gewissen Umständen entsteht eine Tendenz zu einer *mehrfachen Krystallisation* ihrer Grundpartikeln, wodurch sie sich in verschiedene *Massen* vertheilen, deren Grundpartikeln auf verschiedene Weise aggregirt sind. Es giebt demnach einen *unvertheilten* und einen *vertheilten* Zustand für dieselben. So giebt z. B. die Mischung von $+E$ und $-E$ = todte Elektricität, die Mischung der sieben Farbenstrahlen den weissen farbelosen Lichtstrahl u. s. f. Die Massen einer und derselben

ſelben expanſiblen Flüſſigkeit ſind mehr mechaniſch, als chemiſch verſchiedene Weſen.

Es giebt nur eine mäſsige Anzahl von *Urſtoffen*. Wahrſcheinlich machen die expanſibeln Fluida der feinern Art die erſten und einfachſten Verbindungen derſelben aus. Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſtoff ſind wahrſcheinlich *abſolute Elemente*. Sie werden, mit Wärmeſtoff verbunden, luftförmig, und in ihren combinirten Zuſammenſetzungen bilden ſie die Waſſer, die Säuren und die Alkalien. Licht, Wärmeſtoff, elektriſche Materie, galvaniſches Fluidum und die magnetiſche Materie ſind wahrſcheinlich zuſammengeſetzte Subſtanzen und nur *relative Elemente*, d. i. nur für uns aus Mangel der erforderlichen Kenntniſs und Hülfsmittel unzerlegbar. Die Urſtoffe erſcheinen uns immer in *gebundenem* Zuſtande, die zuſammengeſetzten Subſtanzen hingegen können auch im *freyen* Zuſtande exiſtiren. Wenn zwey oder mehrere Urſtoffe ſich mit einander verbinden, ſo vernichten ſie gegenſeitig ihre Eigenſchaften und bilden einen neuen Stoff mit neuen Kräften; und ſo kann dieſe Bildung neuer Stoffe durch zuſammengeſetzte Subſtanzen von einfacherer und combinirterer Art durch mehrere Stufen fortgehen. — Das *Lebensfluidum* iſt wahrſcheinlich eine eigene Zuſammenſetzung der materiellen Urſtoffe, welche in Dampfform, d. h. nur in lockerer Verbindung mit dem Wärmeſtoffe hier erſcheinen und nun ganz neue Proceſſe bewirken, die von denen in der todten Natur ſich weſentlich unterſcheiden. Das *Pflanzenleben* ſcheint ein bloſs chemiſcher Proceſs zu ſeyn; im *Thierkörper* kommt durch Verbindung mit dem geiſtigen Princip mehr Mechaniſches in ſeine Wirkungen. — So ſchlieſst der Vf. ſeine Theorie des Lebensprincips an die allgemeine Naturlehre an, worin der Leſer zwar mehrere Ideen von *de Luc* unverhohlen benutzt, aber weiter ausgebildet und durch neuere Entdeckungen beſtätigt und erläutert findet.

Näher verbindet er dieſelbe mit der Theorie des Galvaniſmus insbeſondere. Die galvaniſchen Phänomene hält der Vf. für das combinirte Product zweyer zugleich entwickelter expanſibeln Flüſſigkeiten, und glaubt, daſs das, was hier auſser der *elektriſchen* Materie im Spiel erſcheint, das vitale Fluidum ſey, im Zuſtande ſeiner unvollkommenen Exiſtenz, auſserhalb der Influenz des belebten Körpers. *Galvaniſmus* iſt ihm alſo eine *vitale Elektricität*; der Zink- und Silbergalvanismus ein modificirtes elektriſches Plus und Minus. Die Vitaliſirung des elektriſchen Fluidums erfolgt nur innerhalb der galvaniſchen Kette; kommt das elektriſche Fluidum aus der Kette heraus, ſo wird es wieder auf reine Elektricität reducirt. Vitale Elektricität iſt eben der Stoff, der die Phänomene der *elektriſchen Fiſche* veranlaſst; wahrſcheinlich aber (nach *Ritter*) ein *allgemeines* Attribut der organiſchen Materie, nur daſs ſich in dem elektriſchen Fiſche ein Apparat für die Verſtärkung derſelben, ein Analogon von der galvaniſchen Batterie, befindet. Der im natürlichen Zuſtande unmerkliche Galvaniſmus wird unter gewiſſen, nur höchſt ſelten eintretenden, Umſtänden *ſenſibel*, wie z. B. bey Menſchen, welche im Stande waren, von ſelbſt und ohne vorhergegangene Elektriſirung, elektriſche Erſchütterungen zu geben. Wenn ſich auch alle *phyſikaliſche* Wirkungen des Galvaniſmus mit gewöhnlicher Elektricität ebenfalls bewirken und nach den Geſetzen derſelben erklären laſſen: ſo ſcheinen doch manche phyſiologiſche und mediciniſche Wirkungen des Galvaniſmus, z. B. die von *Ritter* bemerkte Farbenerzeugung im Auge, die von *Hallé* bemerkte Wirkung deſſelben bey einer Muskellähmung, ingleichen der Umſtand, daſs einige Menſchen unempfindlich für die Influenz der elektriſchen Fiſche, andere iſolirend für den Galvaniſmus ſind u. ſ. w, noch auf etwas anderes, namentlich auf *latente Vitalität*, hinzudeuten, Der Ausdruck: *Latenz*, bezeichnet nämlich denjenigen Zuſtand eines Stoffes, worin er mit einem andern Körper, entweder als bloſs adhärirende Subſtanz, oder als Ingredienz, verbunden iſt, und durch dieſe Verbindung entweder alle oder einen Theil derjenigen Eigenſchaften, die er *auſserhalb* derſelben beſitzt, eingebüſst und dagegen neue angenommen hat. Geht er aus dieſem Zuſtande der Latenz in den der Freyheit über, ſo wird er *entbunden*. Dieſe zwey Zuſtände unterſcheiden wir bey der Elektricität, bey der magnetiſchen Materie, der Wärme, dem Lichte, dem Waſſer und bey luftförmigen Stoffen. Das vitale Fluidum bringt nur im Zuſtande der Freyheit, als ſenſible Vitalität, die eigenthümlichen Wirkungen hervor, die Materie zu aſſimiliren und zu bilden, durch Reize erregt zu werden und darauf zu reagiren; im Zuſtande der Bindung, als latente Vitalität, wirkt es nur auf eine unvollkommne Weiſe. Eine *permanente Latenz* deſſelben bemerken wir z. B. im unbebrüteten Eye, eine *momentane Latenz* exiſtirt vielleicht im galvaniſchen Fluidum. Die Verſuche des Hn. Prof. *Treviranus* über den Einfluſs des galvaniſchen Agens auf das Pflanzenleben und auf Infuſionen von vegetabiliſchen Subſtanzen (*Gilberts* Annalen der Phyſik B. VII. St. 3.), und die Bemerkungen des Prof. *Tourdes* in einem Briefe an *Volta* über die Einwirkung des Galvaniſmus auf den fibröſen Theil des Bluts (*Gilberts* Annalen 1802. St. 4) leiten den Vf. auf den Gedanken, daſs nicht nur (wie ſchon *Ritter* behauptet hat) ein beſtändiger Galvaniſmus den Lebensproceſs im Thierreiche *begleite*, ſondern daſs *der Lebensproceſs ſelbſt das Reſultat einer galvaniſchen Wirkung*, und daſs überall, wo Vitalität ſich entwickelt, der Quell derſelben in einem, durch die Natur veranlaſsten, galvaniſchen Proceſs zu ſuchen ſey. Wo lebende Organiſmen entſtehen, alſo bey jedem Zeugungsproceſs, ſchafft die Natur aus galvaniſchem Fluidum ſichtbares und thätiges Leben. Nun giebt es, nach dem Vf., *vier* Wege, auf welchen die Erzeugung eines belebten Geſchöpfes bewirkt werden kann: 1) der Weg der *Abtrennung eines Theils vom Stamme*, bey vegetabiliſchen Körpern und einigen unvollkommenen Thiergattungen; 2) die *pathologiſche Generation* z. B. der ſogenannten Schlafäpfel und der Eingeweidewürmer; 3) die *Befruchtung*, und 4) die *Zeugung aus todter*

todter Materie aufserhalb eines lebenden Körpers in der unorganiſchen Natur durch chemiſche Proceſſe. Dieſe letztere Art der Erzeugung war in der Periode des Chaos, wo unſer Weltkörper ſeine gegenwärtige Bildung empfing, und die *urſprüngliche* Entwicklung der organiſchen Körper geſchah, allen Gattungen derſelben gemein. Wer weifs, ob unter jenen Geſchöpfen der frühern Welt überhaupt nur Fortpflanzung ſtatt fand, und ob nicht alle blofs durch *unmittelbare* Schöpfung entſtanden. Die Geſchöpfe der jetzigen Welt ſind Producte der letzten allgemeinen Gährung der Kräfte, vor Erhaltung des Gleichgewichts. Einige Spuren von jenem Lebensproceſs in der phyſiſchen Natur ſind auch in dem jetzigen Organiſmus unſers Planeten zurückgeblieben. Hierher gehören der Schimmel, die Staubpflanzen (*byſſus L.*), die Prieſtley'ſche grüne Materie und wahrſcheinlich auch die Infuſionsthierchen. Der Proceſs, wodurch Leben entwickelt wird, iſt immer galvaniſcher Natur. Allein obgleich überall, wo Stoffe von verſchiedener Art, in flüſſiger Geſtalt, zuſammen gemiſcht werden, galvaniſche Regungen vorgehen, ſo entſteht doch nicht überall, wo vitales Fluidum entwickelt wird, auch wirkliches Leben. Dazu wird erfordert, dafs die Erzeugung deſſelben in einem Medium geſchehe, welches für die Bildung ſeines Vehikels, d. i. der organiſchen Materie, günſtig iſt, und dafs es wenigſtens eine Zeitlang, ohne zerſetzt zu werden, ſeine dampfartige Natur beybehalte. Die Entwicklung des vitalen Fluidums geſchieht gewöhnlich in den Säften eines lebenden Körpers und in der Influenz eines *vitalen Magazins*, das durch die feſten Theile gebildet wird, und in welches das entwickelte Fluidum überſtrömt. Indeſſen kann es doch unter den tauſendfachen Zuſammenhäufungen, Verbindungen und Trennungen von Stoffen, wobey galvaniſche Wirkungen in der todten Natur möglich ſind, und fortdauernd ſtatt finden, auch *einige* geben, die einer Anhäufung des vitalen Fluidums und einer Erhellung deſſelben im dampfförmigen Zuſtande günſtig ſind; wodurch die Erzeugung aus todter Materie begreiflich wird. Doch nicht blofs der Zeugungsproceſs, ſondern auch die Proceſſe der Erhaltung und Ernährung, vornehmlich aber der Reſpirationsproceſs iſt mit galvaniſcher Wirkung verbunden und davon abhängig. Die plaſtiſche Lymphe iſt der fähigſte Stoff, um von dem vitalen Fluidum organiſirt zu werden und ihm als Vehikel zu dienen. Die *Permanenz* der Vitalität iſt nur in *ſtarren* Theilen des Körpers möglich. In jedem befruchteten Ey ſind ſchon organiſche Keime vorhanden; er iſt nicht blofs organiſche Materie in flüſſiger Geſtalt. Eben ſo ſind auch dem Blute organiſirte Partikeln beygemiſcht, und es giebt daher ein doppeltes Leben des Bluts: das Leben ſeiner unorganiſirten und das Leben ſeiner organiſirten Theile.

Da der Vf. dieſe Ideen einer Phyſik der organiſchen Natur nicht für vollendete Theorie, ſondern nur für glückliche Muthmafsungen ausgiebt; da er ſie überall an alte und neue Wahrnehmungen anreiht und zu neuen Verſuchen nähere Veranlaſſung giebt; da er nirgends mit leeren Worten einer ſich ſelbſt unverſtändlichen und die Gränzen empiriſcher Nachforſchung überſchreitenden Speculation ſpielt, ſondern überall ſowohl den allgemeinen Verſtandesgeſetzen als den regulativen Forderungen der Vernunft huldigt: ſo verdient er gewifs keine ſchmähliche Behandlung der Phyſiker unſres Zeitalters, welche die Exiſtenz ihres Wärmeſtoffs, ihrer Lichtmaterie, ihres Sauerſtoffs u. ſ. w. eben ſo wenig ſtreng beweiſen können, als der Vf. das wirkliche Daſeyn ſeines Lebensprincips unwiderſprechlich darthun kann, und dennoch mit Recht kein Bedenken tragen, dergleichen blofse Verſtandeswefen in die Reihe der Naturweſen einzuſchieben, wenn ſie ihnen zur leichten und ungezwungenen Erklärung vieler Naturphänomene brauchbar ſcheinen. — Nur die *abſoluten* Elemente der Materie (S. 36.) dürften ſchon *a priori* nicht zuläſſig befunden werden; obgleich derſelbe Vorwurf den gröfsten Theil unſrer Chemiker und Naturlehrer auf gleiche Weiſe trifft.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Strasburg*, b. Levrault: *Rapport ſur les travaux exécutés à l'amphithéatre d'anatomie de l'école de médecine de Strasbourg pendant le prémier ſemeſtre de l'an XII.*; préſenté à l'aſſemblée des Profeſſeurs de cette école par *M. J. J. Lobſtein*, Doct. en Médec., chef des travaux anatomiques etc. Imprimé par ordre de l'école. 1804. 46 S. 8. — Es wäre zu wünſchen, dafs an allen anatomiſchen Amphitheatern, wo eine hinreichende Menge Leichen vorkommt, die Einrichtung ſtatt fände, dafs alle Jahre eine Ueberſicht der daſelbſt vorgenommenen Arbeiten und der verfertigten Präparate durch den Druck bekannt gemacht würde. Manche Arbeiten würden dadurch genauer, manche Beobachtung ſorgfältiger angeſtellt werden, und der Fleifs der Profectoren würde zunehmen, da ſie ſo gewiſſermafsen unter eine Controlle geſetzt würden. Als Muſter einer ſolchen Ueberſicht könnte vorliegender Bericht benutzt werden, der auf wenigen Blättern viel Wichtiges enthält. Die *erſte* Abtheilung liefert die Beobachtungen und Unterſuchungen ſeltener Fälle, in Hinſicht auf Knochen, Muskeln, Gefäfse, Nerven, ſo wie in Hinſicht auf die Häute und Eingeweide. Es ſind hier äuſſerſt ſchätzbare Beyträge zur pathologiſchen Anatomie verzeichnet, die durch die ſcharfſinnigen Anſichten des Hn. *L.* doppelten Werth erhalten. Der *zweyte* Theil giebt das Verzeichniſs der für die Sammlung der Strasburgſchen mediciniſchen Schule verfertigten Präparate, und zugleich den Beweis des groſsen Fleifses des Hn. Profectors und ſeiner Gehülfen, ſowohl in der menſchlichen-, als auch in der Thier-Anatomie.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Februar 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Ideen zu einer Physik der organischen Körper und der menschlichen Seele*, von Dr. *Gottfried Schmidt* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 41. abgebrochenen Recension.*)

Die nächstfolgende Untersuchung (S. 142 f.) betrifft den *Zusammenhang der Seele mit dem Körper.* Der Vf. hält die Seele nicht für *materiell*, sondern für ein von der Materie wesentlich verschiedenes, geistiges Princip; aber für *materialisirt*, d. i. mit Materie so verbunden, dass sie gewisse körperliche oder der materiellen Natur wenigstens analoge Eigenschaften angenommen habe, während welcher Verkörperung ihre ursprünglichen Eigenschaften *latent* seyn. Diese Verbindung des geistigen Princips mit der Materie ist vielleicht das Hauptwunder der ersten Zeiten der Welt. (Ein solches geistiges, immaterielles Princip zu statuiren, berechtigt uns weder die Erfahrung, noch ist es als Hypothese zulässig, weil sich ganz und gar nichts dadurch erklären, noch die Erfahrung selbst dadurch erweitern lässt. Am wenigsten aber darf man von einem solchen Geiste, der ein blosses Gedankending ist und auf jeden Fall in eine *übersinnliche* Welt gehört, ein der Zeit, einer blos sinnlichen Form gemässes Daseyn und eine, zu einer gewissen Zeit geschehene, Verbindung mit der Materie prädiciren. Von *ersten* Zeiten der *Welt*, nicht blos der *Erde*, zu sprechen, widerstreitet aber allen Maximen einer vernünftigen Naturforschung). Der Stoff, der zunächst ihre Aneignung an die Materie bewirkt, ist das Lebensprincip. Das geistige Princip im Zustande seiner Verkörperung (richtiger ausgedrückt: das körperliche Schema des Geistes) lässt sich als eine Art von Dampf, das Lebensprincip als dessen Basis, der Tod als die Zersetzung desselben betrachten, wodurch das entbundene geistige Princip seine ursprünglichen Eigenschaften wieder erhalte, das Lebensprincip selbst aber sich zersetzte, und seine Bestandtheile in das Gebiet der todten Natur zurückkehren. Basen des geistigen Princips sind entweder die Elemente der Materie selbst (von welchen nach der Ansicht des Rec. kein Physiker sprechen sollte), oder die ersten und einfachsten Zusammensetzungen derselben. Durch die unendliche Verschiedenheit dieser Basen wird alle Verschiedenheit der beseelten Geschöpfe, auch der Vorzug des Menschen vor andern Thieren bestimmt; das geistige Princip ist überall eins und dasselbe. Das thierische Lebensfluidum ist mit einem eignen Organ, dem *Sensorium*, verbunden, worin sich die eigenthümlichen Kräfte der Seele entwickeln; ausserdem ist aber die Seele auch mit dem Lebensfluidum des übrigen Körpers verbunden, und bewirkt dadurch die Phänomene des thierischen Organismus. Das einfache Lebensprincip bringt blos die Wirkungen der Vegetation hervor. Die Seele agirt, mit dem Lebensprincip verbunden, theils als selbstthätiges und sensibles Princip, theils als latentes Princip, durch Veränderung ihrer Basis, ohne Aeusserung ihrer eigenthümlichen Kräfte. Ausser diesem nahen Verhältnis des Geistes zur Materie, als seiner Basis, steht er noch in einem entferntern zu derselben, welches auch bey dem unverkörperten Zustande fortdauert. Die ganze Masse des Lebensfluidums ist beseelt. In jedem thierischen Körper kann es eine Menge *latenter* Seelen geben, aber nur *eine* sensible; ja vielleicht haben manche Thiere blos *latente* Seelen. Das geistige Princip befindet sich im Gebiet der todten Natur im Zustande der *vollkommenen Bindung;* als lebendes Wesen im Zustande der *Halbbindung;* zur vollkommenen Entwickelnng und Freyheit gelangt es durch den Tod. In dem neuen Elemente, worein sodann der Geist versetzt wird, zieht die *negative* Bildung unsres Geistes und Herzens Verspätung der Vortheile nach sich, die uns dies neue Element gewährt; aber die krankhafte Bildung desselben, d. i. die *freywillige* Vernachlässigung und Verbildung, hat zugleich eine schmerzliche Einwirkung jenes Elements auf das Individuum zur Folge. (Die Ideen von Belohnung und Strafe nach dem Tode zu etwas Physischem zu machen, ist deswegen unzulässig, weil wir ein solches Naturgesetz, welches auf Moralität bestimmten Bezug hat, ohne und gegen alle Analogie bekannter Naturgesetze, blos erdichten müssten; die Physik hat sich überhaupt innerhalb der Gränze des bekannten Erdenlebens zu halten.) Wir dürfen es aber der Gerechtigkeit des höchsten Wesens zutrauen, dass es die Gelegenheiten zur gesunden Geistesbildung und die Versuchungen zur krankhaften Verbildung desselben auf das ganze Leben eines Menschen, wovon das irdische nur ein sehr unbedeutendes Stück ist, gleich vertheilt habe. (Eine Betrachtung, welche, der Naturlehre gänzlich fremd, mit ganz andern Vernunftprincipien zusammenhängt.) — Das Sensorium, d. i. das ganze System von Organen, worin sich die geistigen Verrichtungen signalisiren, hat seinen bestimmten Reiz und seine bestimmte Reaction, desgleichen seine eigene Structur und seine besonders modificirte Erregbarkeit, wie die übrigen Organe. Es giebt aber nicht *Ein* Sensorium, sondern es sind Millionen von Sensorien durch die ganze empfindende Masse des Kör-

pers zerſtreut, und überall, wo empfunden wird, ſignaliſiren ſich auch Wirkungen und Eindrücke der Seele. Dieſe iſt der ganzen Summe dieſer Senſorien allgegenwärtig. *Galls* Idee von einer Zerſtreuung der verſchiedenen Organe des Senſoriums durch die Gehirnmaſſe, für die verſchiedenen Seelenfähigkeiten und Triebe, iſt erfahrungswidrig. Denn man findet das Gehirn verrückter Perſonen oft ganz unverſehrt, und im Gegentheil im Gehirn ſolcher Perſonen, welche wie wahnſinnig waren, oft ſehr deutliche Anomalien. Der Verluſt einer anſehnlichen Quantität von Gehirn verurſacht oft keine auffallende Veränderung in den Seelenfähigkeiten. Oefters haben aber ſehr geringe Hirnverletzungen einen ſtärkern Einfluſs auf die Seele, als ſehr beträchtliche. Alles dieſs führt auf die Vorausſetzung, daſs alle Organe des lebenden Körpers, und ſo auch das Seelenorgan, als Aggregate von einer unendlichen Menge *kleiner* Organe anzuſehen ſind, in deren jedem die eigenthümliche Function des *ganzen* Eingeweides erfolgt. Die Einwirkung eines Krankheitsreizes auf eines oder einige der componirenden Organe kann doch noch in andern Theilen die Action des ganzen Syſtems, z. B. des Senſoriums, vor ſich gehen. — Der *widernatürliche* Zuſtand des Senſoriums iſt ein Leben deſſelben nach andern Geſetzen, und betrifft bald das Ganze, bald einzelne Syſteme und Organe; oft leiden Senſorium und Körper zugleich, zuweilen aber auch nicht. Eine anfänglich bloſs conſenſuelle Krankheit des Senſoriums kann mit der Zeit idiopathiſch werden. Niemand iſt vollkommen pſychologiſch geſund. *Unpäßlichkeiten der Seele* gründen ſich in gewiſſen leichten und vorübergehenden Störungen in der Action des Senſoriums. Ein krankes Senſorium hat neue Secretionen, Bewegungen, widernatürlich erhöhte oder verminderte oder qualitativ veränderte Actionen einzelner Syſteme und Organe, widernatürliche Aſſimilationen und Organiſationen, denen eben ſo ungewöhnliche Veränderungen in der Seele, neue und unbegreifliche Ideenverbindungen u. dgl. entſprechen. Die Erſcheinungen des Traumes, des Somnambulismus, des Wahnſinns, der Fieberhitze, ſind eben dieſelben Wirkungen, die auch im natürlichen Zuſtande vorgehen; nur durch die krankhafte Beſchaffenheit der Seele zur *Monſtroſität* erhoben. Nur durch eine Reihe von Entwickelungen reift das Senſorium, bilden ſich die Seelenkräfte aus. Von dem urſprünglichen Unterſchiede in dem Organismus des Senſoriums hängt der urſprüngliche Unterſchied der Geiſtesfähigkeiten ab. Das *Genie* iſt vielleicht für die Oekonomie der menſchlichen Seele, was der *Kunſttrieb* für die Oekonomie der thieriſchen iſt; es ſetzt immer eine beſondere Bildung des Senſoriums voraus. — Auſser dem Senſorium und der Seele nimmt der Vf. noch das *Nervenfluidum* an, welches durch das Senſorium auf die Seele, und worauf wieder die Seele vermittelſt des Senſoriums wirkt; jenes bey den ſinnlichen Vorſtellungen, dieſes bey den willkürlichen Bewegungen. Die Sinneneindrücke und die Seelenwirkungen figuriren das Senſorium, d. h. ſie bringen *Sinnenbilder* und *Seelenbilder* hervor, welche die Seele ſelbſt appercipirt; im kranken Zuſtande bringt auch der Körper im Senſorium *Körperbilder* hervor. Im Schlafe verliert das Nervenfluidum ſein Vermögen, das Senſorium zu figuriren und dieſes letztere ſeine Indifferenz gegen die körperlichen Eindrücke — *Traum*. Die reizbare Maſſe wird im Schlafe empfindlich. Für das Medium, wodurch im Schlafe die ſinnlichen Eindrücke zu der Seele gelangen, hält der Vf. den *thieriſchen Magnetismus*, d. i. magnetiſches Fluidum in vitalem Zuſtande, für deſſen Erzeugung gewiſſe pathologiſche Zuſtände vorzüglich günſtig zu ſeyn ſcheinen. Der Leiter dieſes Fluidums iſt die reizbare Maſſe; erregt wird es durch verſchiedene Mittel, z. B. ein Betaſten, gewiſſe Anblicke, Geſichts- und Gehörseindrücke u. ſ. f., welche ſchläfrig machen. Im *wachenden Traume* wird das Denken durch die eingemiſchten Körperbilder bloſs unterbrochen und die Reaction des Senſoriums iſt ſelber noch nicht fehlerhaft. Im *traumloſen Schlafe* hat die Seele zugleich mit dem Nervenfluidum die Fähigkeit, das Senſorium zu figuriren, verloren. Im *Traume* iſt das Vermögen des Nervenfluidum, das Senſorium zu figuriren, *unterdrückt*; im *Somnambulismus* iſt es ganz aufgehoben. — Die *acute Verrückung* iſt ein Fieber des Senſoriums; beym *chroniſchen Wahnſinn* ſcheinen nur einzelne Organe und Syſteme deſſelben zu leiden. *Partielle Verſtandesverrückung* iſt eine örtliche Krankheit des Senſoriums. Viele Sinneneindrücke, die das geſunde Senſorium afficiren, wirken auf das kranke entweder gar nicht, oder ganz anders. Bey der *Fieberphantaſie* unterhalten beide Empfindungsmedia den Zuſammenhang der Seele mit der Auſsenwelt. In der kranken Seele ſcheint das geiſtige Princip mit ſeiner Baſis, dem Lebensprincip im Senſorium, loſer verbunden zu ſeyn, und in dem Geiſte ſcheinen gewiſſe Kräfte frey zu werden, die es eigentlich bloſs in ſeinem unverkörperten Zuſtande zeigt. Daher das Genialiſche in den Reden der Wahnſinnigen, die Spuren von Divination, Merkmale von nie erlernten Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten u. dgl. Im *Scheintode* und tiefen, traumloſen Schlafe iſt ein gänzlicher Verluſt der Empfänglichkeit gegen den Reiz ſenſorieller Bilder; im *tiefen Nachdenken* werden bloſs unſre Gedanken, in der *Ekſtaſe* bloſs innere Gefühle wahrgenommen.

Von S. 335. an bis zu Ende des Werks enthält daſſelbe lauter intereſſante praktiſche Reflexionen, welche die zweckmäſsige Beurtheilung, Behandlung und Heilart der Seelenkranken, vorzüglich der Wahnſinnigen betreffen, und welche die Aufmerkſamkeit aller Directoren von Irrenanſtalten und der dabey prakticirenden Aerzte im hohen Grade verdienen. — Es kann ein *atoniſcher*, ein *ſpaſtiſcher* und ein *acuter* Zuſtand im Senſorium ſtatt finden. In Senſorien, die lange Zeit heftig gereizt wurden, entwickeln ſich nicht ſelten ungewöhnliche Kräfte, ſobald die Organiſation derſelben ſo gut und dauerhaft iſt, daſs ſie, ohne krankhaft zu reagiren, jene Reizung vertragen können. Jeder Menſch läſst ſich durch eine, ſeinem eigenthümlichen Charakter genau angepaſste, pſychologi-

Digitized by Google

logiſche Behandlungsart wahnwitzig machen. Die pſychologiſchen Gifte ſind aber auch bey vorſichtiger Anwendung die wirkſamſten Heilmittel der Seele. Es giebt drey Gattungen des *Seelenreizes:* den Affectenreiz, den Sinnenreiz und die Gedankenleitung. Zu dem Affectenreiz kann gebraucht werden: 1) der *Zorn*, vermittelſt der pſychologiſchen Reizkur bey Atonie des Senſoriums; 2) *Furcht* und *Schrecken*, in manchen Fällen der Manie; *Angſt* bey melancholiſcher Erſtarrung im Senſorium; 3) *Freude*, vermittelſt der pſychologiſchen Belebungsmethode, vornehmlich im melancholiſchen Zuſtande. *Muſik* paſst vorzüglich im ſpaſtiſchen Zuſtande des Senſoriums. Für Reconvaleſcenten iſt vorzüglich der Umgang mit Vernünftigen zu empfehlen, die ſie auf eine ſchonende und für ſie ſchmeichelhafte Weiſe behandeln. Wegen der Ideenaſſociation iſt der Ort zu vermeiden, wo der Wahnſinn entſtand. Da die wiedergeneſenden Wahnſinnigen ſehr apprehenſiv ſind, ſo muſs man ohne Zurückhaltung ſelbſt das Geſpräch von den Urſachen ihres Wahnſinns *nicht* mit ihnen vermeiden, ſondern über ihr Uebel, wie über jedes andere körperliche Uebel ſprechen. Bey acutem Wahnſinn wirkt gänzliche Entziehung aller Sinnenreize. Man muſs die Kunſt verſtehen, Vorſtellungen in den Kopf des Kranken hinein zu ſpielen, die die falſchen nach und nach untergraben. Um das zuſammenhängende Denken zurückzuführen, iſt es zuweilen gut, dieſe Leute etwas *ſchreiben* zu laſſen. Blödſinnigen muſs man, wie Kindern, Spielzeug geben. Zuweilen kann man dem Wahnſinnigen Recht geben, und ihn nachher unter Umſtände bringen, wo er auf einmal durch eine unerwartete Anſicht das Abgeſchmackte ſeiner Einbildungen mit der gröſsten Gewalt zu fühlen genöthigt iſt. — Gut eingerichtete Irrenhäuſer ſollten als pſychologiſche Obſervatorien dienen. Die Experimente mit der menſchlichen Seele ſind theils *phyſiſche*, durch zweckmäſsige Erregung des thieriſchen Magnetismus, theils *mediciniſche*, durch eine zweckmäſsige Anwendung des Affectenreizes, des Sinnenreizes und der Gedankenleitung. Die Wärter in Irrenhäuſern müſſen den Umgang mit Wahnſinnigen verſtehen, Dreiſtigkeit und Geiſtesgegenwart mit etwas Sergeanten- und Schauſpielertalent beſitzen. Der Arzt muſs erſt aus Berichten und durch Beobachtung ſeinen Kranken ſtudiren, dann den Heilplan entwerfen, und endlich denſelben mit den nöthigen Abänderungen ausführen. Das lehrreiche Detail, worin ſich der Vf. über die einzelnen Arten des Wahnſinns, über die Urſachen, Kennzeichen und Behandlung derſelben verbreitet, nebſt den inſtructiven Beyſpielen und Beobachtungen, womit er ſeine Behauptungen erläutert, muſs hier übergangen werden, da ſchon die Darſtellung der eignen Theorie des Vfs. in ihren Grundzügen einen nicht unbeträchtlichen Raum erfüllt hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realſchulbuchh.: *Amtsreden bey verſchiedenen wichtigen Veranlaſſungen*, von *Friedrich Samuel Gottfried Sack*, Königl. Preuſs. erſtem Hofprediger, Ober-Conſiſtorial- und Kirchenrath. 1804. XX u. 508 S. 8. (2 Rthlr.)

In der dieſe Predigten und Reden begleitenden Vorrede macht Hr. *S.* wenige, aber ſehr feine Bemerkungen über das Eigenthümliche der Caſualreden, und über die Schwierigkeiten, welche ſie mit ſich führen. „Sie ſollen (heiſst es S. VI.) gleichſam eine durchgängige Anwendung dieſer oder jener Wahrheit auf den beſtimmten einzelnen Fall ſeyn, der ſie veranlaſst hat." — „Daher eine Rede, als Kunſtwerk, eine tadelloſe Beſchaffenheit haben, und doch als Caſualrede nichts taugen kann, wenn ſie nämlich nicht zugleich *ein Wort zu ſeiner Zeit iſt.*" Er entwickelt dann kurz und bündig das Erleichternde, welches Caſualreden für den, der ſie halten ſoll, mit ſich führen; ſetzt dann aber auch die Schwierigkeiten auseinander, mit welchen der Redner dabey zu kämpfen hat, und läſst die Klippen nicht unbemerkt, vor welchen er ſich, um nicht zu ſcheitern, ſorgfältig hüten muſs. Uns hat es immer gedünkt, als wären Caſualreden mehr ſchwierig, als leicht, und als gehörte, was auch Hr. *S.* erwähnt, ein ſehr feiner Tact (der nicht jedermanns Sache iſt) dazu, um die Gränzen des Schicklichen nicht zu überſchreiten, und indem man das Specielle meynt, das Triviale und Anſtöſsige zu greifen. — Wem es um Belege zu thun iſt, der leſe nur die zahlloſen Gelegenheitsreden und Predigten, mit welchen das Publicum in jeder Meſſe beſchenkt wird, und er wird dem Rec. gern beypflichten.

Die gegenwärtige Sammlung ſolcher Reden macht indeſs eine ſehr ehrenvolle Ausnahme von dieſer Regel. Sie ſind gröſstentheils *ſchon einzeln gedruckt*, und ſie haben ihrem Vf. den verdienten Ruf eines ſehr vorzüglichen Gelegenheitsredners erwerben und begründen helfen. Wir dürfen daher nur bemerken, daſs unter den *funfzehn Gelegenheitspredigten*, welche voranſtehen, *zwey Huldigungspredigten*, von denen die erſte 1786. und die andere 1798. gehalten wurde, ſich befinden. *Viere* ſind *Gedächtnifspredigten* auf den Tod der Prinzeſſin Amalia von Preuſsen, auf Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und auf den Prinzen Ludwig; *eine* iſt dem Andenken *verſchiedener Mitglieder der Domgemeinde* gewidmet, und gehört, theils der Idee, theils der Ausführung wegen, zu den intereſſanteſten und gelungenſten in dieſer ganzen Sammlung. — Dann folgen noch *acht* Predigten bey verſchiedenen *wichtigen Veranlaſſungen*, z. B. *nach der Geneſung des Kronprinzen und ſeiner Geſchwiſter*, *am 79ſten Geburtstage der verwittweten Königin* (Gemahlin Friedrichs), *bey der erſten Communion des Kronprinzen* (jetzigen Königs), *des Prinzen Ludwigs*, *der Prinzeſſinnen Wilhelmine und Friederike*, und eine — meiſterhafte — *Homilie über Luc.* 17, 11 — 19., nach deren Leſung Rec. den Wunſch nicht unterdrücken kann, daſs der würdige Vf. doch mehrere ähnliche Arbeiten, in derſelben kunſtloſen und doch ſo ſchweren Manier, eben ſo anſpruchlos und doch ſo tief eindringend abgefaſst, mittheilen möchte!

Die

Die *zweyte* Abtheilung dieſer Sammlung enthält *Confirmations-Reden*, nämlich bey der *Confirmation* der Prinzeſſin *Friederike*, des jetzigen *Königs von Preuſſen*, des Prinzen *Ludwigs* und der Prinzeſſin *Wilhelmine*, des Prinzen *Heinrichs*, der Prinzeſſin *Auguſte* und des Prinzen *Wilhelm* gehalten. Sie ſind meiſtens ſchon gedruckt. Die folgenden vier aber, welche bey der Einſegnung *mehrerer jungen Perſonen vom Stande*, und *bey der Taufe eines jungen Mennonitiſchen Edelmanns* geſprochen wurden, waren uns neu; ſie ſind es aber ſämmtlich werth, einem gröſsern Publicum mitgetheilt und aufbewahrt zu werden.

Die *Traureden*, welche nun folgen, *zwölf* an der Zahl, wurden durch Verbindungen *fürſtlicher* und *Privat-Perſonen* veranlaſst, und auch ſie leiſten den ſtrengen Forderungen des Vfs. (S. XI.) an dergleichen Amtsreden vollkommen Genüge.

Den Beſchluſs machen *zwey Einführungsreden*, welche Rec. nicht beſſer zu charakteriſiren weiſs, als daſs er ſie für werth hält, den *Tellerſchen* und *Löfflerſchen* an die Seite geſtellt zu werden.

Als *Anhang* giebt der Vf. einen Aufſatz mit der Ueberſchrift: *an meine Kinder, am 7ten Auguſt* 1800. Dieſs war der Tag, an welchem der, nun verklärte *Spalding* (Hn. *Sack's* Schwiegervater) ſeine 25jährige eheliche Verbindung feyerte. Man findet auf dieſen wenigen Blättern einen ſo ſchönen, ſanften, reinen Erguſs des Herzens, daſs Rec. mit innigem Vergnügen dabey verweilte und jetzt gern dahin zurückkehrt. Beſonders anziehend war ihm die folgende Stelle, welche zugleich die edle Manier und ſchöne Diction des Vfs. in ein helleres Licht ſetzen wird, als alle etwanige Bemerkungen darüber es gekonnt hätten. „Der Geiſt der Zeit erweckt bey redlichen Aeltern oft viel Bekümmerniſs. Denn die alles umſtürzende Neuerungsſucht unſerer Tage, die ſich oft das Anſehn höherer Weisheit giebt, ſucht mit frecher Hand ſelbſt die Grundpfeiler der Moralität und der menſchlichen Beruhigung zu erſchüttern, und macht gemeinſchaftliche Sache mit dem niederträchtigen Egoismus und der gröbern oder feinern Sinnlichkeit. Es hat keine Gefahr, daſs untergehen werde, was ſeiner Natur nach ewig feſt ſteht. Wenn unter den Schreckniſſen eines Ungewitters alles auf Zerſtörung und Untergang abzuzielen ſcheint: ſo iſt am Ende Reinigung der Atmoſphäre und vermehrte Fruchtbarkeit des Erdbodens die Folge der vorübergehenden wohlthätigen Erſchütterung in der Natur. Aber wie ein bedächtiger Gärtner, während der Sturm raſet und der Hagel herabſtürzt, hingeht, um die jungen Bäume ſeines Gartens feſter zu binden, oder das Blumenbeet zu beſchirmen, daſs (damit) er erhalten möge, was ſonſt als Opfer des allgemeinen Wohls verloren gehen müſste, ſo müſſen auch diejenigen, welche die edeln Gewächſe in dem Garten der Menſchheit zu warten den heiligen Beruf haben, jetzt verdoppelte Sorge tragen, daſs der Sturm in der moraliſchen Welt nicht entwurzele, was Widerſtand zu leiſten noch nicht eigene Kraft hat" u. ſ. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Erlangen*, gedr. b. Hilpert: *Specimen Florae Erlangenſis.* Diſſertatio med. ineug. — quam publ. def. *Aug. Friedr. Schweigger*, Erlangenſis. 1804. Pars I. Cl. I — XIII. 136 S. 8. — Hr. *S.*, ein Schüler des Hn. *v. Schreber*, ſammelte während ſeiner Studierjahre die Pflanzen um Erlangen, und liefert nun von denſelben das Verzeichniſs der erſten 13 Claſſen nach dem Linnéiſchen Syſteme, wobey er zugleich die Köllſch-Ehrodtiſche Flora des Fürſtenthums Bayreuth, den Ellwertſchen Faſcikel und einige der neueſten botaniſchen Schriften benutzte. Die Pflanzen ſind mit ſehr kurzen Kennzeichen von Gattung und Arten, nebſt deutſchen und ſyſtematiſchen Trivialnamen verſehen, denen Wohnörter und einige Bemerkungen beygefügt ſind. Die Darſtellung zeugt im Ganzen von den viel verſprechenden Anlagen des Vfs. zum ſyſtematiſchen Botaniker. Doch verrathen auch hier und da einige Mängel den Anfänger. Einige Bemerkungen werden dieſs Urtheil beſtätigen. *Callitriche verna* und *C. ſtellata Hoppei* ſind als zwey verſchiedene Pflanzen angegeben; es ſind aber nur zwey Namen für einerley Gewächs. *Lycopus exaltatus*, bisher nur als in Italien einheimiſch bekannt, wächſt, nach Hn. *S.*, bey Erlangen. Von *Eriophorum* hat unſer Vf. fünf Arten aufgezählt; offenbar ſind aber *E. polyſtachion* und *latifolium* eine und dieſelbe Pflanze. Eine neue Art *Punicum*, die Hr. *v. Schreber P. Iſchaemum* nennt, und *ſpicis congeſtis, floribus ovatis obtuſis pubeſcentibus, foliis vaginisque glabris, culmis proſtratis*, dahnirt, verdient Aufmerkſamkeit; man betrachtete ſie bisher als Abart von *P. ſanguinale*, und vielleicht iſt ſie *P. filiforme Koeleri*. Die drey aufgeſtellten Arten *Galium ſcabrum*, *G. glabrum* und *G. erectum* ſind höchſtens nur zwey wahre Arten, und es iſt dem Vf. entgangen, daſs in dem Syſteme ſchon ein *Galium glabrum*, vom Cap, vorhanden iſt. Das *Phyteuma orbiculare*, welches Hr. *Friſchmann* bey Kosbach ſammelte, iſt wohl nicht recht beſtimmt; es iſt vielmehr die Varietät mit blauen Blumen von *Ph. ſpicatum*. Rec. findet es merkwürdig, daſs bey Erlangen *Theſium alpinum*, ſonſt aber gar keine der gemeinern Arten, vorkommen ſollen. *Cucubalus Behen* und *C. Otites* ſind zur Gattung *Silene* gebracht; dahin hätte wohl auch *C. baccifer* gehört. *Alſine media* iſt, nach *Smith*, als *Stellaria media* geordnet.

Seltene Pflanzen finden ſich in dieſer Flora nicht viele, und einige aufgeführte kommen dem Rec. als nicht vorhanden vor, weil der Vf. den ſpeciellen Wohnort nicht angiebt; unter andern möchten wohl *Anemone ſylveſtris*, *Fragaria ſterilis* (die im Erlanger botaniſchen Garten in Blumentöpfen gezogen wird), *Pyrola umbellata*, *Arbutus uva urſi*, *Ledum paluſtre*, *Laſerpitium pruteniсum*, dahin gehören. Die Zahl der aufgeführten Gattungen beträgt 216. Zur Vollendung dieſes Werks macht der Vf. keine beſtimmte Hoffnung; vielleicht aber verfolgen einige andere angehende Pflanzenforſcher in Erlangen den Plan, welchen Hr. *S.* unvollendet gelaſſen hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Februar 1805.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

ALTENBURG, im literar. Comptoir: *Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrer-Standes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens.* Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Diakonus in Altenburg. *Zweyter* Band. *Zweytes* u. *drittes* St. 1802. S. 165—472. *Zweyten* Jahrgangs *erster* Band. *erstes* bis *drittes* St. 1803. 472 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ueber den Geist und Plan dieses Journals haben wir uns bey der Anzeige der ersten Stücke ausführlicher verbreitet (1803. Nr. 144.); wir gehen daher sogleich zum Inhalte der vorliegenden Stücke über.

Zweyten Bandes *zweytes* Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Ueber den protestantischen Religionscultus unserer Zeit;* von A—Z, Superintendenten in **. Der bisherige Religionscultus wird in diesem Aufsatze nach allen seinen Schattenseiten, bisweilen im schneidendsten Tone, hingestellt, und gezeigt, dass die Unzufriedenheit mit demselben in allen ihren Aeusserungen nicht Irreligiosität, sondern ein achtungswerther Beweis sey, dass man das Bedürfniss fühle, etwas besseres zu suchen, als man bisher hatte, und dass man dieses Streben mit freudiger Begegnung ehren müsse. Aus der Irreligiosität und Unsittlichkeit unserer Zeit, in Verbindung mit dem jetzt regen Streben nach Licht und Wahrheit, werde ein neues Interesse für die reinchristliche Religion hervorgehen, u. s. w. Neben manchen treffenden Gedanken, z. B. „das Volk ist stets eine verschlimmerte Copie der vornehmen Welt," stösst man auch auf manches Halbwahre und Uebertriebene. Auch sind manche Vergleichungen und Ausdrücke, z. B. die Vergleichung des Cultus mit einem Schlafrocke, ferner: die „dem göttlichen Könige gemachte *Cour*," die Darstellung christlicher Sonntage als *jüdischer Courtage*, u. a. m. nicht edel genug. Dass übrigens der Vf. mit Ernst über manche kirchliche Spielereyen urtheilt, welche die Katholiken längst nicht mehr achteten, und worüber protestantische Gelehrte nun wieder anfangen, sich mit vieler Salbung zu ergiessen, und hohe Symbole darin zu finden, bedarf wohl keiner Entschuldigung. 2) *Von der möglichen Art des Verhältnisses des Religionscultus zur Religion;* eine Fortsetzung der im *zweyten* Bande *ersten* Stück angefangenen interessanten Abhandlung. 3) *Ueber das Interesse für Religion und Christenthum, und wodurch dasselbe befördert werde;* von *Greiling*, Pred. in Neugattersleben im Herz. Magdeburg. Wenn der Vf. dieses Aufsatzes S. 208. sagt, dass man ehemals eine Religion des Gefühls gehabt habe, der es an Verstande fehlte, und dass man jetzt eine Religion des Verstandes habe, der es an Gefühl und Vernunft fehle, so muss man das Jahr 1802, worin er diess schrieb, nicht vergessen; denn eine nicht unbedeutende Partey von Theologen sucht jetzt wieder *das Gefühl* allein auf den Thron zu heben. In einigen Jahren wird es freylich wieder anders seyn! Als eine einseitige und falsche Darstellung des *Religionsglaubens* sieht es Hr. *G.* mit Recht an, wenn dieser als ein blosses *Hülfsmittel* der moralischen Gesinnung betrachtet wird. Die moralische Gesinnung ist vielmehr das Hülfsmittel für den moralischen Glauben, und die einzige *conditio sine qua non.* Schön zeigt der Vf., wie unser Interesse für Religion sich auflöse in das specifische Interesse für Christenthum, welches die Idee des Weltbürgersinnes rein aufgefasst, die moralische Gesetzgebung und ihren Endzweck, das moralische Reich Gottes, rein und kräftig dargestellt habe, welches jeden Menschen als Bruder, als Glied einer ehrwürdigen Gottes-Gemeinde ansieht. Er zeigt, wie die Tendenz der Kirche und des Christenthums höher sey, als die der Staaten; wie das Interesse für Religion *wissenschaftlich, pädagogisch* und *kirchlich* befördert werden könne, u. s. w. Rec. hat diesen belehrenden und gut geschriebenen Aufsatz mit vielem Interesse gelesen. 4) *Sollten unsere Volksschulen dadurch wesentlich verbessert werden, wenn man mit ihnen allgemein solche Industrieschulen verbände, als hie und da bereits mit ihnen verbunden sind?* von *Funk*, Pred. in Altona. Der Vf. verspricht sich, aus guten Gründen, nicht alle die Vortheile von denselben, die man fast allgemein für die Verbesserung des niedern Schulwesens von ihnen zu erwarten scheint. Er hält sie blos für ganz taugliche Mittel, eine verwilderte Jugend ins Geleise einer gewissen Ordnung zurück zu bringen; sie für Unterricht und stille Thätigkeit empfänglich zu machen; ihnen auf die möglichst wohlfeile Weise bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit Erziehung und Unterhalt zu verschaffen, und sie anzuleiten, künftig von selbst verdientem Brode nothdürftig zu leben. Ueberdiess wird nicht selten in unsern Industrie-Anstalten der Grund zu manchen der Moralität nicht günstigen Gemüthsstimmungen gelegt. II. *Vorschläge, Anstalten und Verfügungen.* Unter den Verordnungen zeichnen sich die *Meiningischen erneuerten Instructionspunkte für die Kirchen- und Disciplininspektoren* aus. Die *frommen Wünsche* S. 286 fg. verdienen beherzigt zu werden. Recensionen, kurze Notizen u. s. w. machen den Beschluss.

Zweyten Bandes *drittes* Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Ueber den Einfluſs liturgiſcher Vorſchriften auf die Veredelung der Prediger und des öffentlichen Cultus;* von *Wilmſen*, Pred. in Berlin. Der Vf. ſchlägt den Werth liturgiſcher Vorſchriften mit Recht ſehr gering an; indeſſen werden ſie doch wohl — bey der wirklichen Beſchaffenheit der meiſten Prediger — bleiben müſſen; nur ſollten ſie wenigſtens vernünftig und nicht ſo veraltet ſeyn, wie ſie an den meiſten Orten noch ſind. Rec., der ſein veraltetes Formelbuch vor gebildeten Zuhörern nicht ohne Erröthen in die Hand nehmen kann, folgt gewöhnlich den eigenen Ergieſsungen ſeines Kopfs und Herzens, und hat bisher darüber von ſeinem Obern noch keine Vorwürfe zu befürchten gehabt. Was Hr. *W.* über das öftere Herplappern des Vaterunſers und der moſaiſchen Segensformel ſagt, iſt Rec. aus der Seele geſchrieben. 2) *Von der wirklichen Art des Verhältniſſes des Religionscultus zur Religion.* Eine Fortſetzung von der B. II. St. 2. abgebrochenen Abhandlung. Ueber den vorhandenen Gottesdienſt der Chriſten überhaupt und der evangeliſchen insbeſondere wird viel Treffendes, meiſt in einem ſarkaſtiſchen Tone, geſagt. Was S. 352 von dem Cultus der *Lutheraner* vorkommt, iſt jedoch viel zu allgemein geſagt; denn alle dieſe Auswüchſe des Papismus, des Kreuzmachens, das Beſchiken der Kranken, der Prieſterornat, das Beichtgeld, die Verbeugung vor der Hoſtie, der Exorcismus, u. ſ. w. finden ſich durchaus nicht in dem Vaterlande des Rec., und was die *Tempelpracht* anlangt, ſo ſcheint ihm dieſer Ausdruck von unſern meiſten ſtaubigten und finſtern Kirchen, die oft Grabgewölben mehr gleichen, als Prachtgebäuden, faſt ironiſch zu nehmen zu ſeyn. Eher ſollte man für gröſsern und anſtändigen Kirchenſchmuck ſorgen, als dagegen declamiren. Zuletzt ſagt der Vf. noch manches Prüfenswerthe über das *ſeyn ſollende* Verhältniſs des Religionscultus zur Religion. In allen einzelnen Behauptungen kann ihm jedoch Rec. nicht beyſtimmen, und findet vielleicht bald an einem andern Orte Gelegenheit, ſich über manches hierher gehörige ausführlicher zu äuſsern. 3) *Von dem Einfluſſe der Lehrfreiheit auf Veredlung des Predigerſtandes;* von *Künſtler*, Kollaborator in Altenburg. Durch Lehrfreyheit erhält der Predigerſtand die ihm eigenthümliche Würde, welche ſich auf Selbſtthätigkeit und Freyheit des Geiſtes gründet. Mit dem Verluſte dieſer Selbſtthätigkeit iſt nothwendig auch der Verluſt der Selbſtſtändigkeit des Charakters verbunden. Sobald der Religionslehrer ſich wegen ſeines intellektuellen und ſittlichen Werthes ſchätzen und achten kann, wird ihm auch die Schätzung und Achtung der Gemeindeglieder nicht entgehen; und ſobald er wirklich Muſter ſeyn kann, wird ſein Einfluſs auf Veredlung des Volks auch bedeutender werden. Zuletzt begegnet der Vf. noch einigen Einwürfen. 4) *Iſt durch Schullehrer-Seminarien allein den Volksſchulen wirklich aufgeholfen?* Von S. in B. Nein! der Vf. ſchlägt noch beſondere *Schulinſpectoren* vor, die aus den Predigern einer gewiſſen Diöceſe genommen werden könnten. 5) *Sind die häufigen Klagen der Prediger über den Verfall der Religioſität zu billigen?* von M. *Schulze* in Leipzig. „Durchaus nicht!" 6) *Die öffentliche Ausſtellung der Leichen bietet Predigern, Schullehrern und Erziehern vielen Stoff zur Belehrung dar;* von Ebendemſelben. Mit etwas leichten Gründen wird hier die ſchädliche Ausſtellung der Leichen vertheidigt. Unter andern ſoll, „beym Anblick der durch Kummer und Angſt ausgemergelten Geſtalt des *Todes (Todten)* den Schuldigen der Vorwurf treffen, wie auch *er* das Leben dieſes Menſchen verbittert habe." Als ob der Schuldige dieſem ihm ſo läſtigen Anblicke nicht auszuweichen ſuchen werde; und wenn es ihm um Erweckungsmittel aus ſeinem Sündenſchlafe zu thun iſt, ſo findet er ja wohl andere und zweckmäſsigere Mittel. II. *Vorſchläge, Anſtalten und Verfügungen.* So gut auch die S. 420 fg. vorkommenden Vorſchläge zu einer Schullehrer-Conferenz ſind, ſo werden ſich doch bey deren Ausführung noch manche Schwierigkeiten finden, wie Rec., der ein Zeuge von ganz ähnlichen Inſtituten war, verſichern kann.

Zweyter Jahrgang. Erſten Bandes *erſtes* Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Ueber die gegenwärtige Lage des Landpredigers und ſeine Wirkſamkeit. Schreiben eines Landpredigers an einen Stadtprediger;* von *Krüger*, Pred. in Eichſtädt unweit Stendal. Einige Weitläuftigkeiten abgerechnet, ſagt der Vf. viel Wahres und Treffendes in dieſem Aufſatze, der im folgenden zweyten Stücke fortgeſetzt und beendigt wird. 2) Fortſetzung und Beſchluſs der Bd. 2. St. 3. abgebrochenen Abhandlung: *Ueber das Verhältniß des Religionscultus zur Religion;* von *Böhme*, Stiftspfarrer in Altenburg. Wir zweifeln nicht an der Beförderung eines ächt-religiöſen Cultus, wenn die vom Vf. aufgeſtellten Grundſätze berückſichtigt würden. 3) *Freymüthige Bemerkungen über einige vorzügliche Hinderniſſe der Wirkſamkeit öffentlicher Religionsvorträge, hauptſächlich von Seiten der Prediger;* von *Eiſenſchmid*, Pred. in Schwaare bey Gera. Hinderniſſe von Seiten der *Zuhörer* ſind: ihre zum Theil grobe Unwiſſenheit — die durch unwiſſende Schulmeiſter oft noch befördert wird; — ihr Leichtſinn; der Stolz und Eigenſinn ſo vieler; das immer noch beybehaltene Rituale der öffentlichen Gottesverehrungen überhaupt (die tragikomiſche Beſchreibung der öffentlichen Gottesverehrungen, S. 59 fg. paſst leider! noch auf manche Gemeinde), — andre Hinderniſſe ſind: die hier und da noch herrſchenden ſchlechten Geſangbücher, die gewöhnliche Form unſerer öffentlichen Vorträge, der ſtrenge Zuſammenhang derſelben, u. ſ. w. die Menge der Predigten; das bloſse Anführen und Herleſen einiger bibliſchen, für den gemeinen Mann unverſtändlicher Sprüche aus unſrer deutſchen Bibel. Hinderniſſe von Seiten des *Predigers* ſind: Mangel an Popularität im Ausdrucke und in der Sprache, — bey dieſer Gelegenheit werden vom Vf. einige gute Regeln eingeſtreut — ferner: Mangel an Popularität in der Wahl der Gegenſtände, Unbekanntſchaft mit der Kunſt, zu individualiſiren, u. ſ. w. Die Fortſetzung dieſer nützlichen Abhandlung folgt in einem an-

Digitized by Google

andern Stücke. 4) *Beytrag zur Veredlung des Predigerſtandes durch Verhütung unglücklicher Predigerehen durch die Obern;* von *Müller*, Pred. zu Haſſel in der Grafſch Hoya. Der Vf. verſpricht ſich viel von der Ausführung des Vorſchlags, „daſs etwa der älteſte geiſtliche Konſiſtorialrath, ſchon bey Gelegenheit des Examens und beſonders der Ordination zum Predigtamte, den Kandidaten und angehenden Prediger (unter vier Augen) an dieſen wichtigen Punkt *väterlich erinnerte.*" Den leicht möglichen Miſsbrauch ſieht der Vf. ſelbſt ein. Allein würden nicht auch die Kandidaten, die eine ſolche Erinnerung jedesmal voraus ſähen, zuletzt eben ſo gleichgültig dagegen werden, wie die neu ankommenden Studenten, die auf manchen Univerſitäten eine väterliche Ermahnung des Dekans der philoſophiſchen Fakultät zu erwarten haben, gegen dieſe Ermahnung ſind? denn daſs eine Sache, die ſich bey jedem Kandidaten ereignete, verſchwiegen bleiben ſollte, iſt nicht zu denken. Welcher Konſiſtorialrath aber würde ſich wohl gerne dazu verſtehen (wenn Privatintereſſe ihn nicht leitete), nicht beym Allgemeinen ſtehen zu bleiben, ſondern detaillirtere Vorſchläge zu thun? und würden dieſe Vorſchläge nicht in jeder Hinſicht leicht gemiſsdeutet werden können? — 5) *Wodurch beſchränken mehrere Prediger in unſern Zeiten die Wirkſamkeit ihrer Religionsvorträge? und wodurch könnten ſie dieſelbe aufs neue befördern?* von M. *Schulze* in Leipzig. Einige recht gute, wiewohl eben nicht neue, Gedanken! Auch dieſsmal dürfen die *Vorſchläge*, *Anſtalten* u. ſ. w. unter Nr. II. nicht überſchlagen werden.

Zweyter Jahrgang. Erſten Bandes *zweytes* Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Fortſetzung des im erſten Jahrgang angefangenen Briefwechſels zweyer Univerſitäts-Freunde über Gegenſtände der Homiletik;* von *Sauer*, Pred. in Burggrub. Wenn gleich nicht neue, doch beherzigungswerthe und gröſstentheils gut vorgetragene Ideen. An Vergleichungen ſind die beyden Freunde nicht arm. Hier nur eine! „Ueberhaupt kann man nicht zu gering von den Menſchen denken, wenn von ſtufenmäſsiger, moraliſcher Vervollkommnung die Rede iſt. Der gröſste Theil derſelben iſt ſein ganzes Leben hindurch ein Laſthier, das an den Karren täglicher Bedürfniſſe, die ihm ſeine phyſiſche Exiſtenz fiebern, geſpannt iſt. Das eine arbeitet vielleicht auf offener Chauſſee, das andere tritt ein Mühlrad, das dritte zieht einen königlichen Wagen; aber ſie alle machen keinen Unterſchied zwiſchen vornehmer und geringer Laſt: bloſs das Futter freut ſie." 2) *Ueber die gegenwärtige Lage des Landpredigers.* (Fortſetzung und Beſchluſs.) Manches, was der Vf. bey Kirchen- und Schulviſitationen erinnert, daſs z. B. der Inſpector die verſammelte Gemeinde in Gegenwart des Predigers befrage: ob ſie wider dieſen etwas einzuwenden habe, oder mit ſeinem Betragen zufrieden ſey? iſt in dem Vaterlande des Rec. gar nicht Sitte, und manche Verbeſſerungs-Vorſchläge des Vf. ſind darin längſt wirklich ausgeführt. Von Conduiten-Liſten iſt Rec., wie der Vf., durchaus kein Freund. 3) *Einige Hinderniſſe der Wirkſamkeit der Predigten.* (Fortſetzung und Schluſs.) Als fernere Hinderniſſe werden angegeben: gar zu lange Predigten, der Mangel am Aeuſserlichen im Vortrage des Predigers, das Schelten und Toben über Neuere und Neuerungen und die Liebe zum Polemiſiren; oder im Gegentheile eine unbeſonnene Neuerungsſucht (bey welcher Gelegenheit einige ſchöne Vorſchriften gegeben werden), und zuletzt noch der Umſtand, daſs einige Prediger ſich nicht gehörig auf ihre Vorträge vorbereiten, nicht meditiren. Das Extemporiren muſs auch, nach unſerer Meinung, nur zum Nothfall gehören, ſonſt ſind Verwirrung und leere Schwatzhaftigkeit an der Tagesordnung. Unſer Vf. ſagt hierüber viel Treffendes. 4) *Ueberſicht deſſen, was im J.* 1802. *zur Veredelung des Predigerſtandes in Schriften geleiſtet worden iſt;* von M. *Schulze* zu Leipzig. Recht gut und zweckmäſsig! II. *Vorſchläge*, u. ſ. w. Nach einer kurpfälz. Konſiſtorialverordnung, ſollen die Knaben *vierzehn*, die Mädchen aber *dreyzehn* volle Jahre am Tage ihrer Konfirmation zurückgelegt haben. Die *Bemerkungen* etc. S. 278 fg. ſtimmen ganz mit den Ueberzeugungen des Rec. zuſammen. S. 309. werden die Hauptideen aus H. *(Horſt's)* Aufſatz „über Religion, Mythologie und Chriſtenthum in Beziehung auf den Zeitgeiſt" mitgetheilt, jedoch ohne eigentliche Kritik.

Zweyter Jahrgang. Erſten Bandes *drittes* Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Beurtheilung einiger von Greiling, Müller, M. T. in B. und von Pöſchel gegen die vom Herausgeber vorgeſchlagene Coordination der Prediger und Schullehrer erhobenen Bedenklichkeiten;* vom Herausgeber. Rec. hat ſeine Privatmeinung über dieſen Gegenſtand ſchon bey der Beurtheilung der erſten Stücke dieſes Journals zu erkennen gegeben, und will ſie hier nicht wiederholen. Hr. *Schuderoff* hat *Schullehrer* im Sinne, *wie ſie ſeyn ſollten*, und ſeine meiſten Gegner reden von *Schullehrern*, *wie ſie wirklich ſind.* Ueberdieſs werden die *Schullehrer* von den meiſten zu ſehr in eine Klaſſe geworfen; daſs z. B. zu einem Lehrer an einem ſtädtiſchen Gymnaſium zum wenigſten eben ſo viel Talent und Geſchicklichkeit gehöre, als zu einem Prediger, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, und wer wollte daher beiden Männern nicht gleichen Rang zugeſtehen? daſs jedoch zu einem Dorfſchulmeiſter, der der rohen Bauernjugend das A. B. C., Leſen, Rechnen, Schreiben und den kleinen Katechismus vom 7ten bis zum vierzehnten Jahre beybringen muſs, eben ſo viel erforderlich ſey, wie zu dem Amte eines Predigers, der das iſt, was jeder Prediger ſeyn muſs, wird wohl kein Unparteyiſcher behaupten wollen; und warum ſollte ein gebildeter Prediger nicht die Aufſicht über einen Dorfſchulmeiſter haben können? daſs der Lehrer an einem höheren Gymnaſium gründlichere philologiſche Kenntniſſe haben müſſe, als der Pfarrer, verſteht ſich von ſelbſt; daſs jedoch eben dieſer Lehrer ein ſchlechter Pfarrer ſeyn könne, und dadurch an Verdienſt nichts verliere, weil er ſich mit dem Pfarrweſen nicht zu befaſſen braucht, iſt eben ſo klar. Allein hier hat der Pfarrer mit dem Lehrer

gar

Digitized by Google

gar nichts zu ſchaffen, und der erſtere kann ſeinem Superintendenten oder Kirchenrathe, und der letztere einem Oberſchulcollegium oder Oberſchulrathe untergeordnet ſeyn, und kein Vernünftiger wird es anſtöſsig finden, wenn beyde Männer in der bürgerlichen Geſellſchaft gleichen Rang genieſsen. Es iſt hier der Ort nicht, dieſen Ideen, durch weitere Auseinanderſetzung, mehr empfehlendes zu geben. Der wackere Herausgeber dieſes hier angezeigten Journals wird uns gewifs nicht miſsverſtehen. S. 369. wird von beyden Theilen zugegeben, dafs der Schulmeiſter „als Küſter, Kantor und Organiſt dem Prediger untergeordnet bleiben müſſe." Allein ſollten nicht die meiſten *Kantoren* und *Organiſten* den Prediger im Singen und Orgelſpielen übertreffen? ihn überſehen? und müſste man dann nicht, nach den Räſonnements einiger Streiter, auch den Kantor und Organiſten dem Prediger wenigſtens coordiniren? Auf jeden Fall mufs doch der Prediger vom Schulunterrichte mehr verſtehen, als vom Spielen der Orgel. — — Uebrigens haben es weder der Vertheidiger, noch die Gegner des Coordinations-Syſtems, an ſcharfſinnigen Gründen fehlen laſſen. 2) *Kann von der Kirche und deren Lehrern eine gründliche Verbeſſerung unſerer Volksſchulen mit Grunde erwartet werden?* von *Funk*, Pred. in Altona. Der Vf. iſt nicht der Meinung derer, welche die Kirche in eine halbe Schule verwandeln möchten, und wünſcht vielmehr, dafs ſie eine Bildungsanſtalt für Erwachſene bleiben möge. Wir ſtimmen dem Vf. vollkommen bey, wenn er behauptet, dafs eine Katechiſation, die eben ſo erbaulich für die Erwachſenen, als lehrreich für die Jugend iſt, eine Aufgabe ſey, deren glückliche Löſung nicht nur ungemein viele Geſchicklichkeit auf Seiten des Katecheten, ſondern auch einen weit höhern Grad von Ausbildung auf Seiten der Katechumenen, als man gegenwärtig in der Regel bey ihnen antrifft, vorausſetze. Eben ſo bewirken auch die fleiſsigſten Schulbeſuche nicht das, was man bisweilen von ihnen erwartet, und der Forderung an die Prediger, dafs ſie den vorhandenen unfähigen Schullehrern einen beſſern Unterricht ertheilen, und ſie hierdurch zu ihrem Amte tüchtiger machen ſollen, treten gleichfalls manche Hinderniſſe in den Weg. Mehr Heil verſpricht ſich jedoch Hr. *F.* von einer andern Maafsregel, dafs nämlich die Prediger ſelbſt, ſo weit als möglich, den Schulunterricht ihres Orts übernehmen ſollen, vornehmlich den Unterricht in der Religion, u. ſ. w. Wenn der Prediger noch ſo viele Zeit entübrigen kann, ſo haben wir nichts gegen dieſen Vorſchlag zu erinnern. Bey der geſchäftsvollen Lage des Rec. wäre z. B. die Ertheilung des Schulunterrichts — Unmöglichkeit. 3) *Was kann von Seiten des Schullehrers zur Verminderung des Meineides geleiſtet werden?* Von M. *S.* in B. Das Bildungsgeſchäfte des Schullehrers mufs mit dem Hinarbeiten 1) auf hellere und geläutertere Vorſtellungen von Recht und Pflicht und weiteres Verbreiten derſelben, und 2) auf zarte Gewiſſenhaftigkeit beginnen und endigen. Er mufs ferner, ſowohl mittelbar als unmittelbar, auf den groſsen Zweck hinarbeiten, dafs Redlichkeit und Treue (die an ſich keine ſo unzuverläſſigen Stützen, als wenigſtens in unſern Tagen der Eid geworden iſt, bedarf) ſeine uralte Gültigkeit unter dem Menſchengeſchlecht wieder behaupte. Rec. iſt zwar auch überzeugt, dafs die ganze Sache bey der Bildung der Jugend zu rechtſchaffenen Menſchen beginnen müſſe; einzelnen Aeufserungen des Vfs. kann er jedoch nicht beytreten. Sollte auch mancher, der auf Bildung Anſpruch macht, in dem gerichtlichen Eide nur eine Art von Ordalien erkennen, ſo wird er ihm dennoch, da dem rechtſchaffenen Mann jedes gegebene Wort heilig ſeyn mufs, heilig bleiben. Am meiſten ſetzen gegenwärtig die Richter den Eid in den Augen der Menge herab, da ſie, um der nichtswürdigſten Kleinigkeit willen, gewöhnlich ſchwören laſſen. 4) *Vorſchläge, die Nutzbarkeit des Kirchenephorats betreffend. Für Superintendenten und Kirchen-Inſpectoren.* Vorſchläge zu einer *Leſegeſellſchaft*, einer *doppelten jährlichen Conferenz* (eine mit den Predigern und eine mit den Schullehrern), einer officiellen Angabe der Predigthauptſätze vom ganzen oder halben Jahre; (eine anmuthige Lectüre von etlichen tauſend Predigtentwürfen für den Superintendenten, und dann noch eine Kritik darüber, ohne welche das bloſse Einſenden nichts fruchtete!) und Vorſchläge zu einer nützlicheren Einrichtung der *Kirchenviſitationen*. Manches hier gerügte iſt dem Vaterlande des Rec. ganz fremd, z. B. die Katechiſationen der Schullehrer in der Kirche. 5) *Einige Schwierigkeiten, welche Prediger bey Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes oft von Seiten ihrer Schullehrer finden.* Die hier gerügten Hinderniſſe ſind leider! ziemlich allgemein anzutreffen! Die *Vorſchläge*, *Anſtalten* und *Verfügungen* (II.) enthalten auch dieſsmal viel Leſenswerthes. Den bereits erſchienenen *zweyten* Band dieſes intereſſanten Journals werden wir nächſtens anzeigen.

PHYSIK.

Gotha, b. Becker: *Lehrbuch der Naturlehre* für Anfänger, nebſt einer kurzen Einleitung in die Naturgeſchichte von *Fr. Kries*, Prof. am Gymnaſium zu Gotha. 1804. 163 S. 8. (8 gr.)

Dieſes kleine Lehrbuch iſt zweckmäſsig abgefaſst. Die nothwendigſten Lehren der Phyſik ſind kurz, faſslich und in einer guten Ordnung vorgetragen. Figuren ſind, vermuthlich des wohlfeileren Preiſes wegen, nicht hinzugefügt, welches wir jedoch etwas zu ſparſam finden. Eine Tafel für die nothwendigſten Figuren zu den mechaniſchen und optiſchen Lehren würde das Buch nicht ſehr vertheuert haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Februar 1805.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Kümmel: *Anleitung zur Kenntniß der Gewächse*, in Briefen von *Kurt Sprengel.* *Dritte* Samml. 1804. 374 S. 8. 10 Kpfr. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die beiden erſten Theile dieſes Werkes ſind von einem andern Rec. angezeigt worden. Mit dem beſcheidenen Anſchein, als ob der Vf. Liebhabern und Frauenzimmern eine Anleitung zur Botanik geben wollte, belehrte er die gröſsten Kenner. Eben ſo und ſorgfältiger, mit gröſserer Vorliebe für die darin abgehandelten Gegenſtände, iſt dieſer dritte Theil verfaſst. Es gilt hier den kryptogamiſchen Gewächſen, den Farrenkräutern, Mooſen und flechtartigen Gewächſen, welche den Vf. ſchon lange beſchäftigten, wo er ſich als Kenner der Arten, des innern Baues und wie ſich erwarten läſst, als groſser Kenner der Literatur zeigt. Eine genaue Anzeige iſt hier nöthig, theils um auf dieſes Werk aufmerkſamer zu machen, als man ſonſt auf Handbücher zu ſeyn pflegt, theils um einige von den Meinungen zu prüfen, worin der Vf. von andern Pflanzenkennern abweicht. Mit Recht behält er vorläufig den linneiſchen Charakter der kryptogamiſchen Pflanzen bey, und tadelt einen neuern Schriftſteller, nach welchem ſie keine Antheren, ſondern zerſtreuten Blumenſtaub haben ſollen. Er führt die Aſclepiadeen an, deren Saamenſtaub zwar geſtielt iſt, wo man doch aber die häutigen Behälter, worin er ſteckt, für Antheren halten könnte. Allein es iſt überhaupt problematiſch, was an den kryptogamiſchen Pflanzen Anthere oder Saamenſtaub iſt, daher kann es nicht zum Kennzeichen dienen. Von den Farrenkräutern wird zuerſt im Allgemeinen gehandelt. Die meiſten, heiſst es hier, haben wirkliche Knollen, aus welchen die neuen Strünke und Wurzeln hervorkommen. Die Knollen beſtehen aus einem feſten gedrängten Zellgewebe, voll körniger Niederſchläge aus den Pflanzenſäften, die höchſt concentrirt in dieſen Körpern vorhanden ſind, da man den eigenthümlichen Geruch am ſtärkſten daran bemerkt. Hiebey iſt einiges zu erinnern. Der Grundkörper der Farrenkräuter beſteht eigentlich aus dem Theile, welchen *Ehrhart rhizoma* nennt, welchem man aber bequem den Namen *caudex* geben könnte, weil dieſer jetzt ohne beſtimmte Bedeutung iſt. Er unterſcheidet ſich von der Wurzel dadurch, daſs das Mark gegen die Enden verhältniſsmäſsig zunimmt, da es in den Wurzeln gegen die Enden ſchnell abnimmt oder ganz verſchwindet. Von dem Stamme unterſcheidet er ſich durch die weniger regelmäſsige Form, und durch den Stand unter der Erde. Die körnigen Niederſchläge beſtehen, wie Rec. aus beſtimmten Verſuchen weiſs, aus Stärkmehl und haben, gehörig gewaſchen, durchaus keinen Geruch. Sehr merkwürdig und ganz neu iſt die Beobachtung des Vfs, daſs die Wurzelenden der Palmen, Farrenkräuter und Najaden mit einem lockern, heller gefärbten Mützchen bedeckt ſind, wie es an der *Lemna* ſchon länger bekannt war. Dieſes Mützchen beſteht aus lockern Saugewarzen, welche den Ampullen der Darmzotten des thieriſchen Körpers gleichen. Rec. glaubt daſs ſie mehr zur Ausſonderung als Einſaugung dienen, da die Blumenblätter und andere Theile ähnliche Warzen haben; auch ſcheint ihm die Vergleichung mit dem Lieberkühnſchen offenen Ampullen, nicht ganz genau. Die Schraubengänge, wie ſie der Vf. nennt, bilden in dem Strunke keine concentriſche Ringe, ſondern ein oder mehrere Bündel, und dieſe ſind oft wirklich gebogen, auch gewöhnlich in eine braune Haut eingeſchloſſen. Rec. findet dieſes anders. Ein Querſchnitt des Strunkes von *Scolopendrium officinale* zeigt deutlich, daſs die braune Haut die Schraubengänge nicht immer umſchlieſst, ſondern ſich als ein Bündel neben ihnen befindet. Es iſt nämlich ein Bündel von braungefärbten Zellgeweben, deſſen Lage verſchieden, aber immer den Schraubengängen genähert iſt. Ueberhaupt ſieht man in der angeführten Pflanze die ſchöne Form der Schraubenbündel, wie ſie in dem *caudex* mancher anderen Farrenkräuter den doppelten Adler bildet. Die Schraubengänge fand der Vf. bandartig und ſagt, man ſehe ſie ſo in andern Gewächſen nicht. Rec. findet ſie völlig ſo, wie ſie der Vf. vorſtellt, in dem *caudex* der *Mura paradiſiaca*, aber bandartig zeigen ſie ſich immer nur abgerollt; mehr Gefäſse ſind nämlich zugleich um eine Axe gewickelt. Gern giebt Rec. dem Vf. ſeinen Beyfall, wenn er die von *Schmiedel* und *Hedwig* angegebenen Antheren für ausgeſchwitzte Körnchen und Drüſenhaare erklärt; auch muſs man *Bernhardi's* Theorie aufgeben, da ſich nach dem Vf. in *Craſſula pellucida* ein ähnlicher Bau, wie in den Blättern der Farrenkräuter, finden ſoll. Rec. hat nicht Gelegenheit, dieſes jetzt zu unterſuchen. Wie es einem ächten Gelehrten ziemt, giebt der Vf. auch ſeine eigene Theorie auf; er hält das, was er vormals als Staubfäden angab, jetzt für Saftfäden. An *Athyrium Filix femina* bemerkte er zwey Cotyledonen, welche hier abgebildet ſind. Er geht hierauf die Gattungen der Farrenkräuter durch, beſchreibt zugleich kurz die europäiſchen Arten, mit eingeſtreuten ſchätzbaren Bemerkungen. Im Ganzen folgt er

er *Smith* und *Swartz*, doch trennt er mit *Roth Athyrium* von *Aspidium Sw.* Aufser *Acroſtichum Marantae* wächſt auch *Acr. lanuginoſum Desf.* in Europa, nämlich in Spanien und Portugal. *Polypodium Phegopteris* wird mit Recht zu *Polypodium* gebracht. Ein neues *Polypod. obtuſum* aus Penſylvanien wird beſchrieben. Aufser den hier angeführten drey europäiſchen Arten der *Pteris* findet ſich noch *Pteris arguta* in Portugal. *Aſplenium Hemionitis.* Hier ſcheint der Vf. eine gewöhnliche Verwechſelung zu begehen, da er die Pflanze mit *Scolopendrium* vergleicht. Linnés *Aſplenium Hemionitis* iſt, wie Rec. authentiſch weiſs, das *Aſpl. palmatum Encycl.* und *Hemionitis peregrina Clus*, da hingegen *Hemionit. vera Clus.* das *Aſplen. Hemionitis Encycl.* und von Linné nicht beſchrieben iſt. *Aſplen. pycnocarpon* und *A. Athyrium* werden als zwey neue Arten charakteriſirt. Auch Europa hat eine *Woodwardia*, die *W. radicans* in Portugal. *Adiantum veſtitum* iſt als neu beſchrieben, ferner *Aspidium martinicenſe*, *lancaſtrienſe*, *Cyathea commutata*, *Davallia domingenſis*, *Ormunda baſilaris*, *Lygodium venuſtum* und *Botrychium diſſectum.* Richtig iſt *Polypod. Callipteris Ehrh.* hier *Asp. criſtatum* genannt. Obgleich *Athyrium Filix femina* ſehr veränderlich iſt, ſo ſcheinen doch zwey Arten unter den angeführten Abänderungen zu ſtecken. Pteroiden nennt der Vf. verſchiedene den Farrenkräutern ähnliche, aber doch abweichende Gattungen, als *Botrychium*, *Lycopodium*, *Pilularia* u. ſ. w., welche ſich doch leicht in verſchiedene Ordnungen trennen lieſsen. *Osmunda* rechnet er zu den ächten Farrenkräutern; die Kapſel hat, wie Rec. auch bemerkt, eine dem Ringe der übrigen analoge Structur. Was *Brotero* für Antheren an *Lycopodium denticulatum* hielt, ſind nach dem Vf. ebenfalls Kapſeln. Sonderbar und gegen alle Analogie iſt es aber, daſs ſich zwey verſchiedene Kapſelformen an einem und demſelben Gewächſe finden ſollen. Vortrefflich ſind die Beſchreibungen von den Fructificationen der *Pilularia*, *Marſilea*, *Iſoëtes.* Wir kommen nun zu den Laubmoſen. Mit Vergnügen lieſt Rec., daſs der Vf. in ihnen keine Schraubengänge entdecken konnte, wovon das Gegentheil im erſten Theile geſagt wird; eine Behauptung, welche damals Rec. viele fruchtloſe Unterſuchungen verurſachte. Die Entſtehung der Zellen aus den körnigen Niederſchlägen der Säfte wird wiederum behauptet, und ein Blatt der *Funaria hygrometrica* zum Beyſpiel angeführt, wo Rec. nichts ſieht, als Zellen mit der grünen körnigen Subſtanz überall gefüllt. Daſs den Blättern der Mooſe die Spaltöffnungen fehlen, wird richtig angeführt; aber die Bemerkung, daſs die Zellen faſt immer auf der Oberfläche in Warzen aufgetrieben ſind, vermiſst Rec. Vorzüglich hervorſtehend ſind dieſe Papillen an *Hypnum ſpiniforme.* Auffallend war es Rec. zu finden, daſs der Vf. für Knospenkeime hält, was *Hedwig* für Antheren ausgab. Sie können nicht Antheren ſeyn, ſagt er, weil die Knospen, worin ſie ſitzen, an einigen Mooſen immer verſchloſſen bleiben, und weil ferner an vielen Mooſen dieſe Kospen neue Aeſte treiben. Er bemerkte ferner vollkommene Früchte und Samen an *Bryum turbinatum* und daſelbſt nie Antheren, er ſah die Scheibchen mit den Anſätzen junger Früchte an *Splachnum ampullaceum* immer abortiren, ſobald ſie hermaphroditiſch waren. Es iſt ein Vorurtheil, ſetzt er hinzu, daſs ſich bey allen Kryptogamiſten zwiefach gebildete Werkzeuge der Befruchtung finden müſſen. Müſſen — allerdings. Aber die Analogie befiehlt ſie zu ſuchen, und unſere Kenntniſs dieſer Gewächſe müſste viel weiter ſeyn, wenn wir behaupten wollten, es fehlten ihnen dieſe Geſchlechtstheile. *Hedwig* hat völlig Recht, den Geboten der Analogie können wir uns in der Naturkunde nicht entziehen. Die Schwierigkeit, wie der Samenſtaub aus den Antheren auf das Piſtill komme, iſt bey manchen Phänogamen eben ſo groſs, und doch läugnet niemand, daſs ſie Antheren haben, z. B. manche Waſſerpflanzen. Rec. unterſucht eben, auf Veranlaſſung dieſer Stelle, die männlichen Blüthen von *Polytrichum commune*, aus denen Aeſte hervorgeſchoſſen ſind, und findet an denſelben die verwelkten braunen Antheren mit den Saftfäden in groſser Anzahl; den Aſt aber aus dem Mittelpunkte des Stammes entſprungen. Gewiſs, niemand hat eine Anthere keimen geſehen; aber ſonderbar iſt es nicht, daſs der Stamm nach der Blüthe eine Innovation treibt. Keimte der Samen von *Bryum turbinatum?* Auch unbefruchtete Früchte reifen. Hermaphroditiſche Mooſe mit ſchönen reifen Früchten ſind nicht ſelten. Kurz die Antheren haben in ihrer Structur ſo wenig Aehnlichkeit mit jungen Trieben oder jungen Blättern, daſs Rec. bey *Hedwigs* Meinung bleibt, wenn man gleich gern zugiebt, daſs viele Mooſe ſich nie durch Samen, ſondern immer durch Keime, wie viele Orchideen fortpflanzen. Auch muſs man *Mnium paluſtre* von dem, was eben geſagt iſt, ausnehmen, weil hier die Antheren ſonderbar gebildet und jungen Blättern ähnlich ſind. Sehr richtig ſagt der Vf., die *calyptra* ſey keine Blumenkrone, und Rec. hat ſie ſchon längſt zu den *perigyniis* gerechnet. Aufmerkſamkeit verdient die Bemerkung, daſs die Theile, welche *Hedwig* für Cotyledonen hielt und abbildete, in ihrer Structur Conferven ſo nahe kommen, daſs man ſie für ſolche halten muſs. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daſs ſie auf und mit den Laubmooſen wachſen. Die Gattungen der Laubmooſe werden charakteriſirt; im Allgemeinen nach *Hedwig*, doch ohne auf die männlichen Blüthen Rückſicht zu nehmen. *Gymnoſtomum pennatum* wird unter dem Namen *Schiſtotega* nach *Fr. Weber* getrennt. *Encalypta* nach *Schreber* beſtimmt; *Pteri gynandrum* heiſst nun *Maſchalocarpus*; *Coccinodon* eine neue Gattung enthält *Grimmia cribroſa* und *plagiopus* wegen der durchlöcherten Zähne des Periſtoms; *Conoſtomum* und *Cinclidium* werden nach *Swarz* angenommen; *Buxbaumia folioſa* iſt als *Diphyſcium* getrennt; *Climacium* wird die *Neckera dendroides* nach *Fr. Weber* genannt; *Meeſia longiſeta* und *dealbata* heiſsen *Timmia*, und *Meeſia uliginoſa* bleibt *Meeſia*, wofür *Timmia Hedw.* mit *Mnium* verbunden wird. *Orthotrichum* würde Rec. nicht nach der haarigen *calyptra* beſtimmen, welche vielen Arten fehlt, ſondern nach der

Blü-

Blüthenstellung und dem Peristom, so dass *Orthotrichum anomalum* zu *Grimmia* käme. *Bridels* Vorschlag, *Tortula* und *Barbula* zu trennen, ist gut. Oft nimmt der Vf. den Grundsatz an, was in einem Falle zur Trennung einer Gattung diene, müsse auch in andern Fällen statt finden. Aber ein Charakter kann an einer Pflanze veränderlich und unbedeutend, an der andern unveränderlich und bestimmend seyn. Die Aftermoose (*M. Hepaticae*) werden nach den Gattungen kurz abgehandelt und die Fructification der *Targionia* genau beschrieben. Bey den Flechten folgt der Vf. *Acharius*, mit eingestreuten schätzbaren Bemerkungen. Um nicht die Gränzen einer Recension zu überschreiten, will Rec. seine Bemerkungen zurückhalten, und nur noch den Wunsch äussern, dass bey einer neuen Auflage die Briefform geändert werden möge; die Alten trugen ihren Unterricht nie in Briefen vor, wenn er keinen individuellen Bezug hatte. Bey dem Talent zu einer guten Darstellung wird dem Vf. diese Aenderung leicht werden.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: Herrn von *Büffon's* (Buffon) *Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Zu einem lehrreichen Lesebuch für die Jugend*, nach Campe's Lehrart bearbeitet von dem Verfasser des Lesebuchs: Beschreibung der Reise des Capitain Cook um die Welt. *Erstes* Bändchen mit 32 illuminirten Abbildungen auf 4 Kupfertafeln. 1804. 202 S. 8. (10 gr.)

Aufgemuntert durch den Beyfall, welche seine Bearbeitung von Cooks Reisen erhielt, entschloss sich der Vf., auf gleiche Weise *Büffon's* Naturgeschichte nach derselben Methode vorzutragen, und Rec. kann nicht umhin, dieses Buch als eins der zweckmäfsigsten und besten Lesebücher dieser Art zu empfehlen. Hin und wieder wäre es freylich zu wünschen, dass manches, was seit Büffon's Zeiten ergänzt und berichtiget ist, möchte benutzt seyn; aber immer ist es besser, dass dieses nicht geschah, als wenn es ohne hinlängliche Kenntnifs des Gegenstandes selbst geschehen wäre, und sich der Vf. schlechtweg genau an das Original hielt. Die Auswahl des Gesagten ist gut getroffen, und die Gesprächform nicht so ekelhaft-tändelnd, wie in den mehresten Schriften dieser Art. Alles was *Buffon* von der allgemeinen Naturhistorie, der Theorie der Erde und dem Menschen vorträgt, ist übergangen, und mit der Naturgeschichte des Pferdes der Anfang gemacht. Dieses Bändchen schliefst mit dem Fuchse. Die Illumination der Kupfer ist entsetzlich gesudelt.

Erfurt, b. Müller: *Möglichst vollständige Naturgeschichte für Bürger- und Landschulen.* Säugethiere. *Ersten* Bandes *Erste* Abtheilung. Mit (8 in Holz geschnittenen illuminirten) Abbildungen. 1803. 204 S. 8. (8 gr.)

Eine blofse Abschreiberey aus *Bechsteins* Naturgeschichte Deutschlandes, seiner Uebersetzung von *Pennants* Uebersicht der vierfüfsigen Thiere und *Schrebers* Säugethieren; wobey der Abschreiber nicht einmal so viel Verstand brauchte, dass er aus dem Verzeichnifs der Gattungen der Säugethiere die von Hn. *Bechstein* angeführten Beyspiele ausländischer Thierarten wegliefs. Die vor uns liegende Abtheilung des ersten Bandes enthält aufser einer Einleitung blofs die Primaten.

JUGENDSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Liedersammlung für Schulen.* Herausgegeben von *M. Klitscher.* 1804. XII u. 339 S. 8. (14 gr.)

Diese Sammlung besteht aus 615 Liedern, welche aber nicht mit fortlaufenden Nummern bezeichnet sind, weil der Vf. für gut fand, über einen Theil dieser Lieder *erste* — über einen andern *zweyte* Abtheilung und über einen *dritten* Theil *Anhang* zu setzen, und also dreymal mit Nr. 1. zu zählen anfieng. Die *erste* Abtheilung und der Anhang enthält Religionsgesänge; in der *zweyten* sind die Lieder sehr gemischten, ernsthaften und scherzhaften Inhalts. Danklieder für die Sendung Jesus (S. 204.) die in die *erste* Abtheilung gehörten, Lob eines Hundchens (S. 224.), ingleichen Gesänge, welche wohl von den, gegen den Feind ausziehenden Bürgern (S. 227.), von Mitgliedern einer Handwerksinnung (S. 219.) und in Freymaurerlogen und in andern Zirkeln erwachsener Personen, wie S. 225.: *Ertön' auch unter uns Gesang der Freyheit feyerlich* u. s. w.; aber nur nicht von Schulkindern gesungen werden können, stehen hier in buntscheckigten Reihen neben einander. Die vorausgeschickte Rubricirung dieser so verschiedenartigen Lieder erschwert durch ihre zu grofse Künstlichkeit die Uebersicht. Die aufgenommenen Lieder sind, wie bey den meisten solcher Sammlungen, von ungleichem Werthe. Manche schöne Lieder haben durch die mit ihnen vorgenommenen Veränderungen wirklich gelitten, wie die *Niemeyer*'schen: Was in mir forscht u. s. w. (S. 9.), und: *Allgütiger, du gabst dem Herzen* u. s. w. In den Registern, deren das Buch drey hat, sind zum Theil die Namen der Liederverfasser angegeben. Allein diese Angaben sind sehr mangelhaft und nicht selten unrichtig. So stehet bey dem Liede: *Der edle Geist hebt sich vom Staube* u. s. w. der Name: *Voss*, anstatt *Horstig*; bey: *Jesu Christi Sterbetag* etc. *Reche*; und: *Du, der so gern beglückt* etc. *Münter*, statt *Niemeyer*; und so könnten wir noch viele andre Unrichtigkeiten der Art nachweisen, wenn hier der Raum dazu wäre. In den angehängten biographischen Nachrichten von den Dichtern, deren Lieder hier aufgenommen sind, fehlen unter andern: M. *M. Engel*, Diac. in Plauen; M. *J. Z. H. Hahn*, G. Sup. in Gera; *J. F. Köhler*, Past. in Windischleuba b. Altenburg; *Lieberkühn*; *Carol. v. d. Lühe*, *Matthison*, *Thieß*, *Tiedge*, *Seidel*, *F. L. G. v. Stollberg.*

Ham-

Digitized by Google

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Die wichtigſten Kunſtprodukte der Fabriken und Manufakturen vorzüglich in Europa.* Ein Handbuch für Jugendlehrer beym technologiſchen und geographiſchen Unterrichte, von *J. C. Möller*, Lehrer und Oekonomen am Altonaer Waiſenhauſe. 1804. 522 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein vollkommen zweckmäſsiges und recht brauchbares Buch. Der Vf. hat mit groſsem Fleiſse alles geſammelt, was in einer Menge andrer, zum Theil ſehr koſtbaren Werke über die Kunſtproducte zerſtreut zu finden iſt. Die Gegenſtände ſind nach den ſogenannten Naturreichen geordnet. Von jedem Producte wird zuerſt die Art der Gewinnung und Bearbeitung angegeben, und ſodann werden diejenigen Oerter, wo man es fabrikmäſsig oder am beſten verfertigt, genannt. Um eine Probe der Behandlung zu geben, wählen wir gleich den erſten Artikel: *Gold*, der in folgende Abſchnitte zerfällt. 1) Scheidung des Goldes aus ſeinen Erzen. 2) Natürliche Beſchaffenheit deſſelben. 3) Länder, wo Gold gewonnen wird. 4) Benutzung des Goldes. Münzen überhaupt; einige Goldmünzen. 5) Goldfabriken (Goldſchmiede, Goldſchläger, Drahtzieher). Alles iſt kurz und doch zur Belehrung hinreichend beſchrieben. Einige Producte hat jedoch Rec. vergebens geſucht, z. B. den *Sago*, der eben ſo gut, wie Kaffe und Chocolate eine Stelle verdient hätte; das *Federharz (Gummi elaſticum)* und die Kunſtproducte, die aus demſelben gemacht werden; das *Opium*; die *Seidenpflanze* u. a. Bey der *Milch* wird zwar des Milchzuckers, als eines Beſtandtheils derſelben, erwähnt; aber nichts weiter von der Gewinnung und dem Gebrauche geſagt. So hätte auch bey der verſchiednen Benutzung des Fleiſches die neue Entdeckung nicht übergangen werden ſollen, daſs es ſich in eine dem Wallrath ähnliche Materie verwandeln läſst, und daſs bey Briſtol eine Fabrik angelegt iſt, wo man auf dieſe Art aus Pferdefleiſch Spermaceti-Lichter verfertigt. Zu den Dochten der Talglichter (S. 421.) nimmt man nicht nur Flachs, Hanf und Baumwolle, ſondern auch Holz. — Dieſe kleinen Mängel können indeſſen der ſchon gerühmten Brauchbarkeit des Buchs nicht ſchaden.

Leipzig, b. Leo: *Natur, Beſtimmung und Pflichten des Menſchen.* Ein Leſebuch für Kinder, die ſchon gut leſen können, und im Denken nicht ungeübt ſind. Von Bm 1804. XIV u. 86 S. 8. (6 gr.)

Eine ähnliche Buchmacherey iſt dem Rec. noch nicht vorgekommen. — Denn drey Viertheile dieſes Leſebuchs für Kinder ſind Wort für Wort aus *Snells* Lehrbuch für den erſten Unterricht in der Philoſophie abgeſchrieben, und daſs auch das Uebrige dem Vf. nicht angehöre, läſst ſich ſchon aus der ſcheinbar treuherzigen Aeuſserung S. XI. der Vorr. ſchlieſsen, wo er ſagt: er habe bey der Lehre von den Pflichten und der moraliſchen Religionslehre auſser *Snells erſtem Unterricht in der Philoſophie*, auch die *Moraliſchen Wiſſenſchaften von Schwarz benutzt.* Heiſst das einen Autor *benutzen* wenn man ganze Abſchnitte wie hier, S. 23—44. aus *Snell*, den Abſchnitt von der menſchlichen Seele, geradezu *abſchreibt?*

Leipzig, b. Barth: *Der Sonnabend.* Eine Nahrung für die Einbildungskraft und das Herz der Jugend. In Erzählungen von *Joh. Conrad.* . . 1804. 416 S. 8. m. 1 Kupfer. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn die Menge der compilirten Erzählungsbücher für die Jugend duzendweiſe abgefertigt zu werden verdient: ſo macht dieſes Buch eine rühmliche Ausnahme und verdient eine beſondre Auszeichnung. Sowohl *Walthers Jugendgeſchichte* als: *die beiden Vettern* empfehlen ſich Jung und Alt durch Erfindung und Ausführung, und erregen den Wunſch, daſs es der angeblichen Sonnabends-Geſellſchaft, aus deren Mitte dieſe Erzählungen hervorgegangen ſeyn ſollen, gefallen möchte, mehrere Früchte ihrer Unterhaltungen der gröſsern Geſellſchaft der Leſewelt mitzutheilen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Eiſenach*, b. Wittekindt: *Deutſchlands Baumzucht*, oder Verzeichniſs der Holzarten welche das Klima von Deutſchland im freyen aushalten, nebſt Angabe ihrer Gröſse, des erforderlichen Bodens, Standes, der Blüthezeit, Reife und Ausdauer. Entworfen von *Georg Friedrich Carl Wendt*, Forſtpraktikanten im Inſtitut zu Zillbach. 1804. 72 S. 4. — Da wir ſchon an *Borkhauſens Handbuch der Forſtbotanik. Zwey* Bände. Gieſsen 1800. ein ſehr ſchätzbares Werk der Art beſitzen; ſo gehört das vorliegende Verzeichniſs zu den überflüſſigen Schriften. Es beſteht übrigens, nach Voranſchickung der Claſſification der Gewächſe, nach dem Linnéiſchen Syſtem, in einem bloſsen Namensverzeichniſs der zu empfehlenden Holzarten. Vor und hinter jedem Namen ſind mit Zahlen und Buchſtaben angedeutet, die Gattung, die Arten, die Abarten; hinter jedem Gattungsnamen der Botaniker, deſſen Benennung angenommen iſt, die Synonymen, die Claſſe und Ordnung nach dem Linnéiſchen Syſtem; hinter den deutſchen Namen ſind die Gröſse, der Boden, Standort, die Blüthezeit und Ausdauer angegeben. Da aber alle dieſe Gegenſtände nur durch Zeichen bemerkt ſind: ſo erſchwert dies die geſchwinde Ueberſicht ſehr, oder man müſste erſt alle angenommene Zeichen auswendig lernen. Die Zahl der angezeigten Holzarten iſt 905, und die der Synonymen 445.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Februar 1805.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göſchen: *M. T. Ciceronis et Clarorum virorum epiſtolae* decem et ſex libris comprehenſae. Adhibita multorum locorum correctione ſcriptorum pariter atque editorum librorum praeſidio caſtigatius edidit *Joannes Aloyſius Martyni-Laguna. Volumen primum* (den Text der erſten ſechs Bücher enthaltend). 1804. XXXIV u. 378 S. kl. 8.

In Anſehung der typographiſchen Einrichtung dieſer Ausgabe, die auch bereits in einem gröſsern Format erſchienen iſt, beziehen wir uns auf die Anzeige A. L. Z. 1804. Nr. 328., und bleiben hier nur bey ihrem innern Verdienſte ſtehen. Der Herausgeber hatte ſich durch ein vieljähriges Studium der Zeitgeſchichte Ciceros, wozu ihn ſelbſt die Bearbeitung einer neuen Ausgabe des Lucans, den die Freunde der alten Literatur mit Sehnſucht erwarten, und durch eine oft wiederholte ſorgfältige Lectüre der Briefe des Cicero ſchon lange zu einer Ausgabe derſelben vorbereitet, ehe die Einladung an ihn erging, ſie für die Göſchenſche Folge von Autoren zu beſorgen. Seitdem wandte er noch zwey volle Jahre ganz eigentlich auf dieſe neue Recenſion; zu derem Behufe er aus Wolfenbüttel und Breslau mehrere Handſchriften, ferner die Varianten aus einer Magdeburgiſchen und Görlitziſchen Handſchrift, und handſchriftliche Anmerkungen vom ſel. *Reiz* erhielt. Unter den Handſchriften bot beſonders eine aus der Redingeriſchen Bibliothek viele vortreffliche Lesarten dar. Seine eigne groſse Bibliothek, und die von ihm auf Reiſen beſuchten öffentlichen Bibliotheken ſetzten ihn in den Stand, einen ſeltnen Apparat von Ausgaben zu benutzen, von denen er künftig ausführliche Nachricht zu geben verſpricht. Seine genaue Kenntniſs der Zeitgeſchichte, und ſeine gründliche Bekanntſchaft mit der Latinität überhaupt, und der Ciceroniſchen inſonderheit, verbunden mit groſsem Scharfſinn und behutſamer Ueberlegung, leiteten ihn nicht nur in dem Gebrauche aller dieſer Hülfsmittel, ſondern bevollmächtigten ihn auch, wo ſie nicht ausreichten, viele Stellen durch eigne Conjecturen zu berichtigen. So iſt keine Seite, wenn man ſeine Ausgabe mit der Erneſtiſchen vergleicht, ohne mehrere Verbeſſerungen geblieben. Mehrere Gloſſeme und Interpretationen ſind entdeckt; bisher unbemerkt gebliebene Lücken angedeutet; Verſetzungen zum Beſten des Textes vorgenommen; die Interpunction häufig berichtigt; endlich eine groſse Anzahl von Lesarten aufgenommen, die ſich entweder durch ihre Eleganz, oder durch hiſtoriſche Gründe empfehlen.

Wir wünſchten nun freylich, daſs ſogleich mit dieſem *erſten* Bande auch die dazu gehörigen *Animadverſiones* erſchienen wären; da es ſich aber damit noch etwas zu verziehen ſcheint, ſo haben wir die Anzeige dieſer wichtigen und allen Leſern der Briefe Cicero's unentbehrlichen Ausgabe nicht länger verſchieben wollen; begnügen uns aber, bis jene erſcheinen werden, mit Auszeichnung der nur in zwey Briefen im Texte von Hn. *M. L.* gemachten Veränderungen, die wir insgeſammt für wahre Emendationen halten.

Lib. I. Ep. I. iſt in *ceteris ſatisfacio omnibus* das *ceteris* mit Recht beybehalten, welches *Erneſti* ohne Grund bezweifelt. Bald darauf in *quoniam tu — non conquieſti*, das *quoniam* für *quia* richtig wieder hergeſtellt. Auch die Interpunction *quoniam tu, niſi perfecta re de me, non conquieſti* iſt unſtreitig die wahre. *Erneſti* hat noch *niſi perfecta re, de me non conquieſti.* Statt *nec admonitionibus relinquit locum* ſteht nun *reliquit*, welches ſich beſſer auf das folgende *egit* bezieht. Eine nothwendige und treffliche Verbeſſerung iſt: *Marcellinum regi eſſe iratum ſcis;* ſtatt *M. tibi eſſe iratum ſcis.* Denn wie hätte *Marcellinus* auf den *Lentulus* zornig ſeyn können, da ja gleich folgt: *ie, hac regia cauſa excepta, ceteris in rebus ſe acerrimum tui defenſorem fore oſtendit.* Das wäre ja ein wunderbar dienſtfertiger Zorn geweſen. — *Quod commodo rem facere poſſis*, wie viele Handſchriften haben, hat neulich auch Hr. *Benedict* aufgenommen, für *quod commode facere poſſis.* — Statt *M. Bibulus tres legatos decernit* ſteht nun mit eleganter Verkürzung *Bibulus tres legatos.* — Nachher iſt *advertebatur* aufgenommen; welches viele alte Ausgaben haben. Doch ſcheint Lambin's *animadvertebatur* hier natürlicher zu ſeyn. Beſſer iſt aber ohne Zweifel der Singular, ſtatt, wie auch *Erneſti* hat, *advertebantur.* — Trefflich aber iſt die Lesart *ut paene is cupere videatur*, ſtatt der Vulgate: *ut Pompejus cupere videatur;* mag ſie der Herausgeber einer Handſchrift oder ſeiner Divinationsgabe verdanken. Warum ſollte der Name *Pompejus* hier wiederholt werden? — Bald darauf iſt die ſchöne Lesart *amorem tui abſentes praeſentes tui cognoſcent*, die ſchon mehrere ältere Ausgaben haben, für die ſchlechte, *amorem tui abſentis praeſentisque tui cognoſcent*, glücklich wieder hergeſtellt. Man wundert ſich billig, wie *Erneſti* dieſs konnte ſtehn laſſen. — So viel Verbeſſerungen in einem einzigen nicht langen Briefe.

Wir gehn zu dem berühmten Briefe an den *Luccejus* V, 13. (bey andern 12.) über.

In dieſem Briefe iſt *quod etſi mihi ſaepe oſtendis* richtig beybehalten; *Erneſti's* Vermuthung, *oſtendiſſe*, iſt unnöthig. — Statt *neque enim me ſolum commemoratio poſteritatis ad ſpem quandam immortalitatis rapit, ſed etiam illa cupiditas ut — perfruamur*, ſteht nun ſehr ſchön *ſed agit illa ipſa cupiditas*. Denn daſs hier *ſed — cupiditas* nicht von *rapit* abhängen könne, ſondern ein andres Verbum fehlen müſſe, bemerkte ſchon *Erneſti*. — In *conjunctim malles cum reliquis rebus noſtra contexere, an — ſejungeres* hat ſich Hr. *M. L.* mit Recht nicht von *Erneſti* irren laſſen, der *ſejungere* ohne Handſchriften vorgezogen hat. — Weiterhin klingt beſſer die Ordnung *quanto uberiora atque ornatiora futura ſint omnia*, — als die bisherige, *quanto omnia uberiora atque ornatiora futura ſint*. In der Stelle *ut — negligas: gratiamque illam, de qua — a voluptate: ea ſi me tibi vehementius commendabit, ne aſpernere* — iſt nun viel mehr Füglichkeit, da ſie ſo lautet: *negligas; gratiamque illam — ſi me tibi vehementius commendabit ne aſpernere*. In der Folge ſteht: *quae vehementer animos hominum in legendo ſcriptore tenere poſſit*. Vorher *in legendo ſcripto*, wo *Erneſti* mit Recht an *ſcripto* anſtieſs. Aber es ſcheint uns beſſer, mit Hn. *M. L. in legendo ſcriptore* zu leſen, als bloſs *in legendo*, welches gleich nochmals wiederkömmt. Vortrefflich aber ſteht nachher in dieſer Ausgabe *in relegendo tamen erunt jucundae* ſtatt *in legendo*. Nachher *ordo ille annalium* beſſer als *ordo ipſe annalium*, wo der Nachdruck des *ipſe* überflüſſig iſt. Eben ſo *neque ego ſum ita demens* ſtatt des ungeſchickten *neque autem ego ſum ita demens*, welches auch bey *Erneſti* nicht gut eine neue Periode anfängt. Viel beſſer iſt auch die Ordnung: *facile omnes omnium imagines ſtatuasque ſuperavit*, als *ſ. omnes imagines omnium ſt. ſ.* Die gleich darauf folgende Periode hat durch die Veränderung des *atque* in *ac*, *vel*, eine beſſere Richtung erhalten. Vor *ab Herodoto* iſt *aut*, wie ſchon *Erneſti* wollte, mit Fug und Recht ausgeſtrichen. Nachher *et in re publica maximis gravissimisque cauſis cognita* unſtreitig richtiger als *in rep. maximis gr. c. c.* Für *nonnulli ſaepe reprehenderunt* iſt *multi ſaepe* nach *Erneſti's* Vorſchlag aufgenommen. Anſtatt *haec ſunt in eo genere vitia, et verecundius* müſste wohl entweder *ut et verecundius* geleſen, oder nach *vitia* ein Punkt, wie bey *Erneſti*, geſetzt werden. Sollte das *quod alacres animo ſumus* nach *illa nos cupiditas incendit, de qua initio ſcripſi, feſtinationis* nicht etwa ein Gloſſem ſeyn?

Die mit vielem Fleiſse ausgearbeiteten Argumente vor den Epiſteln dienen nicht nur ſehr gut als Einleitungen zur beſſern Einſicht des Zwecks und Sinnes von jedem Briefe, ſondern ſie machen auch durch ihre Mannigfaltigkeit und Eleganz des Ausdrucks dem Leſer groſses Vergnügen, indem Hr. *M. L.* ſie nicht alle nach einem Typus zugeſchnitten, ſondern bald aus ſeiner groſsen Beleſenheit nützliche Citate beygebracht, bald intereſſante Reflexionen eingeſtreut hat. Wir wollen deshalb hier das Argument vor dem obgedachten Briefe an den *Luccejus* ganz einrücken:

„*Luccejum hiſtoriarum ſcriptorem praeſtantiſſimum et virum, ipſo Cicerone teſte, in re publica maximis graviſſimisque cauſis cognitum atque imprimis probatum, impenſius rogat, ut res a ſe in conſulatu geſtas usque ad reditum, ſejunctas ab reliquis rebus, modico quodam corpore ſeparatim tractet, atque in eo argumento ita verſetur, ut vel neglectis interdum hiſtoriae legibus vehementius quam ipſe ſentiat eas ornet, amorique pluſculum etiam quam concedat veritas largiatur. Non eſt hujus loci, ſingulatim ea repetere, quae multi multa, inepte partim, partim iniqua de hac celebratiſſima epiſtola judicarint, nimis fortaſſe ad vivum reſecantes illud, quod eſt de negligendis hiſtoriae legibus. Adeone, ita ſaepe mecum ego, quod ſexcenti, quorum vulgo hiſtoriae parantur ſecundarum partium actores in votis habuere, hunc, primarum, liberius profeſſam indignabimur? Dignam utique vitam eſſe poſteritatis memoria et tanti ſcriptoris ingenio, nonne vel hinc patet, quod literis mandandam in ſe ſuſceperit? Eſtne credibile, ita pergebam equidem, magis et argumento vili atque jejuno praeſtantiſſimi hiſtorici diligentiam et ardorem vacare potuiſſe?*

Nachdem er hier *Middletons* Urtheil eingerückt, fährt er fort:

Reminiſcantur atque perpendant, quae noſtris temporibus, elegantiae non minus quam modeſtiae laude inſignis ſcriptor quam nunquam de manu deponimus Chriſtianus Garve de ſuo omnibus placendi ſtudio ingenue faſſus ſit in limine libri, quam inſcripſit Verſuche Th. I. p. VI. *Quae non omni quidem ex parte, ſed tamen aliqua hic ſimilia ſi philoſophum in umbra viventem, ſed longe omnium modeſtiſſimum ac humaniſſimum non dedecorant, diſertiſſimo in maxima celebritate ac luce vivente, et ſummae laudis et gloriae ſtimulis agitato Romuli nepote quid facias? Nobis excuſantibus, non laudantibus, ſed tamen nec reprehendentibus iſtum alacrioris ingenii naevum, ſi modo eſt naevus, ſaepe venit in mentem eorum, quibus Plinius Virginium Rufum, magna verecundia hominum Rufoni excuſavit* Ep. IX. 19. *Omnes ego, inquit, qui magnum aliquod memorandumque fecerunt, non modo venia, verum etiam laude dignissimos judico, ſi immortalitatem quam meruere, ſectantur. Denique quis neget, Luccejum et ſcriptorem ingenioſiſſimum, et virum in re publica verſatiſſimum eumque optimum ſuſcepto in opere* (ad Att. IV. 6 extr.) *artifici aliquo temperamento perite uſurum fuiſſe, ut et amico ſatisfieret, et veritas rebus conſtaret; nam impudenter mentiri in tanta rerum pulcherrimarum luce et auctoritate profecto non opus erat.*

Hier hätte auch angedeutet werden können, daſs die Forderung, über die Wahrheit hinaus zu gehen, unmöglich *Cicero's* Ernſt ſeyn konnte. Es war vielmehr eine freylich eben ſo wenig im Ernſte gemeynte Beſcheidenheit, wenn Cicero ſagt, falls der Stoff nicht ohnedem groſs genug wäre, möchte der Geſchichtſchreiber ihn allenfalls auf Koſten der Wahrheit ein wenig vergröſsern.

Ceterum in primis intelligenter atque modeſte hoc totum judicaſſe nobis videtur I. C. Theoph. Erneſtius in libro, qui inſcribitur: Auserleſene Briefe Cicero's p. 121—130.

Luc-

Lucceji librum aut non perfectum aut iniquo bonis libris fato cum tot aliis vetuſtate abſumtum fuiſſe, eſt ſane quod doleamus et hiſtoriarum et rerum publ. veterum cognoſcendarum, et eloquentiae ſtudioſi, ut recte cenſuiſſe Wiskium exiſtimem ad Epiſtolas claror. viror. p. 259. *Lucceji epiſtola, quae legitur numero ultima tertio ſcripta ejus hiſtorica rediniere cupientem. Si perfectus ab illo et editus eſt liber, de quo ex veterum libris nihil mihi conſtat; Grammaticorum certe qui ſuperſunt, nullus commemorat; ſi igitur exiit, veriſimile eſt Suetonium in ſuum librum, quem de Ciceronis adminiſtratione reipublicae conſcripſerat, quo tamen et ipſo aegre caremus, haud pauca ex Lucceji libro derivaſſe. Suidas in* Τερέντιλλος ὁ Σουητόνιος· Ἔγραψε περὶ τῆς Κικέρωνος πολιτείας ά, *qui liber ad hiſtoriam geſti conſulatus in primis pertinuiſſe videtur.*

Scripſit anno V. C. DCXVII. aetatis quinquageſimo primo. Totam quam repeteret in libro praeſtanti trium luminarium Romanorum dignam habuit Gulielmus Ballendinus p. 549.

Wenn nun bey dem trefflichen Herausg. unſere Bitte etwas vermag (wiewohl ſich damit gewiſs recht viele Stimmen vereinigen): ſo möchten wir ihn erſuchen, die Fortſetzung doch ja nicht allzulange aufzuhalten. Dafs er ſich übereilen werde, hat bey ihm keine Gefahr: οὐ γὰρ ἐστι τῶν ἐμούντων, ἀλλὰ τῶν ἀκριβούντων· aber durch den feſten Entſchluſs, Arbeit und Verzug ſeiner Feile nicht allzulange auszudehnen, wird er ſich gewiſs recht viele dankbare Leſer verbinden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyklopädie der Bergwerkswiſſenſchaften*, von *Ernſt Lehmann*, Bergamts-Aſſeſſor u. ſ. w. 1804. 187 S. 8.

Der Vf. hatte, zufolge des Vorberichts, „bey Ausarbeitung des vorliegenden Verſuchs die Abſicht, denjenigen, welche ſich dem Bergbau widmen, und zur Erlernung der Bergwerkskunde irgend eine bergmänniſche Lehranſtalt beziehen wollen, eine gedrängte Darſtellung der Bergwerkswiſſenſchaften, jedoch nicht ſowohl in Beziehung auf die Materie als auf die Form derſelben, in die Hände zu geben.“ Wirklich fehlte es auch bisher an einem ſolchen Leitfaden, und dieſe Schrift iſt daher als der erſte Verſuch hierüber anzuſehen. In der Einleitung werden zuvörderſt einige vorläufige Begriffe feſtgeſetzt, wobey *Krug's* Encyklopädie der Wiſſenſchaften zum Grunde gelegt iſt. Das Syſtem, oder richtiger, die Encyklopädie der Bergwerkswiſſenſchaften zerfällt in *drey* Haupttheile, wovon der *erſte* die bergmänniſchen Vorbereitungswiſſenſchaften, der *zweyte* die Bergtechnik; und der *dritte* die bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften in ſich begreift. Erſtere laſſen ſich in naturhiſtoriſche und mathematiſche Wiſſenſchaften, und dieſe wieder, wenn man will, in eine Menge Unter-Doctrinen eintheilen, deren Anzahl uns aber hier etwas zu überhäuft ſcheint. — Zur Bergtechnik gehört die Lehre von praktiſcher Aufſuchung der Erzlagerſtätte, die Hauerarbeits-, Grubenausbauungs-, Förderungs-, Maſchinenarbeits- und Aufbereitungslehre, ſo wie die Hüttenkunde. — Unter den bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften verſteht man die Bergwerksökonomie, Bergrechtskunde, Bergwerksgeſchichte, Sprachenkunde, bergmänniſche Federarbeitslehre, Zeichenkunſt, Modellirkunſt und die Literaturgeſchichte der Bergwerkswiſſenſchaften. Von allen dieſen Gegenſtänden findet man eine kurze und zweckmäſsige Erklärung und Ueberſicht, ſo dafs der Vf. dieſes wohlgerathenen Verſuchs gewiſs auf den Dank der Freunde und Liebhaber der Bergwerkskunde rechnen darf. Auch ſind die vorzüglichſten, hierher gehörigen und in die Bergwerkswiſſenſchaften einſchlagenden Werke und Abhandlungen aufgeführt. Gelegentlich erfährt man hier S. 115., dafs die bereits vor mehrern Jahren angekündigte deutſche Ueberſetzung von *Rinman's* Bergwerks-Lexicon nun nächſtens revidirt bey Cruſius in Leipzig erſcheinen wird.

Stendal, b. Franzen u. Groſse: *Moraliſche Unterhaltungen der häuslichen Lectüre*, für gebildete Leſer, von *Johann Müller*, Prediger in Haſſel in der Grafſchaft Hoya. 1803. 148 S. 8. (10 gr.)

Dieſe Sammlung von vermiſchten Aufſätzen, welche bereits in öffentlichen Blättern geſtanden hatten, von dem Vf. aber geſammelt und verbeſſert worden, hat wenig Auszeichnendes. Die Gegenſtände ſind zwar zum Theil von praktiſcher Wichtigkeit, z. B. die Beſtimmung der Menſchen zur Tugend und Glückſeligkeit, Freundſchaft, die zu frühe Einführung junger Frauenzimmer in Geſellſchaften, Modeheyrathen, wohlthätigen Einfluſs eines mäſsigen Wohlſtandes auf die Beförderung der menſchlichen Zufriedenheit und guter Geſinnungen, Gedanken zur Verhütung des Meineydes und was darüber geſagt wird, zeugt von praktiſchem Sinne und edelm Wohlwollen für die Menſchheit. Aber einige abgeriſſene Gedanken, die keinen Gegenſtand erſchöpfen, noch von unbeachteten Seiten darſtellen, oder einige gemeine Beobachtungen, wie ſie ſich dem erſten Blicke darbieten, ſind wohl nicht hinreichend, bey ſo vielfältig behandelten Gegenſtänden den Verſtand anzuziehen und bleibende Wirkungen hervorzubringen; zumal da der Vortrag auch nicht geeignet iſt, den Gedanken zu heben. Wer indeſſen keine zu groſsen Forderungen macht, wird hier manche nützliche Bemerkung finden.

KLEINE

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, im Magazin für Literatur: *Leben des K. K. Kapellmeisters Wolfgang Gottlieb Mozart*, nach Originalquellen beschrieben von *Franz Niemtschek*, Prof. am Prager Kleinseit. Gymnasium. Neue Auflage. 1803. 78 S. 4. Mit *Mozart's* Bildnisse. (18 gr.) — Die Biographie und Charakteristik eines der grösten und beliebtesten Tonkünstlers darf schon in Hinsicht ihres Gegenstandes auf ein sehr vielfach verbreitetes Interesse rechnen; und es ist aus diesem Grunde leicht begreiflich, dass die vorliegende, im J. 1798. zuerst erschienene Lebensbeschreibung nach wenig Jahren einer zweyten Auflage bedurft hat. Da jene erste in unsern Blättern nicht angezeigt ist, so wird eine Ausbebung der vornehmsten Umstände und Charakterzüge den Lesern nicht unwillkommen seyn.

Mozart war der Sohn des durch seine *Violinschule* berühmten salzburgischen Kapellmeisters, Leupold Mozart, und wurde den 27. Januar 1756. geboren. Früh schon wurde er in der Musik ein Schüler seines Vaters; sein Genie dazu äusserte sich schon, als er kaum drey Jahr alt war, und im sechsten fing er schon an, kleine Klavierstücke zu setzen. Der Vater machte daher mit ihm und seiner Schwester, als Kindern, verschiedene musikalische Reisen, besonders nach Wien, wo sie am Hofe nicht blofs Bewunderung, sondern Erstaunen erregten. Von diesem seinen Aufenthalte findet man hier mehrere, nicht unerhebliche, Anekdoten. Mit den schnellsten Fortschritten und den seltensten Fertigkeiten verband er damals schon einen Fleifs, der für seinen zarten Körperbau vielleicht zu grofs und zu anstrengend war. Was er auch von andern Kenntnissen erlernte, begriff er sehr leicht, und trieb Alles, z. B. das Rechnen, mit dem feurigsten Eifer. Eine gröfsere musikalische Reise machte er in seinem siebenten Jahre mit seinem Vater, und in mehrern deutschen Städten erwarb sich sein grofses Talent schon damals allgemeine Bewunderung. Auch in Frankreich blieb diese Künstlerfamilie beynahe ein halbes Jahr; und zu Versailles liefs der achtjährige *M.* sich vor dem Könige und dem ganzen Hofe auf der Orgel, auch zu Paris in zwey Akademieen hören. Hier wurden auch seine ersten Compositionen in Kupfer gestochen, nämlich Sonaten fürs Klavier. Von da ging die Familie nach England; und auch hier spielte der junge *M.* zum öftern vor dem Könige und dem vornehmsten Adel. Dort schrieb er sechs Klaviersonaten, die in London gestochen wurden. Den Sommer des Jahrs 1765. brachte die Familie in Flandern, Brabant und Holland zu; hernach ging sie wieder nach Paris, und dann über Lyon, die Schweiz und durch Schwaben wieder nach Salzburg. Im J. 1768. ging *M.* nach Wien, wo der Kaiser Joseph dem zwölfjährigen Knaben eine komische Oper, *La finta Semplicità*, zu schreiben aufgab, die aber nicht aufgeführt wurde. Hasse, Metastasio und der Fürst Kaunitz gewannen ihn lieb. Im folgenden Jahre schon wurde er Conzertmeister beym salzburgischen Hofe, und am Schlufs desselben trat er mit seinem Vater eine Reise nach Italien an. Zu Bologna fand er an dem berühmten Pater *Martini* einen grofsen Bewunderer; und nicht weniger Beyfall und Auszeichnung fand er zu Rom und Neapel. Zu Mailand gab er im J. 1770. und 73. die ihm aufgetragenen Opern *Mitridate* und *Lucio Sulla*; beiden wurde die günstigste Aufnahme zu Theil. Bereichert mit neuen Kenntnissen und Ideen kam er nach 15 Monaten in seine Vaterstadt zurück. In den nächstfolgenden Jahren lieferte er mehrere grofse Arbeiten für die Operubühne. Schon sein zwanzigstes Lebensjahr läfst sich für die Epoche seiner Vollendung als Meister annehmen; denn alle seine seitdem gelieferten Werke sind classisch. Sein nachheriger Aufenthalt in München und Wien trug sehr zur Verbreitung seines Ruhms bey. *Gluck* und *Hayda* wurden hier seine Freunde, und oft nannte er sie seine Lehrer. Kaiser Joseph wollte die deutsche Oper heben, und veranlafste *M.* im J. 1782., die Entführung aus dem Serail in Musik zu setzen, die seinem Ruhme, besonders auch in Böhmen, neuen Schwung gab, wo sein Figaro auf der Prager Bühne fast den ganzen Winter hindurch gespielt wurde. Im Februar 1787. kam er selbst nach Prag, und gab eine grofse Akademie, die allgemeine Bewunderung erregte. Dort wurde auch sein Meisterstück, *Don Juan*, zuerst gegeben, das für die dortige Opernbühne geschrieben war. Im J. 1789. machte er eine Reise über Leipzig und Dresden nach Berlin, wo ihm der König ausgezeichnete Beweise seiner Achtung gab. Bey dem Allen war er noch immer ohne eigentliche Anstellung, und eben im Begriff, Wien zu verlassen, und nach England zu gehen, als ihn der Kaiser mit 800 Golden Gehalt zum Kammercomponisten ernannte, und ihm Hoffnung zu weiterer Beförderung gab, die aber nicht erfüllt wurde. Im J. 1791., dem letzten seines Lebens, verfertigte er noch die Musik zur *Zauberflöte*, der *Clemenza di Tito* und dem furchtbar erhabenen *Requiem*, welches er jedoch nicht vollendete. Die Geschichte des letzten Werks ist in der That merkwürdig genug. Von einem Unbekannten wurde er durch einen mehrmals an ihn geschickten Boten zur Verfertigung dieser Seelenmesse aufgefordert; und nach seinem Tode wurde die Partitur abgeholt, ohne dafs man je erfuhr, wer sie bestellt hatte. *M.* erhielt kurz vor seinem Tode bessere Ansichten und Anträge, die ihm die Annäherung desselben, auch bey dem Hinblick auf eine hülflose Gattin und zwey unmündige Kinder, desto schmerzlicher machten. Er starb den 5. December 1791. Zu seinem Andenken und zur Unterstützung seiner Wittwe und Waisen wurde zu Prag eine zwiefache Todesfeyer auf die edelste Art veranstaltet; und zu Wien wird schon seit mehr als sechs Jahren jährlich eine zahlreich besuchte grofse musikalische Akademie zum Besten der Wittwe gehalten. Auch wurde dieser letztern vom Kaiser Leopold eine Pension von 260 fl. angewiesen. Im nördlichen Deutschland wurde *Mozart's* Name erst durch die *Zauberflöte* recht bekannt; und man weifs, wie sehr er sich seitdem auch durch die gerechte Vorliebe für seine übrigen trefflichen Arbeiten jeder Art verbreitet hat, und wie viel dazu auch die Ausgaben seiner Werke beygetragen haben. Auch gab der vorige König von Preufsen der Wittwe *M's* im J. 1796. einen Beweis seiner Achtung für deutsches Talent, indem er zur Aufführung der *Clemenza di Tito* das grofse Opernhaus und das königliche Orchester auf die verbindlichste Art verstattete. — Von S. 44. an folgt nun die Charakterisirung des grofsen Künstlers mit einer interessanten Genauigkeit entworfen. Um indefs nicht zu weitläufig zu werden, mufs Rec. hierüber den Leser auf die Schrift selbst verweisen. Ein sehr feiner Sinn für das Schöne, Verbindung der höchsten Kunst mit Lieblichkeit und Anmuth, eine bisher unbekannte Art, die Blasinstrumente zu brauchen und wirken zu lassen, und ungemein viel Empfindsamkeit, waren die Hauptzüge seines Künstlercharakters. Aber auch in den übrigen Verhältnissen des Lebens war *M.* gewifs ein grofser Mann; und sein sittlicher Charakter war edel und liebenswerth. Es fehlte ihm indefs nicht an Neidern und Feinden, die ihn auch nach seinem Tode noch verfolgten, und ihm, sehr ungerecht und übertrieben, Leichtsinn und Ausschweifungen zur Last legten. Die Arbeitsamkeit seines letzten Jahrs erregt wirklich Erstaunen. Unser Vf. giebt von S. 67. ein räsonnirendes Verzeichnifs seiner Werke, wobey er die von *M.* selbst seit dem J. 1784. entworfene genaue Aufzeichnung derselben im Originale vor sich hatte. Sie sind nach verschiedenen Classen geordnet. Ueberhaupt gewinnt diese, sehr gut abgefafste, Lebensbeschreibung nicht wenig durch die am Schlufs derselben angeführten Quellen, woraus sie geschöpft ist. Besonders gehören dahin alle ihm von der Wittwe mitgetheilten Hülfsmittel, Schriften und Briefschaften; und das Ganze trägt das Gepräge der strengsten Wahrheitsliebe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Februar 1805.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recenſuit et illuſtravit *Chriſtianus Godofr. Schütz.* Vol. I. P. I. continens *libros ad Herennium* et *Ciceronis Rhetorica.* LVIII u. 360 S. Pars II. *Notae* in libros ad Herennium et Ciceronis Rhetorica. 1804. VII u. 272 S. 8.

Auch dieſe Ausgabe gehört zu der bereits A. L. Z. 1804. Nr. 328. in Anſehung des Typographiſchen angezeigten Suite lateiniſcher Autoren.

Da wir auch den Plan, welcher bey ihnen zum Grunde liegt, als bekannt vorausſetzen dürfen, ſo ſchreiten wir ſogleich zur Anzeige deſſen, was Hr. Hofr. *Schütz* in dieſem *erſten* Bande der von ihm übernommenen rhetoriſchen Schriften des Cicero geleiſtet hat.

Die Prolegomenen handeln ausführlich von der Rhetorik des Ungenannten an den Herennius, kürzer von Cicero's Rhetorik, ſonſt *de Inventione* genannt. Vortrefflich iſt die Erörterung über das Alter und den Verfaſſer der Schrift an den Herennius. Die Wahrnehmung einer auffallenden Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung zwiſchen der letztern Rhetorik und der des Cicero war zwar ſchon längſt gemacht worden, aber die weitere Verfolgung und glückliche Hinleitung dieſer Wahrnehmung zu wichtigen und neuen Reſultaten war ein beſondres Verdienſt, das ſich der Herausg., und mit ihm in einigen Punkten Hr. *Purgold* in *Obſſ. criticis* S. 301 ff., erworben hat. Die gemeine Vorſtellung, daſs der Vf. an den Herennius aus dem Cicero geſchöpft, wird als unzuläſſig abgewieſen, da der erſtere in ſeinem einfachen, kurzen, nüchternen Vortrag den Charakter eines Originals, Cicero den eines erweiternden und ausſchmückenden Nachahmers an ſich trägt, jener manche Grundſätze als zuerſt vorgetragen, manche Worte als zuerſt von ihm ausgeprägt, ankündigt, was in dieſem ebenfalls, aber ohne die Bemerkung des Neuen und Eigenthümlichen, vorkommt. Daſs beide nicht etwa aus einer gemeinſchaftlichen griechiſchen Quelle geſchöpft, ergiebt ſich theils daraus, daſs ſie alle beide auch aus einem römiſchen Dichter, dem Plautus, eine und dieſelbe Stelle anführen und auf gleiche Art miſsverſtehen, und daſs beide oft ganz wörtlich mit einander übereinkommen, welches, bey zwey Ueberſetzern der nämlichen Urſchrift, ohne Verabredung oder höhere Eingebung, nicht denkbar iſt. Nur dieſs ließ ſich als Möglichkeit denken, worauf der Herausg. nicht gekommen iſt, daſs Cicero ſowohl als der Ungenannte etwa aus einer und derſelben lateiniſchen Redekunſt, oder aus den nachgeſchriebenen mündlichen Vorträgen eines *gemeinſchaftlichen* röm. Lehrers derſelben vieles entlehnt hätten. Allein die allernatürlichſte und wahrſcheinlichſte Anſicht iſt die, daſs Cicero den Ungenannten vor Augen gehabt und benutzt habe. Was die Zeit der Abfaſſung der Rhetorik an den Herennius betrifft, ſo hat man ſchon ſonſt als eine *nota temporis* bemerkt, daſs nur ältere römiſche Schriftſteller, wie Ennius, Pacuvius, Plautus, Lucilius, darin erwähnt werden; die neueſte Thatſache aus der röm. Geſchichte, die der Herausg. darin fand, war der Mord des P. Sulpicius im J. R. 665.; denn daſs in dem Beyſpiel der Kürze Her. 4, 54. eine Anſpielung auf die abwechſelnden Schickſale des Sylla von deſſen Feldzuge gegen den Mithridates an bis zu deſſen zweytem Conſulat J. 673. (warum hätte der Rhetor nicht lieber geſagt: *poſtremo Dictator factus eſt*, wenn er nicht etwa Urſachen hatte, nicht ſo deutlich zu reden) enthalten ſey, wornach ja die Rhetorik an den Herennius erſt nach dem J. 673. herausgekommen ſeyn müſste, erwähnt der Herausg. ſelbſt nur als eine ſehr unſichre Vermuthung. Er bleibt alſo dabey ſtehen, daſs die Schrift vermuthlich um das J. 666. geſchrieben ſey, und nimmt als wahrſcheinlich an, daſs Cicero, welcher (*de or.* 1, 2.) ſagt, ſeine Rhetorik ſey ihm *als Knaben oder Jüngling* entfallen, gegen dieſelbe Zeit — er war im J. R. 666. 20 Jahre alt — ſein Lehrbuch verfaſst oder zuſammengetragen habe. Da es uns aber doch etwas unwahrſcheinlich vorkommt, daſs Cicero ein Werk, das ganz vor Kurzem erſchienen und in friſchem Andenken war, ſo ſtark zu plündern und theilweiſe wörtlich abzuſchreiben gewagt haben ſollte, ohne ſeine Quelle anzugeben, ſo wollen wir lieber glauben, daſs er ſeine Rhetorik nicht zunächſt für das Publicum beſtimmt habe, wie auch der Herausg. annimmt, oder daſs man die Worte *puer aut adoleſcentulus* nicht zu buchſtäblich nehmen und die Schrift für einige Jahre jünger halten kann, oder endlich daſs Cicero noch nicht die öffentlich erſchienene Schrift an den Herennius, ſondern nur die ihr zum Grunde liegenden Vorleſungen des ungenannten Rhetors vor ſich gehabt und benutzt habe, welcher letztern Hypotheſe der Herausg. ſo wenig ungünſtig iſt, daſs er ihr durch das Urtheil des Quintilian (3, 6.) über Cicero's Rhetorik (*ſunt velut regeſtae in hos commentarios ſcholae*) noch einen gröſsern Anſtrich von Glaubhaftigkeit giebt. Auf dieſe Art könnte es ſeyn, daſs des Ungenannten Ideen eher durch Cicero's Schrift in Umlauf gekommen, als ſie der Ungenannte ſelbſt herausgegeben,

gegeben, so wie noch heut zu Tage die Schüler oft ihren akademischen Lehrern auf ähnliche Art vorgreifen.

Die mannichfaltigen Hypothesen über den wahren Vf. der Bücher an den Herennius läfst der Herausg., unter Verweisung auf *Burmann* II. Vorrede zu seiner Ausgabe der Rhetoriken des Ungenannten und des Cicero, zur Seite liegen, jedoch mit Ausnahme der Hypothese, welche das meiste für sich hat und sich auf das Ansehn des Quintilian gründet, der diese Schrift unter dem Namen des *Cornificius* anführt, worin ihm auch *Spalding* zu Quintilian 3, 1, 21. beypflichtet. Der Herausg. stellt aber die ganz neue, bey ihm vermuthlich zuerst durch Suetonius Leben berühmter Grammatiker C. 10. veranlafste und mit vielem Scharfsinn durchgeführte, Vermuthung auf, dafs M. Antonius Gnipho Vf. dieser anonymen Redekunst sey. Alles, was Sueton von diesem sagt, pafst auf den Ungenannten, und sein Buch widerspricht ihm wenigstens nicht: Gnipho war, nach Sueton, ein ausgezeichneter Kopf, des Griechischen eben so kundig als des Lateinischen; er lehrte Grammatik und Rhetorik, anfangs im Hause des Julius Cäsar, der damals noch Knabe war (diesem einfachen und doch beredten Lehrer könnte Cäsar wohl seinen natürlichen, ungeschminkten Vortrag zu verdanken gehabt haben), hernach in seinem eignen Hause. Mit dem theoretischen Unterricht der Redekunst verband er in besondern Stunden Declamations-Uebungen (dafs der Vf. an den Herennius viel Gewandtheit darin besafs und auch solche Uebungen mit dem Herennius angestellt hatte, beweist das vierte Buch an den letztern). Er scheint einen Hermas zum Lehrer gehabt zu haben, wenn anders der Herausg. beym Sueton *ill. gramm.* c. 10. richtig liest: *Gniphonem ejusque doctorem Hermam*, statt: *ejusque Hermam*, woraus freylich viel für die Identität desselben mit dem Ungenannten an den Herennius folgen würde, der 1, 11. sich auf seinen Lehrer Hermes beruft. Gnipho's Schule wurde auch von berühmten Männern besucht, nach Suetons Berichte, und Cicero hörte ihn selbst noch da, als er schon Prätor war. Wie leicht läfst es sich daher glauben, dafs sich Cicero die Dictate oder Schriften seines geschätzten Lehrers zu Nutze gemacht haben werde! Unter vielen Schriften, welche dem Gnipho beygelegt wurden, hielt Attejus Philologus beym Sueton nur die zwey Bücher *de latino sermone* für ächt, die andern für Erzeugnisse seiner Schüler, welche aber vielleicht nicht sowohl Urheber derselben, als Herausgeber oder Redacteure der Papiere ihres Meisters waren. Wenn Gnipho Cäsar den Knaben unterrichtete, oder wenigstens zu der Zeit, als Cäsar Knabe war, in dessen Hause lehrte, so mag dieses etwa vom J. 664. an zu datiren seyn, wo Cäsar 10 Jahr alt war, und Gnipho ein junger Mann in den Zwanzigen seyn mochte, den der um wenige Jahre jüngere Cicero schon damals hören konnte. Noch mehr Ueberzeugungskraft würde die Vergleichung des Gnipho und des Ungenannten an den Herennius haben, wenn Sueton jenen nicht blofs als Rhetor und Grammatiker, sondern auch als Philosophen geschildert hätte, wofür wir diesen nach mehreren Stellen der Rhetorik an den Herennius halten müssen, aus welchen seine Vorliebe für die Philosophie, und zwar für einen gemäfsigten Stoicism hervorleuchtet. Der Philosophie widmete er am liebsten seine Mufse (1, 1.); sie war ihm etwas Höheres als die Beredtsamkeit, die nur ein kleiner Theil der höchsten Vollkommenheit sey (4, 56.), und die nur ihren Werth von der weisen Anwendung erhalte (1, 1.); von seinen philosophischen Einsichten und Begriffen zeugen unter andern die ersten Capitel des dritten Buchs, wo er auch äufsert, dafs er vielleicht einmal ein (wie der Zusammenhang lehrt) philosophisches Werk über die Staatsverwaltung oder das Kriegswesen schreiben werde. Verschiedne Mal entlehnt er Beyspiele aus der Philosophie, wie 4, 17., die Tugend sey allein in unsrer Gewalt, alles andere dem Schicksal unterthänig.

Uebrigens urtheilt der Herausg. unstreitig recht, dafs der Ungenannte einer der frühesten rhetorischen Schriftsteller der Römer gewesen zu seyn scheine, weil er nirgends andrer als griechischer Werke über die Redekunst gedenkt, und, seiner Versicherung (4, 7.) nach, *zuerst* den Figuren der Worte und Sentenzen lateinische Namen beylegte. Auch verräth seine ganze Sprache den Schriftsteller einer Periode, wo *Crassus* und *Antonius* schon viel für die Beredtsamkeit gethan, aber *Cicero* sie noch nicht zur höchsten Vollendung gebracht hatte, dessen Name gewifs auch in dem Werke nicht ungenannt geblieben wäre, wenn dieses nicht früher, als der letzte zur Reife kam, geschrieben worden.

Von *Cicero's* Rhetorik glaubt der Herausg., dafs kein Theil derselben verloren gegangen, sondern dafs sie *Cicero* nach Ausarbeitung der Abhandl. *de inventione* nicht weiter fortgesetzt habe. Er gründet diese Ueberzeugung 1) auf *Cicero* selbst *de or.* 1, 2.; 2) auf den *Quintilian*, aus dem durch Induction gezeigt wird, dafs er nur zwey Bücher dieses Werks, die auch wir besitzen, gekannt habe, und 3) auf den alten Rhetor *Fabius Marius Victorinus*, dessen Commentar sich nur über diese zwey Bücher *de inventione* erstreckt. Die Beweiskraft der Stelle des *Cicero* vom Redner 1, 2. können wir, der scharfsinnigen Bemerkungen des Herausg. ungeachtet, nicht unbedingt anerkennen, da die Worte, deren sich *Cicero* von seinem jugendlichen Versuch bedient: *quae pueris aut adolescentulis nobis ex commentariolis nostris inchoata ac rudia exciderunt*, einer verschiednen Auslegung gar wohl fähig sind. Wenn der junge Mensch gleich das Buch noch nicht für reif und ausgebildet genug für das Publicum hielt, das vielmehr, wie aus dem *excidisse* geschlossen wird, durch Zufall bekannt wurde, so könnte er doch mit der ersten, rohern Ausarbeitung für sich fertig gewesen seyn. Und dem steht so wenig das *inchoata ac rudia* entgegen, wovon jenes vom Herausg. auf ein Werk, das Bruchstück geblieben, dieses auf den Mangel der letzten Feile bezogen wird, dafs es vielmehr

Digitized by Google

mehr in *Cicero's* oratoriſchem Gebrauch iſt, durch Doppel - Ausdrücke Einen Begriff zu bezeichnen. Daſs dieſs aber hier der Fall iſt, und daſs nicht von einem ungeendigten Werk, ſondern von einem aus dem Rohen gearbeiteten Verſuch die Rede iſt, ſcheint uns daraus hervorzugehen, daſs *Cicero* dem, was er als Anfänger *inchoatum ac rude* ſchrieb, das entgegenſetzt, was er als erfahrner Redner *iisdem de rebus politius perfectiusque* ſchreiben könnte, wo ebenfalls durch zwey Prädicate nur Ein Begriff des höhern Grades von Vollendung bezeichnet wird. Zur Beſtätigung diene, was *Cicero* (*ad div.* 1, 10. S. 40. nach *Laguna's* Ausg.) von der Venus in gleichen Gegenſätzen ſagt, von welcher *Apelles* nur dem Kopf und Hals die höchſte Vollendung gab, die übrigen Theile aber bloſs anlegte: *ut Apelles Veneris caput et ſumma pectoris politiſſima arte perfecit, reliquam partem corporis inchoatam reliquit: ſic quidam homines in capite meo ſolum elaborarunt, reliquum corpus imperfectum ac rude reliquerunt.* Und wenn *Cicero* (*de off.* 3, 2.) ein *unvollſtändig* gebliebnes Werk des *Panätius* mit der nur in einigen Partieen ganz ausgeführten Venus des *Apelles* vergleicht, ſo geſchieht es, weil von beiden zwar Plan und Skizzirung, aber nicht die vollſtändige Ausführung vorhanden war, und weil beide keinen Ergänzer fanden. Um übrigens auf *Cicero's* Rhetorik zurück zu kommen, ſo theilen wir wenigſtens mit dem Herausg. die Ueberzeugung, daſs weder *Quintilian* noch *Marius Victorinus* mehr als zwey Bücher von *Cicero's* Rhetorik gekannt haben, und wir glauben gern, daſs nur dieſe zwey *ex commentariolis* des Vfs. ans Licht geſtellt worden, wenn auch das Werk ganz fertig in ſeinem Pult gelegen haben ſollte. Die Vermuthungen des Herausg. über die einzige Stelle *Quintilians* (3, 3, 6.), welche mehr als zwey Bücher der Ciceroniſchen Rhetorik anzudeuten ſcheint, kommen uns zu gewagt und die ganze Schwierigkeit als leicht zu beſeitigen vor, wenn man die Worte: *Cicero in Rhetoricis judicium ſubjicit inventioni*, erklärt: *Cicero* begreift *judicium* (ſtillſchweigend) mit unter *inventio*, und es iſt ihm nichts eignes, davon abgetrenntes. Es weiſen alſo dieſe Worte auch nicht auf ein drittes Buch oder ſonſt wohin. Der Herausg. faſst am Schluſſe der Prolegomenen ſeine Anſicht der Ciceroniſchen Rhetorik in folgendes zuſammen: „*Cicero* wollte allerdings als Jüngling die Theorie der ganzen Redekunſt in ſeiner Schrift umfaſſen, aber ſie blieb entweder unvollendet, oder kam wenigſtens nicht ganz ins Publicum. Der Vf. benutzte dabey die Rhetorik an den *Herennius* oder ihr ähnliche Dictate alſo, daſs er einiges daraus abſchrieb, einiges erweiterte, etwas verbeſſerte, vieles theils aus ſeinem Kopf, theils aus andern Schriftſtellern hinzufügte, und ſo ein Lehrgebäude errichtete, in welchem das Beſte aller rhetoriſchen Schriftſteller bis auf ſeine Zeit mit eigner Zuthat verwebt wurde."

Bey der Recenſion des Textes benutzte und ſichtete der Herausg. den ganzen, ſchon von Andern gebrauchten Apparat der Lesarten, und verglich außerdem zwey noch unbenuzte Handſchriften, eine Augsburger von der Rhetorik an den *Herennius*, und eine Altorfer von beiden Rhetoriken, ſowohl des Ungenannten als des Cicero. So jung ſie ſind, ſo boten ſie doch, wie wir in Beyſpielen zeigen werden, verſchiedne gute Lesarten vorzugsweiſe vor andern dar, die der Herausg. in den Text aufnahm. Der Commentar des *Fabius Marius Victorinus* und die Vergleichung der Rhetoriken des Ungenannten und des Cicero unter einander führten die Verbeſſerung von mehreren hundert Stellen herbey. Der Herausg. bearbeitete den Text mit wahrer Liebe (ganz das Gegentheil von *Erneſti*, der ſeine Unluſt über die kritiſche Bearbeitung dieſer Bücher, die doch nur von höchſt wenig Menſchen geleſen würden, in der Vorr. zum *erſten* Band ſeiner Ausgabe S. VI. nicht verhehlt) und mit einem freyen, liberalen Geiſt, der ſich unter andern bey Herauswerfung ſehr vieler kürzerer und längerer Gloſſemen und bey Aufnahme von eignen Conjecturen an den Tag giebt. Das Bändchen Anmerkungen ſchränkt ſich eigentlich bloſs auf Angabe und kurze Prüfung der Lesarten, überhaupt auf Rechenſchaft von der Behandlung des Textes im Einzelnen ein; da dem Plane dieſer Ausgaben gemäſs die Wort - und Sacherklärungen in die neue *Clavis Ciceroniana*, welche der Herausg. übernommen hat, gehören; zuweilen ſind jedoch, wo es der Kritik der Lesart wegen nöthig war, theils kürzere, theils ausführlichere, Wort - und Sacherklärungen eingeſtreut, wie S. 44. 52. 98. 127. 128. 152 f. 232. Auch von *Victorinus*, *Oudendorp* und *Erneſti* ſind einzelne Anmerkungen aufgenommen worden. Als Leitfaden beym Leſen dieſer rhetoriſchen Schriften wird man ſich mit Nutzen der jedem Buche vorgeſetzten Summarien bedienen.

Um die Leſer dieſer Blätter, welche dieſe Ausgabe nicht ſchon ſelbſt ſtudirt haben, vorläufig mit dem bekannt zu machen, was der Herausg. für den Text geleiſtet hat, wollen wir die merkwürdigern Lesarten und Aenderungen des erſten Buchs an den Herennius durchlaufen. Cap. 1. zu Anfang lieſt der Herausg. *vix ſatis ſtudio ſuppeditare poſſumus* für *vix ſatis ſtudio otium* etc., wo denn *ſuppeditare* wie 3, 21. in intranſitiver, nicht ſo gemeiner Bedeutung ſtehen würde. Schon *Lambinus* nahm *otium* für eine Gloſſe, ob es uns gleich vorkommt, als wenn im folgenden *id ipſum quod datur, otii* auf dieſes Wort zurückgewieſen werde. Für *rhetoricam artem* lieſt der Herausg. nach den meiſten Handſchriften mit *Erneſti* „*rhetoricam*", ungeachtet *Burmann* II. in der bereits erwähnten Vorrede S. VIII. darzuthun ſucht, daſs man erſt in ſpäterer Zeit *Rhetorica* wie *Grammatica*; in der ältern aber *ars rhetorica* geſagt habe. Wo ſich das Subſtantivum nicht dabey findet, ſieht man, wie es leicht ausfallen konnte; ſo wenn wir annehmen, daſs 2, 27. geſtanden habe: *qui rhetoricam artem vituperant*, und 3, 24. zu Ende: *de quinta parte artis rhetoricae*; daſſelbe urtheilt *Burmann* von ein paar Stellen *de Inventione*, zu denen man 1, 6. fügen kann, wo wir leſen möchten:

Digitized by Google

ten: *rhetoricam artem citius.* 1, 5. Anfang: *quam rhetoricam artem vocant.* Ausdrücklich lieſt, welches der Herausg. nicht anmerkt, 3, 16. zu Anfang der von ihm ſelbſt als beſſer anerkannte Erfurter Codex *rhetoricae artis.* 4, 3. iſt die allgemein anerkannte Lesart *artis rhetoricae*, und 4, 56. am Ende *in arte rhetorica.* Eben ſo in *Cicero's* Rhetorik 1, 5. *materiam artis rhetoricae.* 1, 7. giebt der Herausg. zu Anfang im Text *materia quidem nobis rhetoricae videtur ea*, ohne zu bemerken, dals mehrere, auch die beſten, Handſchriften bey *Graev* und *Oudendorp* leſen: *Rhetoricae videtur artis*, oder *Rhetoricae artis videtur* — Für *recta intelligentia et definita animi moderatione*, in demſelben Capitel möchte der Herausg. lieber nach einigen Handſchriften *recta intelligentia et moderatione animi* leſen, und in der That ſcheint *definita* beſchränkt, umgränzt, eine Gloſſe zu *moderatio* zu ſeyn. *Cicero* hat dieſe Stelle vor Augen *Inv.* 1, 4.: *hinc (ex eloquentia) ad remp. plurima commoda veniunt, ſi moderatrix omnium rerum praeſto eſt ſapientia. Spe quaeſtus aut gloriae* ſtellt der Herausg. aus Handſchriften für *gloria* her.

Cap. 2. lieſt die Augsburger, Duisburger und Gothaer Handſchrift mit verſchiedenen alten Ausgaben *Judiciale eſt, quod poſitum in controverſia, habet in ſe accuſationem*, wo der Herausg. nach dem Beyſpiel anderer Editoren *in ſe* herauswirft, vermuthlich weil *habet in ſe fuaſionem* unmittelbar vorhergeht. Allein *Cicero Rhet.* 1, 5. hat ja in der aus der Schrift an den *Herennius* abgeſchriebenen Stelle eben ſo das *in ſe* zweymal hinter einander, wie auch *Purgold obſſ. cr.* p. 313. erinnert. Im erſten Cap. des Vfs. an den *Herennius „non enim parum in ſe fructus habet copia dicendi"* laſſen einige alte Ausgaben, wie *Erneſti* anmerkt, *in ſe* ebenfalls weg. Das Gedächtniſs wird vom Ungenannten definirt: *Memoria eſt firma animi rerum et verborum, et diſpoſitionis perceptio. Animi* nimmt der Herausg. billig gegen *Erneſti* in Schutz, da es auch *Cicero* in der aus dieſer entlehnten Stelle *Inv.* 1, 7. hat. Dagegen ſteht ſtatt *et diſpoſitionis* beym *Cicero „ad inventionem"*, welche hier ganz unpaſſende, und, wie *Purgold* S. 321. zeigt, durch Verſehen des Abſchreibers, deſſen Auge ſich in die vorhergehende Zeile verirrte, entſtandene Worte vom Herausg. mit Recht aus dem Text geworfen ſind, ſtatt deren aber vielleicht aus dem Buch an den *Herennius „et diſpoſitionis"* aufzunehmen geweſen wäre, welches durch das gerügte Verſehen des Abſchreibers verdrängt wurde. Glücklich iſt am Schluſſe dieſes Capitels die Verbeſſerung des Textes: *Imitatio eſt, qua impellimur cum deligendi (ſtatt diligenti) ratione, ut aliorum ſimiles in dicendo velimus eſſe*, da es bey der Nachahmung vorzüglich auf die *Auswahl* deſſen, den wir zu unſerm Muſter machen, ankommt. Schon *Gruter* ſchlug vor, die Lesart einiger Handſchriften: *dicendi ratione* in *diligendi ratione* zu verwandeln.

Zu Anfang des *dritten* Cap. nahm der Herausg. zuerſt aus einer Pfälzer Handſchrift auf: *quemadmodum ad inventionem* (für *orationem*) *poſſint oratoris officia accommodari.* Da in einigen Handſchriften *rationem* ſteht, ſo möchte andern *Lambins inventionis rationem* den Vorzug zu verdienen ſcheinen, beſonders da am Schluſſe deſſelben Capitels eben ſo ſteht: *ut eas ad inventionis rationem accommodaremus.* Statt *Exordium eſt principium orationis, per quod animus auditoris* etc. lieſt der Herausg. *Exordium eſt, per quod* etc., wie nachher ſtehet: *Diviſio eſt, per quam* etc. Es wäre nämlich auffallend, wenn der Rhetor das Wort *principium* in die Definition des Exordiums gebracht hätte, da er dieſes in das *Principium* und in die *Inſinuatio* eintheilt. Wenn das Herauswerfen zweyer Wörter zu kühn ſcheinen ſollte, ſo könnte auch geleſen werden: *Exordium eſt princeps (τὸ πρῶτον, prima pars) orationis*, wie *Cicero* in der parallelen Stelle *Inv.* 1, 14.: *quoniam exordium princeps omnium eſſe debet.*

Cap. 5. (der *Schütz.* Ausg., in andern Cap. 4.) *ſin turpe cauſae genus erit*, läſst der Herausg. nach einer Voſſiſchen Handſchrift *cauſae genus erit* weg, welches ſonſt zu oft hier vorkommen würde, und leicht durch ein Verſehen des Abſchreibers aus der nächſten Zeile hieher kommen konnte. *Si principio uti nolemus, a lege — principium capere oportebit. Principium* zweymal in einem Satz, und zwar das erſte Mal im engern, das zweyte Mal im weitern Sinn, iſt ſehr unbequem; daher der Herausg. Beyfall verdient, dafs er an der letztern Stelle *initium* ſchreibt. *Cicero Inv.* 1, 15. drückt dieſes ſo aus: *vel praeteriri principium poterit, et* (ſo wird mit Recht nach Handſchriften und Ausgaben bey *Oudendorp* geleſen, und der Herausg. drückt ſich wohl nicht ſtark genug aus, wenn er dieſs nur *aptius* als das unſtatthafte *vel ſi* nennt. Vielleicht könnte auch *Cicero* geſchrieben haben: *et ſicut commodum* (je nachdem) *ſi commodum fuerit, aut a narratione incipiemus* etc. Weiterhin ſchreibt der Herausg. *Benevolos auditores facere quatuor modis poterimus* nach der Augsburger Handſchrift für *poſſumus*, weil ſich der Vf. vor und nachher in einer ganzen Reihe von Sätzen der künftigen Zeit bedient. Eben ſo richtig lieſt der Herausg. aus einem Codex des *Grÿphius* bey *I. M. Brutus: atque* (ſt. *aut*) *in remp. quales fuerimus.* Unter den Gegenſtänden, durch deren Aufzählung man dem Gegner ſchaden kann, werden auch *hoſpitia, ſodalitates* deſſelben genannt, wie der Herausg. nach *Gulielmus* Conjectur lieſt, ſtatt *hoſpitium, ſodalitatem.* Denn vor und nach ſtehen Plurale: *clientelas, affinitates*, und nicht ein *hoſpes* oder *ſodalis*, ſondern die Menge hat etwas Gehäſſiges.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. Februar 1805.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recenſuit et illuſtravit *Chriſtianus Godofr. Schütz* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 46. abgebrochenen Recenſion.*)

Cap. 6. ſtreicht der Herausg. in: *qui ante contra dixerunt*, das müſsige *ante* aus, wodurch auch die Gegenſätze gewinnen. Wollte man die Stelle ihrer Parallele *Inv.* 1, 17. näher bringen, ſo hätte man zu leſen: *aut quum animus auditoris perſuaſus videtur eſſe ab iis, qui ante dixerunt; aut quum defeſſus eſt eos audiendo.* Die folgenden Worte: *qui ante dixerunt*, wären dann als Gloſſe durchzuſtreichen. Weiterhin wird ſo verbeſſert: *Item* (*ſi* wird herausgeworfen) *negabimus, nos de adverſariis, aut de aliqua re eorum dicturos.* Mit Recht ſetzt der Herausg. das, freylich in mehrern Handſchriften, auch der Augsburger und Gothaer, fehlende *eorum*, welches *Erneſti* ſtillſchweigend herausgeworfen, wieder in ſeinen Platz ſtatt des vagen: *aut de aliqua re*, und beruft ſich zur Beſtätigung auf Cicero *Inv.* 1, 17. Zu Anfang des folgenden Satzes wirft der Herausg. die aus dem Vorhergehenden entſtandne Gloſſe: *Si perſuaſus auditor fuerit, id eſt*, aus dem Text. Die Parallele im Cicero dient zur Beſtätigung. Bloſs *Gronov* nahm Anſtoſs an dieſer Stelle. Weiterhin lieſt der Herausg.: *quod adverſarii firmiſſimum ſibi putaverint*, und läſst die Gloſſe *adjumentum* weg, geſtützt auf eine Voſſiſche Handſchrift und auf die ähnlichen Worte des Cicero. *Ab aliqua re, quae riſum movere poſſit*, ſo leſen faſt alle Handſchriften ohne Verbum, welches hier nicht wohl fehlen kann. Statt *exordiemur*, welches in alten Ausgaben ſteht und aus dem vorhergehenden Satz entlehnt iſt, ſetzt daher der Herausg. das Verbum *incipiemus*, welches ſich wirklich in der Leipziger und Gothaer Handſchrift und in der Ausg. 1474. findet, und welches auch die dieſer entſprechende Stelle des Cicero hat. Die verfälſchte Lesart: *imitatione, depravatione*, ſtellt der Herausg. aus Cicero vom Redner 2, 59. alſo her: *imitatione depravata*, von einer carricaturmäſsigen Nachahmung, welche vortreffliche Verbeſſerung er hernach auch in dem Altorfer Codex fand. Wie die verwerfliche Lesart zweyer Gryphiſcher Handſchriften: *immutatione*, entſtanden, erſieht man aus dem Schreibfehler des Gothaiſchen Codex: *immitatione*, wo aber das erſte *m* wieder durchgeſtrichen iſt. Eben ſo wird bald hernach *literarum mutatione* in den Handſchriften mit *lit. immutatione* und *imitatione* verwechſelt. Dieſe letztre Stelle lautet in der neuen Recenſion wie bey *Erneſti: collatione, literarum mutatione*, zufolge des Erfurter, Duisburger und des Codex von Pithöus, und die Worte *abjectione, adjectione*, dazwiſchen ſind als Gloſſen ausgemerzt. Auch die Gothaer Handſchrift hat im Text: *collatione literarum mutatione*, und nur am Rand iſt noch *abjectione*, welches in mehrern Handſchriften als das andre *adjectione* vorkommt, und vermuthlich vom Rand an einer falſchen Stelle eingeſchaltet wurde, da es zu der vorhergehenden Zeile beſtimmt war, wo in drey Handſchriften bey *Oudendorp* geleſen wird: *ambiguo, abjectione, ſuſpicione.* Dieſes *abjectione* erſcheint aber an dieſer Stelle als eine bloſse Verſtümmelung des vorhergehenden Wortes, welches geſchrieben wurde *ābiguo*, und woraus *abjecto, abjecta, abjectione* nach und nach entſtand, wie aus der Lesart der Gryphiſchen Handſchrift *abjecta ſuſpicione* deutlich zu erſehen. Einige Handſchriften und mit ihnen die Gothaer, leſen: *ab ambiguo.* Für *irriſione, ſtultitia* lieſt der Herausg. nach dem Cicero vom Redner 2, 69. *irriſione ſtultitiae.* Eine herrliche Verbeſſerung iſt: *dicto praeter exſpectationem*, ſtatt: *praeterea exſpectatione*, da ja in der Erwartung allein nichts Lächerliches, von dem doch hier die Rede iſt, liegt, und das *Unerwartete*, was auch Cicero vom Redner als eine ergiebige Quelle des Lächerlichen aufführt, hier nicht wohl übergangen werden konnte. Der Gothaer Codex, welcher lieſt: *praeterea expectationem*, ſcheint dieſe Emendation zu beſtätigen. Bey den Worten, der Redner möge, wenn die Richter ſchon ermüdet ſind, *ab alicujus interpellatione, aut arriſione* ſeine Rede beginnen, nimmt der Herausg. Anſtoſs an *arriſione*, und fragt: *Quis enim exordienti oratori arrideret, ut is inde exordiendi rationem ſumere poſſet?* Allein konnte er nicht daſſelbe mit gleichem Recht bey *interpellatione* fragen, das eine ſchon begonnene Rede vorauszuſetzen ſcheint? Der Fall, an den der Rhetor denkt, iſt wohl der, wenn ein Redner gleich bey ſeinem Auftreten oder bey den erſten Eingangsworten durch lautes Geräuſch und Lachen der Gegner, die ihn aus ſeiner Faſſung bringen wollen, unterbrochen wird, welches Cicero in der Parallelſtelle *Inv.* 1, 17. ausdrückt: *ſtrepitu, acclamatione.* Auf ähnliche Weiſe kommt *interpellare* und *arridere* zuſammen in Cicero vom Redner 2, 65. n. 262. vor. Am Schluſſe dieſes Capitels von: *et ſi promiſerimus — exponemus*, ſcheint uns der Text noch nicht aufs Reine gebracht, und ſchon die Varianten im Erfurter Codex eine Verwirrung anzukündigen. *Nos eſſe dicturos*, hat der Gothaer Codex nur am Rand, und der Text wird gedrungener, wenn es wegbleibt. Was ſoll: *ut ceteri ſoleant*,

foleant, da nur von dem geſprochen wird, was in einem gegebnen Fall geſchehen war, nicht, was gewöhnlich geſchieht, *quid alii foleant, quid nos facturi ſimus, breviter exponemus*, iſt ein müſsiger Beyſatz. Wie kurz und deutlich drückt ſich Cicero *Inv.* 1, 17. aus: *te brevius, quam paratus fueris, eſſe dicturum, commodum eſt polliceri; non imitaturum adverſarium.* Nach dieſer Stelle möchten wir den ganzen Schluſsſatz im 6ten Cap. an den Herennius ſo leſen: *et ſimul promiſerimus, aliter, ac parati fuerimus, nos eſſe dicturos, non eodem modo, ut ceteri.* Der Herausg. richte!

Cap. 7. zu Anfang iſt die gemeine Lesart: *ſtatim apertis rationibus*, welches der Herausg. verbeſſert: *ſtatim et aperte his rationibus. His* boten ſchon zwey Handſchriften dar; das andre die deutlich ſprechende Parallele *Inv.* 1, 15. *perſpicue et protinus.* Wie hier Cicero *perſpicue* und *obſcure* einander entgegenſetzt, ſo der Ungenannte: *aperte* und *occulte.* Der Definition: *Inſimatio ejusmodi debet eſſe, ut occulte per diſſimulationem eadem illa omnia conficiamus*, hing bisher noch unangefochten der Lappen an: *ut ad eandem commoditatem in dicendi opere pervenire poſſimus*, welchen der Herausg. ſogleich für ein Gloſſem erkannte und wegſchnitt. In allen Codd. und Ausgaben kamen bisher die Worte: *Nunc, ne quando vitioſo exordio utamur, quae vitia vitanda ſint, docebo*, um einen Satz zu früh, wenn ihnen gleich der Zuſammenhang und die Stelle *Inv.* 1, 18. zu Anfang längſt ihren wahren Platz hätten anweiſen ſollen, den der Herausg. ihnen jetzt einräumt. Kurz hernach vertheidigt der Herausg., und vor ihm *Purgold* S. 314., *leviter commutato*, wenn es gleich in mehrern Handſchriften fehlt. Die Parentheſe: *quod ſeparatum videtur, in quo etiam translatum includitur*, welche in der Aldina fehlt und ſchon von J. M. Brutus für ein Einſchiebſel gehalten wurde, wird vom Herausg. mit Recht aus dem Text geſtoſsen und für eine Randanmerkung aus irgend einem andern Buch erklärt. Auch *Gronov* bemerkt, dafs die Grammatiker in den Handſchriften hier die Namen verſchiedner fehlerhafter Exordien ergänzt. Die Quelle aber, woraus ſie ſchöpften und woraus auch das vom Herausg. verbannte Gloſſem herzuleiten, iſt keine andre, als Cicero *Inv.* 1, 18. in der Mitte. Es iſt dieſs eine aus mehrern Stellen, in denen, was *Purgold* S. 314. läugnete, bald der Ungenannte aus dem Cicero, bald Cicero aus dem Ungenannten von den Abſchreibern oder Grammatikern interpolirt worden, wovon auch nachher noch Beyſpiele vorkommen werden. *Cohaereat cum narratione*, vertheidigt der Herausg., ob es gleich *Purgold* S. 315. aus dem Cicero *in oratione* verwandelt wiſſen wollte.

Cap. 8 zählt der Rhetor die Charaktere auf, welche diejenige Erzählung, die ſich auf Perſonen bezieht, ſchildern müſse, unter andern *levitatem*, wie der Herausg. nach verſchiednen Handſchriften, ſtatt deſſen andre *lenitatem* haben, um des Gegenſatzes (*gravitatem*) willen lieſt, worin er mit *Graev*, *Oudendorp* und *Purgold* übereinſtimmt. Aus gleichem Grund lieſt er *Inv.* 1, 19. gegen das Ende *levitate*, wiewohl dort *lenitate* allgemein geleſen wurde. Einen andern Gegenſtand der Erzählung, *eryorem*, lieſt man nur in einigen Ausgaben des Ungenannten, z. B. bey *Lambin*, und wird vom Herausg. ſtillſchweigend weggelaſſen, kann aber wohl aus *Inv.* 1, 19. vertheidigt werden, wo es in derſelben Reihe von Gegenſtänden der Erzählung vorkommt. Vgl. *Burm.* II. *praef.* p. XXIX.

Cap. 9. *Rem breviter narrare poterimus, ſi inde incipiemus, unde neceſſe erit; et ſi non ab ultimo initio repetere volemus. Narrare* nach *incipiemus*, welches auch *Purgold* für eine Gloſſe hielt, läſst der Herausg. nach dem Vorgang der Goth. Handſchrift weg. *Initio*, welches *Gruter* für ein Emblem eines Gloſſators anſah, nimmt der Herausg. mit *Erneſti* und *Purgold* in Schutz. Cicero *Inv.* 1, 20. iſt nicht dagegen: denn nach *inde initium ſumetur, et non ab ultimo repetetur* muſs man *initio* aus dem vorhergehenden hinzudenken. *Ultimo initio* iſt der gewähltere Ausdruck, den auch Cic. *Inv.* 2, 2, 5. hat: *ab ultimo principio.* Aehnlich Nepos Atticus 1. *ab origine ultima.* Catull. 4, 15. *ultima ex origine.* Das bald hernach folgende *quod genus* ſteht abſolute für *quomodo*, und das dahinter ſtehende *eſt* wird vom Herausg., wie in der *Aldina*, weggelaſſen. Mit Hülfe des Cic. *Inv.* 1, 20. wird die Vulgata: *ne id, quod ſemel ſupra diximus, deinceps dicamus*, welches mit dem nächſt vorhergehenden identiſch wäre, ſo verbeſſert: *ne quid, ſimul (ſimulac) diximus, deinceps dicamus. Simul* fehlt auch in dem Erf. Cod. und in der Ausg. 1474. Gleich hernach ſchaltet der Herausg. aus Cic. *Inv.* 1, 20. vor: *ut geſtae res erunt*, den nothwendigen Satz ein: *et ſi ita narrabimus.* Für: *ne refelli poſſit, temporis parum fuiſſe*, was nicht lateiniſch iſt, wird mit *Lambin* geleſen: *referri.* Statt: *erunt conſervanda*, wird die Lesart *obſervanda* aus der Augsb. Handſchr. aufgenommen, um der Wiederholung des nämlichen Wortes — denn *conſervanda* ging gleich vorher — auszuweichen. *Caute confingendum eſt* zieht der Herausg. aus trifftigen Urſachen der gemeinen Lesart *confligendum* vor. Auſser den drey angeführten Handſchriften ſteht jenes auch in der Gothaer, wo es aber in *confligendum* umgeändert worden iſt. Für *nova excogitavimus* ſetzt der Herausg. aus der Augsb. Handſchrift das beſcheidnere *nova quaedam* Schon aus gleichem Grunde, und weil es ein müſsiger Zuſatz iſt, wird man es billigen, dafs er gleich darauf *praeter ceteros*, welches bereits *Oudendorp* und *Erneſti* verdächtig fanden, wegſtreicht und lieſt: *eas ſoli nos in tria tempora diviſimus.*

Cap. 10. ſtatt *primum enim perorata narratione* lieſt der Herausg. mit dem Augsb. Cod. *primum peror. narr.* Hinter *eam plus quam trium partium* ſtreicht er *numero*, welches ſich aus der vorhergehenden Zeile hieher verirrt hat, durch.

Cap. 11. wird ſtatt *adjumenta noſtra* geleſen *argumenta n.*, weil das eigentliche Wort hier beſſer als das tropiſche paſst, und auch von *Cic. Inv.* 1, 24. gebraucht wird. Der Name *Hermes* iſt in ſehr wenigen Handſchriften richtig geſchrieben, in verſchiedenen

iſt

Digitized by Google

ist er ausgelassen, in mehrern verstümmelt, z. B. Hermetes, Hermestes, welches letztere auch der Goth. Cod. (nicht *Hermetes*, wie *Purgold* S. 316. angiebt) hat. Offenbar sind diese Verirrungen aus *Hermes tres* entsprungen. Auf das Ansehen des Altorfer Cod. will der Herausg. das überflüssige *ante* in: *ut ante diximus*, ausgestrichen wissen; es ist aber doch noch in dem Text geblieben.

Cap. 12. (der *Schütz.* Ausg., in andern Cap. 11.) lesen die meisten: *Si lex sit*, welches nicht statt haben kann, weil sonst der Nachsatz fehlen würde; daher der Herausg. mit Recht die Lesart einiger Handschriften bey *Oudendorp*: *sit lex*, vorzog. In der gleich folgenden Stelle ist keine Lücke, welche *Ernesti* hier ahndete, zu finden, wenn man nur mit dem Herausg. liest: *Magnitudine tempestatis quidam perterriti omnes navim reliquerunt*, d. h. gewisse Seefahrer verliessen im Sturm gemeinschaftlich das Schiff. Die Leipziger, Augsburger und einige Handschriften bey *Oudendorp* haben: *quidam perterr. nav. rel.* Die Gothaer hat weder *quidam*, noch *omnes*; die gemeine Lesart ist: *magnit. tempest. omnes perterriti.* Die *controversia ex ambiguo* (Cap. 12.) entsteht, sagt der Rhetor, *quum res in unam sententiam scripta duas aut plures sententias significat.* So liest die Erfurter (in der Anm. zu dieser Stelle sind die Varianten nicht ganz richtig angegeben) und die Graevische Handschrift und die meisten Ausgaben. Da aber *res sententias significat* Nonsens ist, so hat die Verbesserung des Herausg. viel Schmeichelndes: *quum re in unam sententiam scripta, scriptum duas aut pl. f. f.* Allein der Aufmerksamkeit werth ist doch die sehr abweichende Lesart des dritten Vossischen, des Augsburger und des Gothaer Codex: *Quum scriptum duas aut plures sententias significat*, welcher die Aldina folgt, jedoch mit Ausnahme des Worts *sententias*, wofür hier (und nach *Graevs* Ausdruck: *Vulgg.* zu schliessen, auch in andern Handschriften oder Ausgaben) *res* steht. Diese Lesart hat viel für sich, weil sie wörtlich mit der Parallele in Cicero *Inv.* 2, 40. übereintrifft: *quod scriptum duas pluresve res significat.* Will man diese nicht unbedingt annehmen, so könnte man sie mit der andern auf folgende Art verschmelzen: *quum in unam sententiam scriptum duas aut plures res significat.* In dem folgenden Beyspiel von einem zweydeutigen Ausdruck eines Testaments ist der Herausg. der erste, welcher die Namen *Tullius* und *Terentiae*, von welchen der letztre am wenigsten hier geduldet werden kann, nach Cicero *Inv.* 2, 40., wo dasselbe Beyspiel, aber ohne Namen, steht, verbannt. Dass beide Namen in allen Handschriften ohne Ausnahme stehen, scheint den Ursprung dieser Codd. aus Einer Quelle darzuthun. Wie die Namen hierher gekommen, darüber liest man Vermuthungen in *Burmanns* Vorrede und bey *Purgold* S. 306 f. Sie sollen, wie auch der Herausg. meynt, das Werk von Interpolatoren seyn, welche diese Rhetorik für Cicero's Werk hielten. Aber wie kann man auch dem einfältigsten Verfälscher zutrauen, dass er den Cicero selbst von seinem Testament und von dem Zwist, der über die Auslegung desselben *nach seinem Tode* entstanden, werde sprechen lassen? Eher möchten wir die Aechtheit des Namens *Tullius* annehmen, den der Rhetor unbestimmt wie Titius, Sempronius gebraucht, und der, von Grammatikern auf den Cicero gedeutet, die Glosse *Terentiae* herbeygeführt hätte, wenn uns nicht ein andrer Gedanke beygefallen wäre. Der Herausg. liest gleich darauf: *Filius se, quae ipse velit*, für *Tullius*, welches im Goth. Cod. hier geschrieben ist: *Fullius.* Wie, wenn in den Worten des Testaments ebenfalls statt *Tullius*, welches hier im Goth. *Tulius* oder *Fulius* geschrieben ist, ursprünglich gestanden hätte: *Filius meus heres uxori*, welches in Tullius durch Abschreiber-Nachlässigkeit verwandelt die Interpolation des andern Namens nach sich gezogen hätte?

Bey dem Streit Cap. 13., ob ein im Gefängniss gemachtes Testament eines zum Tode verdammten Muttermörders zu Recht bestehe, werden vier Gesetze angeführt, von welchen aber der Herausg. das vierte als gar nicht zur Sache gehörig, auch nicht in der Parallelstelle *Inv.* 2, 50. vorkommend, mit allem Recht aus dem Texte verweist. Der Gothaer Codex hat zwar auch nur drey Gesetze, aber er lässt das zweyte: *Paterfamilias uti* etc., aus, und setzt dafür das durch Interpolation hereingekommene, welches noch erweiterter in der Augsb. Handschrift also lautet: *Qui parentem necasse judicatus erit, ut is obvolutus* (die andern setzen hinzu: *et obligatus*) *corio lupino, inposito gallo, simia, serpente, devehatur in profluentem.* Irren wir nicht, so schrieb diess ein Interpolator an den Rand zu den folgenden Zeilen, die von der Verurtheilung eines Muttermörders handeln, und setzte seine Erläuterung theils aus dem Cicero *pr. Rosc. Am.* 25. n. 70., theils und vornehmlich aus *Inv.* 2, 50. zusammen, mit einer eignen kleinen Zugabe. Nach *corio lupino*, welches auf die Kappe (*folliculus*) geht, die um den Kopf gezogen wurde, scheint *culeo infutus* ausgefallen zu seyn. Statt *testamentum ipso praesente conscribunt* setzt er *heredes, quos jubet, scribunt*, weil aus der Ausgabe 1474., welche beide Sätze neben einander hat, verglichen mit Cicero *Inv.* 2, 50., welcher nur den letztern hat, erhellt, dass dieses Worte des Rhetors, jenes Interpolation ist.

Cap. 14. versetzt der Herausg. die beiden Theile der Assumtiva also: *translatio criminis, remotio criminis*, ob sie gleich umgekehrt in den Handschriften stehen, weil der Rhetor sie nachher in jener Ordnung abhandelt. Noch unordentlicher folgen die vier Theile im Goth. Cod. auf einander: *Comparatio, concessio, remotio criminis, translatio.* Die *Purgatio* wird eingetheilt *in fortunam, imprudentiam, necessitudinem.* Mit Recht nimmt der Herausg. das letzte Wort, welches zwar in dem einzigen Goth. Cod. und in einigen Ausgaben zu stehen scheint, aber durch die Wiederholung desselben in der gleich darauf folgenden Erklärung gerechtfertigt und nothwendig gemacht wird, in Schutz. Die herrschende Lesart *necessitatem* scheint eine Verbesserung aus Cic. *Inv.* 1, 11. zu seyn, der sich dieses

Wortes

Wortes bedient, wiewohl er anderwärts 2, 31. immer *neceſſitudo* ſagt. Wollte man ja im Ungenannten *neceſſitatem* auf das Anſehen der meiſten Handſchriften beybehalten, ſo müſste man es auch in die gleich darauf folgende Stelle, wo es ſich wirklich in einigen MSS. bey *Oudendorp* findet, und in 2, 16., wo *neceſſitudo* fünfmal hinter einander vorkommt, wofür nur an der erſtern Stelle *neceſſitas* in einigen MSS. ſteht, einſetzen. Nach *Erneſti's* Vermuthung ordnet der Herausg. den folgenden Satz ſo, daſs die Deutlichkeit ſehr dadurch gewinnt: *ille, qui de eo ſervo, qui dominum occiderat, cui frater eſſet* (ſc. *ille*), *ſupplicium ſumſit, antequam tabulas teſtamenti aperuiſſet. Cui frater eſſet* ſtand ſonſt hinter *ſumſit. Aperuiſſet* ſchrieb der Herausg., nach den Regeln der *Conſecutio temporum*, ſtatt *aperuerit* oder *aperuit*, und ſeine Conjectur wird vollkommen durch die Gothaer Handſchrift beſtätigt.

Cap. 15. *a nobis non crimen ipſum, ſed culpam amovemus.* So zu leſen gebot der Sinn der Stelle, da ſonſt *non crimen, ſed culpam ipſam* geleſen wurde. Im Goth. ſteht: *non crimen, ſed culpam amovemus.*

Cap. 16. läſst der Herausg. *ſatis* vor *videor oſtendiſſe* mit *Erneſti* nach mehreren Handſchriften, zu denen auch die Gothaer gehört, aus. Durch eine leichte Veränderung von *hac* in *hoc* hat folgende Stelle gewonnen: *ut docendi cauſa in hoc potiſſimum conſiſtamus.* Die Lesart der Gothaer und andrer Handſchriften: *ut docendi cauſa in hac potiſſimum cauſa conſiſtamus*, hat etwas ſehr Miſsfälliges. — Am Schluſſe ſchreibt der Herausg.: *Ea (judicatio) conſtituetur ex conjunctione firmamenti et rationis*, und läſst das unſtatthafte *defenſione* nach *rationis* weg. Die Lesart der Goth. Handſchrift: *ratione defenſionis*, ſcheint uns auch nicht verwerflich zu ſeyn.

Cap. 17. nimmt der Herausg. die ihm concinner ſcheinende Anordnung der Aldina (der Duisb. Cod. lieſt eben ſo) auf: *nam in ea nec ratio quaeritur, quare fecerit*, ſtatt der andern, der auch die Goth. Handſchr. folgt: *nam in ea nec ratio, quare fecerit, quaeritur.* Wie das *in* vor *ea* in mehreren Ausgg. hat ausfallen können, ſieht man recht deutlich aus der Schreibart des Goth. MSS.: *Nāin ea.* Gegen das Ende las man bisher: *ne qua propter multitudinem literarum poſſit animum tuum defatigatio retardare;* aber der Herausg. hat aus der Mitte die Worte: *propt. multit. literarum*, als eine muthmaſslich aus dem Schluſs der Bücher *de Inventione* entſtandene Gloſſe herausgeworfen. Gewiſs iſt, daſs ſie zu entbehren ſind, da der Rhetor das nämliche gleich vorher mit den Worten ausdrückt: *ſatis hujus voluminis magnitudo crevit.* Statt des läſtigen: *Sed ſi quo* etc., lieſt der Herausg. zufolge der Ausg. 1474: *Sed ſi tardius haec, quam ſtudes, abſolventur.* Der Goth. Cod. hat: *Sed q̄m tardius haec quam tu ſtudes abſolventur, cum rerum magnitudini tum noſtris quoque occupationibus aſſignari oportebit.*

Wir brechen hier unſer kritiſches Geſchäft ab, da wir, mit weit gröſserm Recht als unſer Rhetor, von den Leſern zu fürchten haben, *ne qua poſſit animum defatigatio retardare.* Wir unterhalten die angenehme Hoffnung, daſs die rhetoriſchen Schriften des Ungenannten und des Cicero, welche für die alte Literatur, Rechtskunde, Redekunſt und Beredſamkeit eine ſo reiche Ausbeute gewähren, in dieſer neuen Ausgabe, die ſowohl durch äuſsere Schönheit als durch innere Vortrefflichkeit anzieht, fleiſsiger, als bis hieher, geleſen und benutzt werden dürften.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Wien, b. Schalbacher: *Sammlung einiger der neueſten und vorzüglichſten italiäniſchen Theater-Stücke*, für Deutſche bearbeitet. Mit Noten und Bezeichnung der richtigen Proſodie. *Erſter* Band. 1803. 260 S. 8. (16 gr.)

In dieſem *erſten* Bande findet man zwey Dramen von *Camillo Federici*, nämlich *I viaggi dell' Imperator Sigismondo, oſſia lo ſcultore ed il cieco*, und *Il ciabattino conſolatore de' diſperati.* Beide haben das Gepräge der Leichtigkeit, Reinheit und Anmuth; daher ſie den Zweck, den Anfängern Fertigkeit im Verſtehen und Sprechen des Italiäniſchen zu verſchaffen, nicht verfehlen können. In den folgenden Bänden, die ſich, der Vorrede zufolge, auf vier belaufen dürften, wird der Herausg. ferner der deutſchen Jugend auserleſene Dramen anderer in Italien rühmlich bekannter Schriftſteller liefern. Schwierige Ausdrücke und eigenthümliche Redensarten werden durch Noten unter dem Texte erläutert; und da die meiſten italiäniſchen Wörter ihren Ton oder Accent auf der vorletzten Sylbe führen: ſo bezeichnet der Herausg. nur diejenigen, welche ſich mit zwey kurzen endigen, damit der Anfänger dieſe Schwierigkeit der Ausſprache ohne Mühe überwinden möge. In einigen Fällen iſt aber das erwähnte Tonzeichen nicht richtig geſetzt, z. B. S. 4. *cagionano*, wo es auf *o* ſtehen ſollte; in andern iſt es ganz vergeſſen, als S. 5. *grazia, contano*, S. 13. *abbiano, macchia, ridono* u. ſ. w. Deſſen ungeachtet kann das Werk vielen Nutzen ſtiften, und Liebhaber der italiäniſchen Sprache werden die Fortſetzung wünſchen.

Berichtigung.

Nr. 14. S. 112. Z. 10. von unten leſe man: *προφυγὼ καταναγκαίαν οὐκ ἂν*
Nr. 15. S. 117. Z. 5. *φύσθαι* ſt. *φίσθαι.*
Nr. 17. S. 129. med. *ἐμοῦ δὲ* ſt. *ἐ μοῦ δέ.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Februar 1805.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Martini: *Welche alte klaſſiſche Autoren, wie, in welcher Folge und Verbindung mit andern Studien ſoll man ſie auf Schulen leſen?* Als *ſicherer Weg* das Studium der klaſſiſchen Literatur und klaſſiſchen Cultur zu befördern. Von *K. G. Schelle. Erſter* Band. 1804. XXII u. 440. S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter den Schriftſtellern, die für die Vervollkommnung des klaſſiſchen Schulunterrichts gearbeitet haben, ſcheinen uns wenige des Kranzes ſo würdig zu ſeyn als der Vf., deſſen geiſt- und ideenreiches Werk bey der Organiſation jeder Gelehrten-Schule zum Grunde gelegt oder wenigſtens ſehr ſorgfältig benutzt werden ſollte.

„Eine todte unfruchtbare Kenntniſs der Alten macht, nach des Vf. richtiger Bemerkung, nicht mehr ihr Glück. Die alte Literatur iſt durch vielfältige Anſtrengungen unſerer Denker, Humaniſten und klaſſiſchen Schriftſteller in erfreuliche Berührungspunkte mit unſerer eigenen Literatur getreten; und man muſs das Studium der Alten, um es zu befördern, in eine Welt lebendiger Eindrücke — in welche die Natur uns Alle verſetzt, und worin vorzüglich die, mit einer abgezogenen (abſtracten) Exiſtenz ſich nicht befreundende Jugend lebt; — in ein Geſchäft des Denkens, der bewährten Wahl und Behandlung verwandeln."

Von einer ſolchen Anſicht ging der Vf. aus, und auf dieſen Zweck arbeitet er hin. Hauptgegenſtände des Unterrichts und Studiums der alten Literatur ſind ihm diejenigen Geiſteswerke der Alten, welche das *Wahre*, *Gute* und *Schöne* zum unmittelbaren Gegenſtand haben, hiſtoriſche, philoſophiſche, dichteriſche und redneriſche Erzeugniſſe, welche als Produkte rein menſchlicher Beſtrebungen keinen bloſs äuſsern, relativen Werth haben, ſondern ihren innern unbedingten Werth in ſich tragen. Alle ſtreng wiſſenſchaftliche (z. B. mathematiſche, philoſophiſche) und ſolche Werke (wie ökonomiſche), die mit dem ſeiner ſelbſt wegen Schätzungswerthen auf dem Gebiet der Literatur in keiner unmittelbaren Verbindung ſtehen, und alſo nicht den Menſchen (humaniſtiſch) bilden, werden von dem Studium der Humanioren ausgeſchloſſen; nur als Hülfsgegenſtände können einige mehr wiſſenſchaftliche Werke der Alten im Schulunterricht eine Stelle erhalten.

„Eine richtige Wahl, ſagt der Vf. S. 35. ſehr wahr, der auf Schulen zu leſenden und zu behandelnden Literaturwerke der Alten, wird auſser ihren innern Eigenſchaften, vermöge welcher ſie, den Hauptgegenſtänden der Lectüre nach, nur auf Gegenſtände des Reinmenſchlichen fallen kann, durch das Verhältniſs und die Faſſungskraft der Jugend überhaupt, (auf jeder Stufe) und durch die beſondere Faſſungskraft der Subjekte auf einer beſondern Stufe der klaſſiſchen Kultur beſtimmt. Die Jugend iſt auch in geiſtiger Hinſicht, alſo in Abſicht auf Kultur, nur ein Theil, nur die Blüthe des Lebens, noch nicht das männliche Alter der Frucht. Aus dieſem Grunde fallen rein- und ſtrengwiſſenſchaftliche Gegenſtände, wenn ſie es gleich mit dem Wahren, Guten und Schönen an ſich zu thun haben, in keine Periode des klaſſiſchen Schulunterrichts. Das ganze übrige Leben, nur die Jugend nicht, ſoll der Wiſſenſchaft geweiht ſeyn. Ja, der wiſſenſchaftliche Geiſt wird, wie auch die Erfahrung zeigt, nur einen um ſo mehr bearbeiteten und gedeihlichen Boden finden, je zweckmäſsiger und treuer die Jugend durch die rein humanen Gegenſtände der klaſſiſchen Kultur ihre erſte naturgemäſse Ausbildung erhielt."

Durch das Studium der Hülfsmittel, mit denen ſich der dritte Abſchnitt beſchäftigt, dringt man allein zu dem Geiſt der Alten durch. Hieher gehört die Grammatik, [ein Gedächtnisfehler iſt wohl S. 70. „*Sanctii Minerva* von *Scheid*," wofür zu leſen: *Lennep de analogia L. Gr.*, von *Scheid*] das Wörterbuch (das Schellerſche wird ſtreng critiſirt), die erſten Leſebücher, Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen und aus dem Deutſchen ins Lateiniſche, Uebungen durch Hören und Sprechen. Nach den erſten Fortſchritten in der Sprache kann der Zögling erſt zu den eigentlichen Hülfskenntniſſen des Studiums der Alten geführt werden, der Erd- und Länderbeſchreibung, Geſchichte, den Alterthümern, der Mythologie, der Poetik. [Der nach S. 105. zu mehreren Bänden angeſchwellte *Mela* von *Tzſchukke* exiſtirt unſers Wiſſens noch gar nicht; eben ſo wenig iſt uns S. 137. *Dietls* Mythologie bekannt. Das dort geſagte würde auf *Demouſtier's* Briefe paſſen.] Des Vf. Beſtreben geht nun dahin, ſolche Vorſchriften zu geben, dafs die Hülfskenntniſſe und Hülfsmittel der alten Literatur in gewiſſen Perioden des Studiums der Alten den Geiſt nicht überhaupt erdrücken oder für den Geiſt der Alten abſtumpfen, ohne dafs darum das Studium der Hülfsmittel vernachläſſigt werde.

Die Hauptgegenſtände der klaſſiſchen Literatur auf Schulen theilt der Vf. nach den Geſichtspunkten des Wahren, Guten und Schönen — der drey Hauptſphären des urſprünglichen, reinen Menſchencharak-

ters — ein. In die Sphäre des Wahren und Guten fallen die Werke der Profa; in die Sphäre des Schönen die Werke der Poëfie und Beredfamkeit. Jene Sphäre umfafst Werke der Philofophie und der Gefchichte, diefe die der Poëfie und Beredfamkeit.

Da nur Werke der Profa und Poëfie zufammen die ganze Sphäre des Reinmenfchlichen (*Humaniora*) in der Literatur umfaffen: fo müffen profaifche und poëtifche Werke der Alten auf *jeder* Stufe des klaffifchen Unterrichts in Schulen gelefen und behandelt werden, um die intellectuellen (Verftand und moralifche Vernunft) und äfthetifchen (Empfindung und Einbildungskraft) Fähigkeiten zugleich zu üben. „Denn, fagt der Vf. S. 26., man fieht gar nicht ein, warum die intellectuellen Fähigkeiten, die mit den äfthetifchen, ihnen nicht untergeordneten, nur parallel laufen, früher und mehr, als die äfthetifchen geübt werden follen."

Da ferner alle Gattungen der Profa und Poefie entweder aus der Stimmung des Ernftes oder aus der des Scherzes ihren Urfprung nehmen und fie befördern; da beide Stimmungen ihr Recht auf den Menfchen behaupten, und in einer naturgemäfsen Bildung nur beide vereint den Menfchen zu ächter Menfchlichkeit bilden: fo müfste man in jeder Periode der klaffifchen Cultur ernfte und launigte Schriften abwechfelnd mit der Jugend lefen. Hiebey gute Bemerkungen über die Ironie der Alten, namentlich des Horaz.

Um für jede Stufe des jugendlichen Alters die angemeffenften Gegenftände der klaffifchen Cultur zu wählen, mufs man alle Klaffiker, welche Gegenftände des Reinmenfchlichen behandeln, fo wie diejenigen, welche die Hülfskenntniffe dazu enthalten, nach dem richtigen Verhältnifs beider (damit man nicht etwa für die Hülfskenntniffe mehr Schriftfteller wählt und ihnen mehr Zeit und Kräfte als den Hauptgegenftänden widmet), in einen Catalog der fich für Schulen eignenden Claffiker, geleitet durch die innern Merkmale der Gattung, der fie angehören, und der jugendlichen Fähigkeiten, die fie voraufsetzen, zufammenftellen. So überfieht man das ganze, für den Kreis feiner Thätigkeit und Wahl angemefsne, Feld der alten Literatur, und kann von allen fich für Schulen eignenden Schriftftellern für jede neu eintretende Generation in den Claffen etwas wählen und mit verfchiednen Schriftftellern derfelben Gattung im Unterrichte abwechfeln, da fich unmöglich Alles aus allen Gattungen mit einer einzigen Generation lefen läfst.

Der *vierte* und ausführlichfte Abfchnitt charakterifirt die gefammten Gegenftände der claffifchen Literatur, und ftellt zuvörderft folgendes Verzeichnifs der fich für Schulen eignenden Claffiker auf.

Gefchichte. 1) Univerfalgefchichte. a) *Compendia. Eutrop. Juftin.* α) Zeiten - und Charaktergemälde. *Vellejus Paterculus.* 2) Partikulargefchichte. *Griech.* Herodotus, Thucydides, Xenophon, Herodian. *Lat.* Livius, Tacitus, J. Cäfar, Salluftius. 3) Individualgefchichte. *Griech.* Aelians *Varr. Hift.* Plutarchs Biographien. Diogenes Laërtius. *Lat.* Corn. Nepos, Tacitus Agricola, Suetonius.

Philofophie (im weiteften Sinn). 1) Briefe. *Griech.* Sammlung von Aldus u. a., Plato's Briefe. *Lat.* Cicero's und Plinius Briefe. 2) Dialogen, Lucian. 3) Eigentlich philofophifche Werke. *Griech.* Plato's Dialogen, Xenophon's Denkwürdigkeiten, Plato's und Xenophons *Sympofion.* Antonin's Selbftbetrachtungen. Theophraft's Charaktere. *Lat.* Cicero, *de amicitia, de fenectute, de officiis, L. 1. de legibus, de Nat. Deorum, Seneca* im Auszug.

Beredfamkeit. Griech. Ifocrates, Demofthenes. *Lat.* Cicero. Griech. u. lat. Rhetoriker im Auszug. Ariftoteles *Poetik.*

Poëfie. 1) Lyrifche Poëfie. *Griech.* Homerifche Hymnen. a) Odendichter: Pindar, Horaz. b) Liederdichter: Anacreon, Tyrtaeus, Skolien. Catull. c) Elegiendichter: Chöre der griech. Tragiker, zumal des Euripides, Hermefianax u. a., Properz, Tibull, Ovid. d) Idyllendichter: Theocrit, Bion, Mofchus, Virgil. e) Epigrammen. Anthologie. 2) Epifche Poëfie: Homer, Apollonius, Virgil, Lucan, Claudian. 3) Dramatifche Poëfie. a) Tragödie: Aefchylus, Sophocles, Euripides. b) Comödie: Ariftophanes, Terenz, Plautus. 4) Didaktifche Poëfie: Hefiodus, Theognis, Virgils Landbau, Ovids Metamorphofen, Horazens Sermonen und Briefe, deffen Dichtkunft, Perfius und Juvenalis im Auszug, Martial im Anszug. — Fabeldichter: Aefop, Phädrus.

Der Vf. will diefes Verzeichnifs nicht fo ftreng genommen wiffen, dafs fich nicht Etwas davon weglaffen oder Etwas hinzufügen liefse. Er begleitet es, wie er fich ausdrückt „mit einigen Bemerkungen," die aber in der That den gröfsern Theil diefes Bandes ausfüllen. Voran Bemerkungen über die Befchaffenheit feiner Eintheilung; dann über den Geift der Alten; hierauf verfolgt der Vf. die einzelnen in feinem Verzeichnifs aufgeftellten Gattungen, und verbreitet fich umftändlich über den Charakter aller einzelnen aufgeführten Schriftfteller, ihren Werth und Nutzen für Schulen. In diefe Bogen drängt der Vf. die Refultate der wichtigften und geiftreichften Bemerkungen und Erörterungen vieler neuen Schriftfteller zufammen in diefem Bande. (S. 394. oben wird durch einen Gedächtnifsfehler *Hottinger* mit *Jacobs* verwechfelt; Erftrer hat im Attifchen Mufeum über Theophrafts Charaktere gefchrieben. Uebrigens umfafst diefer *erfte* Band blofs die Lectüre der Gefchichte und Philofophie. In der Folge werden die Dichter und Redner vorkommen; dann foll von der Behandlung der Claffiker auf Schulen überhaupt geredet, und in dem letzten Abfchnitt, worin die Stufenfolge der gefammten Gegenftände des claffifchen Unterrichts in Verbindung mit den übrigen Hülfskenntniffen und Gegenftänden der jugendlichen Bildung auf Schulen dargeftellt werden foll, die Anwendung auf ein (idealifches) Ganzes einer Schule nach Maafsgabe der Fähigkeiten und Vorkenntniffe einer jeden Stufe gemacht werden.

Wiffen möchten wir doch, ob und in wie fern der Vf. neben der humanen Bildung der Jugend durch die claffifche Literatur noch einen Unterricht in den

Wif-

Digitized by Google

Wiſſenſchaften überhaupt zulaſſe, die man gewöhnlich, bis zur betäubenden Ueberhäufung, wie S. 5. richtig geurtheilt wird, in den Jugendunterricht zieht; und wenn er einen Elementarunterricht in der Mathematik — den er ausdrücklich gut heifst — Phyſik, Naturgeſchichte, Philoſophie u. ſ. w. nicht ausſchlieſst, ob er es nicht doch am gerathenſten finde, dieſen Sachunterricht, wie noch neulich *Schneider* in der Vorrede zu den *Eclogis phyſicis* vorgeſchlagen, an die Lectüre wiſſenſchaftlicher Werke der Alten anzuknüpfen, was er ſchon gewiſſermaſsen ſelber von der Poëtik und Rhetorik gelehrt hat.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Das Intereſſe des Menſchen und Bürgers bey den beſtehenden Zunftverfaſſungen.* 1803. XVI u. 232 S. 8. (20 gr.)

Jeder Leſer, er mag für die Aufhebung der Zünfte eingenommen ſeyn, oder eine entgegengeſetzte Ueberzeugung haben, wird eingeſtehen müſſen, daſs die vorliegende Abhandlung eine der ſchätzbarſten Beyträge zu den Schriften über das Zunftweſen iſt. Der Vf. verräth, indem er die Miſsbräuche bey den Zünften mit Freymüthigkeit beleuchtet, eine ſehr genaue Kenntniſs der Gewerbe. Er zeigt ſich als ein Mann, der den Menſchen in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen ſorgfältig beobachtet hat, mit den Sitten der Zeit vertraut iſt, und mit immer warmen Eifer für das Vollkommnere, die Aufklärung, welche er ſich ſelbſt zu eigen gemacht hat, um ſich her zu verbreiten ſtrebt. Nicht ſelten wird man durch neue feine Bemerkungen überraſcht, und durchweg charakteriſirt den Vortrag eine edle anziehende Sprache. S. 56. u. fg. wird ſehr treffend gezeigt, in welche Widerſprüche ſich die Aufſichtsbehörden verwickeln, wenn ſie, ſo lange die alten Statuten der Gewerke und Zünfte exiſtiren, das Zunftunweſen reformiren wollen. Der Zunftgeiſt, der in ſeinem längſt ausgebildeten Syſtem mit ſtrenger Einheit und Conſequenz fortwirkt, bleibt ihnen nothwendig überlegen. Durch die vergeblichen Verſuche, welche die Behörden machen, wird der Eifer, Gutes nach Einſicht und Kräften zu wirken, erkaltet, und immer mehr die Abſpannung und Apathie verbreitet, womit alle Geſchäftsmänner nicht ſelten alles in dem hergebrachten Gleiſe gehen laſſen. Die Controlle, welche der Staat über die Zünfte führt, wird unter dieſen Umſtänden ſehr leicht in eine leere Formalität ausarten. Weiterhin (S. 82 u. fg.) ſucht der Vf. zu beweiſen, daſs die mehreſten Ehrenrechte, auf welche die Zünfte halten, theils Armſeligkeiten, theils ſchändliche, oder wenigſtens ſchädliche Vorurtheile ſind. Bey dieſer Gelegenheit werden die öffentlichen Aufzüge der Zünfte in ihrer Lächerlichkeit dargeſtellt, und der Vf ſagt ſehr ſchön am Schluſs dieſer Betrachtung: „Wollt ihr Bürgerfeſte, und welcher Bürgerfreund würde ſie nicht wollen? wohlan, ſo bildet erſt in den mittlern Volksklaſſen einen unbefangenen, frohen und theilnehmenden Sinn; entfeſſelt die Gewerbe, damit der Nahrungsſorgen, der Reibungen und Streitigkeiten minder werden; weckt und ſtärkt die öffentliche Sittlichkeit, auf daſs ihr an Freudentagen Zucht und Ordnung unter ihre Gewährleiſtung ſetzen könnt! Dann, aber nur dann, wird das Volk leicht und gerne Veranlaſſung zu allgemeinen Feſten finden, und die Obrigkeit wird es ſeiner Freude ohne Zwang und ängſtliche Formen überlaſſen können.“ Sehr lebhaft und eindringend wird (S. 88 u. fg.) das der Aufnahme der Kunſt äuſserſt nachtheilige Verhältniſs der Lehrburſchen auseinander geſetzt, welche, während der Lehrjahre mehr zur Leiſtung häuslicher Arbeiten, als zur Erlernung der Kunſt angehalten werden. Sehr wahr iſt es, daſs, ſo lange dieſe häusliche Dienſtbarkeit allgemein beſteht, Aeltern gebildeter Claſſen abgeſchreckt werden, ihre Söhne dem Handwerksſtande zu widmen, und daſs, ſo lange niemand aus den höhern Ständen Vermögen und Bildung in den Handwerksſtand bringt, die Handwerker ſich niemals über ihre jetzige Armſeligkeit und Erniedrigung erheben können. Bey dem jetzigen Verfahren, verlernt der Lehrburſch, weil ihm keine Gelegenheit zur Uebung und Wiederholung gegeben wird, das Schreiben und Rechnen, je länger er in der Lehre iſt. Die Geſellen wiſſen in der Regel von beidem noch weniger. Nicht ſelten findet man Meiſter, welche im Schreiben und Rechnen mehr verſäumt ſind, als die meiſten Schulknaben. Der Vf. entwickelt weiter die mangelhafte Bildung der Geſellen und Lehrburſchen, und bemerkt unter andern ſehr richtig, daſs faſt bey keinem Gewerk die Zuſammenſetzung des Ganzen, die Auswahl und der Ankauf der Materialien, die ganze Oekonomie des Gewerbes ausdrücklich gelehrt werde, ſondern das mehreſte zu dieſen Kenntniſſen gehörige von den Geſellen abgeſehen werden müſſe. Ueber den geringen Nutzen, den das Wandern der Geſellen, ſo wie es bisher unternommen worden, für die Vervollkommnung der Gewerbe gewährt, läſst ſich der Vf. S. 96 u. fg. ſehr ausführlich aus, und man muſs ihm zugeben, daſs ein groſser Theil der Vorzüglichkeit gewiſſer Arbeiten bloſs auf örtlichen Verhältniſſen beruht. Aber noch eine andre nachtheilige Seite des Wanderns, nämlich den ſchädlichen Einfluſs deſſelben auf die Sittlichkeit, ſchildert der Vf. Die geſetzmäſsige Wanderzeit, und die Luſt am ungebundenen heimatloſen Leben, welche das gewohnte Wandern endlich erzeugt, hindert den jungen Mann frühzeitig an häusliche Niederlaſſung und Heirathen zu denken. Hier ſchildert nun der Vf. aus der Fülle des Herzens die Vortheile der Begünſtigung früher Ehen, beſonders unter den niedern Ständen. Auf die trefflichen Bemerkungen in Anſehung der unzweckmäſsigen Vertheilung der Arbeiten unter den Gewerken (S. 71 u. fg. und S. 144 u. fg.) wollen wir, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, den Leſer nur kürzlich hinweiſen.

So viel Werth man indeſſen der Arbeit des Vf. beylegen muſs, ſo iſt doch auch nicht zu läugnen, daſs

Digitized by Google

dafs er ſeinen Gegenſtand einſeitig behandelt hat. Die Nachtheile der Zünfte werden mit zu ſtark aufgetragenen Farben dargeſtellt. Alle Fehler, Unvollkommenheiten, Mifsbräuche, die nur bey dergleichen Verbindungen ſich irgend denken laſſen, werden, obſchon in manchen einzelnen Staaten die Zünfte davon frey ſind, als allgemein herrſchend geſchildert, und das Gute derſelben wird gänzlich überſehen. Hiedurch läſst ſich der Vf. hin und wieder zu übertriebenen Behauptungen hinreifsen, und iſt genöthigt, ſeine Zuflucht zu Vorſchlägen zu nehmen, die in der Ausführung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ſeyn würden. So kann man z. B. dem Vf. nicht zugeben, dafs das Zunftgeſetz, keinen Unehelichen zur Erlernung der Zunft zuzulaſſen, urſprünglich im Vorurtheil oder Eigennutz der Innungen ſeinen Grund hatte. Richtiger läſst ſich die Veranlaſſung dieſer Anordnung aus der Religioſität und ſtrengern Sittlichkeit des damaligen Zeitalters erklären. Eben ſo wenig erwieſen iſt die Behauptung, S. 41. dafs unter den Gewerken beſonders die Bäcker, Brauer und Schlächter es dahin gebracht haben, dafs die Anzahl ihrer Meiſter durch obrigkeitliche Verordnungen auf ewige Zeiten beſtimmt wurde. Uns ſind, wenigſtens im preuſsiſchen Staat, groſse Provinzen bekannt, in denen gerade die genannten Innungen zu den ungeſchloſſenen gehören. Eben ſo überſpannt iſt S. 177. die Berechnung, nach welcher jedem Meiſter die Erlangung des Meiſterrechts mit Einſchluſs der Geld- und Zeitverluſte, die er hiebey leidet, ein hundert-funfzig Rthlr. koſten ſoll. Unausführbar bleibt endlich der Vorſchlag (S. 217 u. fg.), dafs, nach geſchehener Aufhebung der Zünfte und Innungen, die Anſetzung der Meiſter, die Annahme und Losſprechung der Lehrlinge, die Direction aller Angelegenheiten der Gewerbe treibenden Perſonen, einzig und allein von der Polizeybehörde, ohne Concurrenz von Deputirten der Profeſſioniſten, die der Vf. gänzlich abgeſchafft wiſſen will, bewirkt werden ſoll. Den ſpärlich beſoldeten Magiſträten, die, zumal in gröſsern Städten, ohne hinzukommende neue Geſchäfte, ſchon, zum Nachtheil des Dienſtes, mit Arbeiten zu ſehr überhäuft ſind, ſoll alſo eine neue Laſt aufgelegt werden! Wir fürchten, dafs durch eine ſolche neue Organiſirung des Handwerkswesens die gute Sache, ſtatt verbeſſert zu werden, verſchlimmert werden dürfte. Verſchiedene Schriftſteller haben die Abſchaffung der Zünfte und Innungen, ſchon in Hinſicht der mit vielen Koſten erworbenen Rechte der Zunftmitglieder, und wegen der zu beſorgenden Ueberſetzung der Metiers bey freyer Concurrenz, bedenklich gefunden. Es ſprechen aber noch mehr Gründe für die Beybehaltung der Zünfte und Innungen. Dieſe Verbindungen waren urſprünglich gut, und hatten auf das Glück und den Wohlſtand der Staatsbürger einen unverkennbaren Einfluſs. Nur durch Mifsbräuche ſind ſie verunſtaltet worden. Wenn alſo nur dieſe Auswüchſe, aber ohne Ausnahme in allen Staaten, beſchnitten werden — wenn Verſtand und Herz der Jugend, die einſt in den Stand des Handwerkers tritt, in Volksſchulen gehörig gebildet wird; dann werden Zünfte und Innungen ſich bald wieder zu dem Rang ehrwürdiger Verbindungen erheben, in denen nicht bloſs das bürgerliche Glück des eintretenden Mitgliedes geſichert und befeſtiget, und der Lehrling zur Thätigkeit und zu immer mehrerer Kunſtfertigkeit angeführt wird, ſondern auch Kranke, Wittwen und Waiſen Unterſtützung finden, und das gemeinſame fortwährende Streben aller Theilhaber auf Emporbringung des Gewerbes und Beförderung der Sittlichkeit und guten Ordnung gerichtet ſeyn wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Frankfurt* a. M., b. Guilhauman: *Nachtrag zu dem neueſten und beſten Stellvertreter des indiſchen Caffee's* oder dem *Caffee von Erdmandeln* (*Cyperus esculentus Lin.*); worinnen gelehrt wird, wie der Ertrag derſelben auf zweyhundertfältig zu bringen: auch wie das beſte Caffeegetränk etc. davon zu bereiten ſey. Nebſt genauen chemiſchen Unterſuchungen dieſes Sorrogats: zur Erſparung vieler Millionen Geldes für Deutſchland, und längerer Geſundheit Tauſender von Menſchen, von *Joh. Ludw. Chriſt*, Erſtem Pfarrer zu Kronberg an der Höhe etc. 1803. 62 S. 8. (6 gr.)

2) *Ebendaſ.*, b. Ebendemſ.: *Aufruf an die Landleute und Bekanntmachung eines vortrefflichen, geſunden und wohlfeilen Caffee*, der ſo gut, wo nicht beſſer iſt, als der Caffee, der über's Meer kommt; von *J. L. Chriſt*, Pfarrer zu Kronenberg. 1803. 16 S. 8. (4 Kreozer)

Die erſten von dem Vf. in d. J. 1800. u. 1801. durch den Druck bekannt gemachten Abhandlungen über den Caffee von Erdmandeln, und über die Cultur dieſer Frucht, machten in Frankreich, in der Schweiz, in Oeſtreich und in mehreren Gegenden von Deutſchland ſo viel Eindruck, dafs, nach dem Vf. zugekommenen Nachrichten, der Erdmandel-Caffee ſchon häufig getrunken, ſchmackhaft befunden wird, und die Verſuche mit dem Bau der Erdmandeln immer mehr ins Groſse getrieben werden. Dieſe angenehmen Erfahrungen beſtimmten den Vf. zur Herausgabe des unter Nr. 1. bemerkten Nachtrags. Es wird hierin manches wiederholt, was ſchon in den erſten Aufſätzen zur Empfehlung der Erdmandeln geſagt worden. Jedoch findet man hier auch einige neue nützliche Vorſchriften, welche bey der Erziehung dieſer Erdfrucht zu beobachten ſind; ferner Vorſichtsmaafsregeln beym Röſten der Erdmandeln, und die Auseinanderſetzung des mediciniſchen und diätetiſchen Nutzens derſelben. Ein groſser Theil dieſes Nachtrags iſt der Beſchreibung der chemiſchen Experimente gewidmet, welche von Hn. *C.* mit den Erdmandeln angeſtellt wurden. Er bringt heraus, dafs ſie folgende Stoffe enthalten: Schleim, Stärkemehl, Oele, etwas Colla, Harz, Zucker, Natrum, Kali, Schwefel und Salzſäure, Riechſtoff, vielleicht ätheriſches Oel, Kalk und Kieſelerde. Am Schluſs werden die Verſuche beſchrieben, welche Hr. D. *Juch* mit der chemiſchen Zerlegung der Erdmandeln angeſtellt hat.

In Nr. 2. iſt von dem Vf. dasjenige kurz zuſammengezogen, was in den vorerwähnten Abhandlungen ausführlicher zur Empfehlung des Erdmandel-Caffees geſagt worden. Die hauptſächlichſten Vorſchriften in Hinſicht der Cultur der Frucht und der Bereitung des Erdmandelgetränks werden hierin in einer faſslichen Sprache und mit eindringendem Ton vorgetragen. Man muſs daher wünſchen, dafs dieſer Aufruf zur Kenntniſs recht vieler Landleute kommen möge. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Februar 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Handbuch der praktiſchen Arzneymittellehre* für Aerzte und Wundärzte von *Ernſt Horn*, d. A. K. D., Prof. der med. Klinik u. ausübendem Arzte in Braunſchweig u. ſ. w. 1803. gr. 8. XIV u. 896 S. (2 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Anweiſung zum richtigen mediciniſchen und chirurgiſchen Gebrauch der königlich preuſſiſchen Landespharmakopoë u. ſ. w.

Zwiſchen einem therapeutiſchen Commentar über eine Pharmakopoë und einem Handbuch der Arzneymittellehre ſcheint Rec. ein ſo groſser Unterſchied ſtatt zu finden, daſs ihn der doppelte Titel dieſer Schrift befremdete; jener kann und ſoll nichts weiter enthalten, als eine Anweiſung zum Gebrauch der einzelnen Mittel, welche in der Pharmakopoë beſchrieben, und deren Bereitungen in derſelben gelehrt werden; da hingegen dieſes ſich mit der Entwicklung der allgemeinen therapeutiſchen Grundſätze beſchäftigen, von ihnen die Anordnung der Materien entlehnen muſs, und ſich nicht bloſs auf die Hülfsmittel, die geſetzmäſsig in den Apotheken vorhanden ſeyn ſollen, beſchränken darf. — Laut der Vorrede wollte der Vf. wirklich ein nach ſeiner Anſicht wiſſenſchaftlich bearbeitetes Handbuch der Arzneymittellehre liefern, ein Werk, das dem dringenden Bedürfniſſe der Zeit abhelfen, die Mängel der frühern erſetzen, und ihre gefährlichen Rathſchläge vermeiden lehren ſollte; naturhiſtoriſche, pharmaceutiſche und merkantiliſche Bemerkungen wollte er, als in andere Doctrinen gehörig, vermeiden, und glaubte in dieſer Rückſicht am beſten auf die preuſsiſche Landespharmakopoë verweiſen zu können, die er daher zum Leitfaden in Abſicht auf Auswahl und Anordnung der Gegenſtände wählte. Allerdings kann auch die Arzneymittellehre, in ſo fern ſie bloſs lehrt, wie den Forderungen der ſpeciellen Therapie Genüge geleiſtet werden ſoll, und die dazu nöthigen Hülfsmittel als bereits vorhanden vorausſetzt, jene Bemerkungen füglich entbehren. Ob aber dieſe Pharmakopoë bey der gewöhnlichen alphabetiſchen Anordnung ſich ſo vorzüglich zu einem ſolchen Leitfaden eigne, als der Vf. liefern wollte, iſt zu bezweifeln.

Die Einleitung S. 1 — 62. ſoll die allgemeinen Grundſätze der Arzneymittellehre entwickeln; ſie enthält folgendes: Mit den Wirkungen der Arzneymittel werden wir bloſs durch die Erfahrung bekannt, unſere Speculation geht von analogiſchen, auf Thatſachen gegründeten, Schlüſſen aus. Alle Behauptungen und Feſtſetzungen der Arzneymittellehre gehen aus den Reſultaten des Zuſammenwirkens der chemiſchen und phyſiſchen Eigenheiten der Arzneykörper mit den innern und äuſsern, normalen und abnormen Zuſtänden des menſchlichen Organismus hervor. Die Art dieſes Zuſammenwirkens und ihr innerer Grund iſt der Arzneymittellehre bisjetzt noch unbekannt; ſie wird einer ſolchen Begründung etwas näher gebracht, *durch die durch den Geiſt des Skeptizismus geleitete Anwendung der durch reine Erfahrung berichtigten Erregungstheorie.* Die Vorausſetzungen der Naturphiloſophie über den Grund jener Verhältniſſe zwiſchen den Arzneyſtoffen und dem lebenden Organismus helfen der praktiſchen Arzneymittellehre nicht viel. Die Humoralpathologie hat dieſe Diſciplin in ein Chaos von groben Erdichtungen gebracht, indem ſie die lebendige Thätigkeit des Organismus nicht berückſichtigt, und alles aus der qualitativen Beſchaffenheit der Säfte ableitet; die chemiſchen Erklärungen der Wirkungsart der Arzneymittel trifft ein ähnlicher Vorwurf. Der Browniſchen Arzneymittellehre verdankt man wichtige Aufſchlüſſe; die Erfahrung hat jedoch einigen Hauptſätzen derſelben widerſprochen, und zwar ſind die Reizmittel nicht nur dem Grade nach, ſondern auch der Art nach verſchieden. Nicht alle auf den Organismus einwirkenden Arzneymittel wirken allgemein und mit gleich getheilter Gewalt und Stärke auf den allgemeinen Erregungszuſtand, ſondern es giebt allerdings ſpecifiſche Mittel, deren Wirkſamkeit ſich neben dem allgemeinen Eindrucke in einzelnen Organen hervorſtechend äuſsert; es giebt ſpecifiſch urintreibende, Speichelfluſs erregende, Darmausleerung vermehrende, Brechen erregende Mittel, deren Wirkungen aus ihrer allgemeinen ſtärkenden oder ſchwächenden Gewalt nicht erklärt werden können. Die laxirenden Mittel ſchwächen nur in ſofern, als ſie Ausleerungen bewirken, ihre reizenden Wirkungen ſind gar nicht in Anſchlag gebracht, und dieſe finden beſonders bey den draſtiſchen Purgiermitteln ſtatt, die in ſo kleinen Gaben gegeben werden können, daſs ſie bloſs als reizende Mittel wirken. Die Brechmittel werden mit Unrecht ohne Einſchränkung den reizentziehenden Mitteln zugezählt; durch ihre unmittelbare Einwirkung auf die erregbare, nervenreiche Nachbarſchaft des Magens muſs die Thätigkeit des ganzen Syſtems nothwendig vermehrt werden; nur durch die unangenehmen Empfindungen, die bald nach der Application der Brechmittel für das Gemeingefühl erwachſen, und durch die Ausleerung, die ſie veranlaſſen, werden ſie

Schwächungsmittel. Die ſchweifstreibenden Mittel ſind nicht, wie *Brown* will, den ſchwächenden beyzuordnen, ſie gehören in die Klaſſe der wirkſamſten Reizmittel, indem ihre anderweitigen Wirkungen auf den Organismus die Schwächung durch die hervorgebrachte Ausleerung bey weitem überwiegen. — Es giebt Mittel, die unmittelbar ſchwächen, ohne Ausleerungen zu veranlaſſen, z. B. die meiſten vegetabiliſchen Säuren, Mittelſalze, beſonders Salpeter, das *Wie* dieſer Wirkung iſt unerklärt. Die Browniſche Arzneymittellehre enthält eine zu geringe Anzahl von Mitteln, als dafs der Arzt am Krankenbette damit ausreichen könnte; er bedarf, beſonders bey der Behandlung chroniſcher Krankheiten, eines gröſsern Vorrathes, weil in dieſen Fällen Abwechslung unter ähnlich wirkenden Mitteln ſchlechterdings nöthig iſt.

Nach dieſen Bemerkungen ſchlägt der Vf. die Abtheilung der Arzneymittel in zwey groſse Klaſſen vor, wovon der eine diejenigen enthält, welche die Thätigkeit des Organismus vermehren, der andere aber ſolche umfaſst, durch deren Anwendung die Thätigkeit des Organismus vermindert wird. Die erſte Klaſſe wird in drey Ordnungen nach dem Grade ihrer Wirkung vertheilt, und die Differenz zwiſchen der flüchtigen und permanent ſtärkenden nicht ſo erheblich angegeben, dafs auf ſie eine Abtheilung gegründet werden könnte. Die zweyte Klaſſe zerfällt ebenfalls in zwey Ordnungen, und zwar in *mittelbar* (durch Entziehung der Säfte) und *unmittelbar* Thätigkeit vermindernde Arzneymittel. Die letztere Ordnung faſst zwey Abtheilungen in ſich: die eine enthält Mittel, welche durch *mechaniſche, chemiſche, vitale Beleidigung der Verdauungswerkzeuge, und ſodann für's ganze Syſtem ſchwächend wirken*, die andere ſolche Mittel, die neben jener Beleidigung der Verdauungswerkzeuge durch eine *abſolute Antivitalitätsgewalt* die Thätigkeit des ganzen Syſtems vermindern. — Unter dieſen Rubriken liefert der Vf. ein Verzeichniſs der in der preuſs. L. Pharmakopoë enthaltenen Arzneymittel nach ihren neuen und ältern pharmaceutiſchen Namen in alphabetiſcher Ordnung. Auf die gleiche Bedeutung der verſchiedenen Benennungen iſt nirgends hingewieſen, ſondern darüber mag ſich der Leſer in der Tabelle Raths erholen, die der preuſs. L. Pharmakopoë angehängt iſt. Bey den Pflanzenmitteln ſind die Linnéiſchen Namen nicht angeführt.

Aus dem bisher Geſagten erhellt zur Genüge, dafs der Vf. weder den Umfang der Arzneymittellehre beſtimmt, noch irgend ein Princip entwickelt hat, von dem die Bearbeitung derſelben ausgehen muſs. Die Beſtimmung des Umfangs der Wiſſenſchaft überläſst er lediglich der von ihm commentirten Pharmakopoë, und ſtatt der Grundſätze giebt er uns abgeriſſene Bemerkungen über die Brown'ſche Arzneymittellehre, die er, wie wir in der Folge ſehen werden, bey der ſpeciellen Bearbeitung der einzelnen Gegenſtände keineswegs ſelbſt beachtet. Rec. iſt zwar überzeugt, dafs die Diätetik und die Lehre von den Alimenten, obgleich der Arzt viele Kenntniſſe über die Hülfsmittel in Krankheiten von ihnen entlehnt, von der *Materia medica* im engern Sinne getrennt werden müſſen; nach dieſer Trennung bleiben aber noch ſehr viele Dinge übrig, die in einem Handbuche der Arzneymittellehre erörtert werden müſſen, und deren die pr. L. Pharmakopoë eben ſo wenig, als irgend eine andere erwähnt, z. B. die Anwendung der Gasarten, der Mineralwaſſer u. ſ. w. Dadurch alſo, dafs der Vf. jene Beſtimmung unterliefs, und ſich blofs an die pr. L. Pharmakopoë hielt, iſt ein weſentlicher Mangel ſeines Werkes entſtanden.

Die Abtheilung der einzelnen Medicamente von einem allgemeinen Geſichtspunkte aus, muſs ſich, nach Rec. Ueberzeugung, immer in der Nähe der beſtimmteren Erfahrung halten; der von dem Vf. gewählte dynamiſche Geſichtspunkt kann um ſo weniger dazu taugen, als wir mit dem Grunde der Reſultate, die aus der Anwendung der Arzneymittel auf den menſchlichen Körper hervorgehen, unbekannt ſind, und die Erſcheinungen ſelbſt keineswegs allen Zweifel über den jedesmaligen Erregungszuſtand beſeitigen. Daher kann Rec. die von dem Vf. verſuchte Claſſification der benannten Arzneyſtoffe für nichts anderes als für das Werk einer blinden Willkür anſehen. Eine Abtheilung der Medicamente muſs wohl entweder nach den beſtimmt ausgedrückten Forderungen der Therapie, oder nach den in die Sinnen fallenden Eigenſchaften der Arzneyſtoffe ſelbſt verſucht werden.

Von S. 65 — 864. werden die einzelnen Mittel durchgegangen. Ein allgemeiner Canon für die Arzneymittellehre war in der Einleitung nicht ausgedruckt; aus den einzelnen Abhandlungen geben folgende theils allgemeine, theils ſpecielle therapeutiſche Anſichten hervor. Der aſtheniſchen Krankheiten giebt es unendlich mehr als der ſtheniſchen; daher haben die Reizvermehrenden Mittel eine bey weitem ausgebreitetere Anwendbarkeit, als die Reizvermindernden. Die Reizmittel vom zweyten Grade erfordern eine Integrität der Verdauungswerkzeuge, deswegen ſind ſie vorzüglich in gelindern Graden und beſonders in chroniſchen Formen der Aſthenie angezeigt; müſſen aber ſtets mit ſolchen vom dritten Grade vermiſcht werden. Laxiermittel finden nur bey ſtheniſchen Krankheiten ſtatt, und Brechmittel nur bey einem Vorrath unverdauter Speiſen und verſchluckter Gifte. Die Zeichen der ſogenannten gaſtriſchen Unreinigkeiten ſind immer Folge einer verminderten Erregung, ſie erfordern nie Ausleerungsmittel. Jede Vermiſchung eines Reizmittels mit einem abführenden Mittel iſt Unſinn u. ſ. w. Spiefsglanzmittel ſind abſolute reizmindernd, ſie ſollten niemals gegeben werden; Queckſilber und alle ſeine Präparate ſind reizmindernd, und ihre Anwendung muſs ſich, als ſpecifiſcher Mittel, auf die veneriſchen Krankheiten beſchränken.

Der in der Einleitung gemachten Bemerkungen iſt der Vf. gar nicht eingedenk; er überſieht die von ihm ſogenannten ſpeciellen Wirkungen gänzlich, betrachtet die Reizmittel blofs als allgemein wirkend

und

Digitized by Google

und im Allgemeinen, daher findet man unter den Abhandlungen über die verſchiedenſten Arzneyſtoffe die auffallendſte Aehnlichkeit; die Klagen über die ältern Heilmethoden werden bis zum Ekel und öfters in platten Ausdrücken (z. B. S. 486.) wiederholt.

Durch die alphabetiſche Ordnung ſind die verſchiedenen Zubereitungen des nämlichen Mittels zu ſehr auseinander geriſſen worden, und dieſes hat eine Menge Wiederholungen veranlaſst, z. B. unter den Artikeln *Extr Myrrhae*, *Liq. Myrrh.* und *Gum. Myrrh.* iſt dreymal wörtlich daſſelbige geſagt, das nämliche geſchieht an vielen andern Orten; ſo daſs der Vf. vielleicht ſeine ganze Arzneymittellehre in dem vierten Theil des Raumes und um den vierten Theil des Preiſes hätte liefern können.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

RECHTSGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Reiſs u. Schmidt: *Teutſche Erbfolge ſowohl überhaupt, als insbeſondere in Lehen- und Stammgütern*, vornehmlich der weiblichen Nachkommen nach Erlöſchung des Mannsſtammes. Von D. *Johann Chriſtian Majer*, königl. däniſchem wirklichem Juſtizrath und ordentlichem öffentlichem Lehrer des Staats- und Lehnrechts auf der churfürſtl. wirtembergiſchen Univerſität Tübingen. 1803. 164 S. 8. (16 gr.)

Unter dem angeführten Titel will der Vf. dem Publicum eine Reihe von Abhandlungen vorlegen. Sein Plan dabey iſt, zuvörderſt von mehrern einzelnen Grundbegriffen über Erbfolge und Verwandtſchaft genauere Beſtimmungen zu geben, ſodann aus der Natur der Sache gewiſſe Grundſätze zu entwickeln, aber nun über dieſen oder jenen wirklichen Succeſſionsfall aus den gewechſelten Schriften die darin wirklich aufgeſtellten Principien auszuheben und näher zu prüfen, bald aber auch aus wirklichen Erbfolge-Geſetzen einzelner Regentenfamilien die Anwendung gewiſſer Principien mit ihren Beſtimmungs-Gründen darzulegen; ferner bald über einzelne wichtige Stellen des Longobardiſchen Rechtsbuchs zu commentiren, bald über die gemeine und bald über die eigene Privatmeinung dieſes oder jenes Rechtsgelehrten Prüfungen anzuſtellen. Auf dieſem Wege hofft der Vf. wo möglich zu reinen, deutlichen, annehmlichen und feſten Principien der Erbfolge in Lehn- und Stammgütern überhaupt und der weiblichen Erbfolge insbeſondere zu gelangen. Nach dieſem Plane würde man hier eine Entwicklung der hieher gehörigen Grundbegriffe zu erwarten haben. Aus beſonderer Veranlaſſung eröffnet aber der Vf. die Reihe mit einer „umſtändlichen Prüfung der Abhandlung im erſten Hefte des juridiſchen Archivs: über einen merkwürdigen Succeſſionsfall in einem Weiberlehen." Der Fall iſt dieſer: Bey einem gewöhnlichen Weiberlehen concurrirt nach dem Abgang des Mannsſtamms als Lehnsfolge-Prätendent mit einem Schweſterſohne des letzten Vaſallen die Tochter eines Brudersſohns. Der Vf. der Abhandlung im jurid. Archiv, der verſt. Reg. Rath *Danz*, entſcheidet für letztere, weil ſie Deſcendentin eines ſpäter belehnten iſt. Er ſucht nämlich die Erbfolge-Ordnung auf die Zeit-Ordnung der Belehnungen zu gründen, und aus den Lehnbriefen und deren gewöhnlichen Formeln zu erweiſen, und meynt ſogar, daſs die Lehnrechtsſtelle II. f. 50. ſeiner Hypotheſe zu ſtatten komme. Da auf dieſe Art die Unterſuchung der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der neuen Theorie eines Theils auf der Erörterung des Inſtituts von der Inveſtitur-Renovation und anderntheils auf der Erklärung der Geſetzesſtelle II. F. 50. beruht, ſo zerfällt die gegenwärtige Abhandlung von ſelbſt in zwey Abſchnitte, wovon der erſte einer Darſtellung der rechtlichen Beſchaffenheit der Lehns-Erneuerung, der andere hingegen einer Exegeſe jener Lehnrechtsſtelle gewidmet iſt. In dem einen ſucht der Vf. zu zeigen, daſs Urſache und Zweck des ganzen Inſtituts von der Inveſtitur-Renovation darin beſtehe, das durch die conſtitutive Inveſtitur des erſten Erwerbers feſtgeſetzte Lehnsverhältniſs nach allen ſeinen ein für allemal verglichenen Beſtimmungen zwiſchen dem Lehnshof und der ſuccedirenden Nachkommenſchaft auf ewige Zeiten in lebendigem Angedenken zu erhalten, keineswegs aber (was freylich vor *Danz* keinem Feudiſten eingefallen, und auch von dieſem wohl nur der Partey, deren Sachwalter er war, zu gefallen, behauptet worden iſt) das Succeſſionsrecht und die Succeſſions-Ordnung bey jedem Succeſſor für ſeine Erben und Nachkommen aufs neue feſtzuſetzen, und etwa auch abzuändern. In dem andern Haupt-Abſchnitte erhalten wir eine von den bisherigen Erklärungsarten abweichende Exegeſe der Stelle II. F. 50. Nach dem Vf. hat nämlich der Feudiſt das Factum vorausgeſetzt, daſs bisher immer die ſämmtlichen Söhne ihrem Vater der geſetzlichen Erbfolge-Ordnung nach *aequaliter* in dem Lehen ſuccedirt hätten; daſs aber auch dagegen nach jedem ſolchen Succeſſionsfalle das Lehen vermittelſt eines Theilungsvergleichs proviſoriſch immerhin nur an einen der mehrern Brüder gekommen wäre. Stirbt nun einmal in der Reihe der nacheinander geſchehenen Succeſſionsfälle und ſolcher Theilungsvergleiche dergleichen einer ohne eigene Deſcendenz: ſo iſt der nächſtvorhergegangene proviſoriſche Theilungsvergleich erledigt; und das Lehen fällt wieder zunächſt an die übrigen Brüder und deren Nachkommen als Geſammt-Eigenthum zurück, durch deren Theilungsvergleich es proviſoriſch an den Erblaſſer gekommen war; und ſo müſste dieſe Recadenz des Lehens in das Geſammt-Eigenthum der Brüder und ihrer Nachkommen nach ſolcher rückwärts gehenden Ordnung fortgehen bis auf die Söhne des erſten Erwerbers, welche das Lehen ſucceſſionsweiſe zuerſt erworben, und ihrer einem vermittelſt des Theilungsvergleichs ganz und ungetheilt proviſoriſch überlaſſen haben. Auf dieſe und ſonſt auf keine andere Weiſe, meynt der Vf., konnte und muſste der Feudiſt ſeinen unter den vorausgeſetzten Umſtänden vorgelegten Succeſſionsfall entſchei-

Digitized by Google

ſcheiden, wollte er anders ſeine Entſcheidung auf eine den vorhergegangenen Theilungsvergleichen und den zum Grunde liegenden gemeinrechtlicher und geſetzlicher Erbfolge-Ordnung nach geſchehenen Succeſſionen gemäſse Weiſe ertheilen. Die Entſcheidung ſucht der Vf. mit vieler Geſchicklichkeit in den Text hinein zu exegeſiren. Er erleichtert ſich dieſe Mühe dadurch, daſs er unter *Linie* ein jedes einzelne Kind ſeiner Aeltern verſteht. Weil nun dieſes wieder ein Stammvater einer *Parentel* (*Linie* im gewöhnlichen Sinne) iſt und ſeyn kann, ſo war es einerley, zu ſagen: das Lehen kommt an des Erblaſſers ſämmtliche übrige Brüder, mit deren männlichen Deſcendenten, oder ſämmtliche übrige Linien in dem Geſchlecht oder in der Parentel, worin der Erblaſſer auch eine Linie war; oder es muſs an die ſämmtlichen maſculos aus der Linie fallen, woraus zunächſt auch der Erblaſſer war. Das Reſultat, das der Vf. aus ſeiner Deutung dieſes Lehnstextes zieht, beſteht darin, daſs man in demſelben eine gemeinrechtliche Ordnung für die Collateralfolge des Mannsſtamms oder die ſogenannte Lineal-Ordnung vergeblich ſuche, daſs alſo auch kein analogiſcher Schluſs auf die weibliche Erbfolge in ſubſidiariſchen Weiberlehen ſtatt finde. Davon zeigt ſich nach dem Vf. vollends gar keine Spur, daſs der Feudiſt bey ſeiner Entſcheidung auch nur einen Gedanken an das Factum der frühern oder ſpätern Belehnungen gehabt hätte. So ſehr wir mit der letztern Behauptung einverſtanden ſind, ſo wenig können wir uns überzeugen, daſs die Eigenheiten des Falls auf die Entſcheidung des Feudiſten einen ſo weſentlichen Einfluſs gehabt haben, daſs die reine geſetzliche Erbfolge-Ordnung nicht mehr in derſelben zu erkennen und aus derſelben abzuleiten wäre. Wir ſollten vielmehr denken, daſs die proviſoriſchen Theilungen durch ihren Einfluſs auf die Beſtimmung der Erbfolge ein ganz anderes Reſultat dargeboten hätten. Aus der Vorausſetzung eines proviſoriſchen Theilungsvertrags würde eher folgen, daſs nun auf jede Linie, oder, um uns des vom Vf. beliebten Ausdrucks zu bedienen, jede Parentel derjenige Theil des Lehens zurückfallen müſste, den ſie bey einer gleichen Theilung oder bey immer fortgeſetzter Gemeinſchaft erhalten haben würde, wegen der proviſoriſchen Theilung aber bisher entbehren muſste. Alſo würden z. B. nach dem Schema nr. IV. nach des *E* Tode *bbb* $\frac{3}{4}$, *cc* $\frac{1}{4}$, *dd* $\frac{1}{16}$ und *eee* $\frac{3}{16}$ des Ganzen erhalten. Wenn mithin nun *eee* allein zum Ganzen gelangen, ſo verdanken ſie es dem Grundſatze der gleichen Erbfolge aller Söhne, der in ſeiner Anwendung nun nicht mehr durch einen Theilungsvertrag gehindert wird. Wäre dieſer Grundſatz inzwiſchen vom erſten Erwerber an bey jedem Erbfalle zur Ausübung gebracht worden, ſo würde doch das nämliche Reſultat herauskommen, nur daſs der Erblaſſer E ſeinen Collateral-Erben *eee* nicht das Ganze, ſondern bloſs den kleinen Theil, der auf ihn vererbt worden iſt, hinterlieſse. Der Lehnstext zeigt alſo unſers Erachtens an einem Beyſpiele die Anwendung des allgemeinen Princips der Lehnsfolge auf die Erbfolge der Seitenverwandten, ohne daſs die beſondern Modificationen des vorgelegten Falls auf die Entſcheidung, wer zur Erbfolge gelangen ſoll, einen jene Anwendung beſchränkenden Einfluſs hatten. Der Vf. hat übrigens ſeine Auslegung mit vielem Scharfſinne geltend zu machen geſucht; auch in einem weitern Abſchnitte die Argumente gründlich abgefertigt, womit Danz dem Schweſterſohne ſeinen Geſchlechtsvorzug und den Vorzug aus der Proximität des Grades beſtreitet. Möchte er nur, ſeinem Plane getreu, recht bald ähnliche Bearbeitungen anderer verwandten Materien nachfolgen laſſen! Die Lehre von der Erbfolge in Lehen und Stammgütern iſt noch lange nicht aufs Reine gebracht; und durch ſolche ſcharfſinnige Erörterungen gewinnt die Wiſſenſchaft immer.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *München*, b. Hübſchmann: *Die Schlacht bey Hohenlinden*, nebſt denen ihr vorhergegangenen und nachgefolgten Bewegungen beider Heere, vom 27. November bis 10. December 1800. Von einem bayerſchen Officier des damaligen Generalſtaabs dieſer Armee. Hiezu ein Plan. 1803. 20 S. kl. 8. — Aus dieſer kleinen Schrift, die übrigens keine beſondern Aufſchlüſſe über die in ihren Folgen ſo merkwürdige Schlacht von *Hohenlinden* giebt, geht ebenfalls hervor, daſs die Oeſterreicher die Stellung bey Hohenlinden verlaſſen und die Franzoſen in vollem Rückzuge glaubten; welches der Befahl 6 Stunden von Haag bey Auzing abzukochen, hinlänglich beſtätigt. Die Oeſterreicher beabſichtigten alſo keine Schlacht; ſie begingen aber dennoch groſse Fehler, indem ſie ſich ohne die ſo nöthige Vorſicht ganz ſorgenlos in die Defileen von Hohenlinden wagten; auch war der Zuſammenhang ihrer vordringenden Colonnen ganz unterbrochen, wozu das ſchlechte Wetter und die hierdurch verdorbenen Wege nicht wenig beytrugen. Der Vf. ſcheint S. 17. in einer Anmerkung zu beſtätigen, was Rec. bereits zu wiederholten Malen von der Diviſion Richepanſe hörte. Dieſe Diviſion, der die Diviſion Decaen folgte, ſtiess nämlich auf dan linken Flügel der franz. Armee ſtoſsen. Beide Diviſionen verirrten ſich aber und erſtere ſtieſs mit der Tête auf das Centrum des Feindes, wohin ſie wohl ſchwerlich treffen ſollte. Der General Richepanſe benutzte dieſen Augenblick als ein entſchloſſener Mann, und trug hierdurch nicht wenig zur Gewinnung der Schlacht bey. — Die dieſem Werkchen beygefügte Karte (eine Verjüngung der Finkſchen) iſt ſchlecht gezeichnet und geſtochen, die Lage der verſchiedenen Ortſchaften aber ziemlich richtig angegeben. Bey den verſchiedenen Truppenſtellungen haben ſich in Bezeichnung der Frontlinien mehrere Fehler eingeſchlichen, welches der Vf. aber bereits am Schluſſe ſeines Werkchens bemerkt hat. Der Vf. hätte ſich das militäriſche Publicum ſehr verbinden können, wenn er ſeinem Werkchen noch einen eigantlichen Plan des Schlachtfeldes von *Hohenlinden* in extenſo beygefügt hätte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Februar 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Handbuch der praktischen Arzneymittellehre* für Aerzte und Wundärzte von *Ernst Horn* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Anweisung zum richtigen medicinischen und chirurgischen Gebrauch der königlich preußischen Landespharmakopoë u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 49. abgebrochenen Recension.*)

So wie andre Schriften des Vfs. ist auch diese mit vielem Selbstvertrauen und einem Grade von Anmaßung abgefaßt, daß Rec. es für Pflicht hält, noch auf einzelne Gegenstände hinzuweisen, wobey er sich aber, durch den Raum einer Recension beschränkt, aller weitläufigen Discussionen enthält.

Die sämmtlichen Säuren werden zu den Thätigkeitsvermehrenden Mitteln des ersten Grades gerechnet; in der Folge aber vor dem Gebrauche derselben, besonders der vegetabilischen als schwächender Potenzen, gewarnt; z. B. S. 102. „die Weinsteinsäure ist ein reizminderndes Mittel der zweyten Art;" S. 43. steht sie unter den Thätigkeitvermehrenden der ersten Art. — S. 178. *Asa foetida.* Bey Gelegenheit dieses Mittels macht der Vf. viele Worte über die Nichtigkeit der auflösenden Mittel im Allgemeinen, des Gebrauchs der *Asae foetid.* in Knochenkrankheiten wird nicht gedacht. — S. 191. *Baryt. muriat.* „Der gerichtliche Arzt benutzt die Auflösung der salzsauren Schwererde, um die freye Schwefelsäure in einem gegebenen Gemische zu entdecken." Nicht blos freye Schwefelsäure, sondern alle schwefelsaure Salze werden dadurch entdeckt. „Eben so kann man umgekehrt die Schwefelsäure als Entdeckungsmittel der salzsauren Schwererde anwenden." Die Schwefelsäure zerlegt alle Salze mit schwererdigter und die meisten mit kalcherdigter Basis. S. 223. *Camphora.* „Man wird finden, daß man in der Praxis der sogenannten Faul- und Nervenfieber desto glücklicher ist, je mehr man von den gewöhnlichen Vorschriften zu dem Gebrauche dieses und anderer Reizmittel abweiche." — Ein sehr unbestimmt ausgedrückter Rath! S. 223. *Carbo spongiae.* „Man wendete sonst die Schwammkohle gegen Drüsenanschwellungen, vorzüglich gegen Scrofeln und gegen den Kropf an; wie wenig in diesen Fällen davon zu erwarten sey, sieht jeder leicht ohne meine Erinnerung." Rec. hat aus einer vieljährigen Erfahrung eingesehen, daß die Schwammkohle ein vorzüglich wirksames Mittel ist; er hat den größern Theil der Aerzte, die vieles selbst beobachtet haben, auf seiner Seite. S. 241. Den vorgeschlagenen Zusatz von Salz zu den Kirschsuppen würden die Kranken in der Gegend des Rec. nicht sehr angenehm finden. S. 250. wird eine Zuthat von Citronensaft zur Hirschhorngallerte als sehr unpassend und schädlich verworfen. S. 258. „Pomeranzenschale heilt die Wechselfieber meistens eben so sicher, und nicht selten noch schneller als die China." Der Beweis hievon dürfte dem Vf. nicht so leicht werden. S. 264. Die Fieberrinde wird allgemein in anhaltenden astheniſchen Fiebern empfohlen. Gerade hier scheint sie dem Rec. nur mit vielen Beschränkungen angezeigt zu seyn; zahlreiche, vergleichende Beobachtungen haben ihn belehrt, daß, so lange die Erregbarkeit des Arterienſystems so sehr vermehrt und dieß Wirkungsvermögen desselben so sehr geschwächt ist, die Fieberrinde selten viel Gutes wirkt, und nur alsdann mit Nutzen gegeben wird, wenn sich mehr oder minder deutliche Remissionen einfinden. — S. 315. *Cuprum ammoniatum:* „als Reagens, um Flüssigkeiten auf alkalische Salze zu prüfen." Was der Vf. damit will, versteht Rec. nicht; dagegen scheint jener nicht zu wissen, daß es ein sehr dienliches Mittel zur Entdeckung des Arsenikgehaltes einer Flüssigkeit ist. Chemie scheint Hn. *H's.* Sache nicht zu seyn. So sagt er S. 315. von dem schwefelsauren Kupfer, „dieses Kupferoxyd," und weiter unten S. 435. „*kohlensaurer flüssiger Weinstein*" statt kohlensaures Kali. S. 331. *Empl. cantharidum.* Blasenziehende Mittel und alle künstliche Geschwüre werden mit einer verhöhnenden Anmaßung verworfen. Wenn der Vf. einst mehrere Fälle von dem nervigten Hüftweh, Erweichungen und Geschwulsten einzelner Knochen u. s. w. beobachtet haben wird, so dürfte er vielleicht seine Meinung ändern. — S. 351. „Dem Speichelfluss muss man vorzüglich durch Kampher vorbeugen" (!) — S. 375. *Extract. Dulcamar* „wird gebraucht, wie die übrigen bittern Extracte." Den Rec. hat die Erfahrung ein anderes gelehrt. — *Extr. Aconit.* S. 368. *Belladonn.* S. 371. *Conii maculat.* S. 374. *Hellebor. nigr.* und *Hyoscyam nigr.* S. 378. werden einander gleichgesetzt und ihr Gebrauch misrathen; wörtlich findet man dasselbige wiederholt bey *Herb. aconit.* S. 437. u. s. w. Rec. schätzt diese Mittel hoch, glaubt aber, sie sehr von einander unterscheiden zu müssen. S. 405. Bey stockenden Wehen (!) werden Chamillen, Opiumtinctur u. s. w. empfohlen. Was der Vf. unter stockenden Wehen versteht, hätte etwas deutlicher auseinander gesetzt werden sollen. In den meisten Fällen wird man mit der Zange, weiter ausreichen, als mit den Chamillen u. s. w.

S. 426. wird der Eicheln blofs als eines allgemeinen Reizmittels gedacht, ihres ſpeciellen Gebrauchs und deſſen Bedingungen bey der Atrophie nicht erwähnt. — S. 428. *Globuli tartari martiati.* „Dieſes Eichenpräparat hat durch den Zuſatz des Weinſteines vieles von der dem Eiſen eigenen anhaltend reizenden Kraft verloren." Wenn der Vf. mehrere chlorotiſche Kranke behandelt haben wird, ſo wird ſich ihm die Bemerkung aufdringen, daſs dieſelben öfters ohne bedeutenden Nutzen das metalliſche Eiſen, hingegen die pflanzenſauren Salze deſſelben mit dem auffallendſten Erfolg gebrauchen. — S. 446. wird bey *Hb. Digital. purp.* ihres Gebrauchs in der Lungenſucht nicht gedacht. — S. 448. Bey *Hb. Gratiolae* kein Wort von ihrer Anwendung bey Fuſsgeſchwüren und andern Krankheitsformen der atrabilariſchen Conſtitution (einer urſprünglich abnormen Dynamik des Venenſyſtems des Unterleibes), die wohl in der Erfahrung, aber nicht in dem Syſtem des Vfs. exiſtiren. — S. 460. Ein Umſchlag von Pfeffermünze mit kaltem Wein oder Eſſig iſt ganz vorzüglich wirkſam zur Hemmung der zu ſtarken Milchabſonderung. (?) — Die *Hb. Sabinae* hätte nach des Rec. Meinung mehr Aufmerkſamkeit verdient, als ihr der Vf. S. 466. in fünf Zeilen widmete. — S. 472. Bey der *Hb. Violae tricolor.* heiſst es: „ſtärkeres Ausfahren des Ausſchlages (der Milchborke) und vermehrte Abſonderung des ſtinkenden Harnes ſind Anzeigen gegen ihren Gebrauch." Wenn der Vf. einmal die Milchborke ſelbſt beobachtet, ſo wird er finden, daſs der ſtinkende Harn meiſtens ein unzertrennlicher Gefährte der Krankheit iſt, und dem Ausbruche des Exanthems vorausgeht. — S. 500. Die *van Swietenſche* Sublimatauflöſung beſteht nicht, wie der Vf. meynt, aus *Aq. Menth.* ℥vj, *Mercur. Sublimat. corr.* gr. iij und *Syr. Opiat.* ℥j, ſondern aus *Spir. frumenti* ℥vj und *Mercur. Sublimat. corr.* gr. iij. Der Sublimat wird überhaupt viel zu unbedingt empfohlen; eine genaue Beleuchtung der ganzen Abhandlung über das Queckſilber und der darin enthaltenen Widerſprüche würde den Rec. zu weit führen. S. 513. *Kali carbonicum*, „gehört an und für ſich unter die unmittelbar erregungsvermindernden Mittel," unter S. 638. wird es bey Gelegenheit der Stüziſchen Heilmethode des Starrkrampfes ein kräftiges Reizmittel genannt. Bey Gelegenheit dieſes Mittels muſs Rec. gegen den Vf. die Bemerkung machen, daſs in denjenigen Fällen von Erbrechen, in welchen das aus dem Kali entwickelte kohlenſaure Gas Hülfe leiſtet, die innerliche Anwendung des Aethers u. ſ. w. gemeiniglich das Uebel vermehrt.

S. 528. Des Gebrauchs der Schwefelleber bey dem Merkurialſpeichelfluſs wird gar nicht gedacht. S. 532. bey *Lignum Quaſſiae* wird daſſelbe wörtlich wiederholt, was man bey *Cort. Quaſſiae* geleſen hat. S. 547. Der *Liquor Corn. Cerv. ſuccin.* wird als das vorzüglichſte flüchtige Reizmittel gerühmt; daſs es die Verdauungskräfte unterſtütze, wie hier behauptet wird, hat Rec. noch nicht gefunden. S. 552. beym *Sem. Lycopod.* iſt ſeines Gebrauches bey Harnbeſchwerden nicht erwähnt. S. 561. wird der Gebrauch der *Magneſia* ganz verworfen. S. 562. wird der Malztrank miſsrathen und an deſſen Stelle Bier angerathen. Dieſe beiden Dinge ſcheinen dem Rec. ſich ſo wenig mit einander vergleichen zu laſſen, als Zuckerwaſſer und Wein. Nach S. 568. wird *Maſtix* blofs als Kaumittel gebraucht; es ſcheint dem Rec. ein nicht unwirkſames Mittel beym Nachtripper, bey langwierigem Schleimhuſten u. ſ. w. zu ſeyn. S. 593. wird beym Kochſalze ſeines Gebrauches beym Bluthuſten gar nicht gedacht. S. 597. „Die *Nuces vomicae* wirken nichts in Durchfällen", als Wurmmittel werden ſie empfohlen; „weil wir leider noch nicht reich genug ſind an Wurmmitteln" (!!) S. 604. heiſst es: „das *Ol. animal. aether.* bringt die nämlichen Wirkungen hervor, wie das Opium." (?) S. 613. „*Oleum Cinnamom.* kann äuſserlich gebraucht werden, wie das *Ol. Caryophyllorum.*" Rec. weiſs, daſs jenes ein ziemlich mildes, weſentliches Oel, dieſes unter allen das ätzendſte iſt. S. 618. bey *Ol. Nuciſt.* wird blofs auf *Ol. animal. foetid.* als äuſserliches Reizmittel verwieſen; jenes iſt ein mit aromatiſchen Theilen geſchwängertes, fettes Oel, dieſes ein empyreumatiſches ſehr reizendes Mittel. S. 624. wird die unbedingte Anwendung des Terpenthinöls bey Nerven- und Flechſenwunden empfohlen. Rec. hält dieſs für einen ſehr gefährlichen Rath; des Gebrauchs dieſes Mittels beym Blutbrechen wird nicht gedacht. — S. 627. beym *Opium* heiſst es: „Es giebt nur wenige aſtheniſche Krankheiten, welche dem zweckmäſsigen Gebrauch des Opiums nicht weichen, und vielleicht nicht eine, welche durch denſelben nicht erleichtert werden könnte." Eine ſehr unbeſtimmte, gefährliche Aeuſserung! S. 662. beym *Petroleum* kein Wort von ſeinem Gebrauch bey Harnverhaltungen. — S. 668. bey *plumbum aceticum* hätte deſſen in neuern Zeiten empfohlner Gebrauch bey der Lungenſucht erwähnt und allenfalls davor gewarnt werden ſollen. S. 673. *Pulvis Liquirit. compoſit.* „ein ziemlich wirkſames Reizmittel." Es beſteht aus *Rad. Liquirit. fol. Senn.* āā ℥ij, *Sem. foenicul. Sulphur. depur.* āā ℥j, *Sacchar. alb.* ℥vj, und wird in den meiſten Fällen laxiren. S. 677. *Rad. Alth.* ℥j mit ℥x Waſſer auf 6 ℥ eingekocht, nach der Vorſchrift des Vfs., giebt keinen genieſsbaren Schleim, ſondern eine ziemlich feſte Maſſe. S. 681. *Rad. Arnicae* ſollen leichter Erbrechen erregen, als die *flores.* Rec. hat gerade das Gegentheil gefunden. S. 698. *Radices Cichorii* ſind kein ſchleimigtes, ſondern ein bitteres Mittel. S. 701. bey *Rad. Filicis* hätte der Gebrauch beym Bandwurm eine ausführlichere Erwähnung verdient. S. 737. wird beym Zucker ſeines Gebrauchs bey Magenübeln gar nicht gedacht. S. 755. wird die Jalappe als der ſchicklichſte Zuſatz zum *Sem. Cinae*, in der Abſicht, Laxiren zu erregen, empfohlen; Rec. kann dem Vf aus Erfahrung verſichern, daſs durch Vermiſchung mit *Sem. Cinae* die abführende Wirkung der Jalappe beynahe aufgehoben wird. Das *Sem. Cinae* ſcheint Rec. unter die Klaſſe der die Thätigkeit vermehrenden Mitel (nach der Sprache des Vfs.) zu gehören,

Digitized by Google

hören, und mit *Rad. Angelic. Valerian. Sylv.* u. ſ. w. in vieler Rückſicht übereinzuſtimmen. S. 763. wird *Sem. Pſylii* mit *Sem. Petroſelen.* verglichen; mit *Sem. Lini* wäre die Vergleichung beſſer geweſen. S. 798. Der Gebrauch des Schwefels wird allgemein widerrathen. Rec. hat viele Erfahrungen über dieſes Mittel geſammelt, und hält es für eine, in mannichfaltiger Rückſicht empfehlungswürdige Arzney. Wenn der Vf. einmal ſelbſt mehrere Krankheiten des Unterleibes und der Haut beobachtet und ihren Gang verfolgt haben wird, ſo dürfte er vielleicht ſeine Aeuſserungen zurücknehmen. S. 847. Drey Bouteillen Champagner, Malaga oder Kapwein täglich ſcheinen dem Rec. in den meiſten Fällen eine etwas ſtarke und koſtſpielige Doſis zu ſeyn.

Durch die bisherige Darſtellung, wobey Rec. nur das wenigſte von dem, was ihm auffiel, aushob, dürfte der Leſer wohl in den Stand geſetzt werden, über den Werth der vorliegenden Schrift zu urtheilen, und die Frage ſelbſt zu beantworten, ob der Vf. den innern Beruf zur gänzlichen Umſchaffung der Arzneymittellehre haben konnte, ob er mit den zu einem ſolchen Werke erforderlichen Kenntniſſen ausgerüſtet ſey, und diejenige Mühe darauf gewendet habe, die er ſeiner eigenen Würde in der literariſchen Welt, und der Achtung, die ihm das Publicum widmet, ſchuldig war.

1) Paris, b. Delange: *Plaidoyers pour le Sieur Baudelocque*, Profeſſeur à l'école ſpéciale de médecine etc., contre A. Tardieu, Graveur de la marine; *J. Fr. Sacombe*, ſe diſant Médecin-Accoucheur; la femme Bridif; et le Sieur Lefebure, Imprimeur. Prononcés par Mr. *Delamalle* aux audiences des 28, 30 Meſſidor et 7 Thermidor an XII.; recueillis par le Stenographe. 1804. 167 S. 4.

2) Paris, b. Lefebure: *Plaidoyer du Docteur Sacombe Défendeur;* en réponſe à celui de Mr. *Delamalle*, défenſeur de Mr. *Baudelocque*, démandeur. 1804. 176 S. 8.

Bey der Anzeige von *Sacombe's Lucine françaiſe* (A. L. Z. 1804. Nr. 149.) ſagten wir: den Beſchluſs macht eine fürchterliche Entbindungsgeſchichte, wodurch *Baudelocque* hart beſchuldigt wird. Dieſe Entbindungsgeſchichte, die von *Sacombe* unter der Rubrik: *Décollement d'un enfant à terme, au deſſus du détroit ſupérieur du baſſin de la mère, morte quelques heures après l'extraction de la tête de l'enfant*, aufgeführt wurde, hat Veranlaſſung zu einem ſkandalöſen Proceſs gegeben, wovon in mehrern Pariſer Tagblättern, z. B. *Journal des Debats*, *Journal de Paris*, die Rede war, und der auch vorliegende zwey Schriften veranlaſst hat.

Hr. *Baudelocque*, der berühmteſte jetzt lebende franzöſiſche Geburtshelfer, übernahm die Behandlung der Madame Tardieu in ihrer vierten Schwangerſchaft. Bey ihrer erſten ſchweren Niederkunft hatte ſie ein noch lebendes Kind geboren, in den beiden folgenden Geburten nur todte Kinder zur Welt gebracht, und war daher bey dieſer Schwangerſchaft wegen des Ausganges ſehr ängſtlich. Wegen mancherley Zufälle verordnete Hr. *B.*, ihr zweymal zur Ader zu laſſen (das einzige, was wir nicht billigen können, wozu er aber nach *ſeiner* Anſicht hinreichende Gründe haben konnte) und laue Bäder zu gebrauchen. Kurz vor der Geburt zeigten ſich keine Bewegungen des Kindes mehr. Die Geburt fing mit ungünſtigen Umſtänden an, und Mad. Tardieu folgte den Anordnungen *Baudelocque's* ſo wenig, ſtellte ſich ſo ungeberdig und machte ſolche unbehutſame und heftige Bewegungen mit ihrem Körper, daſs eine *ruptura uteri* erfolgte, die Hr. *B.* auch ſogleich aus den gewöhnlichen Zeichen erkannte. Da nur der untere Theil des Kindes-Körpers durch den Bärmutterriſs in die Unterleibshöhle getreten war, der Kopf aber ſich noch in dem Uterus befand, ſo ſuchte Hr. *B.* der Füſse des Kindes habhaft zu werden und mit dieſen voran die Geburt zu beendigen; was ihm auch zum Theil gelang. Als der Rumpf in das Becken herabgebracht war, wollte der Kopf in den zu engen Eingang des Beckens nicht eintreten, und bey fortgeſetzten Bemühungen, das abgeſtorbene und ſchon in Fäulniſs übergehende Kind zu entwickeln, gaben die Muskeln des Halſes nach, der Rumpf riſs ab und der Kopf blieb zurück. Nachher wurde der Kopf enthirnt und allein herausgezogen. Die Mutter ſtarb den zweyten Tag. — Kaum erfuhr Hr. *Sacombe* dieſen Todesfall, als er ſich ſchnell aufmachte, Erkundigungen darüber einzuziehen; nicht bey *Baudelocque* oder bey den bey der Geburt zur Conſultation gerufenen Wundärzten; nein, bey der Wartefrau und einigen Nachbarinnen, die allein Hn. *Baudelocque* die Schuld des Todes der Mad. Tardieu beymaſsen. Nach den hier eingezogenen Nachrichten verfügte er ſich zu Hn. Tardieu, kündigte ſich dieſem als den Controlleur der Fehler aller Geburtshelfer an, und brachte den durch den Verluſt ſeiner Frau auſser ſich geſetzten Mann und die von *Baudelocque* beleidigte Wartfrau Bridif dahin, eine kurze Geſchichte zu unterſchreiben, worin *Baudelocque* beſchuldigt wird: durch ſeine Manoeuvres die Ruptur des Uterus veranlaſst, dem zeitigen Kinde den Rumpf abgeriſſen, mit einem langen Küchenmeſſer den Kopf geöffnet und dabey die Kreiſsende auf eine unverantwortliche Weiſe miſshandelt zu haben. — Nicht genug, daſs er dieſe ſogenannte Geburtsgeſchichte unter der obigen Rubrik in die *Lucine françaiſe* einrückte, und darüber in mehrern Heften auf eine höchſt unanſtändige und beleidigende Weiſe commentirte, lieſs er ſie noch unter dem Titel: *avis aux femmes enceintes*, beſonders abdrucken, verſchickte ſie mit der kleinen Poſt an alle Perſonen v... Bedeutung, ſo wie in die Departements, und lieſs ſie überdieſs an allen Straſsenecken durch *Colporteurs* umſonſt austheilen — offenbar in der Abſicht, Hn. *Baudelocque* dadurch um Credit und Ehre zu bringen, und wo möglich ihn zu ruiniren. In den Commentaren dazu behauptet er unter andern: es ſey eine *ruptura uteri ſpontanea* ſchlechterdings unmöglich

Digitized by Google

möglich, und alle Beyſpiele, die man davon in Schriften verzeichnet finde, ſeyen erlogen; nur durch die Hände ſchlechter Geburtshelfer könne der Uterus zerriſſen werden u. ſ. w. Abſurditäten, wie wir ſie von *Sacombe* ſchon kennen. — *Baudelocque*, der ſeit langen Zeiten die Beleidigungen, womit ihn *Sacombe* überhäuft hat, geduldig ertragen oder verachtet hatte, wollte ihm dieſe doch nicht ſo hingehen laſſen, verklagte daher Hn. *Sacombe* und die, welche die beſchuldigende Geſchichte unterſchrieben hatten, nebſt dem Drucker, bey dem Ober-Tribunal, und nahm Hn. *Delamalle*, einen bekannten Advocaten, zu ſeinem Sachwalter an. Dieſer ſtellt nun in ſeinen Reden (Nr. 1.), die ausführliche Geburtsgeſchichte, die Gründe von *Baudelocque's* Verfahren, den Erfund der durch einen Phyſicus angeſtellten Leichenöffnung und die Ausſagen der bey der Operation gegenwärtig geweſenen Kunſtverſtändigen zuſammen, und zeigt, welches Gewebe von Unwahrheiten und abgeſchmackten Behauptungen *Sac.* vorgebracht habe, in der offenbaren Abſicht, *B.* zu ſchaden. Man wird dieſe gerichtlichen Reden mit vielem Intereſſe leſen und muſs ſich wundern, wie verſtändig und klar hier ein Laye oft über Gegenſtände der Entbindungskunſt ſpricht. — Hr. *Sac.* auf ſein, wirklich groſses, Talent an Sprache und Vortrag bauend, nahm keinen Sachwalter, und verlangte von dem Tribunal, ſelbſt ſich vertheidigen zu dürfen. Seine Rede (Nr. 2.) iſt zwar witzig, ſcharf und in einer blühenden Sprache, aber dabey einſeitig und voll von den paradoxen und unrichtigen Behauptungen, worin er ſich beſonders zu gefallen ſcheint, und welche man in allen ſeinen Schriften findet. — In der Sitzung vom 10. November vorigen Jahres nahm der kaiſerliche Procurator *Freteau* das Wort, gab ein *reſumé* des ganzen Proceſſes und hob die Hauptpunkte heraus, welche bey der Fällung des Urtheils berückſichtigt werden muſsten. Das Urtheil, das nun den 17. November gefällt iſt, lautet folgendermaſsen: Hr. *Sacombe* muſs Hn. *Baudelocque* eine Ehrenerklärung und Abbitte thun (*reparation d'honneur*); er iſt zu 3000 Francs Schadenerſatz (die *Baudelocque* den Armen überläſst) und zu den Proceſskoſten verurtheilt, und die Schriften: *avis aux femmes enceintes* etc. ſind verboten. — Tardieu und der Frau Bridif iſt verziehen, weil ſie von *Sacombe* aufgefordert ſind und weil erſterer ſchon durch den Verluſt ſeiner Frau unglücklich genug iſt und letztere ſich mit ihrer Unerfahrenheit entſchuldigt hat; ihren Theil Proceſskoſten müſſen ſie aber zahlen. — Der Verleger Lefebure iſt aber ganz frey geſprochen, weil er den Verfaſſer der Schriften nicht verhehlte, und *Baudelocque* muſs gegen ihn die Proceſskoſten tragen. — Wir können nicht anders als hinzufügen: Und alles dieſs von Rechtswegen!

Tübingen, b. Heerbrandt: *Phyſiologiſche Unterſuchungen über Leben und Tod*, von *Xaver Bichat*, aus dem Franz. frey überſ. (von *Veizhans*). 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben von dieſer Schrift nichts zu ſagen, als daſs ſie ſich, für die Verdeutſchung eines urſprünglich ſchwerfällig geſchriebenen Buchs, gut leſen läſst. Sie enthält nicht das vollſtändige Original, weil dieſes, wie der Vf. mit Recht ſagt, vieles enthält, was weder den deutſchen Phyſiologen intereſſiren kann, noch der Wiſſenſchaft zum wahren Gewinn gereicht. Ohne Bedenken hätte der Ueberſ. noch mehreres wegſchneiden können. Doch wollte er eines Theils nichts von den Hauptideen des Vfs. verloren gehen laſſen, andern Theils legte er ſelbſt auf manche Nebenſätze einen gewiſſen Werth, obſchon ſie ſich vom Syſteme ſelbſt entfernen. *Bichats* Theorie kennt man übrigens ſchon. Nach derſelben wird dem menſchlichen Organismus ein zweyfaches Leben beygelegt, nämlich ein organiſches und ein thieriſches, und dieſe beſtehen im Menſchen neben einander nach ganz verſchiedenen Geſetzen. Jenes ſoll z. B. gleich mit der Empfängniſs, dieſs erſt beym Eintritte in die Welt ſeine Wirkſamkeit erhalten; dagegen hört das thieriſche Leben beym Sterben früher auf, als das organiſche; ſobald aber das organiſche erloſchen iſt, endigt ſich das thieriſche auch. Eben ſo ſterben von den groſsen Functionen des Lebens eine nach der andern. Es giebt daher einen Herz-, Lungen- und Hirntod u. ſ. w. Dieſe und mehrere andere eben ſo willkürlich angenommene Sätze ſucht der Vf. mit Gründen aus der menſchlichen und vergleichenden Anatomie, beſonders auch Viviſectionen hergenommen, zu unterſtützen, und zeigt wirklich dabey keinen gemeinen Scharfſinn, obgleich auch dieſer nicht immer hinreicht, kaltblütig prüfende Leſer zu überzeugen. Doch wir können und wollen ja keine Kritik der Bichatſchen Meinungen hier liefern!

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, im Intelligenzcomptoir u. ſ. w.: *Der Dahlenſche Haushaltungs- und Geſchichtskalender* auf das Jahr 1805. (einzeln 3 gr. und im Dutzend 1 Rthlr.) — Dieſer vom Hn. Weinbergsverwalter *Cadner* herausgegebene, jedem Landwirthe zu empfehlende, Kalender enthält ſtatt der gewöhnlichen Kalender-Rubriken, als gut Haar abſchneiden, gut Kälber abſetzen, und ſtatt der Eulenſpiegel- und ähnlicher Geſchichten den eigentlichen verbeſſerten, den Julianiſchen, den franzöſiſchen, den türkiſchen und den jüdiſchen Kalender; die tägliche Witterung nach dem Mondcyclus von 1786., als dem einzigen richtigen Maaſsſtab, bey Beſtimmung der Witterung nicht im Finſtern zu tappen; den Rec. nun ſchon ſeit mehrern Jahren bis etwa auf den Unterſchied von 12, 24 und höchſtens 48 Stunden erprobt hat. Ferner Bemerkungen über den Ausfall der Aernte von 1786. und die Getreidepreiſe deſſelben Jahres; Auszüge aus den neueſten landesherrlichen, beſonders ſächſiſchen Verordnungen; eine Anweiſung wie man ſich beym Scharlachfieber verhalten ſoll; Anweiſung zur Anwendung der Mittel verunglückte und für todt gehaltene Perſonen wieder zum Leben zu bringen; ein Verzeichniſs der 1803. in Kurſachſen vertheilten Prämien; ein wohlfeiles Nahrungsmittel; die Fortſetzung des Tagebuchs der neueſten Welt-, Menſchen- und Völkergeſchichte, einen Meilenzeiger, eine Vergleichung des Getreidemaaſses u. ſ. w. Durch alle dieſe nützlichen Materien erhält dieſer Kalender einen bleibenden Werth.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Februar 1805.

PHILOSOPHIE.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Entwurf des Syſtems der Philoſophie. — Erſte* Abtheilung, enthaltend die *allgemeine Philoſophie*, nebſt einer *Anleitung zur Naturphiloſophie.* Für ſeine Vorleſungen von *Karl Chriſtian Friedr. Krauſe.* 1804. 138 S. 8. (16 gr.)

Die Lehre der neueſten Philoſophie läſst ſich bequem in folgenden beiden Sätzen zuſammenfaſſen: *Alles iſt Eins*, und *Alles iſt Zwey.* Eins iſt Alles ſeinem *Weſen* nach, Zwey ſeiner *Form* nach, und weil Weſen und Form nothwendig zuſammen gehören, ſo ſind beide auch *an ſich* nicht geſchieden, ſondern bilden eine abſolute Doppeleinheit. Die Einheit aber, die Zweyheit (Vielheit) und die Einheit der Einheit und der Zweyheit bilden die philoſophiſche Trinität. Man ſieht ſehr leicht, wie ohne Sonderung, Entgegenſetzung, und ohne Verbindung, oder Gleichſetzung, überhaupt kein menſchliches Denken und Erkennen möglich iſt; jeder einzelne Begriff enthält eine Einheit und eine Vielheit, und das ganze Syſtem menſchlicher Begriffe enthält eine Einheit und eine Vielheit. Jedes Allgemeine begreift gewiſſe Beſonderheiten unter ſich, jede Beſonderheit kann wieder eine Allgemeinheit werden, in Beziehung auf andre unter derſelben beſtehende Beſonderheiten, und ſofort ins Unendliche. Jede Beſonderheit ſteht unter einem Allgemeinen, dieſes Allgemeine wird wieder eine Beſonderheit für ein höheres Allgemeine und ſofort. Jedes Ganze begreift gewiſſe Theile, jeder Theil für ſich iſt wieder ein Ganzes für ſeine einzelnen Theile u. ſ. w.; jeder Theil iſt in einem Ganzen enthalten, dieſes Ganze iſt wieder ein Theil eines höheren Ganzen u. ſ. w. Abſolut iſt bey dieſem Progreſſus und Regreſſus nichts als eben die Doppeleinheit in jeglichem. Sie iſt alſo das *An ſich*, und erſcheint als ewig dieſelbe unter mannichfaltigen Geſtalten. Daſs ſie *erſcheinen* kann, geſchieht vermöge ihrer Doppelnatur; daſs ſie an ſich dieſelbe bleibt, geſchieht vermöge ihrer Einheitsnatur. Das Geheimniſs der Dinge iſt aus der Logik ſchon längſt bekannt geweſen, nur hatte man nicht die Ueberzeugung, daſs die Logik auch das Weſen aller Dinge enthalte. Sie enthält es aber nach der neuen Philoſophie, denn jener Gegenſatz des Logiſchen und ſeines Inhalts iſt ſelbſt nichts als eine Folge jener abſoluten Doppeleinheit. Idealität und Realität iſt nur die doppelte Handhabe des Abſoluten, Denken und Seyn trennen ſich nur für die Erſcheinung. Jene abſolute Doppeleinheit iſt die Wurzel, ſie erſcheint in unzähligen Potenzen; Schönheit und Wahrheit, Pflicht und Recht, Menſch, Thier und Pflanze ſind bloſse Potenzen jener gemeinſchaftlichen Wurzel 1 = 2. So leicht ſich dieſes ausſprechen läſst, ſo ſehr möchte man fragen: Was iſt durch dieſe vermeyntliche Erkenntniſs der Dinge gewonnen? Erkennt die Philoſophie das Weſen der Dinge, wenn ſie alles Exiſtirende als ein Daſeyn in Verhältniſſen betrachtet, und über den Urgrund derſelben ausſagt, es ſey ein verhältniſsloſes Unendliches, aus welchem ſich dieſe endlichen Verhältniſſe entwickeln, ohne daſs man weiſs, wie? Und wenn alle Erkenntniſs und Einſicht unter einem gewiſſen *Maaße* ſteht, wie findet ſich dieſes Maaſs aus dem unendlichen Einen und Vielen? Iſt das Geheimniſs des Daſeyns dadurch gelöſt, daſs ich ſage: Was für die Erſcheinung iſt, iſt als ſolches *an ſich* Nichts, und was *an ſich* iſt, iſt als ſolches für die Erſcheinung Nichts, aber dieſes Verhältniſs des Nichts und Etwas iſt das Verhältniſs des Weſens und der Form, welche wechſelſeitig zum Nichts und Etwas werden können, je nachdem der Standpunkt iſt, aus welchem man ſie betrachtet, die aber doch abſolut Eins ſind? Hier aber kommt die Empirie zu ſtatten, in ihr finden ſich beſtimmtes Maaſs mit beſtimmten Verhältniſſen, welche in Verbindung geſetzt mit jener unbeſtimmten logiſchen Form des Einen und Vielen einen Schein höherer Erkenntniſs verbreiten, die im Grunde nichts als ſyſtematiſch geordneter Empirismus iſt. Wie die Vielheit aus der Einheit ſtamme, wie die Endlichkeit aus der Unendlichkeit werde, iſt in der neueſten Philoſophie nirgends gezeigt, und die Verſuche, dieſes zu zeigen, muſsten nothwendig miſsglücken, weil dieſes Zeigen an ſich ſelbſt unmöglich iſt.

Der Vf. des vorliegenden Buches iſt ein Anhänger der neuern Naturphiloſophie, und deducirt die Natur aus jenen Begriffen des Einen und Vielen, aus Weſen und Form. Wir wollen das Hauptſächlichſte ſeiner Deductionen hervorheben. Der erſte §. iſt überſchrieben: *Ontologie, oder von der Urſache, vom Weſen der Weſen.* Das oberſte einzige Axiom iſt: die Welt, als der harmoniſche Inbegriff alles *Reellen*, iſt eine, eine ganze, ſich ſelbſt gleiche, harmoniſche, ſchlechthin unendliche, unbegründete, vollendete, alſo eine *abſolute*, das Weſen der Weſen, das göttliche Weſen. In ſo fern ſie *ganz* iſt, iſt in ihr keine Vielheit; in ſo fern ſie ſich *ſelbſt gleich* iſt, iſt ſie identiſch; in ſo fern ſie *harmoniſch* iſt, iſt ſie Einheit in der Vielheit (die Vielheit ſteckt alſo in der abſoluten Einheit); in ſo fern ſie *organiſch* iſt, iſt alle Vielheit

Digitized by Google

aus der Einheit entſprungen; in ſo fern ſie *unendlich* iſt, iſt ſie als Ganzes weder räumlich noch zeitlich; in ſo fern ſie *unbegründet* iſt, iſt ſie ewig; in ſo fern ſie *vollendet* iſt, iſt ſie ohne Gränze; in ſo fern ſie *abſolut* iſt, iſt auſser ihr nichts, aber in ihr alles, mit Form umkleidet. Sie iſt daher das einzige Reale, die wahre Urſache. (Kürzer könnte man dieſen ganzen Lehrſatz faſſen, wodurch zugleich die Tautologie deſſelben auffallend würde: Die Welt als Urſache und Inbegriff alles *Reellen* iſt Urſache und reell.) Aber im Abſoluten iſt auch unendliche Mannichfaltigkeit. Warum? Der Welteinheit ſind unendlich viele Einheiten untergeordnet, ſonſt wäre in ihr Oede und Leere. (Natürlich, weil Einheit und Vielheit ſich gegenſeitig vorausſetzen.) Dieſe untergeordneten Einheiten ſind *an ſich* unendlich, der *Form nach* endlich. Alle Einheiten ſind durchaus göttlicher Natur, und das göttliche Weſen innerhalb der individuellen Einheiten heiſst Natur. (Gott iſt alſo *an ſich* Gott, aber der *Form nach* Natur.) Das Weſen der Welt iſt Identität unendlicher Identität. In ihm iſt ſowohl das Unendliche im Endlichen, als das Endliche im Unendlichen. Hierin entſpringen ewig die beiden oberſten Sphären der Welt. Sie ſind aber beide die abſolute Identität, das Univerſum ſelbſt. Unendliche Dreyeinigkeit göttlichen Weſens. Alle Einheiten im Abſoluten ſind ewige Potenzen (Mächte) und Dignitäten der Welt. — §. 2. *Von der Weltſeele, oder vom innern unendlichen Leben der Welt, im Einklange aller ihrer Einheiten.* Die beiden oberſten Einheiten der Welt, in der Gleichheit und Einheit ungleich und verſchieden, bilden die *eine* Schönheit. Sie ſind *Natur* und *Vernunft*. Die Form der Natur iſt der Raum, die Form der Vernunft iſt die Begriffseinheit. Beide müſſen aber ihr gegenſeitiges Weſen und ihre Form in ſich faſſen, d. h. die Vernunft muſs Natur und die Natur Vernunft ſeyn. In wie fern die Natur ſtrebt freye Vernunft in ihrer Nothwendigkeit, die Vernunft aber nothwendige Natur in ihrer Freyheit zu ſeyn, gewinnen beide die ewige Form der Zeit, mit der Trennung der Möglichkeit und Unmöglichkeit. Die Natur iſt in der Vernunft nach dem Geſetze der Vernunft, und die Vernunft in der Natur nach dem Geſetze der Natur. Die Einheit beider iſt in dem Schönen ihrer vereinten Kunſt und der Leib das vollendetſte Kunſtwerk im Univerſum. Natur und Vernunft ſind in präſtabilirter Harmonie. Auf dieſelbe Weiſe, wie dieſe beiden oberſten Sphären das Abſolute und im Abſoluten ſind, enthalten ſie in ſich alle ihre unendliche und unendlich viele Einheiten. Sie ſind unter einander und bey einander enthalten. In ſo fern ſie bey einander enthalten ſind, ſind ſie ſich entgegengeſetzt, haben aber wechſelsweiſe ihre entgegengeſetzten Naturen in ſich, (die Species ſind unter dem Genus entgegengeſetzt, und auch gleich geſetzt); das Weſen jeder Sphäre iſt ewige Productivität, ihre wechſelſeitige Productivität ſucht ihre Thätigkeit harmoniſch darzuſtellen. So iſt z. B. die Natur als Thätigkeit, als ewige Productivität in der Vernunft, in der Welt der Phantaſie; die aber der Vernunft eigenthümliche Thätigkeit, die intellectuale Anſchauung der Begriffe ſtrebt, die Thätigkeit der Welt der Phantaſie ſich conform zu machen, in der Poeſie im weiteſten Verſtande. Die Natur, als Einheit im Univerſum, iſt ein unendliches ewiges Bilden. Die Natur iſt ewige Productivität, welche das in ihr Einzelne mit Nothwendigkeit der Zeit aus ſich, als Ganzem, darſtellt. Sie iſt eine ewige organiſche, ſich gleiche, Wiedergeburt ihrer ſelbſt. Sie ſteht unter der Form der Triplicität in der Duplicität, ſo wie Alles. Das Allgemeine iſt das Beſondre, das Beſondre aber auf ſeine Weiſe das Allgemeine. Die höchſte ſynthetiſche Sphäre der Natur iſt Allgemeines und Beſondres in Harmonie oder in harmoniſcher Bildung. Welches in der innern Anſchauung ſowohl als in der ſinnlichen äuſsern Erkenntniſs der Natur dieſe beiden Sphären (des Allgemeinen und Beſondern) und ihre ſynthetiſchen Sphären ſeyen, läſst ſich nie durch Deduction, ſondern nur durch die der Deduction gemäſse und mit ihr parallel fortſchreitende Conſtruction (ſich für die Speculation bildende Anſchauung —) ergreifen; die deducirte Idee der Natur als ewiger Production in Zeitnothwendigkeit muſs von der Conſtruction ergriffen und in lebendige Anſchauung geſetzt werden. (Dieſs heiſst mit andern Worten: Der Begriff der Productivität iſt ein bloſs logiſcher, ohne beſtimmten Inhalt; wir müſſen die Erfahrung fragen, was in der Natur für Producte vorkommen. Und dieſs wäre das Geheimniſs der Conſtruction.) Die Aufgabe der Naturphiloſophie kann daher ſo gefaſst werden: Die dynamiſche Stufenfolge der Natur zu conſtruiren. Sie läſst ſich auch ſo ausdrücken: Die dynamiſche Stufenfolge des Lebens und den Tod zu conſtruiren. Die Natur iſt in der Vernunft wie ſie iſt, die Idee der Natur kann daher in der Welt der Phantaſie, der äuſsern Natur gemäſs, realiſirt (conſtruirt) werden; denn die ihrer Idee gemäſse Vernunft erkennt alle Dinge, wie ſie an ſich ſind, und die objective Idee der Natur wird in der Welt der Phantaſie nothwendiger Weiſe ſchematiſch realiſirt. (Der Vf. führt hier als Beyſpiel die mathematiſche Conſtruction an, es kann aber von der philoſophiſchen Conſtruction ſchlechterdings nicht gelten, was von der mathematiſchen gilt, wie *Kant* vortrefflich gezeigt hat.) Was der Vf. ſagt: es ſey ein nothwendiges und unerläſsliches Kriterium einer philoſophiſchen Conſtruction der Natur, daſs ſie mit allen Erſcheinungen der Sinnen, alſo mit der Empirie, harmoniſch ſey, iſt vollkommen richtig, weil jene Conſtruction eben die Empirie ſelber iſt, und ohne dieſelbe mit allen Begriffen der Einheit und Vielheit nichts anzufangen wäre.

Die *zweyte* Abtheilung des Buches enthält *eine Anleitung zur Conſtruction der Natur.* In jedem vollendeten Wiſſen iſt die intellectuale und ſinnliche Anſchauung ungetrennt und harmoniſch beyſammen. Alles Erkennen iſt Indifferenz der Idee und des Ideirten, d. i. Harmonie der intellectualen (idealen) und ſinnlichen (ſchematiſchen) Anſchauung. Das Weſen *jener* beſteht in Unendlichkeit und Allgemeinheit, das

Weſen

Wesen *dieser* besteht in der Endlichkeit und Besonderheit. Unter sinnlicher Anschauung versteht der Vf. nicht blos äuserlich sinnliche, sondern zunächst innerlich sinnliche in Phantasie. Die gröste Kunst der Construction in Absicht auf ihre Richtigkeit ist darin gelegen, dass man in Phantasie in Wahrheit das ergreife, was dem in der Idee Deducirten wirklich entspricht und in der sinnlichen Anschauung parallel geht. Das der Deduction Entsprechende muss der Philosoph durch einen absoluten Act der Reflexion auf die ihm innerlich nothwendig aufgedrungene sinnliche Anschauung auffassen, und lässt sich ihm nicht andemonstriren. Die sinnliche Anschauung lässt sich durch die intellectuale keinem andemonstriren, so wie umgekehrt nicht durch die sinnliche, als solche, zur intellectualen gelangt werden kann. Daher die Regel: Gehe nicht weiter oder tiefer in der Deduction, bis die der zu organisirenden höhern Idee in der sinnlichen Anschauung entsprechende Sphäre nach den angegebenen Kriterien als die wirklich angemessene anerkannt ist. (Mit andern Worten: gehe in der Theorie nicht weiter, als die Erfahrung leitet.) Das Wesen der Natur ist unendliche Individualität in ewiger Totalität. Sie wird aber in bestimmtem Raume innerhalb des unendlich in Phantasie erweiterten Raumes angeschaut, wie jeder in sich finden muss; also ist der Raum die der Natur als solcher, eigenthümliche Form. (Die Natur ist im Raume, weil wir sie im Raume finden.) Auch der Raum stehet in dem Gesetze der Triplicität in der Duplicität, er hat drey Dimensionen. Was demnach im Raume als bestimmtes, begränztes Individuum gesetzt wird, muss nach allen drey Dimensionen vollendet begränzt seyn. Die Form der Einbildung des Ganzen und seiner absoluten Natur in das Einzelne, Individuelle, sowohl in Natur als Vernunft, ist die *Zeit*. (Der alte Kantische Satz: Zeit ist die Form der äusern und innern Anschauung.) Raum und Zeit in lebender Synthesis giebt die dritte synthetische Form der Natur, *die Bewegung*. (Anders ausgedrückt: Mit Bewegung sind nothwendig Raum und Zeit gegeben.) Die Natur ist eine bildende, stetige Materie, grundthätig; so wie alle ihre Potenzen und die ihnen entsprechenden Processe. In ihr ist ein ewiger Process, der unendliche Individualisations- oder Individuirungsprocess der Natur. Es ist *ein* Process, in diesem *zwey entgegengesetzte*, die der eine selbst sind, und *ein die entgegengesetzten vereinigender*, oder ein dritter *synthetischer Process* der Natur. Der erste ist der *Verdichtungsproces*, die individuellste Raumerfüllung in der kürzesten Zeit zu produciren. Dieser Process, sinnlich ausgedrückt, ist der Process der Kälte; aus ihm wird das Verhältniss der äussern Attraction, der Schwere, der Rotation der Himmelskörper gefunden. Er heisst auch der Process der *Identität*. Der zweyte Process ist der der *Differenz* (Auflösungsprocess), und theilt sich in den *innern*, den Wärmeprocess, und den *äussern*, den chemischen Process. Momente dieses Processes der Differenz sind der magnetische, der elektrische und der Wärmeprocess. Durch ihn wird das Geschlecht eines Himmelskörpers bestimmt, ob er Erde oder Sonne seyn soll? Der dritte synthetische Process ist der Process der *Indifferenz* oder der organische, welcher die Productivität der Natur vollendet. In ihm ist der vollendete Spiegel der Natur und jedes Lebens in ihr, in ihm offenbaren sich die Verhältnisse aller irdischen Dinge zur Sonne und der Sonne zur Erde. Dieser höchste Organismus ist der dynamische Ort der unmittelbaren Durchdringung der Vernunft in die Natur und der Natur in die Vernunft.

Wir erinnern uns freylich einer andern Construction der dynamischen Stufenfolge der Natur, wie sie von *Schelling* dargestellt wird; diess kann indessen unserm Vf. nicht zum Nachtheil gereichen, wenn nur überhaupt für die Naturerkenntniss durch diese Constructionen mehr gewonnen würde. Eben weil jene Constructionen an sich ganz leer sind, und nur durch die Zusammenstellung von Erfahrungen Inhalt bekommen, so bleibt es dem Scharfsinn jedes Einzelnen überlassen, wie er die Erfahrungen zusammenstellen und ordnen will. Durch das System der Productivität kann hierüber nichts entschieden werden. Es ist z. B. durch Speculation nicht auszumachen, ob man den Magnetismus mit *Schelling* als den ersten dynamischen Naturprocess ansieht, oder ihn mit dem Vf. dem Auflösungsprocess oder Process der Differenz unterordnet. Selbst die Erfahrung gewinnt und verliert nichts bey dieser Veränderung, es sey denn, dass eine glückliche Combination auf neue Erfahrungen leite, wie diess von jeher bey dem Experimentiren statt fand. Darum werden die Anhänger der neuern Naturphilosophie in ihren Constructionen immer mehr von einander abweichen, nicht in Rücksicht einer unendlichen Productivität der Natur überhaupt, welche ein völlig Unbestimmtes ist, sondern in Rücksicht der einzelnen producirenden Kräfte, deren Producte vor Augen liegen, und ihrer systematischen Ordnung. Eine apodiktische, absolute, allgemein gültige Wissenschaft, auf die es doch eigentlich mit diesen Constructionen abgesehen ist, kann aus ihnen nie hervorgehen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort: *Ignoranz und Verderben*, oder *die Folgen der Erziehung*. Ein Spiegel für Viele. 1804. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Ja wohl ein Spiegel für Viele, die ohne das geringste poetische Talent, ohne Menschenkenntniss, ohne Geschmack, dennoch mit aller Gewalt Romanschreiber werden wollen. Hier in diesem Spiegel können sie sehen, welche Misgeburten eine so unberufene Schriftstellerey erzeugt. Der Held dieses Romans, den der Vf. in seiner satyrischen Laune durch Prodigien ankündigen lässt, wächst unter der Erziehung seiner Mutter, die sich ihrer bey der gänzlichen Nullität ihres Mannes sehr leicht ausschliesslich bemächtigt, zu einem Taugenichts heran, geht dann mit seinem bisherigen Lehrer, der zugleich den Ci-

cis-

Digitized by Google

cisbeo bey seiner Mutter gemacht hatte, auf die Universität Hamma, von dieser auf eine andere nach Lisa, und bringt es innerhalb zwey Jahren durch seine Liederlichkeit und unsinnige Verschwendung so weit, dass seine Aeltern Bankerut machen, die Mutter mit einem kleinen Rest des Vermögens landflüchtig und der Vater ins Stockhaus gesetzt wird. Von dem allen erfährt jedoch unser Held nicht eher ein Wort, als bis er durch eine verschmitzte Betrügerin, die er ihrem Manne entführt zu haben glaubt, und die im Einverständnisse mit diesem handelt, alles des Seinigen beraubt, nach seiner Vaterstadt zurückkommt. Er eilt in sein älterliches Haus, dessen neuer Besitzer ihn auf eine freylich nicht sehr schonende Art von jener Katastrophe zuerst unterrichtet, und ihn dadurch so sehr erschreckt, dass er aus Furcht, zu seinem Vater ins Gefängniss gesetzt zu werden, seine Vaterstadt sogleich wieder verlässt. Vor dem Thore begegnet ihm noch sein würdiger Mentor, der ihn mit Vorwürfen überhäuft und dann seiner Verzweiflung überlässt. Hier endigt sich die Geschichte, von deren Langweiligkeit sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der sich den grnben Faden derselben durch 340 Seiten hindurch ausgesponnen denkt. Charaktere, Situationen, alles ist höchst gemein. — Da übrigens Stellen wie folgende: „Dem er den ersten Rang unter seinen Freunden eingab;" — „schon sein Aeusseres war so wild und furchtbar, dass es hinreichend gewesen wäre, *Achtung und Ehrfurcht* vor ihm einzuflössen," — nicht selten sind, so darf man wohl auch eine Orthographie, wie *Dinners* und *Souppres*, auf die Rechnung des Vfs. setzen. Schade für das schöne Schreibpapier, das der ungenannte Verleger, der sich vermuthlich schämte, seinen Namen dazu herzugeben, zum Druck dieser Sudeley verwandt hat.

Halle, in Comm. b. Schimmelpfennig u. C.: *Gedichte* von *Anton Niemeyer* und *Karl August Döring*. 1803. 111 S. 8. (12 gr.)

Die ersten poetischen Versuche zweyer junger Männer, wie es scheint, die aber viel Hoffnung von sich erwecken. Es fehlt beiden nicht an Kunstsinn und Phantasie, aber über die Art, wie sie sich aussprechen sollen, scheint keiner noch aufs Reine zu seyn. So schwanken sie zwischen allerhand poetischen Formen, und ihre Muse wird bald in *Schlegel*'schen Sonnetten, bald in *Vossischen* Hexametern, bald in *Schiller*'schen Stanzen und Distichen laut. — Nur dann hat die Nachahmung anderer Dichter Werth, wenn sie selbst wieder zum Original wird; diess ist aber hier, einige gelungene Sonnette ausgenommen, eben nicht der Fall. Rec. will nur an Adelbert und Agnes (S. 35), und an die Ballade, der Ritter, (S. 49) erinnern, die offenbar beide *Schiller*'schen Originalen (Hector und Andromache, und der Ritter Kurt u. s. w.) nachgeformt sind — aber wie weit stehen sie ihren Urbildern nach! Auch die einem *Vossischen* Muster nachgebildete Idylle — die Weihnachtsgeschenke — ist nichts weniger als gelungen, weder an Form noch an Geist.

Ungleich besser ist das, was die Vff. von ihrer eigenen Erfindung geben. Der Abend in Paphos — von *Döring* — ein wirklich gehaltreiches Gedicht, würde noch anziehender seyn, wenn es kürzer wäre. Ueberhaupt äussert Hr. *Döring* — wenigstens in diesen Versuchen — mehr poetisches Talent, als sein Freund und Gefangsgenosse, Hr. *Niemeyer*; wiewohl die von dem letztern erzählte Romanze „*Dädalus*" sehr gut dargestellt, und nur ihr Ausgang für den Kunstsinn nicht ganz befriedigend ist.

Zum Schlusse glaubt Rec. nichts besseres thun zu können — als ein kleines Gedicht, das ihm für jeden jungen Dichter aus der Seele genommen ist, hier abzuschreiben, und seinen Verfassern selbst wieder zuzurufen:

Folge du stets der Stimme des Genius, der in dir wohnet;
Achte der Formeln Zwang, achte der Schule Geschwätz
Nimmer, wenn dir in der Brust sie den heiligen Richter entweihen,
Wenn von der Bahn des Rechts täuschend ihr Ruf dich entfernt.
Göttlicher achte du stets nur die Wahrheit, wo du sie findest,
Und was du thust, sey gut, und was du bildest, sey schön.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Eisenach*, in d. Wittekindschen Hofbuchh.: *Erste Abendmahlsfeyer*, oder Anrede an ein Frauenzimmer von Stande, am Tage vor der Confirmation gehalten von *Johann August Jäck*. 1803. 36 S. 8. (4 gr.) — Nach einem Gebete beginnt Hr. J. folgendermaassen: „Der Mensch, *hochgeschätztes Fräulein!* welcher im Allgemeinen betrachtet einem beständigen Wechsel seines äusern Zustandes auf Erden unterworfen ist, dieser ist nicht weniger auch in Absicht auf seinen geistigen Zustand zu einem Wechsel des Verhältnisses zu sich selbst fähig, und in mehrern Stunden seines Lebens dazu geeignet. Es nähern sich ihm oft mit dem ersten Blicke der holdlächelnden Morgensonne gewisse Augenblicke, in welchen es ihm nicht allein leicht, sondern auch ein heiliger Beruf wird, sowohl durch den wonnigen Anblick der Natur, als auch beym Hinblicken auf sein eigenes Wesen zu besondern erhabenen Vorstellungen, sanften Empfindungen und zu solchen edeln Vorsätzen sich bestimmen zu lassen, welche wegen ihrer Nothwendigkeit und Grösse ihres Gehaltes in der Folgezeit seines Daseyns, sowohl in der Sinnenwelt, als nicht weniger jenseit des Grabes, sein schönstes Eigenthum seyn und bleiben können." In diesem, theils affectirten, theils unverständlichem Tone ist die ganze Anrede (welche schon wegen ihrer ermüdenden Länge zu tadeln seyn würde, wenn sie auch übrigens besser wäre) abgefasst. Sie hätte daher füglich ungedruckt bleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. Februar 1805.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

MAILAND: *Giornale dell' Academia militare della Republica italiana.* Anno I. *Tom. II. Drey* Hefte. 260 S. m. 6 Kpf. *T. III.* A. II. 254 S. m. 1 Kpf.

Das *erſte* Heft des *zweyten* Theils von dieſem Journale, deſſen *erſter* in der A. L. Z. 1804. Nr. 310. angezeigt wurde, enthält auſser einem Briefe vom 27. Jul. 1802. aus Paris, vom franz. Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, an den B. *Trivulzi*, Kriegsminiſter und Präſident der Militair-Academie der ital. Republ., worin der Beytritt des erſten Conſuls als Mitglied der genannten Academie angezeigt iſt: I. *Von der Bahn der abgeſchoſſenen Kugeln;* vom B. *Guillaume*, Brigadechef der Artillerie. Dieſer Aufſatz iſt bloſs auf die gewöhnliche Theorie der Parabel gegründet. Wir ſind aber ſchon längſt mathematiſch gewiſs, daſs dieſe Bahn merklich von einer Parabel abweicht, daher dieſe Abhandlung keinen Mathematiker befriedigen wird. Auch hat der Vf. in der Behandlung ſeines Gegenſtandes nichts Eigenes; denn ſeine Raiſonnements findet man ſelbſt in ſehr gewöhnlichen und bekannten Schriften. *Bezout's*, *Borda's*, *Tempelhoff's* und *Hennert's* Bemühungen erwähnt er gar nicht; aber freylich gehören zu dem Verſtehen dieſer genannten Schriftſteller ungleich mehr mathematiſche Kenntniſſe als unſer Vf. verräth. II. *Von dem Gebrauch der Planchette, und ins beſondere über die Weiſe die Krümmungen der Flüſſe zu verzeichnen.* Vom B. *Roſſi*, Bataillons-Chef *(Capo Battaglione)* des Genieweſens verfaſst. Der Vf. findet es für ſein Vaterland, welches durch Flüſſe von andern Staaten getrennt würde, von groſsem Nutzen, die Krümmung ihres Laufs zu kennen. Er bedient ſich hiezu eines durch den Abt *Joh. Ant. Pedevilla* erfundenen und 1794. bekannt gemachten Inſtruments, welches der Abt *Joachim Peſſati* in ſeinen Werken (*Roma* 1794.) für ein unvollkommnes Teodolit hält, und deſſen Gebrauch er verbeſſert hat. Aus dieſem Aufſatze leuchtet hervor, daſs unſer Vf. die neuern Erfindungen der andern europäiſchen Nationen nicht kenne. Von den dieſem Hefte beygefügten beiden Kupfer enthält das *erſte* die paraboliſche Bahnen; das *zweyte* die Operationen mit der Planchette, von welcher übrigens keine eigentliche Zeichnung vorhanden iſt.

Das *zweyte* Heft (S. 83—157.) enthält III. *vom Einfluſſe des Waſſers auf das Brot nach Maaſsgabe der Beſchaffenheit des erſtern.* (Eingeſchickt) Der Vf., ein Franzoſe, ſtellte bey dem Brotbacken Verſuche, mit dreyerley Waſſer, mit Brunnen- Moraſtigem- und Fluſs- Waſſer (aus der Loire) an. Das mit erſterem Waſſer angemachte Brot hatte am zweyten Tage einen bittern Geſchmack, und am vierten war es bereits an vielen Stellen mit Schimmel bedeckt. Das mit dem Fluſswaſſer angefertigte war am zwölften Tage ganz trocken, aber dennoch ſehr gut. (Die Reſultate des *zweyten* Verſuchs mit dem moraſtigen Waſſer ſind nicht angeführt.) Nun ſtellt der Vf. eine chemiſche Analyſe des Mehls an, und geht alsdann zu den verſchiedenen Erſcheinungen des Brotbackens ſelbſt über. Dieſer Aufſatz iſt intereſſant und für alle diejenigen, die ſich mit dieſem Geſchäfte, ſowohl in Civil- als Militair-Angelegenheiten befaſſen müſſen, belehrend. — IV. *Verſuch über die Errichtung eines Kohlenofens, zur Verkohlung des zum Schieſspulver nöthigen Holzes*, vom B. *Michael Sokolnicki*, Brigadegeneral. Dieſe (d. d. Mailand den 26. Octob. 1802.) an den B. *Scip. Breislack*, Inſpector des Pulvers und des Salpeters der ital. Republ. gerichtete Abhandlung, die Gelehrſamkeit verräth, ſoll als ein Suplement zu folgendem Werke: *Memoria ſulla fabbricazione e raffinazione de nitri, diretta al cittadino Gregorio Fontana, da Scip. Breislack* etc., betrachtet werden. Die dieſem Hefte beygefügten *zwey* Kupfer ſtellen die verſchiedenen Durchſchnitte des Verkohlungsofens nebſt ihrem Maaſsſtabe dar.

Das *dritte* Heft, (S. 139—260.) enthält: V. *von der Conſtruction der topographiſchen Karten nach Lorgna*, vom B. *F. Visconti*, Lieutenant im topographiſchen Corps. — Dieſer Aufſatz iſt gut gerathen, enthält aber nichts Neues. *Meyer's* praktiſche Geometrie *zweyte* Auflage, enthält einen ſehr vollſtändigen Unterricht hierüber, der nur wenig zu wünſchen übrig läſst. VI. Ein *Brief des Generals Sokolnicki an den Adjutant-Commandant Tibel* (aus Mailand den 25. Nov. 1802. datirt), worin Erſterer Letzterm die Beſchreibung einer durch ihn bey Grodno im J. 1792. über den Niemen geſchlagene Brücke mittheilt. Der General *S.* erhielt, bey Gelegenheit des Feldzugs gegen die Ruſſen, den Auftrag, ein Lager am linken Ufer des *Niemen* abzuſtecken, und die Communication mit beiden Ufern ſo gut als möglich zu bewirken. Es war zwar eine Brücke vorhanden; allein ſie war ſchmal, zerbrechlich, von der ſchlechteſten Beſchaffenheit, und daher zur militairiſchen Communication durchaus unbrauchbar. Der Strom war reiſſend, deſſen Grund und Ufer ſteinigt, und Letztere überdieſs ſteil und hoch; auch waren auſser einem groſsen platten Fahrzeuge, in der Landesſprache *Kumiega* genannt, keine brauchbaren Schiffe zur Erbauung einer Brücke vorhanden. Unſer Vf. benutzte daher eine Menge

Digitized by Google

Baumſtämme, welche am Ufer zum Transport nach Königsberg gebracht worden waren, zur Erbauung ſeiner Brücke, die nun folgendermaſsen zuſammen geſetzt wurde. Er liefs nämlich ſtets 10 dieſer Stämme die 50 — 60 Fuſs Länge und 20 — 28 Zoll Breite hatten, am dicken Ende oben und unterhalb an einander und durch einen Querbalken von 20 Fuſs Länge zuſammen binden, und beſtimmte hiedurch die Gröſse der Kegel, welche gleich dem zu einem Gewölbe beſtimmten Steine, die Rundung des Bogens der Brücke beſtimmen ſollten. Der Vf. bediente ſich nun gleichſam als Schluſsſteins dieſes groſsen Gewölbes des oben genannten vorgefundenen groſsen Fahrzeuges, welches 116 Fuſs Länge und 52 Breite enthielt, und brachte es in der Mitte der gröſsten Strömung dermaſsen an, daſs es vom rechten Ufer 684 vom linken aber 396 Fuſs entfernt lag (alſo betrug die ganze Breite des Stroms 1080 Fuſs), die einzelnen kleinen Flöſse wurden nun an einander gekettet, und oberhalb wurden dieſe Stämme noch mit Bohlen, welche 6 Fuſs Länge, 16 — 18 Zoll Breite und 18 Linien Dicke hatten, bedeckt. Die ganze Arbeit, wozu 1200 Mann gebraucht wurden, dauerte inclusive der Nacht, die hiezu benutzt wurde, nur 38 Stunden. Die beygefügte Zeichnung dieſer Brücke iſt gut gerathen; auch ſind die ſteilen Ufer Ravins, in dem Geiſte von Lemann, jedoch mit gekreuzten und geſchweiften Strichen gearbeitet. — VI. *Darlegung der vom topographiſchen Corps und dem Generalkriegesdepot ausgeführten Arbeiten, während des Jahres* 1802. *Jahr* 1. *der ital. Republ.* — Im Jahre 9. wurde bereits der Grund zu dieſem Inſtitut gelegt; im folgenden Jahr 10. aber wurde daſſelbe definitiv organiſirt. Der Vf. giebt nun in den beiden folgenden Artikeln Nachricht: 1) von den Arbeiten des topographiſchen Corps, und 2) von denen des General-Kriegesdepot. Aus dem erſten Artikel erſieht man mit Vergnügen, daſs ſich das ital. topographiſche Corps ſehr thätig mit der Aufnahme der Länder der ital. Repb. beſchäftigt, und bereits *drey* Blätter angefertigt hat, deren jedes 30 ital. Q. M. darſtellt. Die ganze Aufnahme ſoll bereits im Jahre 13 vollendet ſeyn. Das aſtronomiſche Netz, wurde durch *Brera* gelegt. Im *zweyten* Artikel giebt unſer Referent nun ebenfalls von den Arbeiten und getroffenen Anordnungen des General-Kriegesdepot in Anſehung der Verzeichnung der Karten, Plane, Feſtungsriſſe Rechenſchaft. Ein *dritter* Abſchnitt, welcher vom *hiſtoriſchen Theil* handelt, erwähnt der Nützlichkeit und Beyfügung ſchriftlicher *Memoires*. VIII. *Ueberſicht der Arbeiten der Militair-Academie der ital. Rep. während des Jahrs* 1802.

Der *dritte* Band enthält zuerſt einen Aufſatz: *Ueber Militair-Schulen.* Der Vf. ſucht mit wenigen Worten den Nutzen des Studiums der zum Militairſtande nöthigen Wiſſenſchaften darzuthun, und ſchlägt demnächſt zur Bildung des künftigen Kriegers, die Errichtung ſogenannter Militair-Erziehungsinſtitute vor. Er glaubt aber den künftigen Begründern ſolcher Anſtalten einen Gefallen zu erzeigen, wenn er ſie durch eine Ueberſicht der ehemaligen oder noch beſtehenden Anſtalten dieſer Art in den Stand ſetzt, den Grad der Vollkommenheit den ſie erreichten, zu erſehen, um alsdann das Beſſere aus ihrer Organiſirung auf die etwa zu begründende Anſtalt übertragen zu können. Der Vf. will nun dem gemäſs die Beſchreibung der *vier* in Neapel, Verona, Turin und in der ital. Rep. vorhandenen oder vorhanden geweſenen Militair-Erziehungsanſtalten liefern, und alsdann die der übrigen europäiſchen Staaten folgen laſſen. Nun folgt die vom B. *Macdonald* (Sectionschef des topographiſchen Corps der italiäniſchen Republik) abgefaſste Beſchreibung der *Militair-Academie zu Neapel.* Dieſe Academie wurde 1767. unter dem Namen: *Königliches Ferdinandiſches Bataillon* geſtiftet. Sie wurde ſpäterhin, durch den thätigen Miniſter *Acton* verbeſſert, und führte nun den Titel einer *Königlichen Militairacademie.* Von dieſer Zeit an ſoll ſie, bis zur Epoche der Wiedereroberung des Königreichs Neapel durch die Alliirten, ſehr thätig geweſen ſeyn, und viele brauchbare Subjecte zur Armee befördert haben; allein kurz nach dieſem Ereigniſſe wurde ſie ganz aufgelöſet. Der Grund ihrer Auflöſung wird hier nicht angeführt, wohl aber bemerkt, 'daſs ihr damaliger Director, General Pariſi, in die Ungnade des Hofes gefallen ſey.' Sie zählte 240 Zöglinge, wovon 200 Söhne im Dienſte des Staats ſtehender oder verſtorbener Officiere, die übrigen aber Bürger-Kinder waren, die ſich dem Militairſtande widmen wollten. Erſtere wurden unbedingt, letztere aber erſt nach vorhergegangener königlichen Genehmigung in die Anſtalt aufgenommen. Die königlichen Pagen machten einen integrirenden Theil dieſes Inſtitus aus; ſie wurden aber bloſs aus den Söhnen der Generale, Oberſten und Oberſtlieutenants genommen, und genoſſen auſser der Aufwartung bey Hofe, ſonſt keine Auszeichnung. Der Lehrcurſus war in 9 Claſſen getheilt, zu deren jeder ein Jahr verwendet wurde. Die Verſetzung aus einer Claſſe in die andere, geſchah nur nach einer jedesmal vorhergegangenen Prüfung, welche über die Reiſe des zu verſetzenden Zöglings entſchied. Ward ein Zögling nicht zur Verſetzung fähig erklärt, ſo blieb er noch ein Jahr in derſelben Claſſe zurück, wurde er aber in der nächſtfolgenden Prüfung noch einmal der Verſetzung für unwürdig erklärt: ſo wurde nun das unzuläſſig gefundene Subject, entweder als faul, oder von Seiten ſeiner Geiſteskräfte als unbrauchbar aus der Academie entlaſſen. Gewiſs verdient dieſs Geſetz im Ganzen Beyfall; Rec. würde ihm jedoch einige Modificationen wünſchen; er würde das an intellectuelen Kräften ſchwache Subject, entweder gleich nach der erſten beſtandenen Prüfung, oder wo möglich nach einem gleich zu beſtehenden Tentamen entlaſſen, weil die ſpätere Entlaſſung für den Geiſtesſchwachen, aber vielleicht moraliſch guten Zögling doch empfindlicher und für ſein künftiges Unterkommen auch nachtheiliger werden muſs. Uebrigens enthält dieſer Bericht, von welchem Rec. nichts weiter anführen kann, für den militairiſchen Erzieher manche lehrreiche Winke. Aus der Beſchreibung der *Militair-Academie zu Verona*, von

Tra-

Digitized by Google

Tramarini, Sectionschef im italiänischen topographischen Corps, ersieht man, dass diese Academie, welche aus 24 Zöglingen bestand, 1741. errichtet, und 1796. mit Erlöschung der ehemaligen Republik Venedig, ebenfalls aufgelöset wurde. Die Beschreibung ihrer Organisation ist übrigens dürftiger als die erstere. — Eine Abhandlung *über militairische Memoirs*, vom *(Adjutante Commandante) Tibel*, führt dasjenige was der Vf. bereits hierüber im *ersten* Bande dieses Journals über diesen Gegenstand berührt hat, hier in Extenso aus. Er theilt seine beschreibende Memoirs in den *topographischen*, *statistischen* und *militairischen Theil* ein, und subordinirt nun einem jedem dieser *drey* Abschnitte die besonders zu beschreibenden wichtigen Gegenstände. Die abgehandelten Punkte sind ihrer Ausdehnung nach grösstentheils befriedigend ausgefallen; und wenn gleich der Vf. seinen Gegenstand nicht erschöpft hat, so bleibt dennoch diese Abhandlung interessant. *Einige Betrachtungen über das* im *ersten* Bande abgedruckte *Memoire: Ueber die italiänische Artillerie* (auch einzeln zu Mailand gedruckt). Der ungenannte Vf. will statt der von *Guillaume* vorgeschlagenen Caliber, die von 5, 10 und 20 eingeführt wissen; ferner soll das Feldgeschütz 15, das Belagerungsgeschütz aber 18 Caliber Länge erhalten. Auch tadelt er den zu kleinen Spielraum, und will endlich seine Kanonen ohne Verstärkung und Reifungen, in der Gestalt eines glatten Stammes geformt wissen. Der nun folgende Abschnitt enthält wiederum *einige Betrachtungen über die Betrachtungen* des vorhergegangenen Aufsatzes, von *Guillaume* (Vf. des Memoirs: *Ueber die ital. Artill.*), durch welche er sich gegen die ihm gemachten Einwürfe zu vertheidigen sucht. Der *sechste* Abschnitt handelt: *Von der Verfertigung der topographischen Karten*, von *Ferdinand Visconti*, Lieutenant im topographischen Corps der ital. Republik enthält aber durchaus nichts Neues, und selbst dasjenige was der Vf. in der Einleitung über die Hyperbel und Ellypse sagt, ist in allen guten Lehrbüchern der Diferentialrechnung enthalten. Der *siebente* Abschnitt enthält einige Betrachtungen: *Ueber Militair Reglements.* Der unbekannte Vf. will ein jedes Reglement in zwey Theilen, in das *Exercier-*, und in das *Feldreglement* getheilt wissen. Die diesen beiden Abschnitten untergeordneten Kapitel und Puncte sind ziemlich vollständig abgehandelt, und dürften daher bey Bearbeitung künftig zu verfassender Militair Reglements zu Rathe gezogen zu werden verdienen. Der *achte* Abschnitt enthält die Anzeige militairischer Werke. Zuletzt folgt die Anzeige eines vom Brigadegeneral *Soltoniki* erfundenen Instruments, *Geodesigraph* genannt, welches die beiden Eigenschaften des Graphometers und der pretorianischen Planchette verbinden soll. Der Erfinder derselben überreichte im Jahr 8. dem französischen National Institute ein Modell hiervon, und die beiden zur Prüfung dieses Instruments beauftragten Mitglieder desselben, Lacroix und Delambre, statteten nicht allein einen sehr vortheilhaften Bericht über dessen Brauchbarkeit ab, sondern es wurde auch in der physikalisch-mathematischen Klasse dieses Instituts aufgestellt. Der italiänische Referent verspricht uns eine ausführlichere Beschreibung dieses Instruments in einem nächsten Hefte, welcher Rec. mit Vergnügen entgegen sieht. Das diesem Hefte beygefügte Kupfer enthält eine Figur zur Erläuterung des *sechsten* Aufsatzes; die übrigen aber dienen zur Erläuterung des nächst folgenden: über die idographischen Karten.

Köthen, in der Auescheu Buchh.: *Ideen über Verbesserungen, welche bey der sogenannten schweren Kavallerie gemacht werden sollten, um sie ihrer möglichen Vollkommenheit näher zu bringen.* Von einem königl. preuss. *Cürassier Officier.* 1803. XXVII u. 256 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser kleinen Schrift, der sich durch das, was er sagt und vorschlägt, als ein unterrichteter Mann zu erkennen giebt, gehet von dem Gesichtspunkte aus: dass die schwere Kavallerie, so wie sie gegenwärtig bey allen Armeen ist und gebraucht wird, weit mehr kostet als reellen Nutzen schafft. Vollkommen gegründet sind seine Klagen über die wenige Liebe der Officiere zum Studieren, und über den bey der Kavallerie fast allgemein herrschenden Mangel an militairischen Kenntnissen; so wie über die Ursachen dieser Gleichgültigkeit, die in jedem andern Lande eben so gut, ja zum Theil in einem noch höhern Grade statt finden, als in Preussen. Die Vorschläge zu Verbesserung dieses Uebels hält jedoch Rec. nicht durchaus für anwendbar; denn sollten — wie bisher — die jungen Edelleute vorzugsweise zu Fahnjunkern gewählet werden, müsste man ihnen erst die Mittel zu verschaffen suchen, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, da bekanntlich die Söhne des Adels — besonders des in entfernten Provinzen wohnenden — sich häufig blos durch ihre Geburt von den Söhnen ihrer Unterthanen unterscheiden, in Absicht der Erziehung hingegen weit hinter den bürgerlichen Einwohnern der Städte zurück bleiben. Besser wäre es unstreitig: in jeder Inspection eine Militairschule zu haben, in der alle Junker ohne Ausnahme — blos die Exercier-Monate ausgenommen — unterrichtet würden, und aus denen man alsdann immer nur die besten zu Officiers auswählte, mit Beyseitesetzung aller übrigen Rücksichten, Geburt, Vermögen etc. Dem Vorschlag: auch mehr Sorgfalt auf die Ausbildung der gewöhnlichen Compagnie-Unterofficiere zu wenden, stimmt Rec. mit vollem Herzen bey. Bey der sächsischen Kavallerie, die Rec. oft Gelegenheit hatte, in der Nähe zu sehen, ist in diesem Punkte sehr viel geschehen. Der grössere Theil ihrer Unterofficiere verräth eine Bildung, die ihre Herkunft aus den untern Volksklassen vergessen macht. Unrichtig ist wohl die Behauptung des Vf., dass das deutsche Pferd dem polnischen in Absicht seiner Brauchbarkeit zum Felddienst nur gleich zu stellen sey. Schon seine frühere Erziehung in der Wildniss, wo es Hartfutter gar nicht kennt,

Digitized by Google

kennt, nie in einen Stall kommt, über die breiteſten Flüſſe ſchwimmt oder ſich durch ſeine Schnelligkeit gegen die Raubgier der Wölfe und Bauern zu ſichern ſucht, geben dem letztern ein entſcheidendes Uebergewicht.

In Abſicht der den jungen Kavallerie - Officieren nothwendigen Kenntniſſe gehet der Vf. wohl etwas zu weit, und verlangt mehr, als der gröſsere Haufen zu leiſten im Stande ſeyn dürfte. Es iſt ganz überflüſſig, ſeinen Kopf mit den Maaſsen und Verhältniſſen anzufüllen, weil der Kavalleriſt, als ſolcher, durchaus nie in den Fall kommen kann, Feldſchanzen anzulegen, oder bey einer Belagerung als Ingenieur gebraucht zu werden. Unentbehrlich aber iſt für ihn das *richtige* Aufnehmen einer Gegend nach dem bloſsen Augenmaaſs. Nur durch dieſe Fertigkeit wird er in den Stand geſetzt, das Terrain zu beurtheilen, Diſtanzen ohne merkliche Fehler zu ſchätzen und einen verſtändlichen Rapport von einer Gegend zu machen, oder dieſen auch wohl ſeinem Commandeur durch einen leichten Entwurf des recognoscirten Terrains zu verſinnlichen. Was die Führung der Patrouillen und die übrigen Verrichtungen des kleinen Krieges betrifft: ſo iſt *v. Stamford's* Entwurf, den Kavalleriſten zum Felddienſt abzurichten, vorzüglich zur Nachahmung zu empfehlen, auch ſchon hie und da mit Erfolg ausgeübt worden.

So viel Gutes und Wahres aber auch das vorliegende Wort über den Gebrauch der ſchwere Kavallerie enthält: ſo iſt doch alles auf jede andere Gattung derſelben, Dragoner, Huſaren, Uhlanen oder Chaſſeurs eben ſo gut anwendbar, und der Leſer würde ſehr irren, wenn er etwas in beſonderer Beziehung auf die ſchwere Kavallerie, ſo wie ſie noch gegenwärtig beſtehet, erwarten wollte. Nirgends findet ſich die eigentliche Idee des Vf. beſtimmt ausgedruckt: „*alle ſchwere Kavallerie durch eine Umänderung ihrer Verfaſſung, ihrer Bewaffnung und ihrer Dreſſur in leichte zu verwandeln, und als ſolche zu gebrauchen.*"

Bey der Angabe des Geſchützes für die der Kavallerie einzuverleibende reitende Artillerie — das doch auch ſeine eigenthümliche Schwierigkeiten hat, — hatte der Vf. die ſächſiſchen Granatſtücke in Auge; empfiehlt aber gerade *das*, was nachtheilig bey ihrer Einrichtung iſt, *das Laden* vermittelſt der dazu eingerichteten Maſchine. Auch iſt ein Flintenſchloſs, das man bey den Schiffskanonen aus andern Gründen angebracht hat, wegen des ſo häufig vorfallenden Verſagens, auch wegen des hier nicht zu hemmenden Rücklaufes nicht wohl anzuwenden. Gut eingerichtete Schlagröhrchen mit kurzen Tempos gewähren ſo viel Sicherheit und Schnelligkeit des Feuers, als man nur irgend verlangen kann.

Die ſonſt flieſsende Schreibart iſt nur zu ſehr mit franzöſiſchen Ausdrücken überladen, die ſich alle, ohne Ausnahme, eben ſo gut und beſſer deutſch ſagen laſſen, wie *complett gut*, *Requiſita*, *honnêteté*, *eclairſiren*, *abſolut* für ſchlechterdings u. a. m.

OEKONOMIE.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Patriotiſche Nachricht und deutliche Anweiſung zu dem einträglichen Tabacksbau*, und zwar inſonderheit des *ſogenannten Aſiatiſchen Tabacks* und deſſen *Fabrikatur zu Rauch- und Schnupftaback.* Nebſt einem Anhang vom *Virginiſchen Taback*, der in Deutſchland zu pflanzen iſt, und deſſen Fabrikatur: von *Johann Ludwig Chriſt*, Erſtem Pfarrer zu Kronberg an der Höhe, der Königl. Kurfürſtl. Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Zelle, und der Königl. Preuſs. Märkiſchen Oekonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam Ehrenmitglied. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1803. 144 S. 8. (10 gr.)

Für diejenigen, welche die erſte Ausgabe dieſer Abhandlung vom J. 1780. nicht kennen, bemerken wir, daſs der Vf. den aſiatiſchen Taback, der wahrſcheinlich eine Abart von *Nicotiana ruſtica* iſt, deswegen ſo ſehr empfiehlt, weil die Blätter dieſes Tabacks von vorzüglicher Güte ſind, aus dem Saamen ein vortreffliches Oel gewonnen wird, und die Pflanzung und Wartung deſſelben mit weniger Mühe und Arbeit verknüpft iſt, als andre Tabacksarten erfordern. Auch iſt er ſeltner Miſsärnten unterworfen, und die gelben Blumen deſſelben enthalten viel Honig, befördern mithin die nützliche Bienenzucht. Die Anweiſungen, welche der Vf. zur Erziehung dieſes Tabacks von der Ausſaat an, bis zur Fabrikation deſſelben giebt, ſind deutlich, vollſtändig und äuſserſt belehrend. Der Werth dieſer zweyten Auflage liegt beſonders in den neu hinzu gekommenen Vorſchriften, betreffend die Fabrikatur des Rauch- und Schnupftabacks. Die Angaben, welche in der Vorrede in Rückſicht der Geſchichte des Tabacks vorkommen, bedürfen hin und wieder einer Berichtigung. So wurde z. B. der Taback nicht zuerſt im J. 1520. den Spaniern bekannt, ſondern nach Schlözers Briefwechſel hat ſchon im J. 1496. Roman Paul, ein ſpaniſcher Mönch, die erſte Nachricht vom Taback, den er auf St. Domingo kennen gelernt hatte, bekannt gemacht. Auch rauchten Europäer ſchon im J. 1535. Taback. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Februar 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: ***Die Steuerverfaſſung und insbeſondre die ritterſchaftliche Steuerfreyheit in Sachſen.*** Allen Landtagsdeputirten der Ritterſchaft, den Städten und der Bauerſchaft im Churfürſtenthum Sachſen gewidmet von einem Patrioten. 1805. 329 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die gegenwärtige Schrift iſt vorzüglich gegen das bekannte *Grabmal des Leonidas* gerichtet, worin die ritterſchaftliche Steuerfreyheit nicht ohne einige Parteylichkeit vertheidigt wurde. Sie iſt mit Freymüthigkeit geſchrieben, und zeugt von gründlichen Kenntniſſen der ſächſiſchen Steuerverfaſſung. Dagegen fehlt es ihr an einem gut geordneten Plane, woran beſonders ihr polemiſcher Ton Schuld iſt, der um ſo weniger zu einer guten Ordnung hinführen konnte, da auch die Schrift des Gegners, der bisweilen mit zu weniger Schonung behandelt wird, bloſs zerſtreute Bemerkungen und keine ſyſtematiſche Unterſuchung enthält. Dieſe würde ſich auf folgende drey Fragen zurückbringen laſſen: 1) Iſt nach den Grundſätzen des natürlichen Rechts die Steuerfreyheit irgend eines Standes zuläſſig? 2) Iſt die Steuerfreyheit der Rittergutsbeſitzer in der allgemeinen deutſchen oder beſondern ſächſiſchen Staatsverfaſſung gegründet? 3) Iſt es zum Beſten des Staats nothwendig oder wenigſtens rathſam, die ritterſchaftliche Steuerfreyheit aufzuheben oder einzuſchränken; und auf welche Weiſe iſt ſolches zu bewirken? Zur Beantwortung aller dieſer Fragen ſind hier Materialien geſammelt, von denen wir einige in Erwägung ziehen wollen.

Nach verſchiedenen richtigen Angaben über die groſsen Vortheile, welche die Rittergutsbeſitzer zum Nachtheile der Städtebewohner durch die erhöhten Getreidepreiſe gewonnen haben, werden die Grundſätze des natürlichen Rechts und der Billigkeit von einer gleichen Vertheilung der Steuern aufgeſtellt; wobey aber darauf zu wenig Rückſicht genommen wird: ob jene Grundſätze durch keinen Rechtstitel abgeändert werden können. Daſs die Reichsgeſetze die ritterſchaftliche Steuerfreyheit nicht begünſtigen, iſt allerdings gegründet; doch kann man keinesweges behaupten, daſs ſie beſondern, auf die Territorialverfaſſung gegründeten Befreyungen geradezu entgegen wären, indem ſich die S. 21. u. f. angeführten Vorſchriften derſelben bloſs auf Reichsanlagen, hauptſächlich auf Römermonate, beziehen. Die hierauf angeführten Beyſpiele von Beſchränkungen der ritterſchaftlichen Steuerfreyheit (wozu auch eine Entſcheidung des römiſchen Königs Ferdinands für die Oberlauſitz von 1544. gehört) haben mehr ein hiſtoriſches als rechtliches Intereſſe, und die S. 41 f. angeſtellte Unterſuchung über die Anwendbarkeit des phyſiokratiſchen Syſtems, beſonders in Sachſen, enthält eine Abſchweifung von dem Hauptpunkte. S. 51. kehrt der Vf. zu dieſem wieder zurück, indem er ſehr bündig die Möglichkeit einer ſolchen Eintheilung der Steuern zeigt, bey welcher die Rittergüter ebenfalls verhältniſsmäſsige Beyträge entrichten müſsten, ohne daſs man dadurch zu dem tyranniſchen Verfahren genöthigt werde, welches ſein Gegner in dieſem Falle für nothwendig hält. Wollten die Rittergutsbeſitzer ſich der einen groſsen Aufwand erfordernden Ausmeſſung ihres Grundeigenthums nicht unterwerfen, ſo möchten ſie ſich mit der Landſchaft wegen ihres Beytrags zu den Pfennig- und Quatemberſteuern auf ein gewiſſes Averſionalquantum überhaupt vergleichen. Da ſie an Ländereyen ungefähr den vierten Theil des Landes beſitzen (?), ſo könnte für ſie auch die Uebernehmung des vierten Theils von den Landesbedürfniſſen nicht zu viel ſeyn. Zwar verlangten in dem Jahr 1793. die Städte des weiten Ausſchuſſes bloſs einen ritterſchaftlichen Beytrag von drey Pfennig und drey Quatember; doch war auch dieſer Antrag vergebens, indem die Ritterſchaft zur Erleichterung der ſteuerbaren Unterthanen bloſs eine Tonne Goldes freywillig und ohne alle Conſequenz als Donativ verwilligte, welches Beyſpiel auch 1799. befolgt, jedoch der damalige Beytrag auf 150,000 Rthlr. vermehrt wurde. (Wenn gleich dieſer Beytrag noch immer unverhältniſsmäſsig iſt, ſo hätte ſich doch der Vf. bey der Beurtheilung deſſelben daran erinnern ſollen, daſs man bey Aufopferungen wirklicher oder vermeyntlicher Rechte nur eine allmählige Nachgiebigkeit erwarten kann.) In dem folgenden Abſchnitt (Nr. 8.) wird vorzüglich gezeigt, daſs keine allgemeine ritterſchaftliche Steuerfreyheit in der ältern ſächſiſchen Landesverfaſſung gegründet ſey, und daſs auch dieſelbe, in ſo weit ſie ehedem ſtatt fand, wegen der veränderten Zeitumſtände keine Anwendung mehr leide. Mit der erſten Behauptung hat es allerdings ſeine Richtigkeit, und es ergiebt ſich aus den von dem Vf. angeführten Thatſachen, daſs man zwar ſchon ſeit Jahrhunderten die Lehnhufe als befreyt von den ordentlichen Grundſteuern betrachtete, dagegen aber die Ritterſchaft von Zeit zu Zeit durch perſönliche ganz auſser Uebung gekommene Abgaben zur Mitleidenheit zu ziehen ſuchte, unter welchen beſonders die von 1628. bemerkt zu werden verdient, die in einem Gulden von jedem Hundert ihrer werbenden

Baarschaft und Einkommens bestand. Was die zweyte Behauptung betrifft, dass die bisherige reelle Befreyung der Rittergüter wegen veränderter Zeitumstände nicht mehr anwendbar sey: so wird dafür der gewöhnliche Grund angeführt, dass dieselbe nach Aufhebung der ehemaligen Ritterdienste, die sie allein veranlasten, ihre einzige Stütze verloren habe. Bey dieser Untersuchung hätten wir gewünscht, dass der Vf. auf eine neue gelehrte Schrift Rücksicht genommen hätte, die zu Leipzig 1803. unter dem Titel: *Maximilianus Carolus de Carlowiz Commentatio Juris Saxonici de origine, fatis et naturae pecuniae servitiorum equestrium vicariae* erschien, und worin ein andres Fundament von der Steuerfreyheit der Rittergüter aufgestellt wird, welches in den persönlichen Vorzügen der alten Freygebohrnen oder Ritterbürtigen bestehen soll. Nach dieser rechtlichen Ausführung folgen nun die Gründe, warum jene Immunität noch immer aufrecht erhalten werde, und unter welchen es einer der vorzüglichsten ist, dass die Rittergüter auf den Landtagen allemal die Oberhand hätten, und die Städte nie eine vollständige Mehrheit der Stimmen erlangen könnten. Auf den von dem Vf. des Grabmals S. 119. gemachten Einwurf, dass man den befreyten Ständen ihre Vorrechte durch keinen Machtspruch entziehen könne, wird erwiedert, dass es ihnen an einem rechtmäfsigen Titel der Erwerbung fehle, weil die Städte beständig den Steuerfreyheiten der Ritterschaften widersprochen hätten, und daher ihr Besitzstand als kein ruhiger und gesetzmäfsiger zu betrachten sey. — Noch übernimmt der Vf. die Vertheidigung der bekannten, im Jahre 1793. von den allgemeinen Städten übergebenen Vorstellung, die auch mit den von dem weiten Ausschufs gemachten Abänderungen in der Beylage sub A. beygefügt wird. Das Detail, in welches er bey dieser Gelegenheit über das Verhältnifs der städtischen zu den ritterschaftlichen Abgaben, über die Bevölkerung der Städte, über die daselbst befindlichen Wüstungen und über den Verfall der Braunahrung eingeht, enthält manche interessante Notizen, die aber keinen Auszug leiden.

Die übrigen Bemerkungen über die einzelnen Steuern beziehen sich weniger auf den Hauptzweck der Schrift, als auf andere Gegenstände. So werden bey der Schock- und Pfennigsteuer verschiedene Vorschläge zur Beförderung der Landescultur mitgetheilt. Bey der Quatember- so wie bey der Kopfsteuer wird die ungleiche Vertheilung derselben getadelt; bey der Generalaccise aufser verschiedenen andern Punkten der grofse dabey statt findende Unterschied zwischen den Städten und Dörfern; bey der Landaccise die neuern Erhöhungen derselben u. s. w.

HALLE, b. Gebauer: *Ideen und Plane zur Verbesserung der Criminalanstalten*, dem neunzehnten Jahrhundert zur Vollendung übergeben von *Heinr. Balth. Wagnitz*. — *Dritte* Sammlung. 1803. 136 S. gr. 8. (10 gr.)

Bey dem in dem jetzigen Zeitalter fast überall aufgeregtem Geiste der Verbesserung in den Straf-Anstalten wird es zur Fortsetzung dieser schätzbaren Sammlung nicht leicht an Stoff mangeln können. Das gegenwärtige Stück enthält zwey gröfsere Abhandlungen. 1) *François de Neufchateau's Circulare an die Central-Departements-Verwaltungen über die Zwangs-Arbeitshäuser*, vom 22. August 1798. Mit Anmerkungen. Nach einer allgemeinen Uebersicht der von ihm als Minister des Innern erlassenen guten Verordnungen über die Armenhäuser, Gefängnisse u. dgl., worauf vermuthlich auch die von ihm veranstalteten Uebersetzungen der Schriften von *Howard* u. a. über diese Gegenstände nützlichen Einfluss gehabt, wird das Circulare ausführlich deutsch eingerückt. Ein darin athmender Geist der Milde und des Wohlwollens ist lobenswürdig, aber dabey auch nicht zu läugnen, dass allgemeine empfindsame Ausdrücke von Philosophie, Sitten, Menschenwürde u. dgl. und die Schilderung der Mifsbräuche in den Anstalten anderer Länder, welche in einer Abhandlung schicklich wären, hier in einer Verordnung die Stelle zweckmäfsiger bestimmter Vorschläge zu bessern Einrichtungen zur Ungebühr wegnehmen. Hr. *W.*, dessen Blick besser praktisch geübt ist, hat dieses auch nicht übersehen, und daher nur von einzelnen Aeufserungen Anlass zu guten Bemerkungen hergenommen. Dahin gehört die Frage von Ersparnifs durch Verdingungen des Unterhalts der Gefangenen. Hr. *W.* erklärt sich gänzlich dagegen, und hat unstreitig darin Recht, dass die Auswahl rechtschaffener Unternehmer gewifs niemals hinreichen wird, Mifsbräuchen dabey vorzubeugen. Allein da gute Aufsicht der Vorgesetzten auch bey der Selbstverwaltung durch die Unterbeamten selbst alles thun mufs, so wird diese den Unternehmer gleichfalls eben so wie jene zur richtigen Ordnung anhalten, und dabey doch immer unschädliche Ersparnifs durch Wetteifer statt finden können, anstatt dass bey ihrer Nachlässigkeit alles theurer und doch eben so schlecht geleistet wird. Die Verschiedenheit der Arbeiten empfiehlt das Circulare mit Recht, um jeden nach seinen Kräften und Geschicklichkeiten beschäftigen zu können. Hr. *W.* vertheidigt das Raspeln des Farbeholzes und Hirschhorns in so fern mit Grunde, als es für starke Männer gar nicht zu schwer befunden, und die mögliche Gefahr, dass sie Brüche davon bekommen, wohl zu vermeiden ist. Sollte aber nicht auch das Bedenken, wie leicht die Bosheit das Werkzeug mifshrauchen kann, für die von Hn. *Fr.* erwähnten, zwar kostbaren, aber auch besser fördernden Handmühlen entscheiden? Das Glasschleifen, besonders trocken, und Spitzenklöppeln verwirft Hr. *W.* als gefährlich für die Augen; indessen ist doch für die jetzige Welt beides unentbehrlich, und also die Schonung gegen Züchtlinge übertrieben, da man sie ja wie freye Leute gehörig netzen und abwechseln lassen kann. Nur wird der zum Spitzenklöppeln erforderliche Kunstfleifs in Zuchthäusern selten gefunden werden. Besser schicken sich für sie grobe Arbeiten, so wie z. B. in Stralsund Kuhhaar gesponnen und zu Fufsteppichen gewebt wird. Die grofsen Schwierigkeiten, Gefangene

zum

Digitized by Google

zum Landbau zu gebrauchen, macht Hr. *W.* auch einleuchtend, und belegt sie mit dem Beyspiel der sächsischen Zuchthäuser. Am Ende giebt er noch die Nachricht, dass die neuen Anstalten in Absicht der Betteley, Arbeitsamkeit und Sterblichkeit in den Hospizhäusern in der That gute Wirkungen zu zeigen angefangen haben, wovon *Friedländer's* Geschichte der Armenanstalten und *Jos. Frank's* Reise nach Paris weitere Auskunft geben. Auch sind die Schemata zu den aus allen Departements geforderten Berichten über den Zustand der Gefängnisse, Hospitäler u. s. w., und zu einem Verding über die Verpflegung mit beygefügt. Hiernach sollen Erwachsene täglich 1½, Kinder 1 Pfd. Brot, halb Weizen und halb Rocken, alle 5 Tage ¼ Pfd. Fleisch, übrigens aber grünes und trockenes Gemüse, auch des Abends, Kranke täglich 2—5 Mal Fleischbrühe, Genesende auch jede Mahlzeit ¼ Mass Wein oder ¼ Cyder oder Bier, Zwilchkleider, im Winter gefuttert, Wergzwirnstrümpfe und Holzschuhe, alle 10 Tage ein weisses Hemde, alle Monat ein Betttuch und alle 4 Monat neues Lagerstroh, 12 Kranke eine Person zur Wartung bekommen. 2) *Ueber Subordination in Zuchthäusern, und ihre Aufrechthaltung.* Der nur mit dem Buchstaben *S.* bezeichnete Vf. spricht aus Erfahrung von Unruhen, welche vom Geist der französischen Revolution in grossen (vermuthlich sächsischen) Zuchthäusern veranlasst sind. Gelindigkeit, schlaffe Zucht und Widerspenstigkeit der Unterbedienten aus Feindschaft oder Eifersucht gegen einander haben viel nachtheilige Folgen. Hauptsächlich aber warnt er vor Unsittlichkeit der Vorgesetzten in Versäumniss der Geschäfte, Trunkenheit, Buhlerey und Eigennutz, vor übermässiger Vertraulichkeit mit den Züchtlingen, Parteylichkeit und Härte gegen Missvergnügte. Dagegen räth er, allen sogleich bey der Aufnahme bekannt zu machen, wem sie gehorchen müssen, und fleissig auch wiederholt die Hausordnung einzuschärfen, bisweilen Nachfrage zu halten, ob Ursach zu Beschwerden gegeben werden, doch aber auch die geringsten Unterbedienten bey ihrem Ansehn zu erhalten und die nöthigen Verweise nicht in Beyseyn der Züchtlinge zu geben. Die sogenannten historischen Miscellen sind: 1) *Ueber die Gefängnisse und Strafanstalten in den österreichischen Staaten* von *M. S.* aus Brünn, im Februar 1803. eingesandt. Die Absicht ist, zu zeigen, dass ein in der *ersten* Sammlung erwähnter Befehl des Kaisers Leopold II. von 1791. zu Verbesserung der Gefängnisse wirklich guten Erfolg gehabt habe. Die Baukosten der neuen Einrichtung haben zu Brünn 7658, und zu Olmütz 10254 Fl. betragen. Die Festungsgefangenen erhalten täglich warme Suppe, schwere Verbrecher wöchentlich dreymal Hülsenfrüchte, andere viermal Gemüse und dreymal Rindfleisch. Auch wird ihnen Arbeit angewiesen und Fleissigen davon etwas Geld erspart, für Reinlichkeit möglichst gesorgt, wöchentlich das Hemde gewechselt, keiner auf Lebenszeit, sondern 8, 30 bis 100 Jahr verurtheilt, und wenn er Besserung zeigt, wenigstens nach Verlauf der halben Zeit begnadigt. 2) *Polizeygesetze für verschiedene Gefangen-Anstalten in Deutschland*; mit historischen Notizen. Nach einem allgemeinen gründlichen Räsonnement über den Nutzen solcher Vorschriften und ihre gehörige Bekanntmachung nach *Howard*, *von Arnim* u. a. liefert Hr. *W.* hier dergleichen von dem Strafwerkhause zu Detmold und von dem Zuchthause zu München. Dieses letzte zeichnet sich unter Mitwirkung des preiswürdigen Grafen von Rumford vor vielen ähnlichen Anstalten durch eigene gute Einrichtungen aus. Die Reinlichkeit wird durch Baden der Züchtlinge und besondere Sommer- und Winterkleidung erhalten, und weil sie aus Mangel des Raums in den Arbeitstuben schlafen müssen, so ist dazu das aus öffentlichen Blättern bekannte, am Tage aufrecht, stehende Schlafgestell erfunden. Schwere Verbrecher werden durch eine oder zwey Ketten, auch wohl noch eine oder zwey eiserne Kugeln ausgezeichnet. Es wird ein schwarzes und weisses Buch und für die Unwissenden eine Sonntagsschule gehalten. Faule bekommen nur Wasser und Brot, die warme Kost aber muss mit 30, und die bessere Krankenkost mit 48 Kreuzer wöchentlichen Spinnverdienst erworben werden. Zum Frühstück wird eine, Mittags 1½ Stunde gefeyert, die Schlafzeit aber ist auf 8, und sonderbar genug im Winter gar auf 10 Stunden gesetzt. Nebst den Gesetzen ist diese Nachricht aus der Erzählung eines sachkundigen Augenzeugen, Hn. *Clausen*, welcher dem Aufseher des Zuchthauses zu Glückstadt adjungirt ist und den Sommer 1803. auf königl. dänische Kosten durch Deutschland reisete, um sich zu seinem Amte geschickter zu machen — ein seltnes Beyspiel, welches Nachahmung verdiente.

Leipzig, b. G. Fleischer d. j.: *Ueber Thätigkeit und Unthätigkeit*, die natürlichen Anlagen und den Hang der Menschen zu denselben, und über die Mittel, wodurch die Arbeit, vorzüglich unter den untern Volksclassen, hauptsächlich unter den Bauern, und deren Weibern und Kindern zur Gewohnheit und zum Bedürfniss gemacht werden könne. Von D. *Friedr. Benedict Weber*, Prof. zu Frankfurt an der Oder. 1804. 11½ Bog. 8. (20 gr.)

Diese sehr gemeinnützige und beherzigenswerthe Schrift zerfällt — wie schon der etwas lange Titel besagt — in *zwey* Abschnitte. Der *erste* handelt von den Ursachen und Quellen der Unthätigkeit; im *zweyten* werden einige Mittel angegeben, wie man den Fleiss und die Arbeitsamkeit erwecken, und hauptsächlich unter den Landbewohnern zum Bedürfniss machen könne. In der Einleitung nennt der Vf. zwey Reizmittel, welche die Thätigkeit des Menschen vorzüglich rege machen, Begierde zu erwerben, und Ehrgeiz. Dass die Menschen in den niedern Volksclassen ganz taub gegen die Lockungen des Ehrgeizes wären, ist wohl im Ganzen unrichtig und gegen die Erfahrung. — Einfluss auf grössere oder mindere Arbeitsamkeit der Menschen hat nach

be-

Digitized by Google

bekannten Gründen das Klima und die natürliche Beſchaffenheit des Landes. Dieſs wird auch hier kurz auseinander geſetzt. Einfluſs hat ferner die Cultur, die Lebensart, der Vermögenszuſtand, die Beſchäftigung und die Nahrung. Nothwendig war es, den richtigen Begriff von Cultur anzugeben, und zu zeigen, daſs ſie nicht immer und ohne Ausnahme die Arbeitſamkeit befördere. Dieſs hat der Vf. wenigſtens bemerkt. Was aber S. 33. behauptet wird, daſs die Faulheit immer in Verhältniſs mit der Uncultur ſtehe, möchte wohl zu allgemein ausgedrückt ſeyn. Und wenn es ferner heiſst, daſs der Bauer in der Entfernung von gröſsern Städten träge und faul ſey, weil er keine Bekanntſchaft mit den Annehmlichkeiten des Lebens habe, ſo möchte auch dieſes nicht überall ſtatt finden. Im Gegentheil macht die Bekanntſchaft mit dem ſtädtiſchen Luxus nur zu oft den Bauer weichlich und arbeitsſcheu. Dieſs erinnert indeſs der Vf. auch ſelbſt. In einer Anmerkung heiſst es S. 38.: „es könnte im Grunde niemand leichter als der Bauer Capitalien ſammeln, da er weniger Bedürfniſſe hätte als andere.“ Allein die Einſchränkungen, die der Staat dem Erwerb der Bauern macht u. ſ. w., kommen doch auch in Anſchlag. Oft verliert der Ackerbauer, wo der Kaufmann und Handwerker gewinnt. Auch ſteht nicht ſelten das Forterben der ganzen geſchloſsnen Bauerngüter in vielen Ländern der Wohlfahrt einzelner Familien im Wege. — Daſs die Temperamente einen Einfluſs auf die Arbeitſamkeit und Trägheit haben, hätte S. 34. ausführlicher gezeigt werden ſollen. Die Grundſätze von den Temperamenten in *Kants* Anthropologie könnten hier recht gut zum Grunde gelegt werden. Daſs das Neue dem Bauer durchaus verhaſst ſey, ſobald es Anſtrengung und Arbeit koſte, iſt wieder nicht immer der Fall. Es kommt oft darauf an, ob er glaubt, etwas dabey gewinnen zu können, oder nicht. Und in vielen Gegenden unſers Vaterlandes ſind doch ſo manche neuere Vorſchläge in Abſicht des Ackerbaues und der Obſtbaumzucht durchgegangen. Was der Vf. dem Einfluſſe der Regierung auf Induſtrie zuſchreibt, iſt vollkommen richtig. Faulheit und Trägheit ſind natürliche Folgen des Despotismus, und bürgerliche Freyheit die Beförderin der Arbeitſamkeit.

Um das Uebel des Müſsiggangs zu entfernen, empfiehlt der Vf. einige vortreffliche Mittel. Manche werden dieſem und jenem unausführbar ſcheinen — aber bey gehöriger Abänderung und Modification unter gewiſſen Umſtänden ſind ſie es nicht; und wenn beſonders Gutsherrn mit ihren Beamten, Predigern und Schullehrern nach dieſen Grundſätzen ihre Unterthanen zur Arbeitſamkeit anleiten wollten, ſo würden ſolche Gemeinden würdige Muſter zur Nachahmung für andere werden. — Zu den Beſchäftigungen für Kinder könnte noch das nützliche Korbflechten, Bücherheften, Wegfangen der ſogenannten Kohlſchmetterlinge oder Winſslinge, der Hamſter, Raupen u. ſ. w., vorzüglich das Baumpflanzen, Pfropfen, Oculiren u. ſ. w. geſtellt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Landshut*, b. Krüll: *Laurenz Himmelſtoſs*, d. R. L., *Verſuch einer Entwicklung des Begriffs und der rechtlichen Verhältniſſe der Regalität in Teutſchland.* Mit einem Programm des Hn. Hofr. u. Prof. *Gönner über das rechtliche Princip der teutſchen Territorialverfaſſung.* 1804. 99 S. 8. (10 gr.) — Die Auswahl dieſes Thema zeugt allerdings von einer richtigen Kenntniſs derjenigen Gegenſtände des deutſchen Staatsrechts, die noch einer Bearbeitung bedürfen, und ſo wenig in einer akademiſchen Probeſchrift eine vollſtändige Beerbeitung der Materien von dem Umfange, wie die gegenwärtige, ſich erwarten läſst, ſo richtig findet man doch hier die Grundzüge der Theorie von den Regalien aufgefaſst. Bey der kurzen Darſtellung der Geſchichte der *Regalien* hätte auf den Urſprung und die Schickſale des Wortes, und auf die hiſtoriſche Entwicklung der Sache ſelbſt beſondere Rückſicht genommen, und bey der Prüfung deſſen, was die neueſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand lehren, kein zu einſeitiger Blick auf einzelne Regalien geworfen werden ſollen. Regalität beſteht, nach dem Vf., in der Eigenſchaft eines, auſser dem Inbegriff der landesherrlichen Gewalt an ſich, als einzeln ſtehenden Rechts, welches dem Landesherrn aus einem beſondern Erwerbsgrunde zukommt. Dieſer Erwerbungsgrund zufälliger landesherrlicher Rechte liegt entweder in einer beſondern kaiſerlichen Verleihung, oder in einer beſondern Quelle des Particular-Staatsrechts, welche wieder entweder in einem Reichsgrundgeſetze in Beziehung auf einzelne Staaten, oder in einer beſondern kaiſ. Conceſſion, Privilegium, Belehnung u. ſ. w., oder endlich in Landesverträgen und gültigen Landesherkommen ihren Sitz hat. — In dem beygefügten Programm nimmt Hr. *G.* die Ideen *Zacharia's* und *v. Epplen's* über das Prineip der deutſchen Territoriatverfaſſung in Unterſuchung, und findet den nächſten Rechtsgrund eller Territorialverfaſſung in der Sanction der Reichsgrundgeſetze; ihr entfernteſ Rechtsprincip im urſprünglichen Vertrage Deutſchlands; Landeshoheit iſt daher dem Vf. nichts anders, als eine Reichsanſtalt zur Regierung der Theile des deutſchen Staats, und alle Vorzüge der Landeshoheit ſind Prädicate dieſer Anſtalt, welche ihr conſtitutionelles Verhältniſs zum Ganzen nicht verändert. Dieſe Anſicht iſt auch in *G's deutſchem Staatsrecht* (Landshut 1804.) die herrſchende, und es läſst ſich nicht läugnen, daſs ſie mit dem ächten Geiſte unſerer Conſtitution, wenn gleich nicht mit der Ausübung, im Einklange ſteht. Nur ſehen wir nicht ein, warum Hr. *G.* die Landeshoheit nicht auf einem urſprünglichen Vertrag jedes *beſondern* Territoriums, als dem entfernteren Rechtsprincip, gründen will. Der urſprüngliche Vertrag, auf welchem Deutſchland als *ein* Staat ruhet, erzeugt nur die rechtliche *Möglichkeit* jeder *einzelnen* Territorialhoheit; zur Feſtſtellung ihrer rechtlichen *Exiſtenz* müſſen ſo viele beſondere Verträge, als Reichsſtände ſind (freylich nicht als wirkliche Facta, ſondern nur als regulative Idee), angenommen werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Februar 1805.

NATURGESCHICHTE.

YARMOUTH, a. K. d. Vf. (London in Commiff. b. J. White): *Muſcologiae Hiberniae Spicilegium:* auctore *Dawſon Turner* A.M. 1804. 200 S. 8. (Mit 16 illum. Kupfertafeln.)

Rec. freuet ſich, die deutſchen Muſcologen mit einem Werke bekannt zu machen, welches zwar eigentlich für die Landsleute des Hn. Vf. beſtimmt iſt, aber dennoch wegen der vielen darin bekannt gemachten neuen Arten, wegen der genauen, bündigen Beſchreibungen und mancher lehrreicher Bemerkungen auch für den Ausländer wichtig iſt. Auch dieſes Werk zeuget von dem richtigen Beobachtungsgeiſte des Vf. wovon er in ſeinem vortrefflichen Werke über die brittiſchen Tang-Arten und in den verſchiedenen Beyträgen zu den *Act. Soc. Linneanae* ſo viele Beweiſe gegeben hat. Die deutſchen Botaniker, welche das Glück haben, mit Hn. *T.* in näherer Bekanntſchaft zu ſtehen, werden ſchon zum voraus, ohne des Rec. Verſicherung, überzeuget ſeyn, daſs derſelbe, indem er das Werk auf ſeine eigene Koſten herausgab, bey ſeinem bekannten Eifer für die Erweiterung der Pflanzenkenntniſs, ſowohl auf die äuſsere Schönheit deſſelben, als auf die Genauigkeit der Abbildungen uneigennützig bedacht geweſen ſey.

Irland, welches bisher in botaniſcher Hinſicht weniger unterſucht war, als England und Schottland, iſt vorzüglich reich an Laubmooſen, wie zum Theil ſchon aus den in dieſem Werke beſchriebenen Arten erhellet. Bisher iſt nur ein kleiner Theil dieſer Inſel von drey Botanikern, nämlich den Herren *Robert Scott*, *W. Stokes* und *Joh. Templeton* vorzüglich durchſuchet, deren freundſchaftliche Unterſtützung Hr. *T.* bey ſeinem Aufenthalte in Irland rühmet, und die den gröſsten Theil der hier beſchriebenen Laubmooſe entdeckten. Hr. *T.* vermuthet daher, daſs in der Folge, bey genauerer Unterſuchung der ganzen Inſel, die Anzahl der Arten leicht doppelt ſo groſs werden möchte, als bis jetzt entdeckt worden ſind, indem die mehreſten der von *Dickſon* auf den ſchottiſchen Alpen beobachteten Moosarten ſich auch hier finden würden.

Ohne Rückſicht auf die Vertheilung der männlichen Blüthen und auf die weniger bedeutenden Verſchiedenheiten des inneren Periſtoms, gründet der Vf. die angenommenen Gattungen auf die Beſchaffenheit der Kapſelmündung. Folgende Gründe bewogen ihn, hier von der Hedwigiſchen Methode abzuweichen. Eines Theils ſind die männlichen Blüthen ſo klein, daſs ſie nur unter ſtärkerer Vergröſserung beobachtet werden können, und überdem finden ſie ſich ſelten zu gleicher Zeit mit der reifen Fruchtkapſel; ihre richtige Beſtimmung ſchaffet daher dem angehenden Pflanzenforſcher oft groſse Schwierigkeiten; anderen Theils muſs man der Natur oft Gewalt anthun, wenn man auf die weniger bedeutenden Abänderungen des inneren Periſtoms bey der Beſtimmung der Gattungen Rückſicht nehmen will. Es können daher die *Leſkeae* von den *Hypnis*, die *Meſiae*, *Timmiae*, *Pohliae* und *Mnia* von den *Bryis* nicht füglich getrennt werden. Die Eintheilung der feſtgeſetzten Gattungen iſt folgende. I. *Capſulae ore nullo: Phaſcum L.* II. *Capſulae ore nudo: Sphagnum L. Gymnoſtoraum Hedw.* und *Anictangium Hedw.* III. *Capſulae ore aucto Periſtomio. A. Periſtomio ſimplici; dentibus indiviſis: Tetraphis Hedw. Andraea H. Splachnum L. Encalypta Schreb. (Leerſia Hedw.) Grimmia H. (Weiſſia H.) Pterogonium Sw. (Pterigynandrum H.) B. Periſtomio ſimplice: dentibus biſidis: Trichoſtomum H. (Didymodon* und *Cynontodium H.) Tortula H. (Barbula H.) Dioranum H. (Fiſſidens H.) C. Periſtomio ſimplice: dentium apicibus membrana connexis: Polytrichum L. D. Periſtomio duplice: exteriore dentibus ſedecim; interiore ciliis totidem: Orthotrichum H. Neckera H. E. Periſtomio duplice: exteriore dentibus ſedecim; interiore membrand: Buxbaumia L. Funaria H. Bartramia Hedw. Bryum L. (Mnium L. Webera H. Pohlia H. Meeſia H.) Hypnum L. (Leſkea H.)* und *Fontinalis L.*

Die Gattungscharaktere und die Diagnoſen der Arten ſind gröſstentheils neu und zweckmäſsig von dem Vf. bearbeitet. Nur einige wenige muſcologiſche Werke, und vorzüglich diejenigen, welche gute Abbildungen von jeder Art enthalten oder dieſelbe zuerſt bekannt machten, ſind angeführet. Am Schluſſe der Vorrede bemerket Hr. *T.*, daſs bey der Unterſuchung und Beſtimmung der Arten *Hypnum*, die Geſtalt des *Operculi*, die Rippe der Stammblätter und die Geſtalt der Blätter der weiblichen Blüthe, ihm die ſicherſten Unterſcheidungszeichen geliefert hätten.

Rec. will jetzt die in dieſem Werke beſchriebenen und gröſstentheils auf den demſelben angehängten ſechzehn ſchönen Kupfertafeln abgebildeten Arten hier näher bekannt machen. S. 7. *Gymnoſtomum intermedium ſubacaule: fol. ovato-lanceolatis planis patentibus apiculatis ſparſis: capſula oblonga truncata.* Tab. 1. fig. a—c. Dillen. Tab. 35. fig. 7. F—K. Dieſes Moos iſt dem *Gymn. truncatulum* ſehr

ähnlich, und Hr. *T.* trug anfänglich Bedenken, diese beiden Pflanzen von einander als besondere Arten zu trennen; da sie sich aber mehrere Jahre hindurch bey Yarmouth dauerhaft verschieden zeigten: so liefert er auch von dem letzteren auf derselben Tafel Fig. d — f. Abbildungen, und überläfst es dem Urtheile anderer Muscologen, ob die erstere nicht als besondere Art anzusehen sey. *Hedwig* scheint beide Arten *Stirp. Crypt.* I. Tab. 5. vor Augen gehabt zu haben, und Hr. *T.* glaubt daher, dafs mit Ausnahme der Fig. 12. alle Abbildungen dieser Tafel zu seinem *G. intermedium* gehören möchten. Auch das *G. obtusum Dickson* ist diesem sehr ähnlich, und deswegen liefert der Vf. auch auf derselben Tab. 1. fig. g — i. Abbildungen von demselben. S. 20. *Grimmia stricta caule subramoso; ramis strictis: fol. lanceolatis imbricatis patulis: capsula turbinata.* Tab. 2. fig. 1. *D. Scott* entdeckte sie zuerst auf Steinen. Sie unterscheidet sich von *Gr. apocarpa* durch den äufseren Habitus und durch die braune Farbe. Im trockenen Zustande ist sie sehr brüchig und gleicht bey dem ersten Ansehen der *Andraea alpina.* S. 21. *Grimmia rivularis caule ramosissimo: ramis diffusis subfastigiatis: fol. lanceolatis; capsula turbinata sessili.* Tab. 2. fig. 2. *D. Scott* fand sie gleichfalls auf Steinen an Alpenbächen. *Bridel* hat sie zuerst in *Schrader's* Journ. für die Bot. III. p. 276. beschrieben. *Schwartz* hält sie von *Gr. apocarpa* nicht wesentlich verschieden. Sie unterscheidet sich jedoch sehr auffallend durch die schwarzgrüne Farbe der Blätter und durch den Habitus. S. 23. *Grimmia maritima caule simplici; fol. lanceolato-subulatis; capsula turbinata.* Tab. 3. fig. 2. Auch diese fand *D. Scott* auf Rainen am Seestrande. Sie ist mit *Gr. plagiopodia Hedw.* und *cribrosa* verwandt, unterscheidet sich aber durch die Gestalt der Blätter, deren Spitze sich niemals in ein Haar endiget und durch die ungetheilten Zähne des Peristoms. S. 35. *Trichostomum polyphyllum caule subramoso: fol. lanceolato-subulatis serratis siccitate contortis: capsula elliptica; operculo subulato.* Tab. 7. Dill. Tab. 48. fig. 41. Merkwürdig ist es bey dieser Art, dafs die sehr langen, röthlichen Mundzähne der Kapsel äufserst brüchig sind, wodurch die brittischen Muscologen bisher verleitet wurden, dieses Moos bald für ein *Dicranum* und bald für ein *Trichostomum* zu halten. So ging es vorzüglich Hn. *Smith*, der in seiner *Flora brit.* S 1223. unter *Dicranum polyphyllum* und S. 1239. unter *Trichostomum cirratum* aufgeführt und beschrieben hat. S. 55. *Dicranum tamarindifolium caule simplice: fol. oblongo-ovatis apiculatis: pedicello terminali; capsula cernua: operculo conico.* Hr. *Smith* hat diese neue Art zuerst in der *Flora brit. Vol.* 3. *p.* 1231. beschrieben, welche *D. Stokes* auch in Irland in buschigen Gegenden fand. S. 58. *Dicranum majus caule ramoso erecto-recurvo; fol. lanceolato-subulatis falcatis; pedicellis aggregatis; capsula obliqua; operculo subulato.* Tab. 4 Dillen. Tab. 46. fig. 16. D. Dieses wurde bisher mit *Dicr. scoparium* und *undulatum* (*D. polysetum Sw.*) verwechselt, es unterscheidet sich aber von beiden durch den gröfseren Wuchs und sichelförmige Blätter, die alle nach einer Seite gerichtet und ihrer ganzen Länge nach zusammengeklappet sind. Im trockenen Zustande sind sie niemals wellenförmig. S. 60. *Dicranum fuscescens caule erecto ramoso: fol. subulatis falcatis; pedicellis solitariis: capsula cernua; operculo subulato.* Tab. 5. fig. 1. Hr. *Smith* entdeckte diese Art zuerst bey Edinburg und nachher *D. Stokes* in Irland. Es ist mit *D. scoparium* und *flagellare Dickf.* verwandt, unterscheidet sich aber von dem letzteren durch die bräunliche Farbe, umgebogene Kapsel und durch die Blätter, die bey dem Trocknen sich nicht zusammen drehen; von dem ersteren aber durch die am Rande ganzen Blätter, durch die lanzettförmigen Blätter der weiblichen Blüthe und durch seine kleinere Gestalt. S. 74. *Dicranum flexuosum γ. piliferum fol. nigro-viridibus apice piliferis* Tab. 5. fig. 2. ist das *Sphagnum alpinum Lin.* welches *D. Templeton* im nördlichen Irland mit Fruchtkapseln fand. S. 75. *Dicranum Scottianum caule simplice: fol. lanceolato-subulatis uninervibus: pedunculo erectiusculo: capsula oblonga cernua: operculo cuspidato.* Tab. 6. fig. 1. *D. Scott* entdeckte diese neue Art zuerst bey Swalinbar. Sie unterscheidet sich von dem sehr nahe verwandten *D. flexuosum* durch die einnervigen Blätter und durch die längliche, umgebogene, im trockenen Zustande gefurchte Fruchtkapsel. S. 76. *Dicranum ellipticum caule simpliciusculo; fol. lineari-lanceolatis erecto patulis; pedicello erecto: capsula elliptica; operculo cuspidato erecto.* Tab. 6. fig. 2. Dieses kann mit dem *Dicr. ovale* leicht verwechselt werden, ist aber durch einen viel kleineren Wuchs und dadurch, dafs die Blätter an der Spitze niemals graulich sind, leicht zu unterscheiden. S. 78. Von dem *Dicranum pulvinatum* fanden *D. Scott* und *Stokes* eine merkwürdige Abart, die unter *β. argenteum statura graciliore: fol. dilute viridibus, siccitate nitidis* beschrieben und Tab. 3. fig. 1. abgebildet ist. S. 90. *Polytrichum Dicksoni caule subsimplici: fol. lineari-lanceolatis obtusis serratis erecto-patulis: capsula cylindrica erecta: operculo conico.* Tab. 10. fig. 2. *Dickson*, dem zu Ehren diese Art benannt ist, fand sie zuerst bey Yarmouth, nachher fand sie *D. Brown* in Irland. Sie ist mit dem *P. aloides* äufserst nahe verwandt, unterscheidet sich aber in manchen Stücken, vorzüglich in der Gestalt des Deckels, welcher kegelförmig und nicht schnabelförmig, zugespitzt und gekrümmt ist. S. 96. *Orthotrichum rivulare fol. oblongis cancavo-carinatis obtusis erecto-patulis sub secundis: capsula subpyriformi sessili: calyptra calva.* Tab. 8. Unterscheidet sich von allen Mitarten durch die äufsere Gestalt und Farbe und die fast einseitigen Blätter. S. 99. *Orthotrichum diaphanum caule subsimplici: fol. lanceolatis acuminatis, margine-revolutis apice diaphanis serrulatis: calyptra subpilosa.* Tab. 9. fig. 1. Durch die graue Spitze der Blätter unterscheidet es sich bey dem ersten Ansehen von den vorhergehenden Arten, ist aber übrigens dem *Dicranum pulvinatum* sehr ähnlich. Hr. *T.* bemerkt, dafs das *Orth. diaphanum Dickf.* IV. pag. 5. der Beschreibung nach mit dieser, aber nach der Abbildung mit der fol-

Digitized by Google

folgenden Art, dem *O. ariſtatum* überein zu kommen ſcheine. S. 100. *Orthotrichum ariſtatum caule ſubſimplici: fol. oblongo-ſpatulatis retuſis piliferis; calyptra calva.* Tab. 9. fig. 2. Es unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden durch die ſchwarzgrüne Farbe, ohne allen Glanz und durch die abgeſtumpften, oft rundlichen Blätter, deren Rippe ſich bis in die Spitze erſtrecket und ſich in ein Haar endiget. S. 107. Von der *Bartramia fontana (Mnium Lin.)* beobachtete *D. Scott* eine merkwürdige Abart, die unter β. *pumila caule abbreviato ſimpliciuſculo: fol. lanceolatis* beſchrieben und Tab. 10. fig. 1. abgebildet iſt. S. 116 *Bryum obtuſifolium caule ſimpliciuſculo: fol ovatis obtuſis concavis conniventibus: capſula obovata obliqua: operculo umbonato.* Tab. 11. fig. 1. Der Vf. fand es nur ſelten in ſandigen Gegenden. S. 121. *Bryum bicolor caule ſubrameſo: fol. ovato-lanceolatis acuminatis ſiccitate ſtrictis: capſula ovata: operculo convexo umbonato.* Tab. 11. fig. 2. *Dill.* Tab. 50. fig. 66. F. G. In ſandigen Gegenden. Es unterſcheidet ſich von dem *Br. caeſpititium*, mit dem es *Dillen* verbindet, durch die faſt runde Fruchtkapſel, die am Grunde nicht zugeſpitzt iſt. S. 146. *Hypnum denticulatum.* Mit dieſer Art iſt *H. ſylvaticum Lin.* ſo nahe verwandt, daſs Hr. *T.* nach der Vergleichung mit dem Dillenſchen Herbarium und mit den von *Swartz*, *Hedwig* und *Dickſon* erhaltenen Exemplaren, letzteres für eine Abart des erſteren halten muſs, von welcher auf Tab. 12. fig. 1. eine Abbildung geliefert iſt. Nach dem Dillenſchen Herbarium gehöret auch ganz unbezweifelt *Hypnum ornithopodioides L. Dill.* Tab. 34. fig. 9. zu dieſer Abart. Eine zweyte Abart von *H. denticulatum*, die aber eher eine beſondere Art zu ſeyn ſcheinet, iſt γ. *obtuſifolium fol. arcte imbricatis obtuſis mediotenus obſolete uninervibus.* Tab. 12. fig. 2. S. 149. *Hypnum laete virens caule pinnato: fol. oblongo-ſpatulatis acutis ſerratis uninervibus: operculo planiuſculo.* Tab. 13. iſt *H. rotundifolium Dickſon Faſc.* 2. pag. 10. *Hypnum rotundifolium Scopoli Carn. ed.* 2. Tab. 62. welches hier zweifelhaft angeführt wird, kann nach Hn. *Smith Flora brit.* pag. 1291. ſchlechterdings nicht hierzu gehören. S. 151. *Hypnum Swartzii caule ramoſiſſimo: fol. remotis ovatis ſerrulatis uninervibus horizontaliter patulis: operculo roſtrato incurvo.* Tab. 14. fig. 1. *(H. atrovirens Sw.)* Hr. *Swartz* hielt dieſe Art für die nämliche mit *H. atrovirens Dickſ.* mit der ſie aber nicht verwechſelt werden darf. Bey dem letzteren ſind *folia undique imbricata, concava, integerrima, acuta carinata*, bey dem erſteren hingegen ſind ſie *bifariam imbricata, remota, planiuſcula, ſerrulata, horrizontaliter patentia.* Um Irrungen zu vermeiden, belegte Hr. *T.* dieſes Moos mit dem Namen ſeines erſten Entdeckers. *D. Scott* fand hiervon eine kleinere Abart, die Tab. 14. fig. 2. abgebildet iſt. S. 159. *Hypnum Stokeſii caule bipinnatim ramoſo: fol. cordatis acuminatis ſerrulatis uninervibus erecto-patulis: pedicellis tuberculatis: capſula ovata.* Tab. 15. fig. 2. Dieſes Moos fand *D. Stokes* auf Felſen, welches der Vf. nach ſeines Freundes *Smith* Urtheil, als eine neue Art aufführt. Nach ſeiner Geſtalt und den Blättern kommt es mit dem *Hyp. umbratum*, nach den Blättern der weiblichen Blüthe aber und den Fruchtſtielen mit dem *Hyp. praelongum* überein und ſtehet daher zwiſchen beiden in der Mitte. Hr. *T.* iſt indeſſen ſehr geneigt, es doch nur für eine Abart des erſteren zu halten. S. 172. *Hypnum plumoſum caule repente vage ramoſo: fol. ovato-lanceolatis acuminatis mediotenus uninervibus erectis: operculo conico.* Tab. 15. fig. 1. *Dill.* Tab. 35. fig. 16. *(H. pſeudo-plumoſum Bridel)* muſs nicht mit *H. plumoſum Hedw.* verwechſelt werden. Am nächſten kommt es dem *H. ſericeum*, von dem es ſich dennoch durch die übergebogene Fruchtkapſel und ungeſtreiften Blätter unterſcheidet. S. 173. *Hypnum implexum caule repente vage ramoſo: fol. lanceolatis acuminatis ſerrulatis uninervibus erectis: operculo conico.* Tab. 16. Hr. *Swartz* hat dieſe Art in den *Actis Holm.* 1795. pag. 264. zuerſt bekannt gemacht, ſie muſs aber nicht mit *Hyp. implexum Brid.* verwechſelt werden. Von der vorigen Art unterſcheidet ſie ſich durch einen zarteren Bau, und durch die gelblich grünen, lanzetförmigen Blätter, deren dicke Rippe ſich bis in die Spitze erſtreckt.

Braunschweig, b. Reichard: *Claſſification und Beſchreibung der europäiſchen zweyflügligen Inſekten. (Diptera Linn.)* Von *Johann Wilhelm Meigen. Erſter* Band; *erſte* Abtheilung. 1804. XXVIII u. 152 S., m. VIII. Kpf. 4. (2 Rthl. 12 gr.)

Bisher ſind in dem zahlreichen Heere der Inſecten lediglich die Ordnungen der Eleutheraten und Gloſſaten, mit Hintanſetzung aller übrigen, einer groſsen Vorliebe gewürdigt und durch mehrere zum Theil ſehr verdiente Entomologen bearbeitet worden. Unter die Zahl der bisher beynahe gänzlich vernachläſſigten Ordnungen war denn auch ganz beſonders die der *Antliaten* des *Fabricius* zu rechnen. Dieſer ſowohl als vor ihm auch *Linné*, hatten ihre Syſteme zwar wohl über dieſe Ordnung mit ausgedehnt, allein noch ſehr viel zu thun übrig gelaſſen. Beider vorzüglichſtes Verdienſt beſtand ganz eigentlich nur in der mehr oder minder genauern Beſchreibung einzelner Arten; ihre Gattungen aber, zumal die des würdigen Linné, waren ungemein ſchwankend, und faſsten oft ganz unvereinbare Geſchöpfe in ſich. An vortrefflichen Monographen gieng dieſe Ordnung zwar auch nicht leer aus, denn welchem Entomologen blieben wohl die Namen *Bracy-Clark* und *Mikan* unbekannt? Allein, die ſchätzbaren Arbeiten dieſer Männer und mehrerer andern, waren doch nur Materialien zu dem aufzuführenden gröſsern Gebäude. An Abbildungen mancher einzelnen Art iſt auch kein Mangel, ſie ſtehen aber in mehreren Werken zerſtreut, und waren zum Theil gar nicht, zum Theil unzuverläſſig beſtimmt. Beynahe gleichzeitig mit Hn. *Meigen*, machten zwey ſchweizeriſche Entomologen, die ſich zwar nicht nannten, von welchen der eine aber vermuthlich der ſchätzbare Entomologe Hr. *v. Clairville* iſt, ſich in einem Werke: „*Gattungen der*

Fiie

Fliegen, in XLII. Kupfertafeln entworfen und gezeichnet von Schellenberg. (*Zürich*, b. *Orell.*) 1803. 8." um dieſe Ordnung ungemein verdient. Hr. *M.* konnte dieſes Werk nicht nutzen (wenigſtens bisher nicht), alſo iſt das Verdienſt das er ſich hier erwarb, ganz ſein Eigenthum, wie ihm denn auch ganz vorzüglich das Lob gebührt, daſs er an Genauigkeit der Bearbeitung ſeine ſchweizerſchen Concurrenten weit hinter ſich gelaſſen hat, wenn anders ein Schluſs vom Inhalte dieſes Baodes auf den der folgenden gemacht werden darf.

In der Einleitung giebt der Vf. eine allgemeine Ueberſicht der Syſteme *Linnés*, *Degeer's*, *Fabricius* und *Latreille's* über dieſe Ordnung: Das Reſultat iſt, daſs *Linné* in zehn Gattungen 265 Arten, *Degeer* in zwölf Gattungen 171 Arten, *Fabricius* in neun und zwanzig Gattungen 752 Arten beſchrieben haben. *Latreille* nahm zwölf Familien an, welche zuſammen ſieben und vierzig Gattungen in ſich faſſen. Rec. ſetzt hinzu, daſs die Vff. des Werkes „*Gattungen der Fliegen*" acht und zwanzig blos aus europäiſchen Arten beſtehende Gattungen aufſtellten, worunter viele neu ſind.

Auf die Mundtheile hat Hr. *M.* bey Errichtung ſeiner Gattungen nur wenig Rückſicht genommen, ſondern ſie mehr auf ſtärker in die Augen fallende Merkmale als die Geſtalt der Fühlhörner, die Haltung der Flügel etc. gegründet. Nach dieſer Behandlungsart ſind 114 Gattungen (vgl. *Illiger's* Magazin *II.* pag. 259.) entſtanden, von welchen der gegenwärtige Band die XXXVI. erſteren in ſich faſst. Unter dieſen ſind folgende neu: *Corethra*, *Büſchelmücke*; *Chironomus*, *Zuckfußmücke*; *Tanypus*, *Streckfußmücke*; *Ceratopogon*, *Barthornmücke*; *Cecidomya*, *Gallmücke*; *Trichoptera*, *Schmetterlingsmücke*; *Macrocera*, *Langhornmücke*; *Trichocera*, *Haarhornmücke*; *Eriopter a*, *Rauchflügelmücke*; *Cimonia*, *Wieſenmücke*; *Nephrotoma*, *Widdermücke*; *Ptychoptera*, *Faltenmücke*; *Ctenophora*, *Kammhornmücke*; *Mycetophila*, *Pilzmücke*; *Cordyla*, *Keulhornmücke*; *Atractocera*, *Spindelhornmücke*; *Sciara*, *Trauermücke*; *Platyura*, *Flachmücke*; *Aniſopus*, *Pfriemhornmücke*; *Penthetria*, *Florfliege*; *Scatops*, *Dungfliege*; *Dilophus*, *Kammfliege*. Alle dieſe Gattungen haben bisher in den Fabriciſchen Gattungen *Tipula* und *Hirtaea* geſtanden. Des Vf. Gattung *Trichoptera* iſt diejenige, welche den Namen *Tinearia* in dem höher genannten Werke „*Gattungen der Fliegen*" erhielt. Ferner ſind neu: *Actina*, *Strahlenfliege*; *Odontonomyia*, *Zahnfliege*; *Clitellaria*, *Sattelfliege*; *Oxycera*, *Dornfliege*, welche ſämmtlich aus Arten der Fabriciſchen Gattung *Stratiomys* entſtanden ſind. *Pachygaſter*, *Kugelfliege*, mit nur einer Art *Nemotelus ater*, Panzers. *Acrocera*, *Scheitelhornfliege*; *Henops*, *Mundhornfliege*, ſind aus Arten entſtanden, welche bey *Fabricius* in der Gattung *Syrphus* zu ſuchen ſind. — Der Reichthum an Arten ſteht mit der Anzahl der Gattungen in ſehr richtigem Verhältniſſe.

Von allen in dieſem Bande aufgeſtellten Gattungen ſind die generiſchen Kennzeichen auf den *acht* von dem Vf. mit groſser Genauigkeit gezeichneten Kupfertafeln ſehr deutlich dargeſtellt; und zwar durch Abbildung des Inſects im Stande der Ruhe, um die Haltung der Flügel anſchaulich zu machen, ferner durch vergröſserte Vorſtellungen der Antennen beider Geſchlechter, der Flügel und nicht ſelten auch der Füſse. Daſs der Vf. ſich nur auf die europäiſchen Gattungen und Arten dieſer Ordnung eingelaſſen habe, ſagt bereits der Titel, in der Vorrede ſagt er aber noch ausdrücklich, daſs er keine Art aufnahm, die er nicht ſelbſt geſehn und unterſucht habe. Bey dieſem ungemein vorſichtigen und lobenswerthen Verfahren, muſste nothwendig mancher Miſsgriff vermieden werden, und das Werk einen nicht ganz gewöhnlichen Grad von Brauchbarkeit erhalten. — Nichts würde wünſchenswerther ſeyn, als wenn Hr. *M.* am Schluſſe des Werks, Abbildungen der neuen, dunklen und noch nicht abgebildeten Arten liefern wollte, wozu denn auch die Ausſicht nicht ganz beſchränkt zu ſeyn ſcheint.

OEKONOMIE.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Abhandlungen für Freunde der praktiſchen Forſtwiſſenſchaft* von *G. W. Brüel*, Königl. Däniſchen Kammerrathe und Forſtinſpector. 1802. 112 S. 8. (8 gr.)

Dieſe Abhandlungen, welche 1) die zweckmäſsige Vermeſſung der Wälder, 2) die Taxation nebſt der genauen Beſchreibung derſelben, 3) das Verhältniſs der Holzconſumtion einer Provinz gegen den erforſchten Holzbeſtand, und 4) die nach richtigen Grundſätzen eingerichtete Behandlung der Forſte angeben, ſind eigentlich vom Vf. für die däniſchen jungen Forſtleute beſtimmt. Für dieſe mögen ſie denn auch nützlich ſeyn können; deutſchen jungen Forſtmännern muſs ihr Inhalt ſchon bekannt ſeyn, wenigſtens ſollte er es: denn man findet hier nichts als die in den gewöhnlichen Forſtſchriften angegebenen Regeln einer zweckmäſsigen Forſtbewirthſchaftung. Daſs die Sätze nur kurz angedeutet ſeyn können, und keinen vollſtändigen Unterricht enthalten, zeigt ſchon die geringe Seitenzahl. In der Vorrede erfährt man, daſs in den königl. däniſchen Forſten alle Hut- und Weidegerechtigkeiten aufgehoben, alle Reviere vor dem Eindringen des Viehes durch Mauern von Feldſteinen oder doppelten Gräben geſichert ſind, und alles Wildpret, mit Ausnahme der Füchſe, todt geſchoſſen wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Februar 1805.

BIBLISCHE LITERATUR.

LÜBECK, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das Neue Testament* (oder unter einem andern beygefügten Titel: *Commentar über die drey ersten Evangelien*) — — von *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, Consistorialrath und Prof. zu Würzburg. *Erster* Theil, der drey ersten Evangelien erste Hälfte. *Zweyte durchaus verbesserte Ausgabe.* 1804. LIV u. 912 S. gr. 8.

Bey einem Werke, welches schon seit fünf Jahren im Umlaufe, in so vielen Händen, und bereits von vielen Schriftstellern, gut oder schlecht, benutzt worden ist; dessen ganze Einrichtung, Gehalt und Werth also hinlänglich und um so gewisser bekannt seyn muss, als es sich in allen bisherigen drey Bänden immer gleich geblieben ist, fühlt Rec. keinen Beruf, eine nochmalige Revision desselben öffentlich vorzunehmen. Auch haben nicht nur wir in der A. L. Z., sondern auch andere in Anzeigen und Kritiken dieses Werks, so viel ihrer uns wenigstens bis zu Ende vorigen Jahres zu Gesichte gekommen sind, eben sowohl das, was sich gegen dasselbe und besonders gegen manche Theile, oder gegen die Art, wie Hr. *P.* gewisse Gegenstände behandelt, sagen lässt, als das, was er vorzüglich geleistet hat, und was seinem Werke einen eigenthümlichen Werth giebt, dargestellt und mit den nöthigen Beweisen oder Beyspielen belegt. Es würde daher einer Zudringlichkeit ähnlich sehen, wenn wir jetzt hinterdrein nochmals das ausheben wollten, was unsere Wünsche nicht befriedigt hat, und wir würden uns der Undankbarkeit schuldig zu machen glauben, die selbst gegen die würdigsten und verdienstvollsten Schriftsteller immer mehr überhand nimmt, und dem besten Mann seinen Fleiss und die Mittheilung seiner Einsichten verbittern muss; ein Betragen, das, wäre es auch nicht höchst unbillig, die Fortschritte in den Wissenschaften eher hindern, als befördern kann. Lieber also dem *Ubi plura nitent* getreu, schränken wir uns auf die Veränderungen und Zusätze ein, welche diese Ausgabe vor der vorigen voraus hat.

Allerdings ist die jetzige durchaus verbessert oder vielmehr vermehrt; denn bey eben dergleichen Druck wie in der vorigen, zeigt schon die Seitenzahl, dass diese neue Ausgabe beynahe 200 Seiten stärker ist. Bey ziemlich genauer Durchsicht und Vergleichung beider Ausgaben haben wir in dieser neuen äusserst wenig weggelassen bemerkt; nur der Ausdruck ist jetzt bisweilen bestimmter. Im Inhalt hat Hr. Dr. *P.*, wie er selbst bekennt, nichts zurück zu nehmen gefunden, so sehr er auch Rücksicht auf das genommen hat, was gegen seine Aeusserungen erinnert worden ist; aber viele neue Zusätze hat er gemacht; und diese sind es, wovon wir einige der beträchtlichsten oder merkwürdigsten ausheben wollen. Wir bringen, zur bessern Uebersicht, alles unter gewisse Hauptarten.

Also zuerst der *kritische* Theil, sowohl nach der Sach- als Wort-Kritik. Wir verstehen die erstere von der *Aechtheit* ganzer Stellen, Abschnitte oder Bücher des N. T., und die letztere davon, dass in *einzelnen Redetheilen nichts Fremdes* beygemischt sey. Ueber diese doppelte Kritik hat der würdige Vf. S. XXVII-XLVI. einen sehr scharfsinnigen und, wie man bald sieht, auf genaues Studium der Kritik gegründeten *wissenschaftlichen Ueberblick der Grundregeln jeder philologischen, besonders aber der biblischen Kritik*, vorausgeschickt, worin vornehmlich gezeigt wird, wie weit man dergleichen Kritik brauchen dürfe, und in welchem Grade man ihr Gewissheit oder vielmehr gegründetes Ansehen beylegen könne; woraus sich aber, zumal bey der Gedrängtheit des Gesagten, hier kein Auszug geben lässt. Es muss aber dieser Aufsatz durchaus von jedem studirt werden, der unsers Vfs. Commentar richtig beurtheilen will, und wovon wir zum Ruhme des Vfs. sagen müssen, dass er diese Grundsätze durchaus zu befolgen gesucht habe. Wir müssen diess um so mehr empfehlen, da alle bisher aufgestellten Regeln der Kritik, zumal des N. T., so schwankend oder doch nicht so vollständig sind, als zur Beurtheilung, besonders der aus Collision der meistens nur aus Beobachtung geschöpften Regeln, nöthig ist. — Als Beyspiele der *Sachkritik* führen wir aus der gegenwärtigen Ausgabe nur das an, was der Vf. wider das Vorgeben, dass Lucas 1, 5—2, 39. nicht wirkliche Familiennachrichten liefere, sondern Facta nach seiner Art einkleide, S. 9—12, und vorzüglich gegen die angeblichen Legenden des N. T., die erst nach Jesu Tode erdichtet seyn sollen S. 20—22 in der Anmerkung sagt, nebst der kritischen Darstellung der Gründe für und wider die Meinung, dass Matth. 1. und 2. nicht schon vom Matthäus aufgenommen, sondern erst im zweyten Jahrh. in sein Evangelium eingeschoben worden sey S. 107 f. und der sehr richtigen Bemerkung S. 404, dass aus den drey erstern Evangelien ein von Hn. *P.* ganz vorzüglich einleuchtend dargestellter Zusammenhang hervorgehe, der schlechterdings die Hypothese vernichte, als wenn sie spätern Ursprungs wären. Beyläufig gesagt, gehört zu dieser Sachkritik auch, was S. 107. über das Evangelium der Ebioniten, S. 109—112. über *Tatian's*

tian's Diateſſaron, und S. 415. in der Anmerkung vnn *Marcion's* Auszug aus dem Evangelium des Lucas bemerkt wird, dafs dieſer Auszug eigentlich erſt mit der Stelle Luc. 4, 31. angegangen ſey. — In Abſicht auf *Wortkritik* iſt jetzt manche Veränderung im Text vnrgeſchlagen und aufgenommen, nder es ſind, wenn dieſes ſchon in der erſtern Ausgabe geſchehen war, die Gründe angegeben, warum Hr. *P.* ſich dieſe Aufnahme erlaubt hatte. Vnn der erſtern Art iſt das ἐυθυς Marc. 1, 23. und Kap. 5, 40. αὐτος δε ſtatt ὁ δε; von der andern ἐναντιον του Θεου ſtatt ἐνωπιον τ. Θ. Luc. 1, 6., παρα του Θεου, *von der Gottheit herkommend*, für das gewöhnliche π. τω Θεω; wie Kap. 1, 41. die Verſetzung der Worte τον ἀσπασμον της Μαριας ἡ Ἐλισαβετ. Dagegen iſt Matth. 5, 7. in Klammern eingeſchloſſen, weil Hr. *P.* dieſen Vers für eine Gloſſe zu v. 5. hält, und er ihm den Gedankengang zu ſtören ſcheint, da er übrigens nur in Einem nicht ſehr bedeutenden Codex fehlt. Als eine Probe vnn Kritik bey ſehr variirenden Zeugen kann die wenigſtens erweiterte Unterſuchung des Textes Marc. 1, 27. dienen, wo Er jetzt ſo lieſet und interpungirt: τι; ἐστι τουτο ἡ διδαχη ἡ καινὴ αὕτη; *wie? geht dieſe neue Lehre auf dieſes*, nämlich auf das Austreiben der Dämonen. (Sehr hart, wie uns deucht; für ſchwerfällig erkennt ſie Hr. *P.* ſelbſt. Wäre es nicht viel natürlicher, die Leſeart ſehr berühmter Handſchriften für die ächte anzunehmen: τί ἐστι τουτο; ἡ διδαχη ἡ καινη αὕτη, κατ' ἐξουσιαν u. ſ. w., wo denn nur vnr ἡ διδαχη dürfte τις hinzugedacht oder τι wiederholt werden? Für dieſe Leſeart gelten alle Gründe ebenfalls, die Hr. *P* für ſeine Leſeart oder Interpunctinn anführt, und daraus laſſen ſich die Diſſonanzen anderer Codicum eben ſo gut erklären.)

Ein anderer Haupttheil dieſes Commentars ſind die Verſuche, die von einander oft, ſowohl in den angegebenen Umſtänden, als in der Stellung und Orduung der Begebenheiten, ſo verſchiedenen Angaben zu vereinigen, welche Verſuche er theils in der Einleitung zu den einzelnen Abſchnitten, theils in beſonders eingeſchalteten Abhandlungen gemacht hat. Merkwürdig iſt ſeine jetzige Erklärung darüber S. 403 u. 449.: Er habe nicht die Abſicht dabey gehabt, die Evangelien in Harmonie zu bringen (dieſs heiſst, ohne Zweifel, eine völlige Uebereinſtimmung aller Nebenumſtände zu zeigen), ſondern nach aufgefundenen *bloß hiſtoriſchen Rückſichten* (nicht nach bloſsen Hypntheſen) es klar zu machen, dafs ſie *in den Hauptſachen* durchaus harmonirende Beyträge zu Jeſu Lebensgeſchichte ſeyen, und dafs zwiſchen allem, was in den Evangelien ächter Text iſt, *keine einzige Disharmonie ſey, welche eine ganze Begebenheit oder auch nur ein weſentliches Datum beträfe*; ſogar die *Zeitfolge der meiſten Begebenheiten* laſſe ſich nachweiſen. Ein ſolches Zeugniſs von einem ſo genau nach allen, ſelbſt den kleinſten, Umſtänden forſchenden und unbefangen unterſuchenden Manne, der auch verſichert, bey erneuerter Unterſuchung nichts gefunden zu haben, was einen ſpätern, unſichern Urſprung unſrer Evangelien verrathe, iſt ungewiſs viel mehr werth, als die entgegengeſetzten Hypotheſen und Verſuche Anderer, durch abgeriſsne Bruchſtücke und erkünſtelte Zuſammenſtellung derſelben die Glaub-würdigkeit der Evangelien verdächtig zu machen. In dieſem mühſamen Theil ſeines Commentars läſst Hr. D. *Paulus* alle bisherige Ausleger weit hinter ſich zurück, und Rec. kann verſichern, dafs ihm bey abermaliger Erwägung der von Hn. *Paulus* gegebenen Anordnung der evangeliſchen Erzählungen, in *dieſem* Bande wenigſtens, nichts aufgeſtoſsen ſey, was ſich dagegen mit Beſtande einwenden laſſe.

Die Erläuterungen in den Anmerkungen hinter dem Text betreffen *entweder* die Wnrte *oder* die Sachen. Hier finden ſich, in Abſicht *jener*, angegebene Bedeutungen der Wörter durch Stellen neu beſtätigt, manche dieſer Bedeutungen auch nnch beſſer und vollſtändiger dargeſtellt, wie vom σωτηρ S. 63., πληρουσθαι S. 126 f., εἰρηνη S. 159 u. a. Auch hier manche verſuchte neue Erklärung, oder Verbindung, oder Interpunctinn der Wörter. Z. B. meynt Hr. *P.*, dafs in dem Lobgeſange des Zacharias Luc. 1, 73. der Vf. vielleicht eine andere Conſtruction ſo gedacht habe, dafs μνησθηναι v. 72. ein Paſſivum ſey: *erwähnt, ins Gedächtniß gebracht werden*, der Sinn alſo: „Gott hat zugeſagt Heil (v. 70. 71.) — damit den Vorvätern dadurch ſein Wohlwollen bezeugt und *damit dadurch ins Gedächtniß gebracht werde* ſeines heiligen Bundes Eid." [Aber dann müſste es wenigſtens im Text heiſsen: μνησθηναι αὐτους nder ἐνωπιον αὐτων (weil man es ſonſt natürlich, wie das vorhergehende ποιησαι, active nehmen müſste) τον της διαθηκης ἁγιας αὐτου ὁρκον; und iſts nicht ſehr hart, das μνησθηναι auf die *Vorfahren* zu ziehen, namentlich den Abraham (v. 73.), die ja nicht konnten durch die *Propheten* v. 70. daran erinnert werden? Iſts nicht wenigſtens viel leichter, anzunehmen, ὁρκον hänge vnn μνησθηναι ab, ſtehe ſtatt ὁρκου und richte ſich nur nach dem folgenden Relativo ὁν, wie Röm. 4, 17.? wonach dann der Sinn viel flieſsender würde: „und eingedenk zu ſeyn ſeines heiligen Bundes, des Eides, welchen er u. ſ. w."] Eben ſo denken wir von der bey v. 78. gewagten neuen Conſtruction, nach welcher nach ἐπεσκεψατο ἡμας ein Punkt geſetzt und ὁ Θεος ergänzt werden ſoll; hingegen Ἀνατολη ἐξ ὑψους etc. ein in der Begeiſterung ausgeſprochener Ausruf ſey: „Siehe, es glänzt ein neuaufgehend Geſtirn aus Himmelshöhen herab auf uns u. ſ. w." In der gewöhnlich angenommenen Conſtruction können wir wenigſtens nichts Schleppendes finden, da ἀνατολη ἐξ ὑψ. natürlich zuletzt ſteht, weil ſich die folgenden Worte daran ſchlieſsen ſollen.

Zum Theil zu dieſen Worterläuterungen, noch mehr aber zu weiterer Aufklärung der *Sachen* gehören manche Anmerkungen in dieſer neuen Ausgabe, die dem ſchon in der erſten Geſagten mehreres Licht geben. So äuſsert Hr. *P.* bey Gelegenheit der jüdiſchen Sekten S. 289. in der Nnte die ſinnreiche Vermuthung, die Sadducäer möchten ihren Namen daher bekommen haben, dafs ſie wahrſcheinlich bey Erklärung des moſaiſchen Textes ſagten: pnx, *das iſt recht!* es iſt nichts mehr und nichts minder zu verſtehen!

ſtehen! Die Phariſäer aber פרשים, nämlich פרש, von פרשה *disquiſitio, man muß über den Text diſcutiren*, oder פרוש, *die Auslegung iſt*, woraus dann die *Nomina propria Baitheſäer* und *Phariſäer* entſtanden. Auch erklärt er S. 291 f. noch deutlicher, worin der weſentliche Unterſchied der Sadducäer, Phariſäer und Eſſäer, betreffend die entſcheidende Gültigkeit der *Thorah*, beſtanden, und warum *Joſephus* die Sadducäer ἀγριωτερους genannt habe. — Was Hr. *P.* mehr wie vorhin über das ungegründete Alter der Proſelytentaufe S. 281 f., und über die Tetrarchie des Lyſanias S. 312 – 19. ſagt, leidet keinen Auszug, eben ſo wenig die weitere Erklärung über τελωναι S. 326 – 330. — Bey Gelegenheit der ἀδελφων Ἰησου erklärt er ſich endlich in einer neuen Anmerkung S. 613 f. dahin: man müſſe zweyerley ſolcher ἀδ. Ἰ. unterſcheiden. 1) die vier Marc. 6, 3. genannten, wären *ältere leibliche Brüder Jeſu, von Joſeph und einer frühern Frau*, welche auch Marc. 3, 21. 31. und Joh. 7. vorkämen, ſie wären nie Jeſu Anhänger geworden; 2) andere hingegen allerdings, welche Söhne eines Kleophas und einer Maria, Joh. 19, 25., *Vatersbrudersſöhne oder Geſchwiſterkinder mit Jeſu* waren; zu welchen denn, nebſt einem Joſes, Jacobus der kleinere, Simon ſeine Nachfolger im Epiſcopat zu Jeruſalem und ſein Bruder Judas, der Vf. eines Briefs im N. Teſtament, gehörten, welche aber nicht mit andern gleiches Namens unter den Apoſteln müſsten verwechſelt werden. (Dieſe Auskunft ſcheint auch Rec. die ſchicklichſte zu ſeyn, ob ſie ſich gleich mehr auf ſehr alte Tradition, als auf Stellen des N. Teſt. ſtützt, und manches hier beygemiſcht iſt, was zu willkürlich angenommen worden, z. B. daſs jene erſtere Art der Brüder Jeſu auf der Hochzeit zu Cana geweſen und nie Jeſu Lehre angenommen hätten; welches aber das Weſentliche dieſer Frage nicht angeht.) — Die neu beygefügten Erläuterungen damaliger jüdiſcher Meinungen und Einrichtungen, wie z. B. S 72. 73., auch die Beſchreibung des Tempels und ſeiner Theile nach dem Joſephus S. 45 f., der Art des darin üblichen Räucherns S. 43., desgleichen die aus *Shaw's* Reiſen beſchriebene Erſcheinung der Irrlichter S. 151. tragen auch das Ihrige zum beſſern Verſtändniſs des Geſagten bey.

Beſonders müſſen wir auf einige eingeſtreute, zwar kurze, aber reichhaltige allgemeinere Bemerkungen aufmerkſam machen, welche *theils* das Charakteriſtiſche der einzelnen Evangelien, und die daraus hervorgehende Beſtätigung des hohen Alters und der Aechtheit derſelben, *theils* die weiſe Handlungsart Jeſu betreffen; denn ſolche ſich dem fleiſsigen und treuen Beobachter von ſelbſt darbietende Bemerkungen ſind ja weit einleuchtender und zuverläſſiger als künſtliche Theorieen oder aus der Luft ergriffene Muthmaſsungen, wodurch vorgefaſste ungewöhnlichere Meinungen unterſtützt werden ſollen. Zu der *erſtern* Art rechnen wir, was unſer Commentator S. 394. über die verſchiedenen Abſichten und die Wahl der Begebenheiten in des Matthäus und Johannes Evangelien erinnert. Zu der *andern* gehört, was Hr. *P.* ſehr richtig S. 305. in der Anmerkung über die Art ſagt, wie Jeſus die, ſelbſt von ihm etwas geänderten, Stellen des alten Teſt. brauche; desgleichen S. 359. über die Regeln, die er bey ſeinen Wunderhandlungen ſtets befolgte; auch wie ſehr die Idee, welche man unter dem jüdiſchen Volke von einem Propheten und von dem Meſſias hatte, ihm bey ſeinen Curen durch ein bloſses Wort unterſtützte S. 423. 431. u. 432.; und S. 596. wie die Begeiſterung ſeiner Schüler durch ſeine Gewohnheit, allen Trieb zum Guten von der *Gottheit* zu erwarten, ſich erzeugen muſste. — Wie ſehr wäre zu wünſchen, daſs die Ausſchreiber dieſes Commentars, die ſo gern aus ihm das bloſs Auffallende ausheben, um ihre unreifen Fälle zu beſtätigen, unſerm Vf. vielmehr ſeinen feinen *Beobachtungsgeiſt* (wenn ſie anders deſſen fahig ſind) und ſeine *Beſcheidenheit* ablernen möchten.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, bey Lechner: *Neuer* oder fortgeſetzter *Allgemeiner Literariſcher Anzeiger.* — *Vierter* Band. Mit einem dreyfachen Regiſter. 1804.

Auch unter dem Titel:

Literariſche Blätter. — *Vierter* Band. Mit einem dreyfachen Regiſter. 1 Alph. 1 Bog. 4.

Den Freunden der Literatur wird es angenehm ſeyn, zu ſehen, daſs dieſes neue an die Stelle des *Rochiſchen* Allgemeinen Literariſchen Anzeigers getretene Inſtitut ſeinen ununterbrochenen Fortgang hat. Um die Kenner und Freunde der ältern und neuern Literatur mit dem Inhalte dieſes *vierten* Bandes einigermaſsen bekannt zu machen, wollen wir, wie bey der Anzeige der *erſten* drey Bände, auch bey der Anzeige *dieſes* Bandes die wichtigern und ausführlichern Aufſätze kurz anführen. Dahin gehören die von Hn. Diac. *Roth* in Nürnberg gelieferten Beyträge zur *Degen*ſchen Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Griechen; von *griechiſchen* Diſputationen in Aitorf und *griechiſchen* Komödien in Strasburg; und von *P. Meliſſus. Veeſenmeyer's* Nachrichten von *G. Heniſch, Jſr. Spach, Herm. Buſch* und *Heinr. Glareanus; B. Weſtheimer* und *W. Ruſs. Kinderling's* Bemerkungen über die Redensart: *einen fenſtern. Ebendeſſ.* hiſtoriſche Verbeſſerungen. *Hepidanni Annal.*, nebſt einer Anfrage über *Ekkehard's* Leben des tapfern *Walther* und deſſen Beytrag zu den bisher ungedruckten literariſchen und philologiſchen Anmerkungen des Sprachforſchers *Dietrich von Stade;* die von Hn. *Richter* in Königsberg mitgetheilten Bey- und Nachträge zu dem *erſten* Theil des *Meuſel*ſchen Lexicons der von 1750 bis 1800. verſtorbenen deutſchen Schriftſteller. Hr. *Höck* in Gaildorf ſagt Einiges „über des *Montanus* Lebensbeſchreibung der H. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen." Hr. *v. Murr* theilt Briefe von *P. Camper, Magliabechi, Aſhmole, Thunberg* und *Tiraboſchi* mit. Hr. *Rotermund* zu Bremen giebt Nachricht von einer ſeltnen zu Baſel 1491. in Fol. gedruckten Bibel.

Hr.

Digitized by Google

Hr. *Siebenkees* zu Altdorf ſtellt *J. P. v. Ludwig* als diplomatiſchen Betrüger dar. Auch findet man hier Erinnerungen gegen verſchiedene Meinungen des verſtorbenen *Camus*, den *Teuerdank* betr. Auszüge einiger Originalbriefe des Berliniſchen Polyhiſtors, *J. L. Friſch*. Einen Aufſatz über des *Ab. Claudii Quillet Callipaedia*. Beyträge zu *J. A. Fabricii Biblioth. Gr. cur. Harleſio*. Vol. VI. — Uebrigens wird man auch in den hier mit Stillſchweigen übergangenen *kleinern* Aufſätzen manche Belehrung finden. Einen bedeutenden Werth erhält dieſer *fortgeſetzte* Allg. Lit. Anz. durch das *dreyfache* Regiſter.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Altenburg*, in d. Schnuphaſe. Buchh.: *Kants Todtenfeyer*, von *Friedrich Auguſt Chriſtian Mörlin*, Profeſſor am Friedr. Gymnaſium zu Altenburg. 1804. 44 S. 4. (10 gr.) — Die Anlage dieſes Gedichts iſt folgende: Werdomar ladet ſeine Freunde und Freundinnen zu einer dichteriſchen Gedächtnifsfeyer des verewigten *Kant* ein, die er in einem Saale veranſtaltet hat, in dem ſich zwiſchen Orangerie und Blumen die Hermen der berühmteſten Philoſophen erheben.

„*Rings, ein feſtlicher Kreis, ſtehn Hermen; die Weiſen der Menſchheit.*
Um Plato's hohe Stirne windet
Schattend ein Lorbeer den Zweig.

Leibnitz wendet nach Plato das Auge; der Weiſe Stagira's
Erhebt den Forſcherblick; ein Lächeln
Schwebet um Sokrates Mund.

Solon und Franklin umweht das Laub des heiligen Oelbaums;
Den Himmel ſuchet Rouſſeau's Auge,
Lilien duften um ihn.

Selbſt in dem Bild denkt Hume, und mitten im herrlichen Kreiſe
Steht Vater Kant; die Ehrfurcht wandelt
Still um des Weiſen Geſtalt.

Ewig lebet er fort in den Thaten, denn That war ſein Denken;
Zu ſeiner Todtenfeyer rufet
Freundinnen, Freunde der Freund u. ſ. w.

Dieſe Eingangsſtrophen gehören unter die beſſern dieſes Gedichts; vorzüglich werden die unterſtrichenen Stellen gefallen. Ungerne vermiſste Rec. *Spinoza* in dieſer Geſellſchaft. Die Gedächtnifsfeyer ſelbſt beſteht aus verſchiedenen Hymnen in verſchiedenen Verſarten, esclepiadiſchen, ſapphiſchen u. a. Wir hören *Mana's* Geſang, *Teuton's* Wort, *Hulda's* Geſang, *Ullin's* Mythus mit einem Zwiſchengeſang ferner Stimmen, und *Werdomar's* Hymne in Form einer Pindariſchen Ode. *Mana's* Geſang drückt vorzüglich die erhebenen Worte *Kants* am Schluſſe der Kritik der prektiſchen Vernunft aus: *Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender ſich das Nachdenken damit beſchäftigt: Der beſtirnte Himmel über mir, und das moraliſche Geſetz in mir* u. ſ. w.

„*Wie erhebt ſich der Geiſt, o wie erwacht in mir*
Ehrfurcht, immer verjüngt; denk' ich das Herrliche:
Ueber mir den geſtirnten
Himmel, in mir der Pflicht Gebot!"

„*Welten rollen dahin, über mir, unter mir;*
Ordnung, Leben und Licht ringt in dem groſsen All;
Seine Gränzen erflieget
Nicht der Strahl, der Gedanke nicht."

„*Nur ein leuchtender Punkt gehet die Erde dort,*
Schweſter-Erden, euch, auf; tauſenden nie. Ich ſelbſt —
Bald nun geb' ich die Hülle
Dieſem wandelnden Punkt zurück."

Man ſieht, es ſind mehr die Worte des Weiſen ängſtlich und eben nicht wohltönend nachgebildet, als der Geiſt derſelben poetiſch aufgefaſst und dargeſtellt. *Teuton's* Wort zählt bloſs eine Reihe groſser Deutſchen auf, die unter einander in ſeltſamer Vermiſchung zuſammen gereiht ſind, z. B. gleich im Anfange:

Heil, Thuiskon's Geſchlecht, dir; denn Melanchton iſt,
Luther, Friedrich iſt dein; Heinrich der Sachſe dein,
Der, ein Numa, den Vätern
Freyheit, Sitten und Städte gab:

Dein war Opitz; es klang Hallers und Gesners Lied
Dir, daſs ſtaunend der Rhein ſtieg aus der Fluth. Dir ſchien
Morgenroth, als für Klopſtock
Sarons Palmen Siona brach u. ſ. w.

Auch treten hier, wie man ſieht, an die Stelle wahrer Begeiſterung theils ſchwülſtige, theils matte und nicht genz congruente Bilder. — *Ullin's* Mythus ſoll ein Verſuch ſeyn, einige Ideen der Kritik der reinen Vernunft, der prektiſchen Vernunft und der Urtheilskraft, hauptſächlich über den Gedanken, daſs ein befriedigender Grund unſers Glaubens an Freyheit, Gott und Unſterblichkeit nicht durch Speculation, ſondern nur auf dem Felde der praktiſchen Vernunft gefunden werden könne, in das Gewand der Dichtkunſt zu kleiden. Wir zweifeln, ob der Verſuch, einzelne Stellen ausgenommen, dem Vf. gelungen. Ueberhaupt hat er theils in der geſammten Anordnung dieſes Blumenkranzes, theils im Einzelnen zu wenig ächten Kunſtſinn bewährt, als daſs wir ſeinem Unternehmen, ſo ſehr wir auch ſeinen guten Willen und mehrere gelungene Stellen ſchätzen, unbedingten Beyfall ſchenken könnten.

Berichtigung.

In der Recenſion der *Hiſtoire des Conferves*, par *Vaucher*, Num. 10. S. 74. letzte Zeile, war nach den Worten *Batr. monili. forme* im Mſpt. ausgelaſſen: β) *viride. Roth. Catal.* Tom. II. p. 137. identiſch mit *C. mutabilis R.* und bloſs durch Alter oder Standort vielleicht, etwas abweichend.

Num. 11. S. 85. Zeile 3. von oben iſt ſtatt des Druckfehlers *wieder* zu leſen *minder*, weil erſteres Wort die ganze Behauptung aufhebt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. März 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

RIGA, b. Hartmann: *Benjamin Bergmanns nomadiſche Streifereyen unter den Kalmücken* in den Jahren 1802. und 1803. *Erſter* Theil. 351 S. nebſt einigen Blättern kalmückiſcher Schriftproben. *Zweyter* Theil. 1804. 352 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Hr. *B.*, ein junger Liefländer, der als Hauslehrer nach Moskau berufen ward, lernte auf einer Reiſe nach der herrnhutiſchen Colonie Sarepta, wie er S. 20 u. f. der Einleitung ſelbſt erzählt, die Kalmücken als ein in Lebensart, Sitten, Charakter und Denkungsart originelles Volk kennen, und faſste den Entſchluſs, dieſes Volk genauer zu ſtudiren und zu dieſem Behufe einige Zeit in der kalmückiſchen Steppe zu verweilen. Der Kaiſer, dem dieſer Plan vorgelegt wurde, billigte ihn, und ſetzte Hn. *B.* in den Stand, die Reiſe nach der Steppe zu unternehmen. Hier brachte er ein Jahr zu, lernte während dieſer Zeit die kalmückiſche Sprache, beobachtete die Sitten und Gebräuche dieſes Volks, ſtudirte ihre Literatur und legt nun in dieſem Werke dem Publicum die Früchte ſeines Fleiſses und ſeiner Anſtrengungen vor. Das Ganze ſoll in *vier* Bänden erſcheinen. Der *erſte* der zwey Bände, die wir vorläufig anzuzeigen haben, zerfällt in *drey* Abtheilungen, deren *erſte* „Briefe aus der Steppe," die *zweyte* „die Geſchichte der Flucht der Kalmücken aus Ruſsland im J. 1771.," und die *dritte* „mongoliſche Erzählungen," die bey den Kalmücken unter dem Namen „*Siddi-Kür*" [*Siddi*, der Todte] bekannt ſind, enthält. Den gröſsten Theil des *zweyten* Bandes füllt eine Schilderung der Kalmücken, unläugbar das wichtigſte Stück dieſer beiden Bände, und zwey kleinere Abſchnitte, wovon der eine von den Wiſſenſchaften der Kalmükken handelt und der andere eine Sammlung kalmükkiſcher Anekdoten liefert, beſchlieſsen dieſen Band. — Die Briefe aus der Steppe kündigen ſich auf den erſten Blick als überflüſſig an, indem es ſcheint, der Vf. hätte die Nachrichten, die ſie enthalten, in die Schilderung der Kalmücken verweben können; auch findet man in der That hier manches wieder, was man dort ſchon geleſen hatte; allein ſie geben auch ſo manche Notizen, die in das Sittengemälde, wie der Vf. ſeine Schilderung der Kalmücken nennt, nicht wohl paſsten, wie z. B. die Beſchreibung der Reiſe des Vfs. durch die Steppe nach dem Hoflager des Kalmückenfürſten u. ſ. w., und gewähren ein ſo anſchauliches Bild von dem Leben und Treiben des Vfs. unter den Kalmücken, dafs Rec. ſie ſehr ungern vermiſſen würde. Es ſind funfzehn Briefe, an einen Freund in Moskwa geſchrieben, die einen Zeitraum von nicht vollen drey Monaten begreifen, indem der erſte vom 30. April und der letzte vom 13. Julius 1802. datirt ſind. Rec. bedauert, und wahrſcheinlich alle Leſer mit ihm, dafs der Vf dieſen Briefwechſel nicht während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts unter den Kalmücken fortgeſetzt, und, wie er es in dieſen Briefen thut, alles Merkwürdige, das ihm begegnete, aufgezeichnet hat, da Briefe dazu geeignet ſind, die Sachen lebhafter und anſchaulicher darzuſtellen, als jede andere Form von ſchriftlicher Mittheilung. So malen z. B. die Scenen mit dem *Gältung* (Prieſter) *Dſchujänäh* (S. 82. und S. 101.) die Denkungsart der kalmückiſchen Geiſtlichkeit treffender, als Alles, was darüber im Sittengemälde geſagt iſt. Uebrigens leiden dieſe Briefe ſo wenig einen Auszug, als die Geſchichte der Kalmückenflucht, die der Vf. hauptſächlich den Intriguen des *Zäbäk Dorſchi*, eines Verwandten des Vicechans *Ubaſcha*, zuſchreibt, ob er gleich nicht läugnet, dafs die Bedrückungen des damaligen ruſſiſchen *Oberpriſtaws* bey den Kalmücken die Gemüther aufgebracht und den Inſinuationen jenes Ränkemachers Eingang verſchafft haben. Hr. *B.* hat bey Erzählung dieſer Begebenheit die Nachrichten von *Pallas* und *Rytſchkow* benutzt, iſt aber doch gröſstentheils den mündlichen Angaben des Collegienaſſeſſors *Weſeloff* gefolgt, der als Gefangener von den Kalmücken mit fortgeſchleppt wurde, ſich aber mitten in der kirgiſiſchen Steppe durch die Flucht in Freyheit ſetzte. Die Schickſale dieſes Mannes werden am Ende der Geſchichte der Kalmückenflucht erzählt. — Die mongoliſchen Erzählungen, welche den *erſten* Band beſchlieſsen, ſind nichts weiter als ungereimte Mährchen, die vielleicht dadurch mehr Intereſſe gewinnen könnten, dafs ſie von einem erklärenden Commentar begleitet würden, der über ſo manches Räthſelhafte, das ſie enthalten, beſonders über die mongoliſche Mythologie, Aufſchluſs gäbe. Der Vf. hat übrigens gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, und hie und da erklärende Anmerkungen beygefügt. Zu einem vollſtändigen, erſchöpfenden Commentar möchte aber freylich eine genauere Kenntniſs des Religionsſyſtems und der Schriftſprache der Mongolen gehören, als der Vf. bey ſeinem kurzen Aufenthalte unter den Kalmücken ſich zu verſchaffen im Stande war.

Die Schilderung oder das Sittengemälde der Kalmücken, mit welchem der *zweyte* Band anhebt, iſt, wie ſchon oben erwähnt worden iſt, das Wichtigſte und Beſte, was dieſe beiden Bände enthalten, und

Digitized by Google

der Vf. verdient dafür den Dank jedes Freundes der Länder- und Völkerkunde; denn er giebt darin eine genaue und vollſtändige Kenntniſs von den Kalmükken, ihren Wohnſitzen, ihrer Verfaſſung, Lebensweiſe u. ſ. w. Den Anfang macht eine Beſchreibung der kalmückiſchen Steppe, wobey die Muthmaſsung, dafs der aſiatiſche Theil dieſer Steppe ehemals unter Waſſer geſtanden und das ſchwarze und kaſpiſche Meer durch eine Meerenge vereinigt geweſen wären, durch gute Gründe unterſtützt wird. Der übrige Theil dieſes Sittengemäldes handelt von der Verfaſſung der Kalmücken, ihrer Geſtalt, Kleidung und Lebensart. Dieſer letzte Abſchnitt zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Heerden und zwar von Kameelen, Pferden, Rindern, Schafen und Ziegen. 2) Hütten und Hüttengeräthe. 3) Nomadiſche Wanderungen. 4) Speiſen und ihre Zubereitung. 5) Schlafengehen und Aufſtehen. 6) Gewöhnliche Beſchäftigungen. 7) Reiſen, Jagd und Krieg. 8) Nationalvergnügungen, die in Tänzen, Ringen, Pferderennen und Geſang beſtehen. 9) Spiele und Zeitvertreibe. Die Kalmücken ſind groſse Liebhaber vom Kartenſpiel, das ſie von den Ruſſen gelernt haben, welches die Namen, die ſie den Karten und verſchiedenen Spielen geben, beweiſen. Die Karten z. B. nennen ſie *Köſör*, vom Ruſſiſchen *Koſer*, der Trumpf. Es iſt aber nur erlaubt, in den Monaten zu ſpielen, in welche die drey groſsen kalmückiſchen Feſte fallen. Wer auſser dieſer Zeit ſpielt, iſt ſtraffällig. Im Schachſpiel ſind beſonders die Geiſtlichen ſehr geübt. 10) Kindererziehung. Im fünften Jahre fangen die Kinder ſchon an zu reiten u. ſ. w. Den Beſchluſs macht die Schilderung der Fähigkeiten, der Denkungsart und des Charakters der Kalmücken. Den Geiſt und Inhalt dieſer Schilderung bezeichnet der Anfang derſelben, wo es heiſst: „In einer Rückſicht ſteht der Kalmück über dem Europäer, in einer andern wird er von dem letztern übertroffen. An Sinnenſchärfe, Gedächtniſs und praktiſchem Verſtande müſſen alle Völker Europens dem kalmückiſchen Volke Vorzüge einräumen, aber nicht ſo an Geſinnungen des Herzens. Niemand wird es mir daher verargen, wenn ich bald Lobſprüche über die Kalmücken ausſtreue, bald ſie mit Tadel überſchütte.“ So gern wir dem Vf. im Ganzen Recht geben, wenn er den Kalmücken Schärfe der Sinne, ein vorzüglich gutes Gedächtniſs und natürlichen Scharfſinn zuſchreibt, ſo können wir doch nicht bergen, dafs uns ſeine Angaben hie und da übertrieben ſcheinen, wie z. B. S. 241., wo er ſagt: „Kleine *vierjährige* Kinder lernen in wenigen Tagen europäiſche Sprachen verſtehen, um erhaltene Befehle auszurichten. Erwachſene Kalmücken haben nicht lange Zeit nöthig, um europäiſche Sprachen *auszulernen*“ (?). Dieſem widerſpricht ſchon das Folgende: „Kalmücken, die mit Ruſſen in Verhältniſſen ſtehen, können wenigſtens alle ſo viel Ruſſiſch, als ſie brauchen.“ Wenn des Vfs. erſtere Behauptung nach der Strenge genommen werden ſollte, ſo müſsten dieſe Kalmücken nicht nur ſo viel Ruſſiſch, als ſie brauchen, ſondern *vollkommen Ruſſiſch*, verſtehen. Es mag wahr ſeyn, dafs der Kalmück, wie der gemeine Ruſſe, leicht fremde Sprachen in ſo weit verſtehen lernt, dafs man ſich ihm verſtändlich machen kann; nur an dem *Auslernen*, wie es der Vf. nennt, der Sprachen zweifeln wir. Dafs übrigens viele Kalmücken das Ruſſiſche ſprechen und verſtehen, iſt um ſo weniger zu bewundern, da es auch unter den ſibiriſchen, dem ruſſiſchen Zepter unterworfenen, Völkerſchaften, die doch weit roher ſind, als die Kalmücken, und auch mit den Ruſſen nicht in ſo naher Beziehung ſtehen, mehrere giebt, die recht gut Ruſſiſch ſprechen. — Der *zweyte* Abſchnitt dieſes Bandes handelt, wie ſchon bemerkt worden iſt, von den Wiſſenſchaften der Kalmücken, wenn man nämlich ein Gemiſche von empiriſchen Kenntniſſen und herkömmlichen Aberglauben ſo nennen kann. Die Kalmücken haben, auſser ihrer Religionswiſſenſchaft, noch drey Wiſſenſchaften, mit denen ſich beſondere Claſſen der Geiſtlichen beſchäftigen. Dieſs ſind: die Arzneywiſſenſchaft, die Chronologie und die Aſtrologie, welche letztere bey den Kalmücken in ſolchem Anſehen ſteht, dafs nichts Wichtiges unternommen wird, ohne dafs der Aſtrologe [ein *Gällung* — welchen Einfluſs bekommt dadurch die Geiſtlichkeit!] um Rath befragt worden wäre — Die kalmückiſchen Anekdoten, welche den Beſchluſs machen, enthalten Züge von den ſcharfen Sinnen, dem guten Gedächtniſs, der Gaunerhaftigkeit, der Grauſamkeit u. ſ. w. der Kalmücken; die aber weder durch innere Glaubwürdigkeit, noch durch Anführung der Quellen, verbürgt ſind. Wahrſcheinlich ſind es kalmükkiſche Volksſagen, und wie bey ſolchen die Wahrheit von Munde zu Munde — ſchon unter gebildeten Völkern, geſchweige denn unter den prahlenden, auffchneideriſchen Kalmücken — entſtellt wird, iſt weltkundig. Wer kann z. B. glauben, dafs ein Kalmück zwanzig Werſte [bald drey deutſche Meilen] weit nicht nur einen Reuter erblickte, ſondern auch die Farbe ſeines Pferdes unterſchied, und dafs ein anderer in einer noch weitern Entfernung einige, wenn auch noch ſo laut geſprochene, Worte hörte? — Doch können allerdings auch dieſe Anekdoten dazu beytragen, die Kalmücken zu charakteriſiren.

KIRCHENGESCHICHTE.

Bremen, b. Seyffert: *Neueſte brittiſche, holländiſche und deutſche Miſſionsanſtalten im ſchönſten Verein;* meiſtens aus dem Engliſchen und Holländiſchen überſetzt von *G. S. Stracke*, Prediger zu Hafthuſen in Oſtfriesland. Mit einer Vorrede begleitet von Dr. *C. G. L. Meiſter.* 1803. VI u. 122 S. 8. (8 gr.)

Das proteſtantiſche Miſſionsweſen, welches aus Mangel an Unterſtützung und dazu tauglichen Subjecten zu kränkeln ſchien, iſt durch die Bemühungen der Methodiſten in England aufs neue belebt worden. Sie haben auch auſser den groſsbritanniſchen Staaten Männer, die von gleicher Denkungsart, und demſelben Eifer, das Chriſtenthum unter den Heiden

in

in entfernten Welttheilen zu verbreiten, beſeelt ſind, in Holland und Deutſchland gefunden. London, Rotterdam und Berlin ſind die Städte, in welchen über dieſe Angelegenheit ein lebhafter Briefwechſel geführt wird. Das Geld wird hauptſächlich in England durch Subſcription herbeygeſchafft, Deutſchland liefert Subjecte, die als Miſſionarien verſchickt werden können, und in Holland werden die, welche die Hottentotten und Kaffern bekehren ſollen, zu ihrem Geſchäft vorbereitet. Hr. Dr. *Meiſter* macht in der Vorrede, um die er gebeten worden war, auf den Gewinn aufmerkſam, der für die Länder- und Völkerkunde von dieſen Bemühungen zu hoffen iſt, und glaubt, daſs die mitgetheilten Nachrichten nicht bloſs die Freunde des Chriſtenthums, ſondern auch alle Menſchenfreunde überhaupt intereſſiren werden, indem Menſchen, die ſich wenig über die ſie umgebenden Thiere erheben, zu wahren Menſchen umgeſchaffen, und einer höhern Cultur empfänglich gemacht werden ſollen. Wenn die Miſſionarien darauf wirklich angewieſen werden, und auch Geſchicklichkeit genug beſitzen, dieſen Zweck zu erreichen, ſo werden alle Menſchenfreunde ihren Bemühungen den erzielten Erfolg wünſchen. Nach dem aber, was Rec. bisher von den Inſtructionen, die dieſen Männern gegeben worden ſind, den Vorbereitungen zu ihren Arbeiten, den Geſinnungen der Beförderer der Miſſionen, und dem Verfahren, das die Miſſionarien nach dem ihnen vorgezeichneten Plane beobachteten, erfahren hat, muſs er vermuthen, daſs man mit dem Vortrag der von gewiſſen Leuten für chriſtlich gehaltenen Dogmen ſogleich den Anfang machen, und nicht auf eine allmählige Bildung der Unmenſchen zu Menſchen und alsdann zu Chriſten bedacht ſeyn wird. Es nimmt ihn daher gar nicht Wunder, daſs, wie der Vorredner ſelbſt geſteht, die auf Otaheite errichtete Miſſion keinen glücklichen Erfolg gehabt hat, und alle die ſüſsen Hoffnungen, womit man ſich in England nach den zuerſt erhaltenen Nachrichten ſchmeichelte, und die in dem *erſten* Aufſatz oder der *Anrede der Londner Miſſionsgeſellſchaft an ihre allenthalben in der Welt zerſtreueten Brüder* vorgetragen werden, vereitelt ſind. Es ſteht nun zu erwarten, ob der von dem Vorgebirge der guten Hoffnung ins Kaffernland abgegangene D. *van der Kemp* die (S. 10 u. f.) erregten Hoffnungen erfüllen wird. Aber auch in der Capſtadt und der Nähe derſelben werden heidniſche Sklaven, nach der Sprache der Geſellſchaft, *mit der Predigt des Worts Gottes bedient*. Die Redlichſten unter ihnen ſollen losgekauft und nach Madagaskar und Moſambique geſandt werden, um unter die daſigen Völkerſchaften *die frohe Botſchaft des Heils Gottes in Chriſto Jeſu zu bringen*. Vorzüglich wünſcht man eine Miſſion auf der Inſel Ceylon anzulegen. (Hier ſollen ſich über 150000 *proteſtantiſche* Chriſten aufhalten. Statt *proteſtantiſche* wird aber wohl *portugieſiſche* zu leſen ſeyn; und Rec. läſst es unentſchieden, ob der Fehler dem Originale oder dem Ueberſetzer, dem Schriftſteller oder dem Setzer zuzuſchreiben ſey; aber wohl möchte er wiſſen, woher man die beſtimmte Zahl, von welcher er in Reiſebeſchreibungen keine Spur gefunden, genommen habe.) Da die Miſſionsgeſellſchaft, welche die Anrede (beſſer Circularſchreiben; im Engliſchen wird *adreſs* ſtehen) ergehen läſst, ſich von der Miſſionsgeſellſchaft, welche die Geiſtlichen der biſchöflichen Kirche geſtiftet haben, unterſcheidet (S. 19.), der die brittiſchen Staaten durchreiſenden Evangeliſten mit Ruhm erwähnt (S. 18.), und ihre Apoſtel, ohne ſie in England ordiniren zu laſſen (S. 82. 71.) abſendet, ſo erſcheint das Ganze als ein Werk der Methodiſten, denen die Herrenhuter und andere Schwärmer auſser England mehr als je affiliirt ſind. Davon legt 2) die Rede einen Beweis ab, die *Heinr. Koot über den Einfluſs einer wahren und feurigen Liebe für Jeſus auf die Beförderungen der Angelegenheit ſeines Königreichs* 1802. zu Rotterdam gehalten hat, aus dem Holländiſchen überſetzt. In dem angehängten Berichte verſichert die Geſellſchaft, daſs ſie mit der Londonſchen, Südamerikaniſchen und Baſeler Geſellſchaft correſpondire. Die Geldbeyträge bleiben nicht aus, ob ſie gleich nicht zunehmen. 3) *Circularſchreiben an alle ernſthafte (?) Geiſtliche der hohen Kirche in Britannien*, aus dem Engliſchen, worin dieſe erſucht werden, der Societät mit Gebet, und Beförderung eines mäſsigen (?) Miſſionariengeiſtes beyzuſtehen. Sie bedauern, daſs unter 1000 Millionen Menſchen, die auf der Erde wohnen, nur 150 Millionen Chriſten, und unter dieſen nicht einmal 30 Millionen Proteſtanten ſind, die übrigen ſeyen grobe Götzendiener oder praktiſche Atheiſten, Juden, oder Mohamedaner, d. h. *in der Schriftſprache „ohne Chriſtus, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt."* Wie den Juden und Mohamedanern die Erkenntniſs Gottes abgeläugnet werden könne, iſt unbegreiflich, und wenn die Juden ohne Gott in der Welt ſind, ſo möchte man fragen, woher die Chriſten ihren Gott haben. Sie ſchöpften doch beide aus derſelben Quelle. In den Zuſätzen des Herausg. wird erzählt, daſs Beförderer des Miſſionswerkes in England, Holland, Oſtfriesland, Weſtphalen, Elberfeld, Frankfurt a. M., Baſel und Berlin leben, daſs die aus Deutſchland in London angekommenen Brüder *Hartwig* und *Renner* wahrſcheinlich zu den *Suſoos* ohnweit Sierra Leona auf der afrikaniſchen Küſte abgehen werden, daſs die Jünglinge aus dem Berliner Inſtitut, wo ſich der Bruder *Jäniche* ſehr thätig beweiſet, über Holland nach dem Cap ſegeln werden, und ein gewiſſer *Frey*, ein geborner Jude, vornehmlich zur Belehrung ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen in England bleiben wird, wo er aber auch in Goſport zu 300 deutſchen Soldaten des Regiments Stuart, und ein andermal zu einem deutſchen Regiment, das aus Aegypten angekommen war, oder eigentlich vor 100 Soldaten des Regiments (S. 94.), wie er bald nachher ſagt (welches richtiger zu ſeyn ſcheint; denn daſs ein deutſches Regiment in Aegypten gedient habe, iſt uns nicht bekannt), predigte. Er lieſs ſich auch vor engliſchen Gemeinden im Beten und Predigen hören, doch baten engliſche Geiſtliche vorher, daſs man

mit

mit ſeiner Ausſprache und Vortrage Geduld und Nachſicht haben möchte. Wohl Recht mag der Herausg. haben, daſs für das Geſchäft (wie es nämlich nach der Abſicht der Geſellſchaft betrieben werden ſoll) keine andere als *recht im Geiſte arme und vom Jeſus-Blute warme Herzen*, d. i. Unwiſſende und Schwärmer, paſſen. Auch wünſchen wir ihm darin Recht geben zu können, daſs die Geringſchätzung ſolcher Geſchenke, als er dem Publicum mit den neulich aus England erhaltenen Predigten, die er zu überſetzen ſich vorgenommen hat, wenn eine mäſsige Anzahl von Subſcribenten beyſammen iſt, und die er Gottes-wahrheiten zu nennen beliebet, machen will, immer mehr zunehme.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. G. Fleiſcher d. j.: *Euripidis Tragoediae*, ad fidem manuſcriptorum emendatae et brevibus notis emendationum potiſſimum rationes reddentibus inſtructae, edidit *Ricardus Porſon*, A. M. Editio altera correctior indicibusque locupletiſſimis aucta. Tom. I. Hecuba. Oreſtes. Phoeniſſae. Medea. 1802. 480 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieſer genaue und ſaubere Abdruck der *Porſoniſchen* Ausgabe einiger Euripideiſchen Tragödien wird den meiſten Liebhabern der griechiſchen Poeſie um deſto angenehmer ſeyn, je mehr durch die politiſchen Verhältniſſe der neueſten Zeiten der Verkehr mit England erſchwert und der Preis engliſcher Bücher vertheuert worden. Wer denſelben beſorgt, wird zwar durch keine Vorrede oder andere ausdrückliche Anzeige, aber wohl durch die gewiſſenhafte und einſichtsvolle Genauigkeit kund gethan, die in dem ganzen Werke ſichtbar iſt. Dieſes hat durch Verbeſſerung der Druckfehler, Einſchaltung der von *Porſon* in verſchiedenen *Addendis* gemachten Zuſätze und ein doppeltes Regiſter der Schriftſteller und Wörter weſentliche Vorzüge vor dem Original erhalten. An einigen Stellen möchte es zweifelhaft ſeyn, ob das Original genau wiederholt werden muſste, wie der deutſche Herausg. gethan, oder ob nicht vielmehr Veränderungen hätten zugelaſſen werden ſollen, die *Porſon* ſelbſt autoriſirt und bey eigner Beſorgung gemacht haben würde. So verurtheilt dieſer engliſche Gelehrte zur *Med.* v. 138. S. 361. (*ed. Lipſ.*) die Worte *in eo leviter — non Archilochi*, in denen *Bentley* eines nicht begangenen Irrthums beſchuldigt wird; und die Verſetzung einiger Verſe im *Oreſt* (676—679.), die er an der angeführten Stelle wieder in ihre alte Ordnung rücken heiſst. Wir wollen bey dieſer Gelegenheit einige kleine Zuſätze und Verbeſſerungen zum Oreſt und den Phöniſſen mittheilen, die wir der Güte des engliſchen Gelehrten verdanken. Im *Oreſt* v. 128. iſt die Stelle *Plutarchs* in *Vit. Alcib.* p. 203. D — V. v. 679. „παρὰ *dedi pro* πρός, *non male, ut opinor, ſed lectorem monitum oportebat.*" — v. 1338. „*Totum locum Priſciani ſic lege:* Ξενοφῶν παιδείας (v. 4. 11.) καὶ νῦν τὸ μὲν ἐπ' ἐμοὶ οἴχομαι· τὸ δὲ' ἐπὶ σοὶ σέσωσμαι. Λυσίας *ad accuſativum* κατ' Ἀγαράτου ἐνδείξεως· καὶ τό γε ἐπ' ἐκεῖνον ἐσωθης. — *Phoeniſſae* v. 379. „*ſed* ἐνετράφην· *Plutarch.* T. II. p. 526. F. — v. 438. τόδε. *Sic Aldus. Ex MSS.* τάδε *Valkenarius. Ipſe e ſolo I notavi. Sed in pluribus fuiſſe credibile eſt.* — v. 1500. Die zweyte Stelle der Anthologie, in welcher βότρυς ſtatt βότρυχος vorkommt, iſt L. VII. p. 464. (*Agath. Ep.* XXI. 6.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Gotha*, in d. Ettinger. Buchh.: *Die Kunſt, Vitriolöl und Scheidewaſſer zu deſtilliren, und andere chemiſche Producte zu verfertigen*; wie ſolches zu Nordhauſen von den daſigen Laboranten ſeit 150 Jahren fabrikmäſsig iſt betrieben worden. Herausgegeben vom Bergcommiſſarius *Roſenthal.* 1804. 48 S. kl. 8. (4 gr.) — Die auf dem Titel erwähnten Künſte werden nicht ausführlich genug beſchrieben, um einen unkundigen Laboranten dadurch in den Stand zu ſetzen, eine ſolche Fabrik anzulegen; oder um einen theoretiſchen Chemiker mit beſondern Handgriffen bey ſolchen Arbeiten im Groſsen bekannt zu machen; ſie enthalten für ihn alſo auch nichts Neues. Dieſe Bogen ſind daher bloſs als ein Verzeichniſs ſämmtlicher Nordhäuſer chemiſchen Fabricate anzuſehen, welche zum Beſten der techniſchen Dilettanten mit einiger chemiſchen Kenntniſs ausführlicher beſchrieben ſind. *Vitriolöl*; es ſey wenigſtens vor 1682. dort gebrannt und die Fabricatur deſſelben bis jetzt noch eher vergröſsert, als verkleinert. (Rec. wurde, vor etwa 12 Jahren ſchon, von einem glaubwürdigen, ſachkundigen Manne in Nordhauſen ſelbſt, in des Herausgebers Gegenwart, verſichert: es ſey ſeit vielen Jahren daſelbſt kein Tropfen Vitriolöl mehr gebrannt; dieſs geſchehe auf dem Harze, und werde von dort, unter dem Namen des Nordhäuſer, verkauft. Hat man etwa ſeitdem es dort wieder zu brennen angefangen?) Die Materie und Geſtalt der Retorten und Vorlagen wird nicht angegeben. Der Gewinn betrage faſt 100 p. C. — *Salzgeiſt. Glauberſalz. Weinſteinſpiritus.* (Er werde, nach der Angabe des berühmtan *Cramer's*, aus Eichenholz-deſtillirt.) *Vitriolgeiſt. Hirſchhorngeiſt* (aus ausgekochten Schafbeinen, wobey ein luſtiger Druck- oder Schreib-Fahler *Cornu Cervi juſtum* ſtatt *uſtum*). *Oleum philoſophorum. Sal tartari* (aus gereinigter Pottaſche; eine, dem Chemiker oft nicht gleichgültige, Unterſchiebung). *Spiritus nitri fumans.* Verſchiedene Arten das *Scheidewaſſers*, nebſt der Koſtenberechnung. *Arcanum duplicatum. Oleum vitrioli glaciale.* Es werde daſelbſt nicht mehr bereitet; auch kenne man keine beſtimmte Anleitung dazu. (Es ſcheint ſehr ſtarkes, aber nicht gänzlich angeſäuertes Vitriolöl zu ſeyn; aber Gewiſsheit hievon müſſen noch entſcheidende Verſuche geben.) *Anmerkungen* (von keinem bedeutenden chemiſchen Werthe). *Der Streich- oder Reverberir-Ofen der Waſſerbrenner* (eine gute, genaue Beſchreibung dieſes Ofens).

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. März 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Italien.* Eine Zeitschrift von zweyen reisenden Deutschen. *Erstes* Heft u. s. w. Oder auch: *Italien.* Herausg. von zweyen reisenden Deutschen *P. J. Rehfues* u. *J. F. Tscharner. Erster* Band. 1803. 593 S. *Zweyter* Bd. 1804. 508 S. 8. (4 Rthlr.)

In einer sehr lesenswürdigen Einleitung (von 54 S.) zeigen die Vff. ihren Zweck an, nachdem sie vorher untersucht haben, ob sich auch über Italien noch viel Interessantes liefern liesse. Das Resultat dieser Untersuchung ist, dass, nach allen Nachrichten und Reisebeschreibungen, die wir über dieses Land haben, für künftige Beobachter nicht nur sehr vieles zurückgeblieben ist, sondern auch, dass es eine Menge Gegenstände und darunter viele wichtige giebt, die die allermeisten Schriftsteller gänzlich vernachlässigt haben. Wer Italien nur ein wenig mehr als oberflächlich kennt, wird den Vffn. hierin willig beystimmen und einräumen, dass sich über dieses Land noch sehr viel Merkwürdiges und zum Theil wenig oder gar nicht Bekanntes sagen lässt. Wirklich sind auch die Nachrichten, welche die Hnn. *R.* und *Tsch.*, die sich schon seit Jahren in Italien aufhalten, in den acht vorliegenden Heften geliefert haben, grösstentheils interessant, wichtig und reichhaltig. Um diesen Zweck zu erreichen, haben sie die Einrichtung getroffen, mit ihrem Aufenthalte unter den vorzüglichern Städten von Zeit zu Zeit bald getrennt, bald vereinigt abzuwechseln. Die Hauptstädte werden ihnen zugleich Mittelpunkte zu Streifereyen seyn, die sie in Gegenden machen wollen, welche zeither wenig von Reisenden besucht worden sind; denn die Bemerkung hat ihre vollkommene Richtigkeit, dass diese letztern fast alle den nämlichen Weg genommen, die nämlichen Gegenstände beschrieben, und gewisse andere sammt und sonders vernachlässigt haben. Und so ist denn auch das wahr, dass wir selbst von Genua, Mailand, Livorno, Turin nur sehr unvollkommene Schilderungen haben, und dass sogar Florenz von Seiten seiner Einwohner nur wenig gekannt ist. Eben so richtig ist das, was die Herausg. (S. 41.) über den Charakter ganzer Nationen sagen, die viele sich noch immer so vorstellen, wie sie uns vor hundert Jahren gemahlt worden sind; als ob Nationen nicht eben so wie Individuen sich allmählig änderten. Von dieser Seite also, so wie von vielen andern, bleibt den Herausg. ein weites, wenig bebautes Feld offen.

Um dem Leser einen genauern Begriff von dem Inhalte zu geben, wollen wir, da dieses der Anfang einer neuen Zeitschrift ist, die Artikel im Detail anzeigen und mit einigen Anmerkungen begleiten.

Der *erste* Heft enthält 1) Briefe, geschrieben auf einer Reise von Pisa über Carara und den Meerbusen Specia nach Genua. — Diese Reise ist schon darum interessant, weil sie selten gemacht wird, und sie erscheint hier wohl geschrieben und unterhaltend dargestellt. Ueberhaupt wäre zu wünschen, dass man mehrere Reisen durch Gegenden, welche wenig besucht werden, uns lieferte, und die Vff. versprechen dergleichen, haben aber nur diese und einen sehr kurzen Abriss einer andern (nach Corsica) in den ersten acht Heften geliefert. 2) Versuch über die Trauerspiele des Grafen *Alfieri*, nebst einer metrischen Uebersetzung seines Orest's. — Diese Uebersetzung dünkt Rec. nicht zum Besten gerathen, auch das Stück selbst nicht gerade geeignet, dem Leser den vortheilhaftesten Begriff von diesem Dichter zu geben. Orest erscheint als ein so unbändiger, leidenschaftlicher und sinnloser Knabe, dass man ihn unmöglich mit Interesse, oder auch nur mit Geduld sehen kann. — 3) Novelle vom dicken Tischler in Florenz. — Die ital. Novellatori sind zwar dem Liebhaber der Literatur dieses Landes genugsam bekannt, aber dem grossen Publicum beynahe ganz fremd. Die wichtigsten sind aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrh., und gehören allerdings zu einem Sittengemälde jener Zeit. Die Herausg. haben sich dadurch eine unerschöpfliche Fundgrube für ihr Journal geöffnet, denn Rec. allein kennt über 20 Bände solcher Novellen; er wünschte aber doch, dass man nur einen sehr sparsamen Gebrauch davon machen möchte, blos um von ihrem Geiste und Tone einen Begriff zu geben; die mehresten sind weder für unsere Zeit, noch für unsere Sitten. Die ersten acht Hefte enthalten ihrer schon vier. — 4) Miscellen. Unter dieser Rubrik findet man in diesem und den folgenden Heften unter andern Anzeigen und kurze Beurtheilungen neuer Schriften. Für die Liebhaber der italiänischen Literatur wäre es wohl angenehm, wenn die Herausg. sich bemüheten, die gröfst mögliche Anzahl von Titeln zu bekommen (welches in Italien freylich schwerer ist, als in andern Ländern), und ihrer blosen Anzeige in jedem Hefte einige Seiten widmeten, wie Hr. *Hüttner* die Titel von neuen englischen Büchern in seinen Miscellen liefert.

Zweytes Heft. 1) Ueber den Handel von Italien. Hiermit fängt ein Artikel an, der durch die nächsten sieben Hefte läuft, und eine Menge interessanter und

wichtiger Nachrichten liefert, die sich aber gröfstentheils auf Livorno beschränken. Sie sind wichtig für den Statistiker und Kaufmann; aber das grofse Publicum wird sie viel zu weitläuftig und umständlich finden. 2) Briefe über die Sitten und den Charakter der Italiäner. — Auch dieser Artikel läuft durch sechs Hefte, und enthält vieles nicht Gemeines; aber er ist mit einer Weitschweifigkeit und Umständlichkeit geschrieben, über der wohl mancher Leser die Geduld verlieren möchte. 3) Oreftes. 4) Novelle. 5) Miscellen.

Drittes Heft. Nach der Fortsetzung angefangener Artikel, die wir bey der Anzeige der folgenden Hefte ganz übergehen, 4) der Eintritt in Italien, oder Bemerkungen auf einer Reise von der Gränze Graubündens bis Mailand. — Dieser Artikel ist äufserst weitschweifig behandelt, und erst am Ende von 100 Seiten betritt der Vf. das eigentliche Italien. Nebenher möchte man wohl die Frage aufwerfen, ob diese Reise durch Bündten und die umständlichen Nachrichten über Cleven eigentlich hierher gehörten, besonders da wir ebenfalls neuere und umständliche Werke seit einigen Jahren über das letztere haben. Die schon oft gelesene Beschreibung vom Untergange von Plurs findet sich auch hier sehr umständlich.

Viertes Heft. 3) Versuch über den Satyriker *Garini*. Der Vf. holt sehr weit aus, und gieht eine Geschichte der italiänischen Satire. Freylich findet sich hier Vieles, das den mehresten deutschen Lesern unbekannt und also neu seyn wird; wenn aber die Herausgeber diesen Maafsstab für ihre Artikel annehmen: so könnten sie uns nach und nach einen Auszug aus dem ganzen *Tiroboschi* liefern, in dessen Weitläuftigkeit und Umständlichkeit sie eine eben so grofse Fundgrube haben würden, als in den obeu angeführten *Novellatori*. Erst nach 60 Seiten kommt der Vf. auf *Garini*, von dem er eigentlich handeln wollte. 4) Anekdoten; 5) Gedichte; 6) Miscellen.

Fünftes Heft. 4) Geist des italiänischen Volkswitzes. 5) Miscellen.

Sechstes Heft. 3) Der Luftballon von *Zambeccari*. Für eine Neuigkeit des Tages (so nennt der Vf. diesen Aufsatz) möchten 20 Seiten wohl zu viel seyn. Das Wesentlichste dieser wirklich merkwürdigen Luftreise hat jedermann längst in den Zeitungen gelesen, und die Geschichte des Füllens und Verzögerns ist hier mit einer lästigen Weitläuftigkeit und Umständlichkeit beschrieben. 4) Probe der gesellschaftlichen Unterhaltung in Italien, zu den Zeiten Julius II. und Leo X. Fragment aus einer in jenem Jahrh. gemachten Reise durch Italien. — Eigentlich eine Nachricht, wie man am Hofe von Urbino die Abende hinbrachte. In unsern Zeiten möchten uns Gespräche und Unterhaltungen dieser Art gar bald Langeweile machen. 5) Miscellen.

Siebentes Heft. 1) Feyerlichkeiten bey der Huldigung in Florenz im Aug. 1803. Die Senatoren, worunter 70jährige Greise waren, küssten dem vierjährigen Knaben die Hand. 3) Die öffentlichen Vergnügungsorte in Florenz. 4) Bruchstücke einer Reise nach Corsica. 5) Sitten, Charakter und häusliches Leben der Italiäner. 6) Novelle. 7) Epigramme. 8) Miscellen.

Achtes Heft. 3) *Cäsar Borgia*. Ein historisches Gemälde. 4) *Canova's* Brief über die Stellung der Pferde zu Monte Cavallo. 5) Zweytes Fragment zu einem Gemälde von Florenz. 6) Novelle. 7) Miscellen.

Schon im Vorbeygehen hat Rec. an dieser, wie man sieht, sehr reichhaltigen, und von sachkundigen Männern geschriebenen Zeitschrift die bisweilen unerträgliche Weitschweifigkeit getadelt, womit die mehresten Artikel geschrieben sind. Manches hätte ganz wegbleiben können, und vielleicht sollen. Möchten doch die Herren Herausgeber bedenken, dafs Vieles, welches für den Reisenden an Ort und Stelle sehr anziehend ist, den Leser in der Ferne nur wenig in der Beschreibung interessirt: und will man ihn ja mit solchen Dingen bekannt machen, so hüte man sich wenigstens, in ein weitläuftiges Detail einzugehen. Hier denkt Rec. an so Manches, was bey Gelegenheit des Carnevals zu Livorno, über gewisse Belustigungen und kleinliche Züge des italiänischen Charakters, über die Lastträger zu Genua, Livorno und Venedig und andere Dinge der Art gesagt und zu umständlich verhandelt ist. Zugleich aber macht er auch Einwendungen gegen die ganze Darstellungsart, welche ihm in den mehresten Artikeln den Charakter den Weitschweifigkeit auf eine auffallende Art zu tragen scheint. Aufser den bey der Inhaltsanzeige gemachten Ausstellungen glaubt er die vielen und weitläuftigen Einleitungen tadeln zu müssen. Jeder Artikel hat nicht nur seinen allgemeinen Eingang, sondern jeder Brief seinen besondern. Da wird so oft recapitulirt, was im vorhergehenden gesagt worden ist, und angezeigt, was man in diesem verhandeln will. Auch gewisse Formeln, die den Briefen das Ansehen wirklicher Briefe geben sollen, werden in einem langen Werke lästig; ja man sollte diese Formen, wenn die Briefe wirklich geschrieben worden sind, bey dem Drucke herauswerfen. „Sie verlangen von mir ein Gemälde von u. s. w. Ich soll Ihnen Nachrichten über das und das geben u. s. w. Wie darf ich es wagen, da u. s. w." — Die Reisebeschreiber in Briefen haben den Leser so sehr an diese Formeln gewöhnt, dafs sie ihm mehrentheils Langeweile machen. — Freylich würde, wenn man alles das vermied, was Rec. tadeln zu müssen glaubt, die Zahl der Hefte um ein merkliches vermindert werden. Aber dieis wäre vielleicht gerade das Mittel, dieser Zeitschrift eine vieljährige Dauer zu verschaffen, welche ihr Rec. von ganzem Herzen wünscht. Wenn die Herausgeber mehrerer Zeitschriften nicht an eine bestimmte Zahl von Heften sich gebunden, sondern blofs interessant zu seyn sich bemüht hätten, so würden nicht so viele ein frühes Grab gefunden haben. Rec. glaubt im gegenwärtigen Falle nicht zu strenge

zu

Digitized by Google

zu seyn; er ist verschiedene Male in Italien gewesen, und interessirt sich für alles, was aus diesem Lande kommt. Daher hat er auch diese acht Hefte sorgfältig, und mehrentheils mit Interesse gelesen; aber er bemerkt, dass andere, die nicht in Italien gewesen sind, anders denken, und viele Artikel theils zu weitläuftig, theils zu wenig anziehend finden. Zum Beschlusse noch einige andere Bemerkungen. Wenn B. I. S. 429. gesagt wird, dass die Strasse über Botzen, Trient, Roveredo u. s. w. die einzige nach Italien ist, welche für Kutschen und Lastwagen fahrbar ist, so hat man die eben so schöne, bequeme und sehr wichtige übersehen, welche durch Steyermark, Kärnthen und Krain nach Triest und in die Lombardey führt. — Im *siebenten* Heft S. 305 ff. steht mehrere Male *Caseine*, wofür allemal *Casine* gelesen werden muss. — Bey dem merkwürdigen historischen Gemälde, *Cäsar Borgia*, lohnte es sich wohl der Mühe, die Quelle anzugeben.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater*, oder Mittel, um es zu werden. Ein Gegenstück zu der Kunst, ein gutes Mädchen zu werden. Von *Joh. Ludw. Ewald*. — *Erster* Band. Mit Kupfern von Jury. 1804. XXIV u. 415 S. 8. (Das ganze Werk in *zwey* Bänden 3 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. des beliebten Buchs über die Kunst, ein gutes Mädchen zu werden, fand hier eine noch schwerere und verwickeltere Aufgabe zu lösen. Die Ausbildung des männlichen Geschlechts ist weit zusammengesetzter, der Beruf desselben weit mannichfaltiger; es müssen mehr und künstlichere Maschinen in Bewegung gesetzt werden, da der Jüngling nicht so leitsam ist als das Mädchen und grössere Ansprüche macht; der ganze Ton und die Einkleidung muss endlich nach den verschiedenen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten des Jünglings abgeändert werden und der Stil männlich, kräftig und ungeschminkt seyn. Hat sich der Eindruck, der uns von des Vfs. Seitenstück zu dieser Schrift geblieben ist, nicht bey uns verwirrt, so ist die Form der neuern Schrift der frühern sehr ähnlich und sagt vielleicht noch mehr Mädchen von einiger Bildung als Jünglingen zu. Doch darüber muss der Erfolg entscheiden. Ein liebevoller Geist athmet durch die ganze Schrift. Durch Beyspiele aus der wahren Geschichte wird die Lehre unterstützt und der Vortrag belebt.

In der ersten Vorlesung oder Anrede an Jünglinge errichtet der Vf. gleichsam eine vorläufige Bekanntschaft mit seinen Schülern, und giebt an, was für Eigenschaften er an ihnen voraussetze. Fast zu spielend schildert er sie so S. 12.: „Alle ganz Ohr, um etwas Nützliches zu hören; — Ohr, in dem feurigen, mit ganzer Sehkraft sehenden, durchblickenden, oder in dem tiefer liegenden, stillforschenden und prüfenden Auge; — Ohr in der hervorgebogenen Stellung, gleichsam um sich näher heranzudrängen zu dem, der Rath zur Veredlung geben will; — Ohr zwischen den zusammengezogenen Augenbraunen, dem Ausdruck angestrengter Aufmerksamkeit; — Ohr in der von Gefühldurst hervorgezogenen Oberlippe, Zeichen, dass auch das Herz mithören, mitfassen will." Die zweyte Vorlesung schildert den Uebergang vom Knaben - zum Jünglingsalter, vielleicht zu grell, wenn diesem Halbwesen von Knaben und Jüngling ein linkisches, tölpisches, mufsiges, bärenhaftes Wesen zugeschrieben wird. Wahr und schön ist folgendes S. 36.: „Vier Becher voll Lebensfreuden sind dem Menschen bestimmt, die ihm die Natur langsam nach einander reicht; Einer für die Kindheit, Einer für die Knabenjahre, Einer für das Jünglingsalter und Einer für das Leben des Mannes. In jedem ist die Mischung auf den Sinn und die Kräfte des Menschen berechnet. Nur wenn der Eine langsam ausgetrunken ist, kann der folgende ohne Nachtheil und mit Geschmack genossen werden." Die dritte Vorlesung handelt von der Pietät gegen Aeltern und der Achtung für das Alter überhaupt, mit vielen Beyspielen aus der Geschichte der alten und neuen Zeit. Stellen, wie folgende S. 54. von Jesu, wünschten wir weg: „Wie war es ihm wohl oft zu Muthe, wenn er Tagelang die Zimmeraxt oder die Säge führen, Wasser fürs Haus herbeytragen, und andere solche geistlose Arbeiten thun musste!" In der fünften Vorlesung wird vor der Wollust, als einer Entweihung der Natur, und vor allem, was dieser Sirene zuführt, auf eine zarte, und doch vielleicht schon zu deutlich sprechende Weise gewarnt. Der Vorschlag einer Schrift über Gymnastik der Seele ist der Beherzigung werth. Die fünfte Vorlesung handelt von den Vortheilen und den Gefahren des Umgangs mit Frauenzimmern; die sechste von der Wahl eines Standes, nach vorausgegangener allgemeiner Menschenbildung. Bey der Erwähnung der mancherley Kenntnisse, die unser Zeitalter von einem, der auf Bildung Anspruch machen will, fordert, hätten wir eine ernstliche Rüge gegen diese Allthuerey und eine Ermahnung, sich, dem Zeitgeist zum Trotz, auf wenigere Gegenstände des Wissens zu beschränken, erwartet, weil sonst der Strom unserer Wissenschaft zwar immer breiter, aber auch immer seichter wird. In der siebenten Vorlesung wird die Spielwuth in ihren häslichen Folgen ins Licht gesetzt und durch ein schauderhaftes Beyspiel eines durch Glücksspiele zum Selbstmord gebrachten edeln Jünglings anschaulicher gemacht. Die achte Vorlesung warnt vor einigen Modethorheiten, unter denen die ästhetische Clique S. 188. nicht fehlt. Auch die Bemerkungen S. 179 ff. über ein gewisses Haschen nach Idealen, welches an der Tagesordnung ist, stehen an ihrem rechten Orte. Die reichhaltige neunte Vorlesung über Freundschaft des Jünglings und Mannes hat zwey Beylagen: 1) *Montaigne* von der Freundschaft, und 2) die Freundschaft im Leben und Tod, in der Geschichte zweyer Franzosen. Die zehnte und letzte Vorlesung ist überschrieben: die Religion des Jünglings und Mannes, und ist noch mit einem dramatischen Dialog: „die höchste Tendenz," begleitet, wel-

Digitized by Google

welcher die Ideen und Anſichten des Vfs. über Religion und insbeſondere über Chriſtenthum, als Ergänzung der Vernunftweisheit und Bedürfniſs der menſchlichen Natur, weiter ausführt. Der Vf. wird in dieſer Deduction und Apologie der Chriſtuslehre manchem Leſer über die Gränzen hinausgegangen zu ſeyn ſcheinen, die er hätte halten müſſen. Wir wundern uns, wie ihm nach S. 274. das Zeitalter keine Veranlaſſung darzubieten ſchien, gegen Schwärmerey in der Religion zu warnen; da doch an die Stelle des Strebens, Alles in der Religion begreiflich zu finden, unlängſt die myſtiſche, in dem Gebiet des Unbegreiflichen und der dunkeln Gefühle ſchwärmende, Anſicht der Religion getreten iſt, welches zu ſehr zeitgemäſsen Erinnerungen über wahre und falſche Myſtik hätte führen können. — Die Fortſetzung dieſer Vorleſungen hoffen wir nächſtens anzuzeigen.

JUGENDSCHRIFTEN.

FÜRTH, im Büreau f. Literatur: *Taſchenbuch für die deutſche Jugend.* Zur Unterhaltung, Belehrung und Veredlung herausgegeben von *Jacob Glatz.* (Auf das Jahr) 1803. XVI u. 256 S. — — Auf das Jahr 1804., mit dem Zuſatze: von *Weiſſe, Salzmann, GuthsMuths, Blaſche* u. a., herausgeg. von *J. Glatz.* XXIV u. 240 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die meiſten von den für die deutſche Jugend beſtimmten Taſchenbücher ſchienen dem Herausg. des vor uns liegenden luſtige Paſſagiere. Er entſchloſs ſich daher, mit Zuziehung einiger allgemein geſchätzten Schriftſteller, zur Herausgabe des gegenwärtigen, welches für 10—14jährige Kinder beſtimmt iſt. Es beſteht aus proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, welche gröſstentheils von Männern herrühren, die ſich bereits als Schriftſteller für die Jugend mit Ruhm bekannt gemacht haben. Beſonders hat Rec. die noch immer fortdauernde Geiſtesmunterkeit und gute Laune des ehrwürdigen *Weiſſe* aus deſſen hier mitgetheilten Fabeln mit Vergnügen bemerkt. Die poetiſchen Aufſätze des Herausg. ſind von geringem dichteriſchen Werth. Unter den proſaiſchen Aufſätzen empfiehlt ſich im Jahrg. 1803. der erſte: Julie, von *Salzmann*, und: der ehrliche Knabe, von *Starke*, durch Leichtigkeit des Vortrags und durch die hervorſpringende moraliſche Tendenz. Auch im Jahrg. 1804. iſt von Hn. *Salzmann* ein Aufſatz, in welchem Moſes Ehre gerettet wird. Die Indianerin und Maria, das unglückliche Mädchen (Jahrg. 1803.), von Hn. *Glatz*, ſind beſonders auf Anregung wehmüthiger Gefühle berechnet. Dem Aufſatze im Jahrg. 1804.: Hannchen, oder die verkannte Unſchuld, liegt ein bekannter Stoff zum Grunde. Beſſer hat uns des Hn. Diac. *Loſſius* zweyter Aufſatz: Karl Eckrodt, als der erſte: Eduard Heiſter, welcher zu gedehnt zu ſeyn ſcheint, gefallen. Die durch beide Jahrgänge fortlaufende Reiſebeſchreibung von dem Herausg. hat wegen der eingeſtreuten literariſchen Notizen mehr Intereſſe für Erwachſene, als ſie für Kinder haben kann. Hn. *GuthsMuths* Mittheilungen aus *Seb. Münſter's* Cosmographey von 1564. ſind unterhaltend; Hn. *Blaſche's* phyſikaliſches Familienfeſt und chemiſche Kunſtſtücke werden den kleinen Liebhabern dieſer Wiſſenſchaften nicht unangenehm ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Halberſtadt*, b. Dülle: *Prüfung der bisherigen ärztlichen Handlungsweiſe bey nicht ſelbſt ſtillenden Müttern.* Oder wann ſollen eigentlich Mütter ihren Säugling, wenn ſie iho nicht ſelbſt ſtillen dürfen, der Amme übergeben? Ein der Beurtheilung der Aerzte vorgelegter Verſuch, von Dr. *Albert Siebert.* 80 S. 8. (8 gr.) — Der Gegenſtand, welchen der Vf. in der hier angezeigten Schrift einer nähern Prüfung unterwirft, betrifft die alte Gewohnheit: ein Kind, welchem die Mutter nicht ſelbſt Nahrung zu reichen im Stande iſt, bald nach der Geburt der Amme zu übergeben; und die vorgeſchlagne Abänderung dieſer eingeführten Gewohnheit beſteht darin, daſs in Zukunft nicht jede Mutter, welcher das Selbſtſtillen ſchon im Voraus unterſagt werden muſs, ihren Säugling gleich nach der Geburt der Amme übergeben, ſondern ihn ſelbſt ſo lange ſtillen ſoll, bis ſie auſser der Gefahr des Wochenbettes iſt. Dieſe neue Verfahrungsweiſe wird von dem Vf. im Verfolge ſeiner Schrift mit neun, theils mehr, theils minder wichtigen Gründen unterſtützt, wobey aber dem Milchabſonderungsproceſſe ſowohl, als der unterdrückten Milch-Secretion ein viel zu bedeutender Einfluſs auf das Wohl oder Uebelbefinden der Wöchnerin (der Vf. leitet Kindbetterinnen-Fieber, weiſsen Fluſs, Skirrhen und Polypen des Fruchthälters u. dgl. m. gröſstentheils von dieſer Urſache ab) zugeſtanden wird. Die Gefahr des Wochenbettes iſt ferner ſehr relativ; oft wird ſie, bey ſchwächlichen Subjecten, durch das, nach des Vfs. Vorſchlage, empfohlne Selbſtſtillen vorſätzlich verlängert oder noch erhöht; und manche an Schwäche des Fruchthälters ſchon vorher leidende Frauen behalten oft mehrere Wochen nach der Niederkonſt einen blutigen Abgang aus den Geburtstheilen, welcher, wie Rec. häufig beobachtet hat, gewöhnlich erneuert und verſtärkt wird, wenn das Kind die Bruſt nimmt, wodurch alſo die projectirte Zunahme der Kräfte eher verhindert als befördert wird. Die im letzten Abſchnitte aufgeſtellte Unterſuchung über die Frage, bey welchen Müttern die Verfahrungsweiſe des Vfs. angewendet werden dürfe, enthält manche gute Vorſchläge und praktiſche Anweiſungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. März 1805.

BIBLISCHE LITERATUR.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Böse: *Der schriftstellerische Charakter und Werth des Johannes*, zum Behuf der Specialhermeneutik seiner Schriften untersucht und bestimmt. Voran ein *Nachtrag über die Quellen der Briefe von* [des] *Petrus, Jakobus und Judas und über das Verhältniß dieser Briefe zu andern neutestamentlichen Schriften.* Von *M. Joh. Dan. Schulze*, Privatlehrer der Philos. u. Theol. auf der Univ. zu Leipzig und P. C. VIII u. 364 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Im J. 1802. machte der Vf. unter dem nämlichen Titel eine ähnliche Schrift über die neutestamentlichen Ueberreste der App. Petrus, Jacobus und Judas bekannt (s. A. L. Z. 1802. Nr. 334.). Zwar läfst der sehr viel umfassende Titel wohl die Behandlung noch mehrerer Untersuchungspunkte erwarten, als der Vf. nach der Anlage dieser seiner Arbeit liefert und liefern wollte. Denn wie viel könnte noch zu einer Schilderung des schriftstellerischen Charakters und *Werths* hinzu kommen, was hier gar nicht berührt ist. Dennoch geben diese Arbeiten eine sehr fleifsige und brauchbare Zusammenstellung vieler die Eigenthümlichkeiten jener alten Aufsätze charakterisirenden Züge, welche von gründlichen Kenntnissen und forschendem Nachdenken des Hn. *Sch.* rühmliche Beweise enthält, andern aber theils manche Mühe ersparen, theils zu vielen Reflexionen Stoff geben kann. Im *Nachtrag* wäre es sehr nöthig gewesen, den ersten und den sogenannten zweyten Brief Petri überall von einander zu sondern, da der Ursprung des letztern von Petrus, nach der Schlufsstelle 3, 16., wo der alte Vf. schon von *allen* (πάσαις) Briefen des Paulus und zwar so redet, dafs er sie mit den übrigen heiligen Schriften (ὡς καὶ τὰς λοιπὰς γραφάς) in Parallele stellt, mehr als blofs unwahrscheinlich ist. Wie vermochte Petrus zu wissen, was Paulus in *allen* seinen Briefen sage oder nicht sage? Nur ein späterer Christ, vermuthlich ein paulinischer, welcher unter des Petrus Namen das Schisma der Pauliner und Petriner kleiner zu machen suchte, konnte sich so weit vergessen, dafs er voraussetzte, schon alle Briefe des Paulus seyen dem Petrus bekannt gewesen, und die Briefe der Apostel seyen schon vor ihrem Tode mit den übrigen heiligen Schriften geradezu in gleichen Werth gesetzt worden. Ferner hätte, nach *Storr*, wenn wir nicht sehr irren, eine ganz abfichtliche doctrinale Beziehung des Briefes Jakobus auf den an die Hebräer, besonders durch Vergleichung der ganzen Stelle von der πιστις und Jak. 1, 25. mit Hebr. 11, 31. dargethan werden können. Von S. 63. an beginnt die charakteristische Darstellung der schriftstellerischen Eigenheiten des Johannes. Diese wird vornehmlich zur Beurtheilung der Apokalypse wichtig, da schon *Dionysius Alex.* (*ap. Euseb.* H. E. 7, 24.) eine so entschiedene Verschiedenheit des Stils zwischen dieser und den anerkannt Johanneischen Schriften gefunden haben wollte, nnd ihm dieis so viele, die zum Theil für sich selbst die Sache viel genauer zu prüfen vermocht hätten, glauben oder zugeben. Dem Rec. dagegen bleibt es unbegreiflich, wie man diesem *Dionysius* eine unparteyische Beurtheilung der Schreibart zugestehen konnte, welcher doch in der nämlichen Stelle von dem Evangelisten und ersten Brief des Johannes uns versichern will, dafs darin gar kein Fehler gegen die griechische Sprache, kein barbarisches Wort oder Soloecismus oder auch nur Idiotismus vorkomme. (απταιστως κατα τ. Ελληνων φωνην γεγραπται . . πολλα γε δει βαρβαρον τινα φθογγον η σολοικισμον η ολως ιδιωτισμον εν αυταις ευρεθηναι) Wen feine Hypothese auf der einen Seite so blind machen konnte, wie kann dieser auf der entgegengesetzten, ohne Anführung eigener Beweise, unser Führer seyn? Viel merkwürdiger ist die bestimmte Nachweisung S. 105, dafs Hr. *Sch.* die im Evangelio nicht seltene Wendung, welche die Rhetoriker *Correctio* nennen, in der *Apok.* gar nicht gefunden habe. Dieis ist aber auch die einzige auffallende Unähnlichkeit. Und welcher Schriftsteller hat schon in seiner Jugend alle Wendungen der Rede, an die er im Alter gewöhnt ist? Von den S. 105. aufgezählten Ανακολουθοις und Αναντποδοτοις der Johanneischen Schriften, so wie von den Parentheses S. 121. möchten manche nur auf einer unrichtigen Interpunction beruhen; doch allerdings nicht alle. Joh. 2, 22. ist mit Luk. 24, 6—8. nicht zu vergleichen, wie S. 137. geschieht. Lukas deutet auf etwas, das J. sagte ετι ων εν τη Γαλιλαιᾳ, die Stelle des Johannes geht auf etwas von J. zu Jerusalem gesagtes. Gedrängt und kenntnifsreich bezeichnet Hr. *Sch.* den Zweck und Plan des Johanneischen Evangeliums. „Je mehr ich, schreibt er S. 212., über den Ursprung der ersten 14 Verse nachgeforscht und daneben auch die unter den Juden zu Alexandrien sehr beliebte Manier, die niedrigen und sinnlichen Darstellungen in ihren heiligen Schriften vermittelst der allegorischen Auslegung zu veredlen, kennen gelernt habe; desto wahrscheinlicher ist es mir geworden, dafs Johannes bey seinem Evangelium, welches er doch nach der Meinung beynahe aller Ausleger für Nichtjuden bestimmte, eine ähnliche Abficht hatte: nämlich Jesu

Erdenleben, welches den Heiden nach 1 Kor. 1, 23. 27. eine Thorheit ſchien, von der erhabenſten, glänzendſten Seite darzuſtellen, und, mit Vorbeylaſſung alles Niedrigen, was ſeine Geburt begleitete (auch mancher anderer, etwa anſtöſsiger Erzählungen, wie der Taubenerſcheinung bey der Taufe, dem Austreiben der Dämonen und dergleichen), nur die geiſtigen Begriffe anzudeuten, welche man, vermittelſt der allegoriſchen Exegeſe, in dem Factum der Erſcheinung Jeſu auf Erden entdecken konnte. Durch eine ſolche geheimnifsvolle Einkleidung (Auswahl und Anwendung) der Reden und Thaten Jeſu mufste nothwendig ſeine Religion für die gebildeten Griechen, welchen das Moraliſche nur im äſthetiſchen Gewande etwas werth war, mehrern Reiz bekommen. Hiezu mufsten dem Evangeliſten die Religionsphiloſopheme der alexandriniſchen Juden ſehr bequem ſcheinen, mit welchen Johannes theils ſchon durch die ſogenannte Salomoniſche Spruchſammlung, theils durch einige der apokryphiſchen Schriften des alten Teſtaments, theils auch durch den Umgang mit Gelehrten ſeiner Nation, wohl auch ſchon durch eignes Leſen mancher allegoriſirenden Propheten (unter den Therapeuten etc.?) vertraut worden war." Unter andern Gründen iſt allerdings mit dieſer Anſicht auch dieſs übereinſtimmend, dafs Johannes auf dieſe Art nicht gelehrter gemacht wird, als er in ſeiner Lage und nach der (auch aufser Paläſtina, zu Epheſus etc.) erhaltenen Geiſtesbildung ſeyn konnte. Viele andere Bemerkungen des Vfs. über das die Eigenthümlichkeit des Evangeliſten zeigen, wie ſehr in allen Rückſichten einerley Manier durch das Ganze deſſelben durchgehe, ſo deutlich, dafs nichts unwahrſcheinlicher ſeyn kann als die neuerlich vorgebrachte Muthmafsung, auch dieſes Evangelium möchte erſt in ſpäterer Zeit aus Fragmenten zuſammengeſetzt worden ſeyn. Auf ähnliche Weiſe wird hierauf der erſte Johanneiſche Brief analyſirt. Zu der Bemerkung S. 239. dafs in dieſem Aufſatz gewöhnlich Chriſtus blofs durch ἐκεῖνος angedeutet werde, kann hinzugeſetzt werden, dafs αὐτος in demſelben gewöhnlich auf Gott ſich beziehe. Hr. *Sch.* macht klar, dafs in dem erſten Johanneiſchen Brief ſich faſt kein einziger Gedanke finde, der nicht bereits im Evang. vorkam. Dagegen kann Rec. nicht vergeſſen laſſen, dafs, wie das Evangelium offenbar für Nichtchriſten geſchrieben iſt, der Brief unläugbar nur Chriſten beſtimmt war, welche Anfangs (ἀπ' ἀρχῆς) von einem andern, als dem Johannes das Chriſtenthum angenommen hatten. Daher beruft ſich Johannes ſo oft (Kap. 3, 11. 2, 7. 24. im zweyten Brief Vers 5. 6.) darauf, dafs er nicht eine neue Lehre oder Religionsforderung an ſie bringe, die ſie nicht „vom Anfang an" gehört hätten. Da die Gemeinden des Johannes nicht von Jeſus ſelbſt geſammelt waren, ſo kann Rec. der Erklärung des Vfs., dafs in dem Johanneiſchen Ausdruck *nicht neu* hier Beziehung auf die Vorträge Jeſu liege, nicht annehmen. Die epheſiniſchen und andre Gemeinden in der umliegenden Provinz Aſien waren von Paulus, ſ. Apoſtelgeſch. 19, 10. vgl. 16, 6. gegründet. Uebrigens iſt aus der verſchiedenen Richtung des Evang. und des erſten Briefs noch mehr, als aus den vom Vf. S. 254. gegen *Berger* angeführten Gründen klar, dafs der letztere nicht als Appendix von jenem zu betrachten ſey. Auch iſt zwar der erſte Johanneiſche Brief ſichtbar an beſtimmte Chriſtengeſellſchaften gerichtet, hat aber doch eben ſo ſichtbar mehr die Geſtalt und Art einer Ermahnung, *(paraeneſis encyclica)* als eines förmlichen Briefs. Hr. *Sch.* bemerkt Mattheit und Tautologie in dem Vortrage deſſelben, welche gegen das Ideenreiche und Lebhafte des Evang. ſehr abſteche, auch Seichtigkeit in den Gründen, welche der Vf. für ſeine Behauptungen aufſtelle, getraut ſich aber nicht zu beſtimmen, ob davon Alter, Eilfertigkeit im Schreiben, Verſtimmung des Gemüths oder was ſonſt die Urſache ſeyn möge. Die zwey kleinen Briefe ſind gleichſam Wort für Wort mit einander verwandt. Der Eine war an einen Johanneiſchgeſinnten Gemeindevorſteher, der Andere an eine Vorſteherin, wahrſcheinlich bey der nämlichen Gemeinde, gerichtet. So erklärt ſich die Gleichförmigkeit von ſelbſt, ohne Verdacht einer Entſtehung des dritten durch Nachahmung des zweyten. Bey Vergleichung der Apokalypſe zeigt ſich zuerſt, dafs der Vf. derſelben zwar voll von altteſtamentlichen Ausdrücken und Bildern, an den Gebrauch der Ausdrücke aus der alexandriniſchen Ueberſetzung aber nicht gewöhnt war. Die Vergleichung des Evang. mit dem alten Teſtament (S. 194—197.) zeigt, dafs deſſen Vf. auch öfters ſeine eigene Worte frey ſubſtituirt 1, 23. 8, 17. 12, 14. 15. Doch folgen ausdrückliche Citationen den LXX. 6, 45. 12, 38. 15, 25. 19, 24 36. Ausdrückliche Citationen nun fanden in der Apokalypſe nicht ſtatt. Dennoch ſind der Parallelen der Apokalypſe mit dem alten Teſtament, beſonders mit Ezechiel, ſo viele, dafs, wenn der Vf. an die alexandriniſche Verſion gewöhnt geweſen wäre, er bey ſo groſser Aehnlichkeit der Gedanken ſich der Gleichheit der Ausdrücke, vornehmlich der auffallenderen, nicht leicht hätte enthalten können. Nach Evangelium 12, 39. 13, 18. 19, 37. zeigt ſich, dafs der Vf. deſſelben ſich aus dem hebräiſchen Texte ſelbſt orientirte. Gerade die im Evangelio 19, 37. aus dem Hebräiſchen gegen die LXX. genommene Ueberſetzung ὄψονται, εἰς ὃν ἐξεκέντησαν liegt auch Apok. 1, 7. wörtlich zum Grunde, wo die LXX. ganz etwas anderes, nämlich: ἐπιβλέψονται πρός με, ἀνθ' ὧν κατωρχήσαντο, haben. Aller Aufmerkſamkeit werth iſt die Bekanntſchaft der Apokalypſe mit exotiſchen Sitten, Siegerkronen 2, 10. 6, 2. Hofpitalitätstafeln 2, 17. weifsen Triumphpferden 6, 12. 19, 14. dem Paludament mit Inſchriften 19, 11. der tauſendjährigen längern Seeleneinigung 20, 1—3. Auch der Vf. des Evangeliums iſt auf Sitten ſehr achtſam. 2, 6. 4, 9. 18, 28. 39. 19, 40. 41. u. dgl. Viele andere Aehnlichkeiten zwiſchen der Apokalypſe und den anerkannt Johanneiſchen Schriften müſſen wir (von S. 295—317.) zum Nachleſen empfehlen. Sie beſtehen bey weitem nicht blofs in Zügen, welche etwa ein Nachahmer leicht aufgreifen könnte, ſondern meiſtens in Gleichheit der

der Begriffe, Meinungen, Anſichten der Dinge und eigenthümlichen Wendungen. Man wird auſser dem, was Hr. *Sch.* anführt, auch noch Apok. 1, 5. λουσαντι mit 1 Joh. 1, 7. καθαριζει, 3, 2. 2, 7. θεος μου nach der VL. mit Evang. 3, 12. 20, 17. 3, 2. εισελευσομαι etc. mit Evang. 14, 23. — 13, 8. mit Evang. 17, 8. vergleichen können, auch den Widerwillen des erſten Briefs Johannes gegen diejenigen λεγοντες, εγω εγνωκα! (Frühe Gnoſtiker), welche dadurch eine Freyheit zum Sündigen beabſichtigten, mit dem Eifer, welcher in den der Apokalypſe voranſtehenden Briefchen an aſiatiſche Gemeinden gegen die ähnliche βαθη του Σατανα auflodert, ſehr parallel finden. Noch ein Hauptpunkt. Im Evang. geſchieht alles „zur Ehre der Gottheit" (ινα δοξασθη ὁ πατηρ). Eben ſo iſt Preis Gottes der immerwährende Refrein der Apokalypſe, wo irgend ein Fortſchritt der göttlich meſſianiſchen Theokratie ſymboliſirt iſt. Zum Schluſſe macht Hr. *Sch.* noch auf die Spuren von heftigem Feuereifer im Charakter des Johannes aufmerkſam, welche ihn dem Vf. der Apokalypſe ähnlich machen. Hat man auch den Namen Βοανεργες (ohne Wahrſcheinlichkeit) anders zu erklären verſucht, ſo bleibt jene Frage: Sollen wir Feuer vom Himmel fallen laſſen, deſto ſprechender. Das Auskunftsmittel: daſs dem Johannes in der Jugend ein Aufbrauſen, im Alter ein ſanfter Charakter eigen geweſen ſeyn könne (S. 330. Note) iſt ein Conciliationsverſuch, der auf einer *petitio principii* beruht. Woraus nämlich wäre denn die Sanftheit des Johannes erwieſen? Selbſt wo er voll Liebe zu Geliebten ſpricht, iſt er nicht ohne Spannung, ohne Heftigkeit der Empfindungen. Auch ſeine Moral iſt nirgends ohne Schwärmerey. Lebhafte Rührungen der Liebe von Gott und zu Gott ſind ihre Triebfedern. Gegen unſittliche Gegner des Chriſtenthums aber iſt die Apokalypſe im Grunde nicht heftiger, als 1. Joh. 2, 23. 3, 8. 15. 5, 16. 2. Brief Vers 10. Und der, welcher im Umgang mit Jeſus gegen die Samaritaner, welche ihm die Aufnahme verweigerten, wie Elias das Feuer vom Himmel brauchen wollte, ſah, nach der Tradition, in ſeinem Alter in einem gewiſſen Häretiker nichts minderes, als den „Erſtgebornen des Satans," über welchen wohl gar die Badeſtube zuſammenſtürzen könnte. Wo bliebe demnach der hiſtoriſche Grund zu jener Vorausſetzung der Sanftheit? die ganze Täuſchung über den Charakter des Johannes ſcheint darauf zu beruhen, daſs man ihn in der herzlichen Sprache (τεκνια etc.) reden hörte und nicht zugleich die pſychologiſche Bemerkung machte, daſs auch dergleichen Ergieſsungen feuriger Liebe eben ſo ſehr Beweiſe innerer Heftigkeit des Gemüths ſind, als die Ausbrüche des Unwillens in der entgegengeſetzten Leidenſchaft.

LEIPZIG, b. Märker: *Hiſtorico-critica explicationum parabolae de improbo oeconomo deſcriptio*, qua varias variorum interpretum ſuper Luc. XVI, 1 — 15. expoſitiones digeſtas, examinatas, ſuamque ex apocryphis V. T. potiſſimum hauſtam exhibuit *M. Joh. Chriſtoph. Schreiter*, Rev. Miniſterii Candid. et Collegii philobiblici ſocius. 1803. 14½ B. 8.

Allerdings iſt die Parabel *vom ungetreuen Haushalter* und die Anwendung, die Jeſus davon macht, ein ſehr ſchwieriger Abſchnitt der evangeliſchen Schriften; der Vf. hat nicht weniger als fünf und achtzig Ausleger derſelben angeführt, auf deren Meinung er in ſeiner Abhandlung Rückſicht nimmt, und ſeine Erklärung wird wohl auch nicht die letzte ſeyn; es war alſo gewiſs der Mühe werth, dieſen *locum vexatiſſimum* einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und Hr. *Schr.* fand dabey Gelegenheit, ſeine ſchönen Kenntniſſe an den Tag zu legen. Zwar iſt er etwas zu weitläuftig zu Werke gegangen, und er hätte ſich ohne Zweifel kürzer faſſen können; allein bey einer Probeſchrift, wie er liefern wollte, verfällt man leicht in dieſen Fehler, weil man lieber zu viel als zu wenig thun will, und ſeine Arbeit verdient immer Achtung und Dank. In dem erſten Kapitel handelt er *de indole et interpretatione parabolae;* in dem zweyten werden die verſchiedenen Meinungen, betreffend die Parabel vom ungerechten Haushalter, und die Anwendung, die Jeſus davon macht, unter Rubriken gebracht; von dem dritten bis zum achten Kapitel werden dieſe Meinungen nach der von dem Vf. gemachten Eintheilung gewürdigt, und endlich in dem neunten Kapitel trägt er ſeine eigne Meinnng vor. Er hält den Oekonom nicht ſo wohl für einen *gewinnſüchtigen*, als für einen ſeine Pflicht verſäumenden Mann, unter deſſen nachläſſiger Verwaltung die Güter ſeines Herrn verſchleudert wurden (διεσκορπιζοντο); hierin wird man ihm auch gerne beyſtimmen, ſo wie man auch ungeachtet desjenigen, was neulich der Vf. der *Kritik über den Paulusſchen Commentar* zu Gunſten dieſes Hausverwalters vorbrachte, die Ueberzeugung mit ihm theilen wird, daſs die Anträge, die der Oekonom den Pächtern that, ſchelmiſcher Art geweſen ſeyn; allein die Conſequenz ſcheint zu fodern, daſs οἰκονομος της ἀδικιας, μαμωνας της ἀδικιας, und ἀδικος μαμωνας, die ſo nahe bey einander ſtehen, *gleich* genommen werden; nun iſt aber οἰκ. τ. ἀ. dem Vf. *diſpenſator improbus*, μαμ. τ. ἀ. hingegen überſetzt er durch *opes vanae, caducae;* nun vergleicht er zwar ἀδικος mit dem hebräiſchen עול und ſagt, daſs nach dem Sprachgebrauche der Siebziger das dieſem Worte entſprechende ἀδικον in mehrern Stellen für *falſum, vanum, improbum* genommen werde; dadurch wird aber die Schwierigkeit nicht gehoben; denn dadurch entſteht doch immer eine Ungleichheit in der Auslegung; bey οἰκονομος heiſst ἀδικια *improbitas*, bey μαμωνας hingegen *vanitas*. Es wird ferner dem Vf. zwar zugegeben werden, daſs der κυριος Vers 8. der *herus diſpenſatoris* ſey; allein hieraus folgt nicht, daſs darum auch die Worte: ὁτι οἱ υἱοι u. ſ. f. bis zum Ende dieſes Verſes dieſem Manne, nicht aber Jeſu in den Mund gelegt werden müſſen, und daſs καγω in dem folgenden Verſe *adverſative* zu nehmen ſey; in dieſem neunten Verſe findet Hr. *Schr.* eine Accommodation

dation zu den Meinungen der ſpätern Juden, daſs die Anwendung der vergänglichen Güter dieſer Erde zu liebreichen Almoſen den Gebern die *Fürbitte* der Unterſtützten noch im Himmel auswirke, und daſs die erquickten Armen ihre Wohlthäter im Tode dankbar bewillkommen und in die himmliſchen Wohnungen aufnehmen. Den letztern Sinn legt bekanntlich auch Hr. *D. Paulus* in ſeinem *Commentar* in die Worte dieſes Verſes. Ueber die Tendenz dieſes Abſchnitts im Allgemeinen drückt ſich der Vf. ſo aus: „*Omnis argumentationis ratio eſt haec: diſpenſator prudentiam ſuam probaverat, at improbe ac male egerat. Illam Jeſus ſpectat atque ſuis commendat, hac tamen lege addita, ut eam perpetuo ſanctitatis ſtudio moderandam et conſtanter Dei voluntati ſubmittendam praecipiat*" (hiervon kann Rec. in dem Texte dieſer Perikope nichts finden); „*ita enim futurum eſſe, ut incertarum et fallacium divitiarum uſu nobis certa ac perpetua bona, Dei ſanctiſſimi benevolentia et aeterna felicitas contingant.*" Schwerlich dürfte durch dieſe Erklärung des Vfs. die Sache ganz auf das Reine gebracht ſeyn; vielmehr bleiben neue Zweifel bey dieſer Anſicht übrig, die einer glücklichen Hebung bedürfen. Deswegen verdient aber doch der Vf., der auch durch ſeine Beſcheidenheit, und durch ſeine *Dankbarkeit* gegen ſeine Lehrer, vorzüglich gegen Hn. *D. Keil* für ſich einnimmt, das Lob, einen erfreulichen Beweis von ſeinen guten theologiſchen Studien durch dieſe Schrift gegeben zu haben.

NEUERE SPRACHKUNDE.

STUTTGARTT, b. Metzler: *Synonymes français, par Diderot, d'Alembert et de Jaucourt. Suivis d'une Table alphabetique, dans laquelle on trouve les renvois des différentes ſignifications qui conviennent à chaque ſynonyme.* 1802. 314 S. 8. (16 gr.)

Die ſchätzbaren Arbeiten eines *Girard*, *Beauzée* und *Roubaud* erhalten bekanntlich viel metaphyſiſche, hiſtoriſche und etymologiſche Unterſuchungen, die oft in lange fremdartige Abſchweifungen ausarten, wie das vornehmlich bey dem letztern der Fall iſt. Im gegenwärtigen ſehr mäſsigen Octavbande erhalten wir die Synonymen, welche *Diderot*, *d'Alembert* und *de Jaucourt* durch die *Encyclopédie* in Umlauf brachten. Da nicht jeder ſich dieſes koſtbare Werk anſchaffen kann, ſo muſs den Liebhabern der franzöſiſchen Sprache dieſer Auszug ein willkommenes Geſchenk ſeyn, da die hier gelieferten Synonymen den weſentlichen Unterſchied der ſinnverwandten und faſt gleichbedeutenden Wörter der franzöſiſchen Sprache kürzer, klarer und beſtimmter vor Augen legen, als in den bisher erſchienenen Syſtemen der Art geſchehen iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Meiningen*, b. Haniſch W.: *Der Saftbieb in ſeinen Wirkungen betrachtet, von Wilh. Heinr. Käpler*, Herzogl. S. Weimariſchem und Eiſenachiſchem Wildmeiſter zu Oſtheim etc. 1804. 67 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. erklärt erſtlich, wie ſein Vater auf dieſe Bewirthſchaftung der Schlaghölzer gekommen ſey. Er hätte nämlich einmal im Herbſt und Winter nicht genug Holzhauer bekommen können, und daher den Hieb in einer rauhen Rhöngebirgs-Gegend bis zu der Zeit, da das Laub ſchon ausgeſchlagen geweſen, aufſchieben müſſen, und zu ſeinem Erſtaunen hätten alle Holzarten jenes Schlags noch in demſelben Jahre einen ſtärkern und dichtern Lohdentrieb erhalten, als auf den vorhergehenden Schlägen von 6—7 Jahren. Um dann zu beweiſen, wie wirkſam der Saftbieb ſey, führt der Vf. drey Arten Rothbüchenſtangenholz von 37 Jahren an, auf welchen er 84 Klaftern Holz und 42 Schock Reiſig erhielt. Wenn dieſer Ertrag bloſs Folge des Saftbiebs iſt, ſo iſt er allerdings zu bewundern und allenthalben nachzuahmen. Allein um den Leſer vollkommen zu überzeugen, hätte der Vf. angeben ſollen, wie viel von dieſer Quantität auf das mit abgetriebene Oberholz zu rechnen ſey. Und obgleich Rec. jene Gegend nicht kennt, ſo weiſs er doch, daſs der Boden des Rhöngebirges Baſalt iſt (der beſte für die Rothbuchen, und faſt für alle Holzarten), und daſs es, wie faſt allenthalben, ganz gewiſs dort auch keine ganz reinen Buchen-Stangenhölzer ohne Oberholz geben mag. Um alſo zu erfahren, wie viel eines Theils Klaftern eigentlicher Stangenhölzer, die auch bloſs auf den Saftbieb Bezug haben können, daſelbſt in 37 Jahren erwachſen wären, und andern Theils welche Proportion des Ober- und Unterholzes eigentlich Hr. *Käpler*, als ein erfahrner Forſtmann, mit Vortheil auf Einen Acker *mutatis mutandis* annimmt, hätte er dieſs und alle dabey zu berückſichtigenden Umſtände genauer detailliren ſollen. Auch kömmt es, wie bekannt, nicht auf 3 Ar. an, ſondern überhaupt darauf, wie ſich das Wachsthum und der Ertrag des Stangenholzes nach dem Saftbieb und wie nach der gewöhnlichen Schlagzeit auſser der Saftzeit verhält. Der Vf. wird alſo die Freude haben, daſs ſein Saftbieb allgemein eingeführt wird, wenn er angiebt: 1) die Region und den Boden, oder überhaupt das örtliche ſeiner Stangenhölzer, 2) die Arten und das Verhältniſs derſelben zu einander, 3) die Proportion zwiſchen Ober- und Unterholz, 4) den Turnus und die Ackerzahl, 5) den jährlichen Extract aus den Forſtrechnungen ſeit etwa 20 Jahren auf ſeinem nach der Saftbiebs-Methode behandelten Reviere etc. Will er das Forſtpublikum bis zur Gewiſsheit überzeugen, ſo muſs er ſich zugleich aus der Nachbarſchaft, die einerley Boden und Lage hat, und wo nicht im Safte gehauen wird, die Data von Nr. 2—5. zu verſchaffen ſuchen. Dann wird man ſogar keine phyſikaliſchen Gründe mehr von ihm verlangen, und er hat nicht nöthig, nach S. 17. über die Widerſprecher „wovon ſogar mancher Lehrſtuhl noch nicht frey iſt, indem ſie ohne Prüfung im Walde, den Vorwand zu machen ſuchen, daſs dorch die Länge der Zeit doch die Stöcke ins Verderben giengen (!)" unwillig zu ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. März 1805.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Coblenz, b. Laffaulx: *Code civil de la République française. Tome I. Première* Livraison (enthaltend das *erste* Buch — *Lois personelles*) 97 S. und *Tome II. Première* Livraison (enthaltend das *dritte* Buch und deſſen erſte Abtheilung. *Des ſucceſſions des Teſtamens et des donations entre-vifs*) 97 S. An. XI. 8 (20 gr.)

2) *Ebendaſ.: Civil-Geſetzbuch der Franzöſiſchen Republik.* Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von *F. Laſſaulx*, öffentlichen Vertheidiger bey den Tribunalien zu Coblenz. *Erſter* Theil. XI u. 368 S. Jahr 11. *Zweyter* Theil. X u. 204 S. Jahr 12. *Dritter* Theil. 369 S. (erſchien ebendaſ. aber bereits im Jahr 11.) 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

3) *Ebendaſ.: Die geſetzliche Erbfolge in der Franzöſiſchen Republik* nach dem Geſetze vom 29. Germinal 11. Klaſſificirt und mit Beyſpielen erläutert von *Karl Friedrich Pfender*, Notär (Notar) zu Kirchberg im Rhein- und Moſel-Departement. J. XII. (1804.) 74 S. (6 gr.)

Nicht bey allen Völkern iſt das Bedürfniſs eines eigenen und neuen Geſetzbuchs ſo groſs als bey den Franzoſen. Da, wo die geſellſchaftlichen Bande in der alten Verknüpfung blieben, und Regent und Nation aus dem betretenen Gleiſe gewohnter Verhältniſſe nicht heraus ſchritten, kann nur die Frage ſeyn von der gröſsern Wohlthat eines vaterländiſchen, nach einem feſten, allumfaſſenden Plane entworfnen und von einerley Geiſte beſeelten Geſetzbuches, und von den Vorzügen deſſelben vor einem fremden, ſubſidiariſchen Rechte und vor einzelnen, nach den jedesmaligen Umſtänden und von oft ſehr verſchieden geſinnten Herrſchern gegebenen Vorſchriften. Eine Nation hingegen, die ihre bisherige Regierungsform ganz verändert, alte vorher heilig gehaltene Formen und Verhältniſſe zerſtört, mit einem Worte das bisherige geſellſchaftliche Band ganz zerriſſen, einer ſolchen Nation iſt ein neues, eigenthümliches, allgemeines Geſetzbuch das dringendſte Bedürfniſs; und in dieſem Falle befindet ſich das franzöſiſche Volk. In einem Staate, welcher ſich Ein und untheilbar nennt, konnten keine Particular-Rechte und beſondere Statuten einzelner Provinzen oder Oerter mehr gelten; ſondern alle Bürger muſsten einerley Geſetzen folgen: unter einem Volke, welches aus lauter Republikanern beſtehen wollte, muſsten die Geſetze über die Ungleichheiten der Stände, mit den letztern ſelbſt und allen daraus abgeleiteten Folgen verſchwinden: Da wo die Gleichheit eines der erſten Staatsgrundgeſetze iſt, muſsten alle ſolche Geſetze auſser Kraft geſetzt werden, die in andern Staaten darauf abzwecken, durch Fidei-Commiſſe, Majorate, Renunciationen der Tochter auf die zu hoffende Erbſchaft zu Gunſten des Bruders, und andere ähnliche Anſtalten den Glanz einzelner Familien zu erhöhen; es muſsten auch alle Privilegien wegfallen und alle Bürger vor dem Geſetze gleich ſeyn. So waren ferner die franzöſiſchen Begriffe von Freyheit mit den Lehnsverhältniſſen, den Frohnen, dem Abzuge- und einigen andern läſtigen Rechten unvereinbar: und endlich konnten unter einem Volke, wo die Unterſuchungen ſcharfſinniger Philoſophen über Staat und Kirche, und die verſchiedene Natur der bürgerlichen und kirchlichen Verhältniſſe, ſo allgemein verbreitet, wenn auch nicht allgemein verſtanden waren, die canoniſchen Begriffe über die Ehe und einige andere Gegenſtände, bey denen die Kirche ſich angemaſst hatte, das Amt des bürgerlichen Geſetzgebers zu verwalten, nicht länger Anwendung finden.

Bey den trefflichen Vorarbeiten im Fache der Legislatur iſt man berechtigt von einer jeden neuen etwas vorzügliches zu erwarten. Die Geſchichte der deutſchen Geſetzgebungen in den neuern Zeiten erzählt, daſs Preisfragen wegen Abfaſſung des beſten Geſetzbuches aufgegeben, und der von den denkendſten Männern mit Vollſtändigkeit in allen ſeinen Theilen ausgearbeitete Entwurf Gelehrten und Geſchäftsmännern von anerkanntem Verdienſt zu Jahrelanger Prüfung mitgetheilt wurde, ehe die gültige Bekanntmachung der neuen Ordnung erfolgte: und daſs ſelbſt nachher dieſelbe nicht eher geſetzliche Kraft erhielt, als bis ein hinlänglicher Zeitraum verfloſſen war, in welchem die Unterthanen ſich mit dem Inhalte der neuen Verordnuogen ſattſam bekannt machen konnten. — Die franzöſiſchen Geſetzgeber haben dagegen nicht gewartet, bis das Ganze vollſtändig ausgearbeitet war, ſo daſs ein Theil auf den andern das nöthige Licht verbreiten konnte: Sie haben hierin ſelbſt weniger gethan, als in den anarchiſchen Zeiten geſchah, wo man ſich auch bereits mit einer neuen Legislatur beſchäftigte und doch für nöthig hielt, einen, die Grundlage des Ganzen enthaltenden und alle Gegenſtände kurz befaſſenden Entwurf voraus zu ſchicken (man ſehe den aus *Cambacérès* Feder gefloſſenen *projet de code civil*). Weit davon entfernt, das Werk mit einer bedächtigen Langſamkeit vollſtändig auszuarbeiten und einer ſorgfältigen Prüfung competenter Richter zu unterwerfen und bis dahin die Promulgation auszuſetzen, hat man das neue Geſetzbuch theilweis

Digitized by Google

erſcheinen laſſen und nach einer kurzen Debatte in einem mündlich deliberirenden Collegio die einzelnen Verordnungen ſofort zu allgemein verbindlichen, und an die Stelle der vorher beſtandnen Rechte und Gewohnheiten tretenden Geſetzen erhoben. Man iſt dabey ſo wenig auf Plan und Ordnung bedacht geweſen, daſs vielmehr auf das erſte Buch (enthaltend die Geſetze vom 14. 17. 20. 23. 24. 26. 30. Ventoſe und 2. 3. 5. 8. Germinal im Jahr 11., wobey die angegebnen Tage zugleich die Dauer der Berathſchlagungen anzeigen) ſofort das dritte folgte (enthaltend die Geſetze vom 29. Germinal und 13. Floreal 11.) und das zweyte Buch erſt im Monat Pluvioſe des Jahrs 12 erſchien.

Wir wollen gegenwärtig eine Ueberſicht der bis jetzt erſchienenen Theile voraus ſchicken, und dann unſere unmaafsgeblichen Erinnerungen und Bedenken beyfügen.

Das franzöſiſche Geſetzbuch enthält *einen Präliminar-Titel*, von der Verkündigung, den Wirkungen und der Anwendung der Geſetze im allgemeinen; und *drey Bücher*, das erſte *von den Perſonen* in eilf Geſetzen (515 Artikel), das zweyte von den *Gütern* und den verſchiedenen Modificationen des *Eigenthums* in vier Geſetzen (von A. 516 bis A. 710.), das dritte von den verſchiedenen *Arten* das Eigenthum zu *erwerben* in zwanzig Geſetzen, von welchen wir jetzt erſt die zwey erſtern über die *Erbfolge*, die *Schenkung* unter den Lebendigen und die *Teſtamente* (bis zum A. 1100.) vor uns haben.

Alle Artikel haben eine durchlaufende Ziffernfolge. Dieſe Ordnung iſt erſt durch das Geſetz vom 30. Ventoſe XII. eingeführt. Wir folgen beym Allegiren der Artikel der älteren, in den oben angezeigten im Druck erſchienenen Sammlungen beobachteten Ordnung, nach welcher im *dritten* Buch die Artikel wieder von Nr. 1. an gezählet werden.

Die Promulgation eines Geſetzes wird als bekannt angenommen in dem Departement wo die Regierung ihren Sitz hat, Einen Tag nach der Promulgation; in den andern Departements nach Verfluſs dieſes Zeitraums und ſo vielen Tagen, ſoviel mal 20 franzöſiſche Meilen der Hauptort des Departements von dem Orte entfernt iſt, wo die Promulgation wirklich geſchah. (A. 1.)

Die Geſetze über den Civilſtand und die perſönlichen Rechtsverhältniſſe verbinden die Franzoſen ſelbſt wenn ſie ſich in fremden Ländern aufhalten. Die Fremden genieſsen in Frankreich dieſelben Rechte, die den Franzoſen in dem Vaterlande des Fremden zugeſtanden werden. (11.) Der *Fremde, wenn er ſich auch nicht in Frankreich aufhält, muſs* doch *bey den franzöſiſchen Gerichten Recht leiden, wegen der mit einem Franzoſen eingegangenen Verbindlichkeiten*, dieſe mögen übrigens in Frankreich, oder in der Fremde eingegangen worden ſeyn! (14.) Ein Franzoſe kann auch vor den franz. Gerichten wegen eines, mit einem Fremden in der Fremde eingegangenen Vertrags belangt werden. (15.). Die *Vorrechte* eines franzöſiſchen *Bürgers gehen* unter andern *verloren*, durch die Annahme eines öffentlichen Amtes oder einer öffentlichen Verrichtung bey einer fremden Macht, ſo wie durch die Verbindung mit einer fremden Corporation, wobey Unterſcheidungen der Geburt nothwendig ſind. (17.) Von den wirklich muſterhaften Vorſchriften über die *actes de l'état civil* bemerken wir hier folgende: Die *Geburt* des Kindes muſs der Orts-Obrigkeit angezeigt, und das Kind ihr vorgewieſen werden, woraus das Gebürtszeugniſs in Gegenwart zweyer Zeugen ausgeſtellt wird. (55.) Keine *Beerdigung* darf geſchehen, ohne einen obrigkeitlichen Erlaubniſsſchein, der nicht eher ertheilet werden darf, als nach gehöriger, durch Anſicht des Leichnams erhaltenen Ueberzeugung von dem wirklichen Ableben. Die Beerdigung ſoll, auſser in den von der Polizey gemachten Ausnahmen, nicht eher als nach 24 Stunden (?) nach dem Ableben geſchehen. (77.) Die *Abweſenheits-Erklärung* ſetzt eine Bitte der intereſſirten Theile und eine vorläufige Unterſuchung der Umſtände voraus, die durch einen richterlichen Beſcheid verhängt wird. Ein Jahr darauf kann die Abweſenheits-Erklärung erfolgen. Dieſe bewirkt, daſs, im Fall der Güter-Gemeinſchaft zwiſchen Ehegatten der zurückgelaſſene Theil, ſonſt aber die Erben, und zwar wenn ein Teſtament vorhanden iſt, welches eröfnet werden ſoll, die teſtamentariſchen Erben und Legatare unter Caution, in den Beſitz des Vermögens, *resp.* der vermachten Sachen, auf ihr Anſuchen geſetzt werden. Sie brauchen dem Abweſenden, wenn er wieder erſcheint, nur $\frac{1}{5}$ der Einkünfte wieder zu erſtatten, daferne dieſs binnen 15 Jahren, von der Zeit ſeines Verſchwindens an gerechnet, geſchieht; und den zehnten Theil im Fall einer ſpätern Wiederkehr; nach 30jähriger Abweſenheit gehören dem Beſitzer und Verwalter die ganzen Früchte. — Nach Verlauf von 30 Jahren, oder auch, wenn 100 Jahre nach der Geburt des Abweſenden verfloſſen ſind, kann zur Vertheilung ſeiner Güter geſchritten werden. (112 fgg.)

Die Succeſſion in das Vermögen des Abweſenden wird eröffnet, zu der Zeit, da ſein Tod bewieſen werden kann, zum Beſten der Erben, welche zu dieſer Zeit die nächſten ſind; an welche alsdann die bisherigen Beſitzer und Verwalter derſelben, jedoch mit Vorbehalt jener Vortheile, daſſelbe auszuantworten haben. Wenn der Abweſende nach der Theilung ſeines Vermögens wieder erſcheint, ſo erhält er ſeine Güter wieder in dem Zuſtande, wie ſie ſich befinden ſollten (132.), den Werth der veräuſserten, *oder* die für das Kaufpretium der veräuſserten Sachen anderweit angeſchaften Dinge (Frage, bey wem ſteht die *Wahl?*). Die Deſcendenten können auch noch binnen 30 Jahren nach der Vertheilung auftreten, und ſich in gleicher Maaſse wieder reſtituiren laſſen. Wer ein Recht zum Beſten eines Abweſenden reclamirt, muſs beweiſen, daſs derſelbe zu der Zeit, da das Recht ihm zufiel, exiſtirte. (135.)

Zur *Ehe* wird ein Alter von vollendeten 18 Jahren bey dem Manne, und von vollendeten 15 Jahren bey der Frau, erfordert. (144.)

Die

Digitized by Google

Die *Eheverbote* erſtrecken ſich in der Seitenlinie bis auf den Oheim und die Nichte, die Tante und den Neffen (157.). Es iſt bey Männern unter 25, und bey Frauenzimmern unter 21 Jahren die *Einwilligung* der Aſcendenten, oder in deren Ermangelung eines Familienraths nöthig; und auch bey ältern Perſonen iſt die älterliche Einwilligung der Abſchlieſsung der Ehe erforderlich. Zu den *Heiraths-Förmlichkeiten* gehöret ein zweymaliges Aufgebot von 8 Tagen zu 8 Tagen vor dem Gemeindehauſe durch eine obrigkeitliche Perſon, *welche wiederholet werden muſs, im Fall die Verlobten ein Jahr lang die Hochzeit verſchoben hätten* (65.). Die eheliche Verbindung wird geſchloſſen, im Angeſicht der obrigkeitlichen Perſon, der in Gegenwart von vier Zeugen die Verlobten nach Vorleſung der Stellen des Geſetzbuchs über die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Eheleute im Namen des Geſetzes zuſammengiebt. Hätten ein Paar Perſonen ohne Beobachtung dieſer Förmlichkeiten als Mann und Weib mit einander öffentlich gelebt, ſo ſind nach ihrem Tode ihre Kinder nichts deſtoweniger als rechtmäſsige Kinder zu betrachten (eine Verordnung, die viel Aehnlichkeit hat mit der über die Brautkinder in einigen deutſchen Staaten). Sonſt aber gehöret der Mangel der Beobachtung der vorgeſchriebenen Förmlichkeiten mit zu den Fällen, in welchen die Nichtigkeitsklage von einem Ehegatten wider den andern angeſtellt werden kann. (185.)

Schwiegerältern und Schwiegerkinder ſind ſo lange, als das Band der Schwägerſchaft dauert, einander *Alimente* ſchuldig. (200.)

Merkwürdig iſt es, daſs die franzöſiſchen Geſetze die *Frau gänzlich der Autorität ihres Mannes*, in allen ihren rechtlichen Handlungen unter den Lebendigen unterwerfen. (209 fgg.)

In der Materie der *Eheſcheidungen* ſtimmen die neuen franzöſiſchen Geſetze ſehr mit den proteſtantiſchen Grundſätzen überein; nur iſt ein merkwürdiges Geſetz hinzugekommen, das in dieſer Art ſelbſt der im Puncte der Eheſcheidungen ſehr nachſichtigen preuſsiſchen Geſetzgebung unbekannt iſt, nämlich daſs ein Paar Ehegatten auch durch *gegenſeitigen Diſſenſus* das eheliche Band wieder auflöſen können. Doch hat man ſolche Einſchränkungen beygefügt, daſs dieſe Erlaubniſs der Sittlichkeit nicht nachtheilig werden kann. Es iſt nämlich erforderlich; 1) daſs der Mann über 25 Jahr, die Frau über 21 Jahr, nicht aber über 45 Jahr alt ſey. (Die letzte Beſchränkung wünſchten wir weggenommen.) 2) Daſs ſie länger als 2 Jahr, nicht aber über 20 Jahr verheirathet geweſen. (Der letztgedachte Umſtand müſste doch nicht ohne Unterſchied die Eheſcheidung hindern.) 3) Daſs ihre Aſcendenten dazu ihre Einwilligung ertheilet haben; 4) daſs, nachdem ſie auf Scheidung angetragen haben, Ein Jahr gewartet werde, um zu verſuchen, ob nicht in der Zwiſchenzeit eine Verſöhnung möglich ſey? Auch dürfen 5) die ſolchergeſtalt geſchiedenen Eheleute in 3 Jahren ſich nicht anderweit verheirathen. (291.) 6) Daſs das Eigenthum der Hälfte des Vermögens eines jeden der beiden Eheleute den Kindern von der Zeit der erſtern Declaration zufalle. (299.) Geſchiedene Perſonen können ſich in der Folge nicht wieder heirathen (?) (289.)

Die Kinder bleiben in der Regel bey demjenigen Theile, der die Scheidung bewirkt hat, und im Falle der mit gegenſeitiger Uebereinſtimmung getrennten Ehe, muſs eine gemeinſchaftliche Uebereinkunft getroffen werden. (296. 274.)

Als die *äuſserſten Zeitpunkte der Empfängniſs* eines Kindes nehmen die franzöſiſchen Geſetze den 300ſten und 180ſten Tag an. Selbſt wenn das Kind vor dem 180ſten Tag der Heirath geboren worden, und lebensfähig iſt, ſo kann es der Mann nicht ableugnen, wenn er die Schwangerſchaft der Frau gewuſst, oder er bey der Geburt nicht proteſtirt hat.

Eine *nachfolgende Ehe* legitimirt die Kinder nur, wenn ſie von den Aeltern entweder vor oder bey Schlieſsung derſelben wirklich anerkannt worden ſind. (325.) Die franzöſiſchen Geſetze wiſſen nichts von der *Legitimatio per Reſcript. Principis;* dafür iſt die *Anerkennung eines natürlichen* Kindes durch ſeinen Vater oder ſeine Mutter getreten. Ein ſolches anerkanntes Kind erbt, wenn es mit legitimen Deſcendenten concurriret, $\frac{1}{3}$ eines Kindestheils; wenn es mit Aſcendenten oder Geſchwiſtern des Verſtorbenen, concurriret, $\frac{1}{2}$; wenn es mit andern Verwandten concurriret $\frac{3}{4}$ eines Kindestheils. Wenn aber keine ſucceſſibele Verwandten vorhanden ſind, ſo erbt es das Ganze. — Es findet keine Klage darauf ſtatt, daſs Jemand für den Vater eines Kindes erklärt werde, ausgenommen im Fall einer Entführung, wohl aber darauf, daſs eine Perſon für die Mutter erklärt werde. (334.)

Die *Adoption* iſt nur ſolchen Perſonen erlaubt, die über 50 Jahr, und wenigſtens 15 Jahr älter ſind, als derjenige, den ſie adoptiren wollen, ſo wie ſolchen die keine legitime Deſcendenten haben. (337.) Die Adoptiv-Kinder müſſen in ihrer Minderjährigkeit 6 Jahr vorher von dem Adoptiv-Vater ununterbrochen (!) unterſtützt worden, auch zur Zeit der Adoption volljährig ſeyn. Der Adoption muſs auch eine Unterſuchung von Seiten der Obrigkeit vorhergehen, welche, ohne Gründe ihrer Entſcheidung anzuführen, erlaubt oder abſchlägt. (350.) — Wenn der Adoptirte ohne legitime Deſcendenten ſtirbt, ſo können die von dem Adoptirenden geſchenkten, oder aus deſſen Erbſchaft erhaltenen *in natura* vorhandenen Sachen von dem Adoptirenden oder deſſen Deſcendenten wieder zurück gefordert werden, unter der Bedingung, zu den Schulden beyzutragen und ohne Nachtheil der Rechte eines Dritten. (345.). Die Annahme eines *Pflegekindes mit der rechtlichen Wirkung, daſs daſſelbe* weder den Namen ſeines Pflegevaters erhält, noch Succeſſionsrecht erwirbt, ſondern nur *erzogen, zu einer bürgerlichen Lebensart beſtimmt und ſein Brod zu verdienen in den Stand geſetzt wird*, iſt nach den franzöſiſchen Geſetzen auch an gewiſſe Bedingungen gebunden. Der Pflegevater muſs nämlich keine legitimen Deſcendenten haben, und das Kind muſs unter 15 Jahr alt ſeyn.

Das

Digitized by Google

Das Hauptkennzeichen der *väterlichen Gewalt* möchten wir darin ſetzen, daſs der Vater das Recht hat, ein Kind unter 16 Jahren auf 1 Monat, auf ſein einfaches Verlangen, ohne *cauſae cognitio;* und wenn es Vermögen beſitzt, oder über 16 Jahr alt iſt, bis zur Zeit der Majorität oder Emancipation auf 6 Monate, nach vorgegangener Anzeige der Urſachen bey der Obrigkeit, in ein Gefängniſs einſchlieſsen zu laſſen. Im übrigen ſind die Rechte des Vaters und der Mutter über die Kinder, faſt ganz gleich, nur daſs der erſtere bey Fällen der Colliſion vorgeht; z. B. bey der Einwilligung zu Verheirathungen hat ſeine Stimme vor der Mutter Stimme den Vorzug. Die Mutter kann auch, ſo wie der Vater, auf den Fall ihres Todes dem Kinde einen Vormund ernennen.

Der *uſusfructus* von dem Vermögen der Kinder gehet bis zu dem vollendeten 18ten Jahre der Kinder, oder bis zur Emancipation, und dagegen müſſen die Aeltern das Kind erziehen, die Kapitalien verzinſen, und die Koſten der Beerdigung und letzten Krankheit tragen. Uebrigens *hat auch* die *Mutter dieſen uſusfructus.* Zu dem *peculio* der Kinder, welches dieſem *uſusfructus* nicht unterworfen iſt, gehört alles, was die Kinder durch ihre Arbeit und beſondere Induſtrie erworben haben [*par un travail et une induſtrie ſeparés*]. (381.)

Mit der Verheirathung geht ein Kind *aus der väterlichen Gewalt* heraus. (470.) — Mit der durch den natürlichen oder bürgerlichen Tod erfolgten Trennung der Ehe fallen die Kinder unter die *Vormundſchaft ihres überlebenden Vaters* (!) oder ihrer überlebenden Mutter. (384) — Bey einer anderweiten Verheirathung muſs die Mutter, welche Vormünderin ihrer Kinder iſt, und die Vormundſchaft fortſetzen will, die Einwilligung des *Familienraths* einholen. (389.) — Der *Familienrath*, welcher in Frankreich im Grunde das iſt, was in andern Ländern das Pupillen-Collegium oder Präturgericht heiſst, beſteht aus dem Friedensrichter mit 6 der nächſten Verwandten. (401.) — Jedem Vormunde iſt ein *Gegenvormund* beygegeben, um auf die Handlungen des erſtern die nöthige Aufſicht zu führen. (414.) — Nicht verwandte Perſonen ſind nur dann eine Vormundſchaft zu übernehmen ſchuldig, wenn in dem Umkreiſe von acht franzöſiſchen Meilen kein Verwandter vorhanden iſt. (426.) — Von den Urſachen, welche von der Uebernahme einer Vormundſchaft befreyen, bemerken wir nur: ein Alter von 65 Jahren, und daſs ein Vater von fünf Kindern keine fremde Vormundſchaft zu übernehmen braucht. (427. 30.) — Der *Unterſchied zwiſchen Cura und Tutela* iſt nach den franzöſiſchen Geſetzen *beybehalten.*

Zu der *Emancipation* werden funfzehn vollendete Jahre erfordert. Der Emancipirte kann alle Miethscontracte, die nicht über neun Jahre ſich erſtrecken, und überhaupt alles, was zur Adminiſtration des Vermögens gehört, einſchlieſslich das Empfangen ſeiner Einkünfte und Quittiren darüber, eigenmächtig thun. (471. 75.) Zur Berechnung mit ſeinem Vormunde aber, ſo wie zu allen Veräuſserungen bedarf er eines *Curators.* (474. u. 478.)

Die *Volljährigkeit* tritt mit dem vollendeten 21ſten Jahre ein. (482.)

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FREIBERG, b. Gerlach: *Handbuch für Aeltern, welchen der Wunſch, geſunde Kinder zu haben, am Herzen liegt;* nebſt einem Unterrichte über das Verhalten bey Kinderkrankheiten, von D. *Carl Gottfried Heinſze*, practiſchem Arzte zu Chemnitz. 1803. XIV u. 368 S. 8. (18 gr.)

Die Hauptabſicht dieſer Schrift ſoll, nach des Vfs. eigenen Worten, die ſeyn, die entfernteren Urſachen der groſsen Sterblichkeit im erſten Kindesalter aufzuſuchen, ſie nebſt den unerkannten Fehlern bey der erſten Erziehung in ein helles Licht zu ſetzen, und wohlmeinende Verhaltungsregeln hiebey mitzutheilen. Beſonders ſollen dem Layen durch dieſes Buch deutlichere und beſſere Begriffe über den gedachten Gegenſtand mitgetheilt, und zugleich demſelben eine Anleitung an die Hand gegeben werden, ſich bey vorfallenden Kinderkrankheiten im Nothfalle ſelbſt rathen und helfen zu können. So gut und löblich nun auch dieſe Abſicht iſt, und ſo ſehr auch nicht geringe Kenntniſſe, deutlicher Vortrag derſelben, und praktiſche Erfahrungen dieſe Schrift einerſeits empfehlen mögen: ſo kann Rec. andern Theils nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit das ſchon oft in dieſen Blättern geäuſserte Urtheil über ärztliche, für den gemeinen Mann beſtimmte Schriften, zu wiederholen, nach welchem dergleichen Abhandlungen entweder gar nicht herausgegeben werden, oder nur negative Vorſchriften enthalten ſollten. Für die höheren gebildeteren Stände umfaſſen *Hufelands* Schriften, die gewiſs in den Händen derſelben ſind, die ganze Summe erforderlicher Anweiſungen, und bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Medicin, in welchem der eine Arzt oft das dringend empfiehlt, was ein Anderer gänzlich verwirft, ſollten durchaus gar keine Bücher, welche ſich über mediciniſche Gegenſtände verbreiten, in die Hände der Layen gegeben werden, die aus denſelben niemals einigen Nutzen ſchöpfen, wohl aber dadurch zu der gröbſten und gefahrvolleſten Empirie verführt werden können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. März 1805.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Coblenz, b. Laſſaulx: *Code civil de la République française* etc.
2) *Ebendaſ.: Civil-Geſetzbuch der franzöſiſchen Republik* — — von *F. Laſſaulx* u. ſ. w.
3) *Ebendaſ.: Die geſetzliche Erbfolge in der franzöſiſchen Republik* — — von *Karl Friedrich Pfender* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 59. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *zweyten Buche* wird die Eintheilung der *Sachen* in *bewegliche* und *unbewegliche* vorgetragen. Die römiſche Theorie iſt beybehalten und durch einige Deciſionen über oft vorkommende Streitfragen bereichert worden. Nach A. 523. zu urtheilen, wo alle Klagen, die geſchuldete Summen zum Gegenſtand haben, den beweglichen Sachen beygezählt werden, würde das Erbegeld zu den beweglichen Sachen zu rechnen ſeyn. Leibrenten, *Schiffe* und *Schiffsmühlen* und *Bäder* rechnet das franzöſiſche Recht zu den *beweglichen Sachen* (524.), und beſtimmt recht vollſtändig, was unter den unbeſtimmt gebrauchten Ausdrücken: *Möbel* (bewegliche Güter, Mobiliarſchaft, Mobiliareffecten, ſind gleich bedeutend) *meubles meublans*, und die Veräuſserung eines Hauſes mit allem, was darin befindlich iſt, zu verſtehen ſey. (526. 27. 28. 29.)

Das *Eigenthum* wird beſtimmt als das Recht eine Sache unbedingt zu benutzen und darüber zu verfügen, in ſo weit als kein Geſetz den Gebrauch einſchränkt. (537.) — Niemand kann gezwungen werden, ſein Eigenthum abzutreten, als wegen des öffentlichen Beſten und mittelſt einer gerechten und vorläufigen (?) Entſchädigung. (538.)

Die Grundſätze von den *Acceſſionen* ſind im Weſentlichen aus dem römiſchen Rechte beybehalten; jedoch wird im Art. 556. das *verlaſſene Flußbette* dem Eigenthümer des durch den veräuderten Lauf von dem Fluſſe eingenommenen Bodens, zugetheilt.

Die Lehre von der *Nutznießung* enthält viele beſtimmte zur Verhütung von Prozeſſen gegebene Vorſchriften. Die *Früchte*, welche zu der Zeit, da die Nutznieſsung aufhört, noch *nicht eingeärntet* ſind, gehören dem Eigenthümer zu, ohne Rückerſtattung der Saat und Arbeitskoſten. (585.) (Sollte nicht hierin eine Härte gegen die Wittwen ſolcher geiſtlichen und weltlichen Staaatsdiener liegen, welche Dienſtland hatten, und vor der Aernte ſterben?) — Der Nutznieſser kann zu Ende der Nutznieſsung *keine Entſchädigung für Verbeſſerungen* verlangen. (?) (599.) Vor dem Antritte des *uſus fructus* muſs nothwendiger Weiſe ein Inventarium errichtet werden. (600.) — Wenn *Schulden* vorhanden ſind, ſo muſs der Nutznieſser zu Bezahlung des auf den Grund und Boden verhältniſsmäſsig zu repartirenden Schulden-Antheils inſofern mit beytragen, daſs er die Intereſſen tragen muſs, oder der Eigenthümer kann auch von dem Grundſtück einen Theil bis zur concurrenten Summe verkaufen. (612.) (Wie aber, wenn dann das ganze Grundſtück verkauft werden müſste? Sollte es nicht lieber ſo heiſsen: Der Nutznieſser hat die Intereſſen zu tragen, wenn er ſich nicht lieber gefallen laſſen wollte, daſs der Eigenthümer u. ſ. w.) — *Wenn der Nutznieſser keine Caution findet*, ſo werden die unbeweglichen Sachen verpachtet, oder in Sequeſter gegeben; die Capitalien werden angelegt, die *res fungibiles* verkauft und die davon herrührenden Gelder angelegt, und der Nutznieſser erhält den Pachtſchilling, ſo wie die Intereſſen dieſer Summen. — Die Verzögerung der Cautionsleiſtung beraubt den Nutznieſser der Früchte nicht, dieſe gebühren ihm vielmehr vom Augenblick der Nutznieſsungen.

Unter den *Servituten* verſteht das franzöſiſche Geſetzbuch eine jede, einem Grundſtück zum Nutzen eines andern auferlegte Laſt: dahin gehört vor andern die von der natürlichen Lage der Gegenden hergeleitete Servitut des niedriger liegenden Grundſtücks, welches das von dem höher liegenden herabflieſsende natürliche Quellwaſſer aufnehmen muſs. (637.) — Wir übergehen die übrigen geſetzlichen Vorſchriften von den Servituten, die von den römiſchen Geſetzen — mit Ausnahme mehrerer hinzugekommenen Polizeyverordnungen — wenig abweichen, und führen nur die merkwürdigern Beſtimmungen an: *Servitutes continuae negativae* (denn dieſs ſind im Grunde die *nicht augenfälligen* fortwährenden Servituten); ingleichen die *Servitutes discontinuae* überhaupt *können durch keinen Beſitz (Verjährung)* ſondern lediglich durch einen ausdrücklichen Rechtstitel *begründet werden.* (691.)

Im *erſten* Kapitel des *erſten* Titels von den *Erbſchaften* ſind einige ſchöne Beſtimmungen in die Lehre *de rebus dubiis* gehörig enthalten, z. B. wenn die zuſammen umgekommenen Perſonen unter 15 Jahr alt waren, ſo wird angenommen, daſs der ältere; wenn ſie über 60 Jahr alt ſind, der jüngere überlebt habe. — Die franzöſiſchen *Erbſchafts-Geſetze* nehmen keine Rückſicht auf die Natur und den Urſprung des Vermögens. — Eine den Aſcendenten, oder den Seiten-Verwandten zugefallene Erbſchaft wird in zwey gleiche Theile getheilt, der eine für die Verwandten der

Digitized by Google

väterlichen, der andere für die Verwandten der mütterlichen Linie. Die halbe Geburt tritt nicht zurück, sondern erbt in ihrer Linie; die vollbürtigen Geschwister erben aber in beiden Linien. — Das Repräsentations-Recht findet in der geraden absteigenden Linie und zum Besten der Descendenten der Geschwister statt. — Die *Intestat-Erbfolge* läfst sich, wenn man die verschiedenen Artikel, die in diesem Punkte weder systematisch geordnet noch deutlich genug sind, auf ihren wesentlichen Inhalt zurückbringt, so angeben: Sie geschieht nach sieben Klassen, 1) *Descendenten;* 2) *wenn Aeltern, Geschwister* und *Geschwister Kinder* des Verstorbenen *concurriren*, wird die Verlassenschaft in zwey gleiche Theile getheilt, deren einer den Ascendenten, der andere dem Geschwister und den Geschwisterkindern zufällt. Concurriret aber der Vater oder die Mutter nur allein mit dem Geschwister, so bekommt der oder die erstere ½, die letztere ½ der Erbschaft. 3) *Wenn Ascendenten allein* vorhanden sind, ohne Geschwister, oder Geschwister-Kinder des Verstorbenen, so wird die ganze Verlassenschaft unter die Ascendenten der väterlichen und die Ascendenten der mütterlichen Linie vertheilt. 4) *In Ermangelung von Ascendenten* erben die *Collateraten.* Verwandte *über den zwölften Grad* sind *nicht erbfähig.* 5) In Ermangelung erbfähiger Verwandten können die *natürlichen Kinder;* wenn deren nicht vorhanden 6) *der überlebende Ehegatte*, und 7) in dessen Ermangelung *der Fiscus* erben. — Man *kann nicht* der Erbschaft eines noch lebenden Menschen *entsagen*, noch Rechte, die man auf seine Verlassenschaft etwa haben möchte, veräufsern. (81.)

Das *sechste* Kapitel enthält einige zweckmäfsige Bestimmungen über die *Erbtheilungen.* Die Theilung geschieht, (wahrscheinlich doch nur in dem Falle, wenn auf Theilung förmlich geklagt wird) unter obrigkeitlicher Autorität und mit Adhibirung eines Notars, welcher eigentlich das Auseinandersetzen der Interessenten, die Ausrechnung ihrer Antheile u. s. w. zu besorgen hat. — Wenn ein Miterbe einem Dritten, der nicht erbfähig ist, — vielleicht besser, der nicht gleichfalls Miterbe ist — sein Recht cediret hat, so haben die andern Miterben, oder einer von ihnen, das Vorrecht, denselben durch Bezahlung des Werths von der Theilung auszuschliefsen. (131.) — Nach dem 133sten Artikel zu urtheilen, bekommt der Miterbe, welchem ein Prälegat hinterlassen worden, dasselbe ganz und keinesweges um die verhältnifsmäfsige *quote* verringert. (133.) — Ein Sohn, der nicht durch das Repräsentationsrecht, sondern in eigenem Namen erbt (138.), *conferiret* nicht das seinem Vater geschenkte; der Gatte nicht das, was dem andern (nicht miterbenden) Gatten geschenkt war; es wäre denn die Schenkung an beide Gatten gemeinschaftlich geschehen, als in welchem Falle der erbende Gatte seine Hälfte conferiret. (139.) — Der *Collation nicht unterworfen* sind in Frankreich das *subsidium paternum (les frais ordinaires d'équipement)*, die Hochzeitskosten und gewöhnlichen Geschenke. — Eine Erbtheilung kann rescindiret werden, wenn einer der Miterben um mehr als den vierten Theil verletzt ist (wenn ein Stück der Verlassenschaft zu theilen vergessen worden, mufs solches nachgeschehen.) — Das zur *Errichtung* eines *Testaments erforderliche Alter* ist, 16 Jahr. (194.) Die natürlichen Kinder können aufser dem oben bestimmten weder durch Schenkung unter den Lebendigen, noch durch Testament ein mehreres erhalten. (198.) Der den gesetzlichen und nothwendigen Erben überhaupt gebührende *Pflichttheil* besteht in der Hälfte des Vermögens, wenn ein Kind, in ⅔, wenn zwey Kinder, in ¾, wenn drey oder mehr Kinder, in der Hälfte, wenn keine Descendenten, aber Ascendenten, von väterlicher sowohl als mütterlicher Seite, und in ¼ (?) wenn nur Ascendenten in Einer Linie vorhanden sind. Wenn eine Leibrente oder ein *usufructus* geschenkt oder vermacht worden ist, dessen Werth die *disponible* Summe übersteigt, so haben die gesetzlichen Erben die Wahl, diese Disposition entweder gut zu heifsen oder das Eigenthum der disponiblen Summe zu überlassen. — Die Bezahlung des Pflichttheils anlangend, so ist aus einer andern, weiter unten und an einem andern Orte vorkommenden Gesetzesstelle, Art. 368. zu schliefsen, dafs zwey Fälle zu unterscheiden sind: 1) wenn der Testator aufser den gesetzlichen und nothwendigen Erben noch einen Dritten zum Erben eingesetzet hat, überhaupt, wenn von der Concurrenz eines nothwendigen und freywilligen Erben die Rede ist; davon ist das obige zu verstehen. 2) Wenn der Vater unter seinen Kindern selbst eine Theilung gemacht hat. In diesem Falle ist der Pflichttheil ¼ des sonstigen Erbtheils. Es heifst nämlich Art. 368.: Eine von dem Vater unter seinen Kindern gemachte Theilung des Vermögens kann umgeworfen werden, wegen einer Verletzung um mehr als ¼. — Die *Schenkungen unter den Lebendigen* werden nicht eher *reducirt*, als nachdem der Werth aller in den testamentarischen Verfügungen einbegriffenen Güter erschöpft ist; wenn jedoch diese Reduction eintritt, so soll mit der letzten Schenkung angefangen und sofort zu den ältern zurück gegangen werden. — Wenn die testamentarischen Verfügungen entweder die disponible Summe, oder den Theil dieser Summe, welcher nach dem Abzuge der Schenkungen unter den Lebendigen übrig bleibt, übersteigt: so soll die Reduction nach Verhältnifs der Summen ohne Unterschied zwischen den Universal- und Particular-Legaten geschehen. (216.) — Hätte jedoch der Testator verordnet, dafs ein gewisses Legat vor andern ausgezahlt werden solle: so ist dasselbe nur in soweit zu reduciren, als der Betrag der andern zu Ergänzung des Pflichttheils nicht hinlänglich ist. (217.) Von Gründen der Enterbung haben wir nichts gefunden: so wenig als von einer *quarta Falcidia* und *Trebellianica.*

Alle *Schenkungen* sollen in der Form der Contracte vor Notarien aufgesetzt werden, und bey den letztern die Originale aufbewahrt bleiben. (221.) *Schenkungen unter den Lebendigen* dürfen sich nicht weiter erstrecken, als auf das dermalige Vermögen des Schenkers. (Die Eheverträge sind davon aus-

Digitized by Google

ausgenommen. (233.) Schenkungen zu Gunsten einer Ehe können nicht wegen Undankbarkeit widerrufen werden. (249.) — Eine Schenkung kann revociret werden, wenn dem Schenker, der zur Zeit der Schenkung keine rechtmäfsige Descendenz am Leben hatte, hernach Ein Kind geboren wird. Auch auf den Posthumus und das durch die nachfolgende Ehe legitimirte Kind, ist diese Disposition ausgedehnt, und man kann ihr durch keine Stipulation entsagen. (250.) — *Zwey* oder mehrere *Personen können nicht in einer* und eben derselben *Acte testiren*, weder zum Besten eines Dritten, noch in wechselseitigen Testamenten. (258.)

Die französischen Gesetze erkennen die folgenden drey Gattungen der Testamente: das *Testamentum holographum*, von dem Testator ganz geschrieben und unterzeichnet, welches weiter keinen andern Förmlichkeiten unterworfen ist (!); das *Testamentum par acte public*, vor zwey Notaren und zwey Zeugen, oder einem Notar und vier Zeugen; und das *Testamentum mysticum*, worunter nichts anders, als ein gewöhnliches aber verschlossenes, und einem Notar und sechs Zeugen von dem Testator übergebenes Testament zu verstehen ist, auf dessen Umschlag derselbe nochmals seinen Namen schreiben, wenn er aber nicht schreiben kann, durch einen besondern siebenten Zeugen schreiben lassen mufs. (259.) Um ein *Testamentum mysticum* zu machen, mufs der Testator wenigstens lesen können. (268.) — Die einer besondern Form unterworfenen in gewisser Rücksicht privilegirten Testamente sind nach den französischen Gesetzen das *Testamentum militare*, *nauticum*, und das zur Zeit einer ansteckenden Krankheit gemachte Testament. (271 seq.) — Wenn ein *Franzose* in *der Fremde über sein in Frankreich liegendes* Vermögen *disponiren* will, so mufs er das Testament in dem Orte seines einheimischen *Domicilii*, und wenn er über unbewegliche Güter disponiren will, auch vor dem *judex rei sitae* einregistriren lassen. (289.)

Das französische Gesetz unterscheidet das *leg universel*, das *leg à titre universel* und das *leg particulaire*. Das erste ist eine wahre Erbeinsetzung eines Erben in die ganze Verlassenschaft. Das zweyte ist gleichfalls die Einsetzung eines Erben in eine gewisse *Quote* der Erbschaft, auch werden dergleichen *Legatare* ganz wie Erben in Absicht auf das, was eigentlich das Charakteristische des Erben ausmacht, betrachtet; daher es uns zweckmäfsiger scheint, wenn diese Distinctionen vermieden würden. Ueberhaupt sind wir der Meinung, dafs der ganzen Lehre von der Erbeinsetzung, die sehr dürftig ausgefallen ist, eine andere Ansicht gegeben werden sollte. (291 seqq.) — Die Kosten der Klage auf Auslieferung des Vermächtnisses gehen der Verlassenschaft zur Last. (305.)

Das *Vermächtniß einer fremden Sache* ist nichtig, der Testator mag gewufst haben, dafs sie fremd war oder nicht. (310.) Das dem *Gläubiger gemachte Vermächtniß* soll nicht angesehen werden, als sey es zur Compensation seiner Schuld, noch das einem Bedienten gemachte Vermächtnifs, als sey es zur Compensation seines Lohns gemacht. Ist die *beygefügte Bedingung* von der Art, dafs sie nach der Absicht des Testators (?) die Vollstreckung der Disposition nur aufschieben soll, so kann das erworbene Recht von dem Erben oder Legatar auf seine Erben transmittiret werden. (330.) — *Aeltern*, ingleichen *Geschwister*, die selbst kinderlos sind, *können ihren Kindern*, *resp. ihrem Geschwister*, *die Verbindlichkeit auflegen*, dafs dieselben *das ererbte Vermögen auf ihre Kinder* (des ersten Grades) wiederum *transferiren* müssen; doch ist diese Disposition zu Gunsten aller Kinder ohne Vorzug des Alters oder des Geschlechts zu machen. (337.)

Die fernern Vorschriften, welche die Absicht haben, dafs damit eine solche Disposition auch wirklich zur Wirksamkeit komme, z. B. die Ernennung eines eigenen Vormundes (der wohl besser Curator heifsen möchte), welcher darüber zu wachen verpflichtet ist, die Aufnahme eines Inventariums u. s. w. sind in der That sehr zweckmäfsig und musterhaft.

Ein Ehegatte kann dem andern, wenn er Kinder hinterläfst, $\frac{1}{4}$ zum Eigenthum und ein anderes Viertel zum Niefsbrauch; oder auch die Hälfte des ganzen Vermögens zum Niefsbrauch; wenn er aber keine Kinder hinterläfst, die ganze disponible Summe, und aufserdem noch den Niefsbrauch der *Legitima*, vermachen. (383.). — Jede *Schenkung unter Ehegatten*, selbst die qualificirte, ist *wiederruflich*. Hat der Ehegatte nicht wiederrufen, so kann das nachgeborne Kind nicht den Rechtsgrund der *supervenientia librorum* gebrauchen, um sie wieder aufzuheben. (385.) — (Auf diese Weise, deucht uns, sey Art. 385. auszudrücken gewesen, um den sonst aus dem gewählten Ausdruck hervorgehenden Widerspruch zu vermeiden.) — Der zu einer zweyten Heirath schreitende Ehegatte kann seinem zweyten Ehegatten nicht mehr, als dem Kinde, dem er am wenigsten vermacht hat, überhaupt aber nie mehr, als $\frac{1}{4}$ seines Vermögens geben. (387.)

Dieser Auszug wird den Lesern der A. L. Z. den Geist des französischen Gesetzbuchs darstellen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

Pesth, b. Landerer: *Josephi Koller*, Cathedr. Ecclesiae Quinqueecl. Lectoris et Canonici, *Prolegomena in historiam Episcopatus Quinqueeccleſiarum.* 1804. 156 S. 4. m. XVI. Kupfern.

Viele Schriftsteller geben die *prolegomena* und den Anfang ihres Lehrbuchs oder sonstigen Werkes heraus, und bleiben die Fortsetzung zeitlebens schuldig; unser Vf. macht es umgekehrt: er schenkte uns zuerst das Hauptwerk, die Geschichte des Fünfkirchner Bisthums (s. A. L. Z. 1803. Nr. 112.) und setzt ihm jetzt durch diese *Prolegomena* die Krone auf. Sie sind antiquarischen, kirchenhistorischen, literarischen, diplomatischen, sphragistischen, geographischen Inhalts, und gehören zu den verdienstlichsten Arbeiten des unermüdeten Vfs.

Der

Digitized by Google

Der *erste* und *vierte* Abschnitt handeln ganz von den römischen Alterthümern, die sich um und zu Fünfkirchen, und in der ganzen Diöcese bemerken liefsen. Der Vf. hält mit Szálagyi das alte Sopianä, in der Provinz Valeria, für das heutige Fünfkirchen. Die hier gefundenen Inschriften und ein auf einem Fünfkirchner Weinberg gefundener Sarcophag werden durch Kupfer und durch eine eingerückte Abhandlung des Domherrn *Schönwiesner* erläutert. (Tab. II. XIII. XIV. XV. XVI. Im *zweyten* Abschnitt will der Vf. aus einer unter der Erde gefundenen mit christlichen Sinnbildern bemahlten und Tab. XI. abgebildeten Kapelle den Schlufs ziehen, dafs es schon in den ersten Jahrhunderten der Kirche Christen zu Fünfkirchen gegeben habe, die aus Furcht vor Verfolgungen heimlich unter der Erde ihre Religionsübungen hielten. Im *dritten* Kapitel bemüht sich der Vf. zu erweisen, dafs Luipram (Lnitprand?) Erzbischof von Salzburg, schon im IX. Jahrhundert zu Fünfkirchen eine Kirche eingeweiht habe: und dafs damals schon der Ort unter dem Namen: *ad V. Ecclesias* bekannt war. Die Stiftung des Bisthums zu Fünfkirchen durch den heil. Stephan, und die Begränzung desselben durch ihn und durch Ladislaus I. die spätern Gränzen, die Kapiteln, Abteyen, Pfarreyen, die vormals im Bezirk des Fünfkirchner Bisthums lagen, nehmen den *V—IX. Abschnitt* ein, und sind für Ausländer wenig interessant. — Die Privilegien, Besitzungen, Verbindlichkeiten, geistlichen und weltlichen Vorrechte des F. Bischofs werden im X. u. XI. Abschnitt zusammengestellt und aus Urkunden erläutert. — Kurz, aber lehrreich, ist (XII.) der Ueberblick der Schicksale der Universität, welche zu Fünfkirchen im J. 1367. zwey Jahre nach der Wiener gestiftet ward, vor der Schlacht bey Mohatsch 2000 Schüler zählte, und im J. 1543. einging. Eben so kurz sind die Schicksale der Stadt Fünfkirchen selbst (Abschnitt XIII.) und ihrer verfallenen oder noch bestehenden Klöster und Kirchengebäude zusammengestellt. Wie viel das jetzige Bisthum vom alten Glanz, von seiner Ausdehnung u. s. w. verloren habe, erwähnt der XIV. Abschnitt. Statt 700 Pfarreyen zählt es jetzt kaum etwas mehr als 100. *Der XV. Abschnitt* beklagt, dafs es nun auch in der Fünfk. Diöcese soviel Protestanten beider Bekenntnisse und Nichtunirte gebe: *hinc apparet*, so schliefst dieses Werk, *quanta operarios Evangelicos maneat sollicitudo reducendarum ad ovile Christi ovium, quae ingenti sacrae Matris Ecclesiae dolore ab ejus sinu divelluntur!* Diese Anführung mag man dem Vf. verzeihen; wenn er aber behauptet, S. 155. *quod isti religionis universim receptae Censores (Calviniani, Lutherani etc.) populum Christianum sciderint in patres, omnemque componendorum dissidiorum ac revocandae Veteris concordiae rationem sustulerint*, so schreibt er nicht im christlich- sondern im ultramontanisch-katholischen Styl, und übersieht gefliffentlich das beste Mittel, der Eintracht verschiedener Glaubensverwandten — die Toleranz.

Nach dieser kurzen Inhaltsanzeige mufs Rec. noch von einigen Kupfertafeln, deren mehrere nicht sowohl zu den *Prolegomenis* als zum ganzen Werke gehören, Nachricht ertheilen, weil sie die ungrische Diplomatik, Sphragistik und Geographie erläutern. Gleich die erste *Kupfertafel* enthält den Grabstein des Cardinals und F. Bischofs Valentin vom J. 1408.; das Siegel des F. Kapitels vom J. 1394.; das Wappen des Bischofs Georg von Szathmar, und jenes des Sigmund Ernst, des gewesenen Schatzmeisters von Vlad. II.; die Inschrift des im J. 1303. von Magister Demetrius Lapicida gebauten Altars, und das Siegel des Bischofs Wilhelmus. *Taf. II.* das Wappen der Beatrix, Gemahlin des Matth. Corv., ähnlich jenem des Card. Joh. v. Arragonien. *Taf. III.* die Abbildung eines Diploms des F. Bischofs und Kapitels vom J. 1239. über einen zwischen Colomann (*Rex et totius Slavoniae Dux*) und zwischen dem Magister Domus Templi geschlossenen Vergleich. *Taf. IV.* drey Grabsteine alter Bischöfe von F., eine Münze des h. Ladislaus mit 3 Kreuzen, das Siegel des F. Kapitels vom J. 1503. und jenes des Schimegher Kapitels vom J. 1390. und 1404. Die *V—VIII. Tafel* welche die aus Quadersteinen gebaute Cathedralkirche zu Fünfkirchen vorstellen, hätten auch wegbleiben können. Wenig bedeutend ist auch die *IX. Tafel*, welche Fünfkirchen als eine von den Türken besessene Festung abbildet, nebst einer Grotte, aus welcher das Echo fünfmal zurückkam. Desto nützlicher ist die *X.* Kupfertafel der Fünfkirchner Diöcese, nach ihren alten und neuen Gränzen, mit Unterscheidung der kathol. Archidiaconate, der heut zu Tage herrschenden verschiedenen Religionen, und mit Hinweisung auf die alten erloschenen Ortschaften. Jede kathol. Diöcese sollte billig eine solche Karte stechen lassen: so entstünde ein gehöriges Ganzes von einer ungr. hierarch. Landkarte. Schade dafs die gegenwärtige zu sehr überladen, nicht graduirt, nicht illuminirt und sehr roh gestochen ist: sie hätte ein viel gröfseres Format gebraucht. Der *XI.* Tafel ist oben gedacht. Die *XII.* stellt den Grabstein einer unbekannten Wohlthäterin des F. Kapitels vor. Die *XIII.* die Spuren des römischen Weges zwischen Esek und Bélye und der Brücke über die Drau. Die *XIV.* u *XV.* gehören zu den antiquarischen Abschnitten (s. oben). Die *XVI.* enthält unter andern einen römischen Grabstein mit einem *Basrelief*, welcher zu *Szöny* bey Comorn 1782. gefunden und nach Ofen gebracht worden, und welchen, ungeachtet er nicht zu den F. Merkwürdigkeiten dieser Art gehört, der Vf. dennoch abbilden zu lassen, der Mühe werth fand. — Am leersten geht bey dem Buche der ungrische Statistiker aus. Die Abschnitte *X. XI. XIII.* u. *XIV.* sind allzu summarisch ausgearbeitet: der Vf. hätte von Colocser Domherrn Steph. Katona (*hist. A. Epp. Coloc.*) ein gutes Beyspiel annehmen und von der Fünfkirchner Diöcese die Zahl und Namen, die Seelenzahl der Pfarreyen, die Anzahl der Domherrn, Pfarrer, Cooperatoren, Caplane, die Güter des Bischofs, des Domkapitels, der Klöster, die jetzigen topographischen und statistischen Merkwürdigkeiten von Fünfkirchen genauer angeben und beschreiben sollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. März 1805.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Coblenz, b. Laſſaulx: *Code civil de la République française* etc.
2) *Ebendaſ.: Civil-Geſetzbuch der Franzöſiſchen Republik* — — von *F. Laſſaulx* u. ſ. w.
3) *Ebendaſ.: Die geſetzliche Erbfolge in der Franzöſiſchen Republik* — — von *Karl Friedrich Pfender* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 60. abgebrochenen Recenſion.*)

Wir gehen nunmehr zu der genauern *Beurtheilung* über, und wollen mit einigen *allgemeinen Rückſichten* und Erinnerungen *den Anfang* machen, hierauf unſere Kritik auf *einzelne Artikel nach der Ordnung des Geſetzbuchs* richten, und zuletzt unſere Bemerkungen über die *Vollſtändigkeit* dieſer Geſetz-Sammlung, über die *Deutlichkeit* und *Präciſion des Ausdrucks* und über die *ſyſtematiſche Ordnung* in der Stellung der Materien folgen laſſen.

Es iſt der Ort hier nicht, die Principien, auf denen die Geſetzgebung beruht, und die dadurch zu erreichenden Zwecke aus einander zu ſetzen; jedoch veranlaſst uns die neue franzöſiſche Legislatur, einiges hierüber in Erinnerung zu bringen. Der Geſetzgeber, in ſo fern er ein *neues allgemeines Geſetzbuch an die Stelle der vorher beſtandenen Rechte* treten läſst, muſs ſich bemühen, die ganze Maſſe der juriſtiſchen Ideen ſeines Volks über die im bürgerlichen Leben vorkommenden Rechtsverhältniſſe kennen zu lernen. Die neue Sammlung muſs ſich den gewohnten Begriffen und Vorſtellungen möglichſt anpaſſen; ſie muſs aus den beſtehenden beſondern Rechten und Gewohnheiten der Unterthanen das Gute und Nützliche aufnehmen, und entweder dem einzelnen Theile des Volks, auf deſſen Charakter es berechnet iſt, laſſen; oder, wenn es allgemeine Brauchbarkeit hat, zum allgemeinen Geſetze erheben. Das neue Geſetzbuch ſey ein neues Band, das den Regenten an ſein Volk knüpft, und das letztere von der väterlichen Vorſorge des erſtern neu überzeugt. — Das Geſetzbuch muſs die am gewöhnlichſten vorkommenden Fälle mit Vollſtändigkeit und Präciſion beſtimmen, und die Verhältniſſe und Streitfragen, welche wegen der bisherigen Unbeſtimmtheit der Rechte zu den meiſten Prozeſſen die Veranlaſſung gaben, decidiren. Der richterlichen Willkür ſey ſo wenig Spielraum als möglich gelaſſen. — Das Geſetzbuch ſoll inſonderheit auf der einen Seite die natürliche Freyheit des Bürgers ſo wenig als möglich beſchränken, auf der andern Seite in allen ſeinen Verordnungen die Beförderung der bürgerlichen Wohlfahrt zugleich mit zum Augenmerk haben. — Die einzelnen Vorſchriften müſſen möglichſt deutlich, beſtimmt, und ſo, daſs keine Widerſprüche entſtehen, ausgedruckt werden. — Als Geſetz-Sammlung betrachtet ſoll es, ohne gerade ein ſchulgerechtes Syſtem ſeyn zu wollen, die Materien in der lichtvollſten und natürlichſten Ordnung darſtellen. — Da es ein neues ſpecielles Geſetzbuch iſt, ſo muſs es der Erwartung entſprechen, die man von demſelben hegt, es werde die bereits bekannten Geſetzbücher anderer Nationen nicht ungenutzt gelaſſen haben. Endlich dürfen in einem Geſetzbuche, ob es gleich nur das Privatrecht eines gewiſſen Staats eigentlich betrifft, doch in ſo fern, als darin hin und wieder von den Verhältniſſen zu den Einwohnern anderer Staaten die Rede ſeyn muſs, die Grundſätze der allgemeinen Billigkeit und des Völkerrechts nicht aus den Augen geſetzt werden.

Das neue franzöſiſche Geſetzbuch kommt uns vor, wie ein hauptſächlich von der bloſsen Speculation abſtrahirtes Werk, deſſen *Verfaſſer ſich* zu *wenig* darum *bekümmern*, was *vorher galt*, welche Begriffe vorher mit gewiſſen Worten verbunden wurden, und was vorher in dem einen oder andern Theile des Staats gewöhnlich war. Die Statuten und Gewohnheitsrechte ſind ganz aufgehoben. Wir ſind aber unſeres Orts der Meinung, daſs man wohlgethan hätte, die ſtatutariſchen und Provinzial-Geſetze nicht ganz vorbey zu gehen, ſo wie es gewiſs, um die Liebe und Zuneigung ſo mancher heterogenen Theile des Staatskörpers zu gewinnen, gut geweſen wäre, wenn man einzelnen Provinzen ihre Particular-Rechte und Gewohnheiten gelaſſen hätte, ſo daſs das allgemeine Geſetzbuch für ſie nur ein ſubſidiariſches Recht geworden wäre, bis ſich die Theile des mannichfaltig zuſammengeſetzten Körpers mehr aſſimilirt haben würden Dieſs war um ſo nothwendiger, da das franzöſiſche Geſetzbuch doch wirklich *nicht ein vollſtändiges Ganzes* iſt, auch billig den Gerichten und den Unterthanen *eine Zeitfriſt gelaſſen werden muſste*, um ſich in die neue Ordnung hinein zu arbeiten.

Von den Begriffen, die man ſonſt mit den Worten: väterliche Gewalt und Vormundſchaft, verband, weichen die Verfaſſer des neuen Geſetzbuches ganz ab. Was iſt die väterliche Gewalt nach dem franzöſiſchen Rechte? Sie dauert nur ſo lange, als die Ehe beſteht: nach dem Tode der Frau wird der Vater Vormund ſeiner eigenen Kinder. Bedenkt man nun die Beſchränkungen, welchen ein Vormund unterworfen iſt, z. B. daſs ihm ein Neben-Vormund zur Aufſicht beygeſellt iſt, daſs er ohne Einwilligung des

Digitized by Google

Familien-Raths nicht einmal eine Schenkung für den Unmündigen annehmen darf; und denkt man ſich dieſs auf den Vater angewendet: ſo iſt es freylich ein auffallender *Widerſpruch mit den gewohnten vorherigen Begriffen.* Deſſen ungeachtet iſt der Vater wiederum nicht bloſser Vormund: denn ſeine Rechte als Vater äuſsern ſich wieder bey den Verlobungen der Kinder. Wozu dieſe Abweichung von dem ältern Syſteme? Es ſcheint zwar nur auf einen Wortſtreit hinaus zu laufen; allein ſollte nicht eine ſchiefe Anſicht der Sache ſelbſt zum Grunde liegen? — Wozu iſt ferner nöthig, die Subſtitutionen überhaupt im Art. 186. B. III. zu verbieten, und gleich darauf Art. 188. eine Art der Subſtitutionen, nämlich da auf den Fall, dafs der eingeſetzte Erbe, Legatar, Geſchenknehmer die Erbſchaft, Vermächtniſs oder geſchenkte Sache nicht erhielte und annähme, dieſelbe einem Dritten zugetheilt wird, zu erlauben und zu ſagen, dafs dieſs keine Subſtitution ſeyn ſolle? — In mehreren Fällen wird auch der *natürlichen Freyheit der Bürger eine unnöthige Feſſel angelegt.* Dahin gehört beſonders das Verbot der wechſelſeitigen Teſtamente. Es iſt etwas ſo gewöhnliches, ſo natürliches und in den meiſten Fällen ſo etwas nothwendiges, dafs Ehegatten ihr Teſtament wechſelſeitig machen, dafs wir es für unpolitiſch halten, dieſs verbieten zu wollen. Wir wiſſen zwar recht gut, dafs die Ehen nicht aus eigennützigen Abſichten geſchloſſen werden ſollen; allein ſind in den Ländern, wo *teſtamenta reciproca* der Ehegatten erlaubt ſind, die Ehen darum minder glücklich? Knüpft nicht vielmehr die gemeinſchaftliche Errichtung des letzten Willens das Band der Zärtlichkeit noch enger unter Perſonen, die in einer ſo genauen Verbindung mit einander leben (wir nehmen hier natürlicher Weiſe keine Rückſicht auf die in den höhern Ständen einer üppigen Nation zum Schaden der Moralität eingeſchlichenen Abweichungen), dafs nichts natürlicher iſt, als anzunehmen, ihre wechſelſeitige Vorſorge für einander müſſe ſich auch über die Gränzen des Lebens hinaus erſtrecken? Die Erfahrung lehrt, wie ungern die meiſten Menſchen daran gehen, ihr Teſtament zu machen, wenn ſie nicht dazu eine nähere Veranlaſſung erhalten: die nächſte Veranlaſſung iſt aber die, wenn beide Theile ſich gegenſeitig erklären, dafs ſie einander auf den Fall des Todes bedenken und für einander ſorgen wollen.

In vielen jetzt mit Frankreich vereinigten Ländern galt vormals die Gütergemeinſchaft unter den Eheleuten als ein ſtatutariſches oder Gewohnheitsrecht. Wie ſoll es damit künftig gehalten werden, da das neue Geſetzbuch lediglich von der durch Vertrag conſtituirten Gütergemeinſchaft redet. Das Geſetz vom 30. Ventoſe XII. hebt alle Particular-Rechte und Gewohnheiten auf. Der zweyte (und man vergeſſe nicht, früher promulgirte) Artikel beſtimmt auf der andern Seite ausdrücklich, dafs das Geſetz keine rückwirkende Kraft haben ſolle. Wie iſt beides mit einander zu vereinigen? Soll in den bereits geſchloſſenen Ehen noch die Gemeinſchaft der Güter unter den Eheleuten beſtehen, und nur bey den nach der Publication des Geſetzes geſchloſſenen wegfallen? Dieſs hätte allerdings einer Beſtimmung bedurft, und in ſo fern gehört dieſer Fall unter die mancherley Unbeſtimmtheiten der franzöſiſchen Geſetzgebung, die wir noch beſonders rügen wollen. Hört aber von Zeit der Publication des (ſpäter gegebenen) Geſetzes vom 30. Ventoſe die durch das Gewohnheitsrecht eingeführte Gütergemeinſchaft unter den Eheleuten ſofort auf: welch eine Quelle von Unzufriedenheit, ja ſelbſt von wirklich unglücklichen Ehen wird dieſe Verordnung ſeyn! Und überhaupt trennen ſich die Menſchen von keinen Gewohnheiten ſo ungern, als von denen, welche auf die kirchlichen und ehelichen Verhältniſſe ſich beziehen.

Das neue Geſetzbuch hat ferner nichts von dem Nieſsbrauche des Mannes an dem Vermögen der Frau; nichts von einem geſetzlichen, der Frau von der Verlaſſenſchaft ihres verſtorbenen Mannes, zukommenden Erbtheile. Die Allgemeinheit des erſtgedachten Gewohnheitsrechts, welches ſich nach und nach ſo weit verbreitet hat, iſt ein hiſtoriſcher Beweis für die Güte und Billigkeit deſſelben, und wir haben uns gewundert, dieſen wichtigen Gegenſtand ganz mit Stillſchweigen übergangen zu ſehen.

Wir waren ſehr neugierig, zu erfahren, ob nicht das franz. Geſetzbuch der *Witwe* einen Theil der Verlaſſenſchaft zutheilen würde; es iſt nicht geſchehen. Zwar enthält daſſelbe die muſterhafte Verordnung, dafs auch der Mutter der Nieſsbrauch an dem Vermögen der Kinder bis zu deren 18tem Jahre zuſtehen ſoll. Wovon ſoll aber nachher die Witwe leben, wenn ſie an dem Vermögen keinen Theil hat; wie iſt ihr Unterhalt hinlänglich geſichert, im Fall dafs die Kinder zur Zeit des Todes ihres Ehemannes bereits 18 Jahr alt ſind! Gegen ihre Kinder auf die geſetzlichen Alimente klagen? Wie ſelten entſchlieſst ſich die Mutter hierzu! Der Geſetzgeber ſollte aber ja darauf bedacht ſeyn, die Aeltern, beſonders die Mutter, von ihren Kindern unabhängig zu machen; denn es iſt eine auf Menſchenkenntniſs gegründete Bemerkung *Juſtinians: amor plus deſcendit quam aſcendit.*

Aus den eben entwickelten Urſachen hätten wir gewünſcht, dafs nach Anleitung des römiſchen Rechts wenigſtens dem unbemittelten Ehegatten ein gewiſſer Antheil von der Verlaſſenſchaft des verſtorbenen, reichen Ehegatten eigenthümlich zugeſprochen worden wäre.

Die Vorſchrift ferner, dafs alle in der *Fremde* gemachte Teſtamente, ſelbſt wenn ſie nach den in dem Lande üblichen Formalitäten errichtet wären, in den franzöſiſchen Gerichten in die daſigen Handelsbücher eingetragen werden müſſen, iſt eine Strenge, welche für unſchuldige Perſonen die nachtheiligſten Folgen haben kann, und wodurch oft derjenige, dem der Teſtator gern etwas zufliefsen laſſen wollte, deſſen beraubt werden wird.

Eine wirklich noch ungewöhnliche Härte iſt es, dafs ein Fremder in dem Augenblick, da er mit einem Franzoſen contrahirt, es ſey nun in ſeinem Va-

ter-

Digitized by Google

terlande, oder in Frankreich, oder ſonſt wo, den Geſetzen und Gerichten Frankreichs ſich unterwirft, und vor den letztern belangt werden kann, ohne daſs die franzöſiſchen Geſetze die Bedingung vorausſetzen, daſs er ſich in Frankreich betreten laſſe. Welche nachtheiligen Folgen werden daraus für den Fremden entſtehen, und iſt nicht darin ſelbſt eine Verletzung der von einem Volke dem andern gebührenden vollkommenen Gleichheit? Zwar werden die fremden Gerichte ſich hoffentlich weigern, in einem ſolchen Falle, auf ein von den franz. Gerichten, auf eine Klage eines Franzoſen gegen den Fremden *in contumaciam* geſpruchenes Urtheil wider ihren Unterthan zu vollſtrecken; aber wie, wenn ſich der Fremde nun in Frankreich einmal betreten läſst, oder wenn er daſelbſt Güter beſitzt, oder ausſtehende Forderungen hat?

Die oben beſchriebene Art der *Promulgation* der Geſetze ſcheint uns nicht ganz zweckmäſsig zu ſeyn. Wäre es nicht beſſer, daſs die Regierung in jedes Departement ein Exemplar eines neuen Geſetzes ſchickte, und es in der Hauptſtadt des Departements ordentlich proclamiren lieſse? Was die andern Oerter des Departements anlangt, ſo müſste angenommen werden, daſs es daſelbſt nach ſo vielen Tagen, ſo vielmal fünf Meilen der Ort von der Hauptſtadt des Departements entfernt wäre, bekannt ſey. In Anſehung der im Auslande ſich befindenden Perſonen, auf welche gewiſſe Geſetze, zum Beyſpiel die über die Teſtamente, gleichfalls Einfluſs haben, müſsten entweder die angeſtellten Geſandten und Conſuln, in den öffentlichen Blättern des Landes die behufige Bekanntmachung beſorgen; oder es müſste durch einen eigenen Artikel des Geſetzbuchs den in Frankreich befindlichen Verwandten die Pflicht, denſelben das Geſetz, das ſich auf ſie beziehen könnte, ſchleunigſt wiſſen zu laſſen, auferlegt, und eine Zeit von 1 Monat bis 1 Jahr (letzteres z. B. für die in entfernten Erdtheilen befindlichen Franzoſen) beſtimmt ſeyn, nach deren Verlauf das einheimiſche Geſetz erſt auf ſie Anwendung erhalten könnte.

Der *bürgerliche Tod* hat die Folge, daſs die Perſon als ohne Teſtament geſtorben betrachtet, und die Verlaſſenſchaft den Erben zugeſprochen werden ſoll (25.). — Allein, wird nicht dadurch oft ein unſchuldiger, beſonders die unſchuldige Ehegattin geſtraft werden? Wenn nun der Mann, da die Wittwe geſetzlich keinen Theil der Verlaſſenſchaft erhalten kann, ihr im Teſtamente etwas beſtimmtes ausgeſetzt hat, ſo wird ſie ja deſſen verluſtig! Sie, die unſchuldige, wird alſo mit geſtraft! Nicht einmal finden wir, daſs den Erben auferlegt worden ſey, ihr ſtandesmäſsige Alimente zu reichen.

So muſterhaft in vielem Betracht die Vorſchriften über die *actes de l'état civil* ſind, ſo vermiſst man doch eine Modification bey dem 36ſten Artikel in Anſehung der bey dergleichen Vorfällen auftretenden *Bevollmächtigten*. Wie mancher Betrug kann nicht mit unterlaufen, wenn z. B. bey Aufnahme eines Geburtsſcheins Bevollmächtigte *indiſtincte* zugelaſſen werden könnten.

Die Klage auf die *Nichtigkeit einer Ehe, wegen ermangelnder Freyheit*, zu conſentiren, wird bloſs dem gezwungenen Ehegatten erlaubt; auch muſs ſie binnen 6 Monaten, nachdem der Zwang aufgehört hat, bey Strafe des Verluſts des Klagerechts angeſtellt werden (174). Uns ſcheint dieſs nicht zweckmäſsig. Eine Verletzung der Freyheit ſollte von jedermann zu Gunſten des Gezwungenen klagbar gemacht werden. Wie leicht wird es nicht auch einem verſchmitzten Manne werden, die Frau, welche er zur ehelichen Verbindung zwang, um dieſe ſechsmonatliche Friſt gleichſam zu betrügen. Wie ſchwer wird es oft dem Richter ſeyn, den Zeitpunkt, da der Zwang aufgehört und die Freyheit angefangen hat, den Zeitpunkt, von welchem die Verjährungsfriſt der Klage anhebt, zu beſtimmen! — Wegen *nicht beobachteter Formalien* kann eine Ehe auch von dem *Ehegatten* ſelbſt als nichtig angefochten werden (185.). Hier fehlt es durchaus noch an einer nähern Beſtimmung und Unterſcheidung. Der Fall iſt ſehr leicht möglich — denn was unternimmt nicht Sinnlichkeit und Leidenſchaft! — daſs ein Wollüſtling, der ein tugendhaftes Mädchen nicht anders gewinnen kann, als durch eine eheliche Verbindung, einen der öffentlichen Beamten beſticht, daſs er dieſe oder jene geſetzliche Förmlichkeit zu beobachten unterlaſſe. Iſt er hierauf der Unglücklichen ſatt, ſo klagt er auf Nichtigkeit der Ehe, und begeht eine vor dem Geſetze gerechte Handlung!

Wir würden vielmehr vorſchlagen, daſs demjenigen Ehegatten, welcher für Vollziehung gewiſſer, vom Geſetze vorgeſchriebenen Solennitäten zu ſorgen ſchuldig war (und welches in allen Fällen, auſser in dem Falle der Einwilligung der Aeltern und des Familienraths, der Mann ausſchlieſslich ſeyn müſste), und ſolches zu thun unterlaſſen hätte, die Befugniſs nicht zuſtehen müſſe, darauf ein Nichtigkeits Geſuch zu gründen; der andere aber die Wahl haben ſolle, entweder auf Herbeyſchaffung und Vollziehung der ermangelnden Requiſiten anzutragen, oder auf Nichtigkeit zu klagen. — Uebrigens finden wir im Allgemeinen in Rückſicht auf die *Urſachen der Eheſcheidung* zu erinnern, daſs manche andere Fälle, als: Wahnſinn, Impotenz und *einſeitige*, unverbeſſerliche Schlechtigkeit des Charakters, wodurch die Ehe unglücklich wird, wohl auch eine Stelle verdient hätten.

In Anſehung der Verwaltung und Benutzung des Vermögens eines *Abweſenden* (150.) wünſchten wir, daſs eine beſſere Ordnung mit Immittirung der Verwandten in den Beſitz beobachtet, und durch Edictalien, ſowohl der Abweſende zum Erſcheinen oder Beſtellung eines Bevollmächtigten, als auch die Verwandten *eventualiter* citirt würden, um einſtweilen in den Beſitz und den Genuſs des Vermögens geſetzt zu werden; denn ſonſt kann leicht der Fall eintreten, daſs ein, dem Grade nach entfernterer, aber im Orte gegenwärtiger und aufmerkſamer Verwandter des Abweſenden die Abweſenheits-Erklärung bewirkt,

und

Digitized by Google

und das Vermögen benutzt, inzwiſchen ein dem Grade nach näherer, aber zufälligerweiſe gleichfalls auf eine Zeitlang abweſender Verwandter erſcheint, der ein natürlicheres Recht hatte, in den Beſitz geſetzt zu werden. Jener kann ſich auf den Buchſtaben des Geſetzes ſtützen, das keineswegs befiehlt, der entferntere ſolle dem nähern weichen, und wird ſich in dem Beſitze und Genuſſe behaupten.

Den Deſcendenten des Abweſenden ſollte (133.), ſie möchten nun vor oder nach 30 Jahren nach dem *envoi definitif* erſcheinen und ſich legitimiren, die Reſtitution des Vermögens ihrer Aeltern oder Groſs-Aeltern nicht verſagt werden. Wir würden zu dem Ende vorſchlagen, daſs ſowohl bey dem *envoi definitif*, als auch wenn die Deſcendenten ſich um Reſtitution meldeten, die Güter taxirt würden. So viel nun zu der letztgedachten Zeit dieſelben meliorirt worden wären, dieſs müſsten die *Reſtituirten* dem Beſitzer vergüten. Wäre aber der Werth geringer geworden, ſo müſsten ſie ſich die Güter in dieſem Zuſtande anzunehmen gefallen laſſen, es wäre denn dem Beſitzer eine Deterioration durch grobe Fahrläſſigkeit vorzuwerfen und zu beweiſen; in welchem Falle er das, was das Gut jetzt gegen die erſte Taxe weniger werth wäre, erſetzen müſste.

Schwiegerkinder können angehalten werden, ihre Schwieger-Aeltern zu ſich ins Haus zu nehmen (200. u. 204.). Der Richter wird in einem ſolchen Falle ſehr behutſam verfahren müſſen, weil das Zuſammenwohnen dieſer Perſonen ſchon dann, wenn es aus freyem Willen geſchieht, der Erfahrung zufolge, oft eine Quelle des Miſsvergnügens unter den Eheleuten iſt, geſchweige denn, wenn richterlicher Zwang dazu kommt.

Wenn Aeltern beweiſen wollen, daſs eine gewiſſe Perſon ihr rechtmäſsiges Kind ſey, ſo müſſen die Beweiſe ſchlechterdings ſchriftlich ſeyn, andere Beweiſe, z. B. Zeugen, werden nicht eher zugelaſſen, als wenn bereits ſchriftliche Beweiſe übergeben worden, oder die ſtärkſten Anzeigen für die Wahrheit der Behauptung ſtreiten (317. u. 335.). Die letztgedachte Modification iſt nicht einmal nachgelaſſen, in dem Falle, da ein Kind behauptet, daſs eine gewiſſe Perſon ſeine Mutter ſey. — Dieſe ſtrenge Einſchränkung iſt wirklich auffallend, und kann oft nachtheilige Folgen haben. Ob ſich gleich die Abſicht des Geſetzes vermuthen läſst, ſo ſcheint uns doch kein hinlänglicher Grund vorhanden zu ſeyn, warum man dieſen Fall nicht der gewöhnlichen Theorie von den Beweiſen unterwerfen will.

Ob das Verbot, *la recherche de la paternité eſt interdite* (334), den Beyfall competenter Richter erhalten werde, bezweifeln wir. Die Abſicht, ſchlechtdenkenden und liederlichen Weibsperſonen die Gelegenheit zu rauben, daſs ſie nicht unſchuldige Männer um ihren Ruf bringen und ihnen ein Stück Geld abnehmen, iſt recht gut, kann aber erreicht werden, ohne in das entgegengeſetzte Extrem zu verfallen. Nach den dürren Worten dieſes Geſetzes kann nun jeder Mann, der mit einem Frauenzimmer einen genauen Umgang gepflogen hat, wegen der Folgen davon ohne Sorgen ſeyn; wenn auch die Weibsperſon von ihm ſchwanger wird, ſo darf doch weder ſie, noch das Kind, ihn als Vater angeben. — Sollte *dieſe* Deutung nicht die Abſicht des Geſetzes ſeyn, ſo muſste jenes Verbot anders und beſtimmter ausgedrückt werden.

Warum ſoll nicht, fragen wir bey dem 325ten Artikel, die *Legitimatio per ſubſequens matrimonium an ſich* die ihr beygelegten rechtlichen Wirkungen haben, warum bedarf es noch einer ausdrücklichen Anerkennung? Sollte dieſe nun nicht geſchehen ſeyn, wie hart iſt es, wenn unter mehrern von einerley Aeltern gebornen Kindern das eine rechtmäſsig und das andere unrechtmäſsig und ganz erblos ſeyn ſoll!

Was der Ueberſetzer zur Rechtfertigung des angenommenen Syſtems ſagt, genügt uns nicht, weil es nach den franzöſiſchen Geſetzen keine *bürgerliche Verbindlichkeit* für den Vater giebt, die vor der Hochzeit gebornen Kinder anzuerkennen. Es wird vielmehr das ganze bürgerliche Glück eines ſolchen Kindes, das von ſeinen nachgebornen Geſchwiſtern doch weſentlich ſo wenig verſchieden iſt, in die Willkür der Aeltern geſtellt, welche durch ſo manche Gründe abgehalten werden können, ihre vor der Ehe erzeugten Kinder ausdrücklich und förmlich anzuerkennen.

Bey den Vorſchriften des franzöſiſchen Geſetzbuchs, über die Aufhebung der Ehe, wegen wechſelſeitigen Diſſenſus, wodurch auf eine, auch in andern Staaten nachahmungswürdige Weiſe, das gemeine Recht (*Nov.* 140.) erweitert und wirklich bereichert wird, haben wir zu den oben beyläufig gemachten Erinnerungen nichts hinzuzufügen, als den Wunſch, daſs dieſe und andere *Eheproceſſe vor eine eigene, aus Männern von anerkannter Redlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Verſchwiegenheit zuſammengeſetzten Commiſſion* gezogen, und die gerichtlichen Verhandlungen und Acten ganz *geheim* gehalten, und nur zur Kenntniſs der unumgänglich nothwendigen Perſonen kommen möchten!

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gräff: *Lettres à Nina*, ou conſeil à une jeune mère de famille pour former l'eſprit et le coeur de ſes enfans, par Mme *de la Roche*. Traduit de l'Allemand ſur la troiſième édition originale, par *S. H. Catel*. Tome *II.* 1803. 284 S. 12., T. *III.* 1804. 270 S. 12. (alle 3 Th. 2 Rthlr. 12 gr.)

Es iſt hinreichend, auf die Fortſetzung und den Beſchluſs dieſer nützlichen und auch durch ihr Aeuſseres gefälligen Ueberſetzung aufmerkſam zu machen, deren *erſter* Theil ſchon in unſern Erg. Blättern (1801. Nr. 136.) angezeigt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. März 1805.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Coblenz, b. Laſſaulx: *Code civil de la République française* etc.
2) *Ebendaſ.: Civil-Geſetzbuch der franzöſiſchen Republik* — — von *F. Laſſaulx* u. ſ. w.
3) *Ebendaſ.: Die geſetzliche Erbfolge in der franzöſiſchen Republik* — — von *Karl Friedrich Pfeiffer* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 61. abgebrochenen Recenſion.*)

Die *Freyheit zu adoptiren* (339.) iſt zu ſehr beſchränkt. Warum ſoll ich nicht einem Menſchen, den ich liebe, der aber nicht in dem Fall war, daſs ich ihm in ſeiner Minderjährigkeit ſechs Jahr hindurch konnte *fournir des ſecours et* (das *et* iſt bedeutend, warum nicht lieber *ou*) *donner des ſoins non interrompus*, mein Vermögen zuweiſen können, unter der Bedingung, meinen Namen fortzupflanzen? In Rufsland hat vor Kurzem Alexander I. die Adoptionen auch auf gewiſſe Weiſe beſchränkt, aber nur für den Adel, weil ſonſt unter die Genoſſenſchaft des Adels zu viele Glieder kamen, welches da, wo Adel einmal iſt, ſchlechterdings verhindert werden muſs; allein in Frankreich, wo kein Adel exiſtirt, in Frankreich, das ſich zur Zeit der Promulgation dieſes Geſetzes noch eine Republik nannte, in Frankreich konnte ein ſolcher Bewegungsgrund nicht in Frage kommen. Aber man muſs die Heirathen begünſtigen! Die Heirathen werden geſchloſſen werden, ohne Zuthun des Staats, wenn der Staat nur die Mittel des Erwerbs erleichtert. Und warum will man Beſorgniſſe, die nur aus denjenigen Symptomen entſtanden, die an den monſtröſen Auswüchſen des Staatskörpers, den ungeheuer groſsen und ungeheuer verderbten Hauptſtädten ſichtbar waren, allgemein machen und auf die ganze Maſſe des Volks anwenden!

Es verdient gewiſs Lob, daſs die franzöſiſche Geſetzgebung die *Pflichten* beſtimmt, die ein *Pflegevater* durch Annahme eines Pflegekindes übernimmt, damit er nicht nach Willkür ſeine Hand von dem Hülfloſen abziehe, ſondern angehalten werden könne, daſſelbe zu einer bürgerlichen Lebensart geſchickt zu machen; allein warum die Menſchenliebe auf ein funfzigjähriges Alter und auf die Kinderloſigkeit in Anſehung des Pflegevaters, und auf die Minorität des Pflegekindes einſchränken! warum nicht lieber der Wohlthätigkeit freyen Lauf laſſen!

Dem *Vater* iſt die *Gewalt* gegeben, ſein Kind, wenn es noch nicht 16 Jahr alt iſt, *und* kein Vermögen beſitzt, (die Diſtinction zwiſchen einem Kinde *mit* und *ohne* Vermögen ſcheint uns, beyläufig geſagt, grundlos, ſo gut gemeint ſie auch ſeyn mag), *ohne Unterſuchung eines Dritten unparteyiſchen Richters*, in ein *öffentliches Gefängniſs* einſperren zu laſſen (370.) Wir können dieſs nicht billigen. Ein Vater, der fähig iſt, ſein Kind in ein öffentliches Gefängniſs einſperren zu laſſen, dürfte nicht kalt und leidenſchaftlos genug ſeyn, um nicht ein zu hartes Urtheil zu ſprechen. Warum hat man nicht lieber die Sache der Entſcheidung des Familienraths anheim geſtellt, wobey ein zweckmäſsiges Verfahren vorzuſchreiben war, damit nicht Vater und Kind wie Parteyen gegen einander erſchienen. Und dann, welch' eine zweckloſe Strafe, die Einſperrung in ein öffentliches Gefängniſs! Wir wiſſen nicht, daſs man in Frankreich eigene Beſſerungshäuſer erbauet habe, Häuſer von der Art, wie jetzt zur Correction für Perſonen aus den höhern Ständen in Wien errichtet werden: alſo ſoll das Kind wohl in die Geſellſchaft von Verbrechern gebracht werden! Der Vater ſcheint alſo nach franz. Geſetzen ein Richter und ein Geſetzgeber, nicht ein Erzieher zu ſeyn, und die aufzulegenden Strafen ſollen nur dem Geſetz, d. h. dem Willen und dem Befehle des Vaters ein Genüge leiſten, nicht das Kind beſſern!

Ueber die Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Grundſätze von der *Bevormundung*, beſonders darüber, daſs der Vater nach dem Tode ſeiner Frau Vormund über ſeine Kinder wird, haben wir uns zum Theil ſchon erklärt. In andern Staaten hat man den Grundſatz: für diejenigen Perſonen, welche für ſich ſelbſt nicht ſorgen können, iſt der Staat zu ſorgen verpflichtet. Nicht alſo in Frankreich. Hier iſt dieſe Sorge der Familie überlaſſen, und der Familienrath macht das eigentliche Pupillen-Collegium aus. Welch einen erfreulichen Anblick gewährt dagegen — wir können uns der Vergleichung nicht enthalten — in den *wohleingerichteten* deutſchen Staaten das Vormundſchaftsweſen, das auf jenen Grundſatz gebauet iſt. Wie gewiſſenhaft wird nicht z. B. für die Erhaltung des Vermögens eines Abweſenden geſorgt. In den franzöſiſchen Geſetzen haben wir zwar ein Kapitel gefunden, wie die Verwandten des Abweſenden ſich ſeines Vermögens *bemächtigen*, *nicht*, wie für die *Erhaltung* ſeiner Gerechtſame geſorgt werden ſolle. Wie ſtreng iſt nicht ferner die Verantwortung eines Pupillen-Collegiums! In einigen Fällen concurriret zwar nach den franz. Geſetzen die Obrigkeit, der z. B. alle Veräuſserungen und die, das Vermögen der Unmündigen betreffenden, Verträge zur Confirmation vorzulegen ſind. Auch iſt (Art. 485.) verordnet, daſs,

Digitized by Google

dafs, im Fall eines Wahn- und Blödfinns, wenn nicht die Verwandten auf Beftellung eines Curators antragen, und wenn die Perfon weder Ehegatten noch bekannte Verwandten hat, die Obrigkeit es von Amts wegen thun *könne*. Allein *nirgends* ift von einer *Pflicht*, für das Befte der Unmündigen zu forgen, *nirgends* von einer *Verantwortlichkeit* der Obrigkeit die Rede, wenn fie folches nicht gethan, oder bey den ihr vorgelegten Veräufserungs- und andern, das Vermögen des Unmündigen betreffenden, Verträgen nicht für das Befte derfelben gehörig geforgt worden ift.

So grofs auch die Gewalt des *Familienraths* ift, der fogar einen Vormund removiren kann — die Remotion bringt aber eine gewiffe Art von Infamie mit fich, infofern als ein removirter Vormund nicht Mitglied eines Familienraths feyn kann — fo ift doch nirgends von einer Verantwortlichkeit deffelben die Rede, weder wenn er unterlaffen, die Bevormundung einzuleiten, noch wenn er über die Vormünder nicht gehörige Aufficht geführet hat. — Unter diefen Umftänden wird es defto befremdender feyn, wenn wir verfichern, dafs wir in dem Gefetzbuche *nicht* einmal eine Vorfchrift gefunden haben, dafs der Vormund *Sicherheit* beftellen folle! Auch dürfte es zu tadeln feyn, dafs die Mutter als Vormünderin nicht eher fchuldig ift, Rechnung abzulegen, als nach geendigter Vormundfchaft.

Noch können wir unfere Beforgnifs nicht unterdrücken, es werde die Errichtung der Familienräthe bald die Folge in Frankreich haben, dafs es ganz an Vormündern fehlen dürfte. Denn welcher Bürger fteht nicht als Schwager, Bruder, Oncle oder fonftiger Verwandter, in folchen Verbindungen, dafs er in mehr als Einem Familienrathe Mitglied feyn wird. Der Mitglieder find aber nicht wenig; die geringfte Zahl ift fechs. Da nun derjenige, welcher im Familienrathe als Aufleher über die Vormundfchaft fitzt, unmöglich felbft in diefer Familie Vormund feyn kann; da ferner das franz. Recht in Anfehung der von Uebernehmung einer Vormundfchaft entfchuldigenden Urfachen fo laxe Grundfätze hat: fo ift mit vieler Wahrfcheinlichkeit vorauszufehen, dafs diefe Einrichtung, fo wie fie getroffen ift, ungeachtet fie einiges fehr Gute hat, dennoch keinen Beftand haben dürfte.

Nach dem 413ten Art. haben im Fall des Todes eines Vormundes feine *Erben* die *Verpflichtung* auf fich, *die Vormundfchaft* bis zur Ernennung eines neuen Vormundes *fortzuführen*, welches keinesweges unfern Beyfall hat.

Wenn ein Dritter die Pflanzungen, Anlagen und Werke mit feinen Materialien gemacht hat: fo ift der Eigenthümer berechtigt, fie entweder zu behalten, oder den, der fie angelegt hat, zu zwingen, fie auf eigene Koften hinweg zu nehmen. — War es aber ein evincirter Dritter von gutem Glauben, fo hat der Eigenthümer nur die Wahl, entweder den Werth der Materialien und den Preis der Handarbeit jenem zu erftatten, oder eine Summe zu bezahlen, die der gleich ift, um welche der Werth des Gutes vermehrt worden ift. (548.) — Diefe Verordnung fcheint uns für den Eigenthümer hart. Es können oft Fälle eintreten, dafs lediglich der Gebrauch, zu welchem jener des Grundftücks benöthiget ift, beftimmen, ob die angelegten Werke eine Verbefferung find, oder nicht; und in Hinficht auf den verfchiedenen Gebrauch kann ein und daffelbe Gebäude eine Verbefferung oder eine Beläftigung des Grundftücks feyn. Was kümmert es dem Eigenthümer, dafs der andere im guten Glauben war? Nach unferer Meinung mufs der *Eigenthümer* die *Wahl* haben, die angelegten Werke auf des andern Koften, der fich dann an feinen Auctor halten mag, niederreifsen zu laffen, oder *pretio taxato* fie zu behalten.

Es ift nicht zu leugnen, dafs die franz. Gefetzgeber fich bemüht haben, den Proceffen durch möglichft fimple Gefetze zu begegnen, und dafs ihnen diefe Bemühung oft gelungen ift. Diefs dürfte aber in folgenden Fällen nicht gefchehen feyn. Nach Art. 590. foll vom Nutznieffer einer Waldung das Holz daffelbft, *dem gewöhnlichen Brauch* der Eigner nach, gefällt werden. Welch' eine Quelle von Proceffen! Beffer wäre es, wenn der Rural-Codex die Vorfchriften von der pfleglichen Benutzung der Forften enthielte, nach welchen fich dann Eigenthümer und Nutznieffer richten müfsten.

Der 605te Art., dafs die Hauptreparaturen dem Eigenthümer zur Laft fallen, ausgenommen, wenn fie durch Unterlaffung der zur Unterhaltung nöthigen Reparaturen von Seiten des Nutznieffers verurfacht worden, ift nicht geeignet, Proceffen zu begegnen, da der zu führende Beweis fo weitläuftig und fchwer ift.

Es giebt in der bürgerlichen Gefellfchaft gewiffe Verhältniffe, wo entgegengefetzte Rechte mit einander collidiren, und wo Rückfichten auf das allgemeine Befte die Entfcheidung abgeben müffen. Wir beziehen uns Beyfpielsweife auf die Art. 135. 147. 155. 220. 244. 373., und erinnern hierbey folgendes:

Der Erbe hat das Recht, auf die Erbfchaft Verzicht zu leiften, und dagegen bis zur Concurrenz der *difponiblen* Summe die Schenkung unter den Lebenden zu behalten. Der bey der Collation zum Grunde liegende, muthmafsliche Wille des Erblaffers legt auf der andern Seite dem Gefchenknehmer nur gegen den Miterben die Verbindlichkeit zur Collation auf; fie findet daher gegen den Gläubiger nicht ftatt. Allein wie grofs ift dabey der *Nachtheil*, *den die Gläubiger erleiden* können, und wie viele Schenkungen können da zum Betrug der Gläubiger gemacht werden. Wie fehr würde es nicht den *öffentlichen Credit* erhöhen, wenn, im Fall, dafs die Verlaffenfchaft verfchuldet war, der Gefchenknehmer zur Bezahlung der Schulden verhältnifsmäfsig beytragen müfste! Kann *propter fupervenientiam liberorum* eine Schenkung zurückgenommen werden, fo dürfte eine Verordnung diefer Art ebenfalls gerecht feyn, um fo mehr, da der Befchenkte aus feinem Vermögen nichts verliert (es verfteht fich von felbft, dafs nicht von remuneratori-

Digitized by Google

toriſchen Schenkungen die Rede ſeyn kann), der Gläubiger hingegen einen wirklichen Verluſt erleidet. — Sowohl wenn Schenkungen wegen nicht erfüllter Bedingung zurückgenommen werden, als auch im Fall der Collation oder Reduction einer Schenkung erlöſchen die von dem Schenknehmer darauf conſtituirten Hypotheken, reſp. kann die geſchenkte Sache aus des dritten Beſitzers Händen vindicirt werden. Wie ſehr würde der öffentliche Credit gewinnen, wenn ein entgegengeſetztes Recht vorgeſchrieben würde! Wer wird jemanden etwas auf eine durch Schenkung erhaltene Sache borgen, da nicht voraus zu ſehen iſt, ob ſie nicht der Collation oder Reduction dereinſt werde unterworfen werden? Von dem Hypothekweſen muſs billig alles entfernt ſeyn, was dem öffentlichen Credit ſchädlich ſeyn könnte. Die Miterben haben auch weder ein Intereſſe dabey, noch ſpricht für ſie das Recht und die Billigkeit ſo ſehr als für die Gläubiger. Was kümmert es ſie, daſs der Geſchenknehmer die Sache mit Schulden belade, da er ja überhaupt die geſchenkte Sache behalten könnte mit Renuncirung auf die Erbſchaft. Man ziehe ihm, wenn er miterben will, die gemachten Schulden von ſeiner Erbportion ab. Iſt aber die Schenkung über den diſponiblen Theil, ſo bleibt den Miterben ihr Anſpruch an den Geſchenknehmer, dieſer Anſpruch ſey jedoch nur perſonell gegründet. Da der Erblaſſer, auſser dem Falle des Fidei Commiſſes, nicht vollkommen verbunden iſt, etwas zu hinterlaſſen, da er vielmehr ſein ganzes Vermögen vorher verzehren kann: ſo befinden ſich die Erben immer in dem Falle, einen Vortheil zu erwerben, die Gläubiger hingegen in dem, einen Nachtheil abzuwenden. Der dritte Beſitzer, an welchen der Beſchenkte die Sache veräuſsert hat, ſollte nicht anders zur Herausgabe verbunden ſeyn, als wenn der Geſchenkgeber, der unter gewiſſen Bedingungen ſchenkte, ſich bis zu der Erfüllung der Bedingung das Eigenthum der geſchenkten Sache vorbehielt.

Bey dem 373ſten Art., wo von der Schenkung des gegenwärtigen und künftigen Vermögens unter Ehegatten die Rede iſt, beſorgen wir auch, daſs derſelbe oft zum Nachtheil der Gläubiger wird angezogen werden. Wie wenn nun in dem zur Zeit der Schenkung gemachten Verzeichniſs der Schulden einige betrüglicher Weiſe verſchwiegen worden ſind? Aus dieſer Urſach würden wir zur Sicherheit der Gläubiger vorſchlagen, daſs, dafern die Schulden nicht richtig angegeben worden wären, der überlebende Ehegatte, wenn er die Schenkung nicht ganz ausſchlagen wollte, in derſelben Art, wie ein Erbe, der mit dem *beneficio inventarii* die Erbſchaft antritt, zur Zahlung aller Schulden gehalten ſeyn ſollte, nicht aber bloſs das zur Zeit der gemachten Schenkung als ſchuldenfrey angegebene Vermögen allein annehmen dürfe.

Das der Collation unterworfene Mobiliare ſoll geſchätzt werden, wie viel es *zur Zeit der Schenkung* werth war (158.). Dieſs wird die Taxatoren oft in Verlegenheit ſetzen. Natürlicher ſcheint es uns, anzunehmen, daſs, wenn der Erblaſſer dem Erben bey ſeinem Lebzeiten Mobilien ſchenkte, die durch den Gebrauch am Werth verlieren, er den Nutzen des Gebrauchs nicht conferiret haben wollte, und daſs daher die Sachen, ſo viel ſie zur Zeit der Erbtheilung werth ſind, geſchätzt werden müſsten. Hat der Erblaſſer zur Zeit der Schenkung ſelbſt eine Taxe beygefügt: ſo ſcheint zwar keine Schwierigkeit mehr vorhanden zu ſeyn und die angezogene Verordnung beſtehen zu können; allein es zeigt ſich eine andere Schwierigkeit. Da ich das, was ich mir in meinem Erbtheile anrechnen laſſen muſs, nicht als geſchenkt betrachten kann, ſo iſt mir ſehr daran gelegen, daſs die im Voraus empfangenen Sachen nicht zu hoch angeſetzt wurden: ich fechte daher die eigenmächtig vom Erblaſſer beliebte zu hohe Taxe an und verlange eine neue billige Taxe. Dieſe Schwierigkeiten dürfte unſer Vorſchlag vermeiden.

Um fähig zu ſeyn, durch ein Teſtament etwas zu erhalten, genügt es, zur Zeit des Sterbefalls des Teſtators empfangen zu ſeyn (196.). Dieſe Verordnung wird aber durch den 339ſten Art. wieder aufgehoben, indem daſelbſt erlaubt iſt, zum Beſten ſeiner ſowohl gebornen, als künftigen Enkel und Geſchwiſters Kindern, ein *Fidei Commiſs* zu errichten. Auf jeden Fall iſt zwiſchen beiden geſetzlichen Vorſchriften ein Widerſpruch.

Der 199ſte Art., welcher die Perſonen nennt, welche nicht zu Erben eingeſetzt werden können, z. B. der Arzt, vergiſst hierzu den Notar und die Zeugen zu rechnen.

Im 238ſten Art. wird eine *Schenkung von Mobiliar-Effecten* für ungültig erklärt, wenn nicht eine von dem Geſchenknehmer unterzeichnete Taxe angehängt wird.

Wir finden hierbey dieſs auszuſetzen, daſs durch dieſe Vorſchrift der gütigen Geſinnung des Schenkenden wirklich Gewalt geſchieht. Wer wird gern demjenigen, dem er ein Geſchenk machen will, vorrechnen, wie viel es werth iſt: und doch wird er es thun müſſen, wenn der Beſchenkte nicht befürchten ſoll, daſs des erſtern Erben es nicht wieder vindiciren. Aus einer andern Stelle (Art. 158., wo die Rede iſt von einer Taxation durch Kunſtverſtändige, im Fall daſs der Schenkung die Taxation nicht beygefügt worden wäre) ſcheint zu folgen, daſs die Geſetzgeber zu der Befolgung dieſer Vorſchrift des 238ſten Art. kein groſses Vertrauen hegen.

Wenn ſich der Schenkende den Nieſsbranch einiger geſchenkten Sachen vorbehalten hat, ſo kann der Beſchenkte, wofern daran einige fehlen ſollten, von dem Schenker oder deſſen Erben dafür Erſatz fordern (240.). Auch hierin ſcheint der Abſicht des Schenkers Gewalt angethan, und wie unanſtändig iſt es, von ſeinem Wohlthäter Erſatz für die Sachen zu fordern, welche bey ihm verloren gegangen, vielleicht durch Abnutzung abgängig geworden ſind.

Dem Schenkgeber, der eine geſchenkte Sache wegen nicht erfolgter Erfüllung der Bedingung revociret, ſoll das Recht, ſie von jedem Dritten Beſitzer

zu

Digitized by Google

zu vindiciren, und gegen denſelben überhaupt *alle Rechte* haben, *die ihm gegen den Schenknehmer* zuſtehen (244). Dieſs kann zu falſchen Folgerungen Veranlaſſung geben. Denn gegen den Schenknehmer kann er zuweilen eine Klage *ad id quod interest* haben, die ihm unmöglich gegen den Dritten zuſtehen kann.

Die franz. Geſetzgebung erfordert bey dem *ſchriftlichen Teſtamente*, wenn es der Teſtator nur ſelbſt geſchrieben und unterzeichnet hat, weiter keine andern *Förmlichkeiten*. Wir finden dieſs aber über dieſen wichtigen Act zu leicht hinweggegangen. Wenn wir dagegen die überhäuften Förmlichkeiten erwägen, die bey dem ſogenannten myſtiſchen Teſtamente vorgeſchrieben ſind, einem Teſtamente, das ſich in vielen Fällen von jenem durch nichts unterſcheiden wird, als dafs der Teſtator einen Umſchlag darum macht und darauf ſchreibt: „Dieſs iſt mein letzter Wille," ſo finden wir zugleich eine wirkliche Inconſequenz beider Vorſchriften. — Wozu auch wiederum bey dieſem myſtiſchen Teſtamente, im Fall dafs der Teſtator nicht ſelbſt jene Aufſchrift machen kann, die Adhibirung eines achten Zeugen, da ein vollſtändiges Teſtament vor einem Notar und vier Zeugen gültig gemacht werden kann.

In Rückſicht auf die Eigenſchaften der *Teſtamentszeugen* iſt die franz. Geſetzgebung zu kurz, und hätte wohl aus dem römiſchen Rechte manche Vorſchrift benutzen ſollen.

Der 305te Art., in welchem beſtimmt wird, dafs die *Koſten des Geſuchs auf Auslieferung* eines *Legats* der Erbſchaft zur Laſt fallen, ſcheint zwar ſehr zweckmäſsig zu ſeyn, um den Erben zu bewegen, der Vollſtreckung des Teſtaments keine Hinderniſſe in den Weg zu legen. Wie aber, wenn der Legatar zu viel verlangt hätte, alſo entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil Recht hätte? Soll dann der Erbe für des Legatars muthwillige Streitſucht büſsen? Warum will man dieſen Fall nicht nach richtigen allgemeinen Grundſätzen von der Erſtattung und Compenſation der Koſten beurtheilen?

Ein *Legatum rei alienae* iſt nichtig, der Teſtator mag nun gewuſst haben, die Sache ſey fremd, oder nicht (310.).

Wie aber, fragen wir, wenn der Teſtator dem Erben auferlegt hätte, dieſe Sache von ihrem Eigenthümer zu kaufen und dem Legatar zuzuſtellen? Iſt eine ſolche Diſpoſition gleichfalls nichtig? Das Geſetz ſchweigt. Wir ſind der Meinung, dafs dieſe Beſtimmung nicht fehlen ſollte, die wir ungefähr ſo geben würden: dafs, wenn der Dritte die Sache nicht verkaufen wollte, ſie taxirt werden, und der Legatar das *pretium taxatum* anzunehmen ſchuldig ſeyn müſste.

Dem *Teſtaments-Executor* wird die Verbindlichkeit auferlegt, nach Ablauf eines Jahres von dem Tode des Teſtators gerechnet, über die Verwaltung Rechenſchaft abzulegen (320.). Damit nicht hieraus geſchloſſen werde, als brauchte der Executor des Teſtaments vor Ablauf dieſer Zeit wegen ſeiner Handlungen niemanden Rede zu ſtehen, welches ſehr nachtheilige Folgen haben könnte, würden wir dagegen das Recht der Erben und der Obrigkeit, von dem Executor des Teſtaments Rechenſchaft zu fordern, an keine Zeit beſchränken, aber verordnen: dafs derſelbe binnen Jahresfriſt ſpäteſtens die Execution bewirkt haben müſſe, widrigenfalls er gerichtlich angehalten werden könne, ſich wegen der Urſachen dieſer Verzögerung zu rechtfertigen.

* *

Dafs bey *Familien-Fidei-Commiſſen* kein Unterſchied zwiſchen *erſt-* und *nach*gebornen Söhnen und zwiſchen Söhnen und Töchtern gemacht werden ſoll (339.), finden wir ſehr zweckmäſsig in einer Republik, um das Entſtehen der Majorate zu verhindern. Ob dieſs nicht jetzt unter der Monarchie eine Abänderung erhalten möchte? mufs die Zeit lehren. Da Fidei-Commiſſe unläugbar manches Gute haben, und dem Miſsbrauche durch den 339ſten Art. begegnet wird, ſo ſehen wir nicht ein, aus welchem Grunde nicht auch zum Beſten anderer Perſonen, als der Kinder und Geſchwiſterkinder, Fidei-Commiſſe errichtet werden dürfen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, im Compt. f. Lit.: *Die Mesalliancen*, ein Luſtſpiel in *drey* Aufzügen. 1802. 8. 132 S. mit 1 Kpfr. (12 gr.)

Von zehn Perſonen, die in dieſem Luſtſpiel auftreten, werden am Schluſſe achte verheirathet. Schade, dafs die zwey rückſtändigen ein Bedienter und ein Poſtillon ſind; der eheluſtige Vf. hätte ſonſt ganz gewiſs aus ihnen auch ein Paar gemacht! Noch mehr, alle vier Heirathen (bis auf die *Kammerjungfrau*, die mit einem Laquais zufrieden ſeyn mufs) ſind Mesalliancen; das heifst doch, *dem Titel entſprechen*. Uebrigens dürfte dieſs aber auch das Einzige ſeyn, was man von dieſem Stücke als merkwürdig anführen kann; alles andre iſt noch faſt unter dem Mittelmäſsigen. Der Vf. verſichert zwar im Vorbericht: er ſey dabey ganz *ſeinen eignen Weg* gegangen; habe die Scenen und Perioden ſo kurz gemacht, *weil er es im gemeinen Leben ſo finde;* habe alle Karrikaturen vermieden, weil — *die elegante Welt daran keinen Gefallen haben könne;* hat aber auch leider ſeine Intrigue ſo ſchlecht angelegt, dafs man im erſten Acte alles vorausſehen kann; und ſeine Charaktere ſind allerdings von der Art, dafs man ſie überall im gemeinen Leben ſo findet. Sein Kammerjunker, der ſich die Plane aus der eleganten Zeitung entlehnt, ſoll komiſch ſeyn; aber er iſt nur langweilig.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. März 1805.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Coblenz, b. Laſſaulx: *Code civil de la République française* etc.

2) *Ebendaſ.*: *Civil-Geſetzbuch der Franzöſiſchen Republik* — — von *F. Laſſaulx* u. ſ. w.

3) *Ebendaſ.*: *Die geſetzliche Erbfolge in der Franzöſiſchen Republik* — — von *Karl Friedrich Pfender* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 62. abgebrochenen Recenſion.*)

Wir haben bey dem Auszuge aus dem franzöſiſchen Geſetzbuche ſowohl als bey der Kritik der einzelnen Stellen eine ſolche Auswahl zu treffen geſucht, daſs unſere Leſer den Inhalt dieſer neuen Legislatur ziemlich genau kennen lernen. Sie werden aber einer Menge Gegenſtände nicht gedacht gefunden haben, die doch in der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders aber unter einem Volke nicht unberührt bleiben durften, welches jetzt nicht die Bande des bürgerlichen Vereins zuerſt ſchlieſst, ſondern wo dieſe rechtlichen Verhältniſſe gewohnte Dinge ſind, und alſo nichts natürlicher iſt, als daſs man ſich nach einer Beſtimmung darüber durch die geſetzgebende Gewalt umſehen werde.

Wie mager iſt nicht der *Titre préliminaire*, welcher die Grundſätze über gewiſſe allgemeine rechtliche Verhältniſſe enthalten ſoll, ausgefallen; mit ſechs Artikeln oder ungefähr Einer Seite iſt er abgefertigt! Wie nothwendig war es nicht, den ſechsten Artikel präciſer und mit genauer Sonderung der vorkommenden Fälle zu beſtimmen, in wie fern man den geſetzlichen Vorſchriften durch Privat-Conventionen derogiren dürfe oder nicht?

Wir finden ferner *nichts von Gewohnheits-Rechten.* Man müſste wirklich mit dem Gange der Dinge in der bürgerlichen Welt ganz unbekannt ſeyn, wenn man wähnen wollte, es könnten alle Fälle in einem geſchriebenen Geſetzbuche decidirt werden, und man brauche folglich nicht auf die eingeführten Gewohnheiten Rückſicht zu nehmen. Das franz. Geſetzbuch ſelbſt ſagt ja an einigen Orten, daſs man ſich nach dem Gebrauch richten ſolle. — In den ſo beſtimmten und ſtrengen Vorſchriften über die beyzubringenden *Todtenſcheine*, hat man an der Stelle, wo von den Armeen die Rede iſt, ganz vergeſſen, der in der Schlacht gebliebenen oder vermiſsten zu denken.

Der Titel vom *Domicilio* und dem Gerichtsſtand, welcher das, was in andern Geſetzbüchern in die Gerichts-Ordnung verwieſen iſt, enthält, iſt zu dürftig ausgefallen.

In dem Titel von den *Eheſcheidungen* wünſchten wir, daſs die franz. Geſetzgeber die Grundſätze und Formen, die in andern Staaten bey böslicher Verlaſſung des Ehegatten gelten und angeführt ſind, ſtudirt und benutzt hätten. Ein gleiches gilt von den Titeln über die *älterlichen Pflichten* und über die *Vormundſchaften.*

Die *Reſtitutio in integrum* hätte einer eigenen geſetzlichen Beſtimmung bedurft. Wir haben nur gelegentlich, aber nur ſelten einen dahin gehörigen Fall berührt gefunden (vergl. a. 232. in Tome 2.).

Da in den franz. Geſetzen ſo oft von einer zu entwerfenden Taxe die Rede iſt, ſo hätten wir ſehr gewünſcht, daſs eine geſetzliche Beſtimmung gegeben worden wäre, *nach welchen Grundſätzen die Taxatoren zu verfahren* haben, worauf nicht wenig ankommt.

In dem *Sachenrechte* finden wir *mehrere* wichtige Gegenſtände mit Stillſchweigen übergangen, z. B. den wichtigen Titel von der *Poſſeſſion;* ferner in der Lehre vom Eigenthume und von den Sachen, die Unterſcheidung in Hauptſachen und Zubehör (gleichwohl bezieht ſich art. 307. im 2ten Tom. auf eine ſolche Diſtinction, gleich als ob ſie in dem Geſetze angegeben wäre), nichts von der Occupation der herrenloſen Sachen, von dem Fund, von dem eingeſchränkten Eigenthume u. ſ. w.

In der Lehre von den *Erbſchaften* (welche überhaupt von den römiſchen Juriſten ſo ſcharfſinnig ausgearbeitet iſt, daſs ein Geſetzgeber nichts beſſeres thun kann, als ſie adoptiren und nur die in derſelben aufgeworfenen Streitfragen und Dunkelheiten decidiren) finden wir ebenfalls mehrere wichtige *Lücken.* Die Erb-Verträge ſind nur *indirecte*, nicht ausdrücklich verboten. Bey der *portion disponible* iſt nicht erwähnt, ob der Pflichttheil *cum onere* hinterlaſſen werden könne, oder *ſine onere* den geſetzlichen Erben gebühre.

So giebt es auch über den Fall, da der Teſtator *parte teſtatus parte inteſtatus decedit*, keine allgemeine Vorſchrift, die um ſo nöthiger war, da ein ſpecielles Geſetz, art 366. im 2ten Tom., (wo nämlich eine väterliche Diſpoſition, die nicht das *ganze* Vermögen befaſst, aufrecht erhalten wird) von dieſem Falle redet. — Ueber die *Urſachen der Enterbung ſchweigt* die franz. Geſetzgebung: ſollte wohl die Abſicht ſeyn, dem Vater das Recht zu verſagen, ſein Kind aus gegründeten Urſachen ganz, oder bis auf einen gewiſſen Theil zu enterben? Es iſt nicht zu glauben, da wegen gewiſſer Beweiſe von Undankbarkeit auch eine Schenkung revocirt werden kann.

Digitized by Google

Wir wollen das Verzeichniſs der mangelhaften Stellen der franz. Geſetzgebung nicht fortſetzen, da wir noch die oft vorkommenden *Undeutlichkeiten*, *Unbeſtimmtheiten* und *ſcheinbaren Widerſprüche*, ſo wie die Fehler gegen eine lichtvolle Anordnung der Materien nicht mit Stillſchweigen übergehen können. Wir fügen zu den Beyſpielen, die wir bey den in anderer Rückſicht ſchon beurtheilten Gegenſtänden der Kürze wegen zugleich gegeben haben, noch folgende hinzu.

Der bürgerliche Todte wird in Anſehung ſeiner rechtlichen Verhältniſſe als wirklich geſtorben betrachtet, und ſeine Erbſchaft iſt eröffnet (25.); dennoch kann er durch einen Curator in den Gerichten erſcheinen. — Im Art. 142. hat man ganz vergeſſen, darüber etwas zu beſtimmen, wie für die Kinder in dem Falle geſorgt werden ſolle, da die Mutter, bald nachdem der Vater ſich entfernt hatte, und vor den 6 Monaten (als der zur Beſtellung eines Vormundes beſtimmten Zeitfriſt) ſelbſt geſtorben wäre. — In dem Art. 148. und 167. über die Nothwendigkeit des Conſenſes der Aeltern zu einer gültigen Heirath, ſind ſo viele Unbeſtimmtheiten, daſs man nicht recht wiſſen kann, ob die Meinung des Geſetzgebers iſt, den Aeltern auch in dem Falle, daſs die Kinder volljährig ſind, ein unbedingtes Recht zu ertheilen, ſich einer Heirath zu widerſetzen. Es bedurfte deshalb ſchon eines ſpeciellen, am 30ſten Ventoſe 12. gegebenen Geſetzes, wodurch zwar jenes Recht beſchränkt, zugleich aber mittelbar die Unbeſtimmtheit und Undeutlichkeit jener Vorſchriften zugeſtanden wird. — Bey dem Art. 185. hätte angezeigt werden ſollen, ob die Nichtigkeitserklärungs-Klage, im Fall daſs eine Ehe nicht mit den gehörigen Förmlichkeiten geſchloſſen worden iſt, an eine gewiſſe Zeit, z. B. 6 Monate, wie in einem andern Falle, gebunden ſeyn ſolle oder nicht. — Wenn das franz. Geſetzbuch (219.) alle Geſchäfte der Ehefrau der Einwilligung ihres Mannes unterwirft, ſo hätte es nicht vergeſſen ſollen, die Haushaltungs-Gegenſtände, wenigſtens in gewiſſer Rückſicht, davon auszunehmen. — Der 331ſte Art. ſcheint uns ganz einer Abänderung zu bedürfen, weil er im Widerſpruch iſt mit den geſetzlichen Vorſchriften im 47ſten Art. des 3ten Buchs. Denn da nach dem letztern das anerkannte natürliche Kind, wenn es mit legitimen Deſcendenten ſeines Vaters concurrirt, $\frac{1}{3}$ eines Kindestheils erhält, ſo iſt damit der erſtgedachte Artikel unvereinbar, wo geſagt iſt, daſs die Anerkennung eines natürlichen Kindes den ehelichen Kindern nicht nachtheilig ſeyn ſolle. — Im 339ſten Art. wird nach den Worten, *ou des flots*, nach zu ſetzen ſeyn: *ou autrement*. — Im 376ſten Art. iſt nicht recht klar, ob unter dem *Enfant detenu*, das ſein Vater hat einſperren laſſen, und das um obrigkeitlichen Schutz bitten darf, bloſs dasjenige, welches Vermögen beſitzt, zu verſtehen ſey? — Im 2ten Buche Art. 541., wo dem Eigenthümer zur Pflicht gemacht wird, die Koſten des von einem Dritten auf jenes Grunde und Boden geſchehenen Anbaues zu erſetzen, war hinzuzufügen: „mit Vorbehalt der im 548ſten Artikel gegebenen, beſondern Beſtimmungen." Der im 603ten Art. gebrauchte Ausdruck iſt unzweckmäſsig, indem der letzte Theil den erſten wieder aufhebt. — Zu den im 617ten Art. angegebenen Arten, wie ſich der *uſusfructus* endigt, iſt beyzufügen vergeſſen worden der Fall: *reſoluto jure conſtituentis*. — Bey dem 619ten Art. wäre die Beſtimmung beyzufügen geweſen, auf wie weit und wie lange der den Erben mit verliehene *uſusfructus* ſich erſtrecken ſolle? — Wenn der Einwohner eines Orts ein gewiſſes durch letztern flieſsendes, aber auf eines Dritten Eigenthum entſpringendes Waſſer benutzen will, ſo ſollen ſie dieſem dafür eine Entſchädigung zahlen (Art. 643.). Wir wünſchten dieſe Vorſchrift auch beſtimmter und mit den nöthigen Modificationen ausgedrückt. — Im dritten Buche fehlt beym 32ſten Art. die Beſtimmung, ob das Repräſentationsrecht bey Geſchwiſterkindern *in infinitum* gelten ſolle, oder ob unter ihren Deſcendenten nur die Kinder des erſten Grades zu verſtehen ſeyen. — Im 37ſten Art., wo den Aſcendenten das Recht ertheilt wird, aus der Verlaſſenſchaft ihrer ohne Deſcendenz geſtorbenen Kinder das, was ſie ihnen gegeben hatten, vorweg zu nehmen, iſt der Ausdruck: *Si les objets ont été aliénés, les aſcendans recueillent le prix qui peut en être dû*, etwas undeutlich. Bezieht ſich das Geſetz bloſs auf den Fall, wenn das Kaufpretium noch nicht bezahlt worden und noch rückſtändig iſt — wie wir dieſe Stelle verſtehen —, oder können die Aſcendenten den Werth der Sache überhaupt aus der Verlaſſenſchaft vorwegnehmen? — Bey dem 42ſten Art. fehlt nach den Worten: *s'il n'y a de frères ou ſœurs*, wohl der Zuſatz: *ou de deſcendans d'eux*. — Der 43ſte Art. iſt uns ganz unverſtändlich geblieben, wegen des Widerſpruchs, der in folgenden Worten liegt: „in Ermangelung von Aſcendenten in der einen oder andern Linie, kommt die Verlaſſenſchaft zur einen Hälfte auf die überlebenden Aſcendenten, und zur andern Hälfte auf die nächſten Verwandten der andern Linie. Weder der Ueberſetzer und Commentator *Laſſaulx*, noch *Pfender* in ſeiner Nr. 3. angezeigten Schrift, enthalten eine Erklärung dieſer Dunkelheit. — Zuweilen kommt das Wort *poſtérité* vor, ohne daſs man gewiſs ſeyn kann, ob darunter bloſs die eheliche, oder überhaupt jede, eheliche und uneheliche, Nachkommenſchaft zu verſtehen ſey? — Will man (Art. 250.) *propter ſupervenientiam liberorum* alle Schenkungen, ſelbſt remuneratoriſche, revociren, ſo darf doch die Beſtimmung nicht fehlen: unter Vorbehalt des dem Donator zu präſtirenden Intereſſe. — Im 294ſten Art. wird wohl nach den Worten: *néanmoins le legataire univerſel aura la jouiſſance des biens compris dans le teſtament*, hinzugefügt werden müſſen: *à l'excluſion de la quantité réſervée par la loi*. Denn da vorher im 293ſten Art. von den Erben, denen der Pflichttheil gebührt, die Rede iſt, und die Verbindung durch *néanmoins* geſchieht, ſo könnte gefolgert werden, als gebührten nichts deſto weniger dem *Legatarius univerſalis* die Früchte und der Genuſs auch von dem Pflichttheile, wenn er nur ſeine *actio ex teſtamento* zu gehöriger Zeit angeſtellt hätte.

Es

Es ſey uns erlaubt, noch ein Wort über die *Ordnung der Materien* im franzöſiſchen Geſetzbuche zu ſagen. Ein Geſetzbuch ſoll zwar nicht ein ſyſtematiſches Lehrgebäude ſeyn; allein je mehr Syſtem und Ordnung darin ſichtbar iſt, deſto mehr kann man gewiſs ſeyn, dafs die Verfaſſer von richtigen Grundſätzen überall ausgegangen ſind, und deſto deutlicher und verſtändlicher ſind die einzelnen Vorſchriften. In dieſer Rückſicht iſt manches an dem franz. *Code civil* auszuſetzen. Es iſt kein allgemeiner, einleitender Theil, der die rechtlichen Begriffe und Verhältniſſe von allgemeinerer Beziehung, oder gewiſſe allgemeine Grundſätze der Auslegung und Anwendung der Geſetze enthielte, vorhanden; oft fehlt es an gehöriger Zuſammenſtellung der zu einander gehörigen Artikel (wir haben oben, bey Darſtellung der franz. Grundſätze über den Pflichttheil, ein Beyſpiel gegeben), ſo wie an der nöthigen Beziehung des einen auf den andern. Das Geſetz vom 30. Ventoſe 12. hat zwar die Materien in eine beſſere Ordnung gebracht; allein dennoch finden wir den Titel über die Arten, das Eigenthum zu erwerben, nicht in die Lehre vom Eigenthume heraufgenommen, ſondern als Präliminar Titel des Geſetzes vom 29ſten Germinal 11. von den Erbſchaften. In der Lehre von den Servituten iſt manches bloſses Polizey-Recht, was in den *Code civil* nicht gehört. Bey der Eintheilung der Servituten in ſolche, die aus der natürlichen Lage der Gegenden, und in ſolche, die aus gewiſſen von dem Geſetze auferlegten Verbindlichkeiten flieſsen, iſt, ſo wie das franz. Geſetzbuch hernach die Servituten bald zu der einen, bald zu der andern Claſſe rechnet, nicht richtig. Denn beide Arten haben in dem *Code* ganz gemeinſchaftliche Charaktere, nämlich bey beiden iſt einerley Veranlaſſung, die natürliche Lage (z. B. das niedrigere Land, welches das von dem höhern abflieſsende Waſſer aufnehmen muſs — und die durch Zwiſchenmauern und Zwiſchengräben getrennten Grundſtücke) und die Natur beider Servituten wird durch geſetzliche Vorſchriften, nicht durch Uebereinkunft der Bürger beſtimmt.

Dieſs unſer individuelles Urtheil über das neue franzöſiſche Geſetzbuch Es iſt auf eine ſorgfältige Unterſuchung gebaut, und wir hoffen, unſere Leſer werden in den meiſten Fällen mit uns einerley Meinung haben. Wenn wir nun bekennen, dafs wir dieſes Werk unter unſerer Erwartung finden, und nicht glauben, dafs wir Deutſche Urſach haben, neidiſch auf daſſelbe zu blicken, ſo dürfen wir um ſo weniger die bemerkenswerthe Selbſt-Recenſion mit Stillſchweigen vorübergehen, welche die Vff. dieſes Geſetzbuchs über ihre Arbeit in dem vierten Artikel aufgeſtellt haben. „Der Richter, heifst es daſelbſt, welcher ſich weigern würde, zu erkennen, unter dem Vorwande, dafs das Geſetz über den Fall ſchwiege, dunkel oder unzulänglich ſey, iſt des Vergehens der verweigerten Juſtiz ſchuldig."

Nr. 2. Je ausführlicher wir in der Beurtheilung des franzöſiſchen *Code civil* geweſen ſind, deſto kürzer müſſen wir uns über die *Laſſaulx*'ſche Ueberſetzung und die *Pfender*'ſche Schrift faſſen. Wir können nicht ſagen, dafs der Ueberſetzer gerade den Sinn des Originals verfehlt habe; allein ſeine Arbeit iſt zu flüchtig und nachläſſig gefertigt. Wir rathen ihm, die guten deutſchen Werke ähnlichen Inhalts, beſonders das preufsiſche Geſetzbuch und die pfalzbayerſchen Verordnungen, zu ſtudiren, um zu lernen, wie der Wille des Geſetzgebers mit Klarheit, Würde und einer gewiſſen männlichen Anmuth in der deutſchen Sprache ausgedrückt werde. Um von der Schreibart des Ueberſ. einige Proben zu geben, wollen wir mit Uebergehung der fehlerhaft gebauten Perioden, davon wir des beſchränkten Raums wegen keine Beyſpiele anführen können, einige einzelne Ausdrücke bemerken, die er künftig zu vermeiden hat: *ehrfurchtsvolle Acte*, *homologiren*, *ein Zeugenverhör, das contradictoriſch ſtatt haben ſoll* (drey Worte, die nur derjenige verſteht, welchem der franzöſiſche *ſtyl du barreau* nicht unbekannt iſt), *freywilliger*, *wohlthätiger Vormund* (wofür wir Pflegevater ſchicklicher und paſſender halten), jemanden *an ſich binden (ſ'attacher quelqu'un)*, ſich mit jemandem *benehmen (conferer)*, *anverlangen*, *angeſinnen*, *anfordern*, ſich nach einer Sache *bemeſſen*, eine Klage *aufgreifen* u. ſ. w. — Hr. *L.* hat ſeine Ueberſetzung auch mit weitläufigen Anmerkungen ausgeſtattet; allein wir bitten ſehr, uns künftig mit dieſen zu verſchonen. Der gröſste Theil derſelben beſteht in leeren Declamationen, in ekelhaft weitläufigen, unnützen Einleitungen (wir beziehen uns von mehrern Beyſpielen nur auf die lange Digreſſion über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Eigenthums in der bürgerlichen Geſellſchaft), in blinden Lobſprüchen und in durchwäſſernden Wiederholungen ſeines Textes. Wir halten ihn indeſſen, nach einigen beſſern Bemerkungen zu urtheilen, nicht für unfähig, etwas vorzüglicheres zu liefern, und machen ihn daher auf das aufmerkſam, was ſeinen Anmerkungen einen Werth und ein Intereſſe geben könnte. Dieſs iſt — eines Theils die Rechtsgeſchichte der Verordnungen und eine Vergleichung des neuern Geſetzes mit den ältern Rechten, verbunden mit einem vollſtändigen Auszuge aus den bekannt gewordenen Debatten über das neue Geſetz, wovon er bisher nur zu wenig geſagt hat; andern Theils eine Anzeige der übrig gebliebenen dunkeln und unvollſtändigen Stellen und Theile des neuen Geſetzbuchs. Der Literatur möge er ſich aber lieber ganz enthalten, denn ſeine Allegate beweiſen, dafs er von den ältern Werken, die in den Gegenſtand einſchlagen, nur wenige, von den neuern aber gar keine kennt.

Nr. 3. Die *Pfender*'ſche Schrift hätte in des Vfs. Pulte bleiben ſollen: denn die Wiſſenſchaft hat keinen Gewinn und der Vf. keine Ehre von der Herausgabe derſelben. Wir haben ſie ſorgfältig geleſen, verſichern aber, dafs das Geſetzbuch viel deutlicher iſt, als dieſe Erläuterung, in welcher ohne Ordnung die Paragraphen durch einander geworfen und zerſtückelt, unpaſſende Dinge hereingezogen und dagegen andere Materien, die zur Deutlichkeit hätten angeführt

Digitized by Google

geführt werden sollen, vergessen; endlich die genealogischen Tafeln, welche erklärend seyn sollen, durch die von dem Vf. gewählte seltsame und ungewöhnliche Form unverständlicher als die bloßen Worte des Gesetzes sind. Wir rathen Hn. *Pf.*, es bey diesem Versuche bewenden zu lassen, indem wir zu den Käufern seiner Abhandlung die Erwartung hegen, sie werden ihm mehr Dank wissen, wenn er sie unvollendet läßt, als wenn er sie fortsetzt.

NATURGESCHICHTE.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Naturgeschichte für den Bürger und Landmann*, von *Karl Heinrich Biel*. 1804. 320 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass dieß Buch die Erklärung der vierten bis achten Vorbereitungs-Lectionen des neuen Schwarzburg-Rudolstädtischen und Frankenhäusischen Katechismus sey, dass man seine Erklärung der ersten bis dritten Lection dieses Katechismus allgemein empfohlen, auch seine Anleitung, wie die 10 Gebote den Kindern nützlich und anwendbar gemacht werden könnten, sehr vortheilhaft recensirt habe. Dabey äußert er auf der andern Seite wieder viel Bescheidenheit, und sagt, dass gewiss noch nie ein Schriftsteller seine Arbeit mit so vieler Furcht und Zaghaftigkeit seinem Verleger übergeben habe, als er u. s. w. Rec. kennt die frühern Arbeiten des Vfs. nicht, und läßt dieselben in ihrem Werthe; er hat es bloß mit der gegenwärtigen zu thun, und da muß er im Allgemeinen das Urtheil fällen, dass sie nur zu den kaum mittelmäßigen Schriften dieser Art, die jetzt immer zahlreicher werden, gehöre. Der Vf. weiß seine Gedanken oft nicht gehörig zu ordnen, und ist der Sprache, so wie der Materie, worüber er schreibt, nicht ganz mächtig, wie folgende, nicht lange gesuchte Stellen beweisen: S. 2. „Der Mensch nimmt seine Nahrungsmittel durch den Mund zu sich, kommt klein auf die Welt (ein Hysteron Proteron), und *wächst* (?) nach und nach *größer*, besteht aus Kopf, Rumpf und Gliedern, und festen und flüssigen Theilen, schläft und wacht wechselsweis, nimmt endlich an Kräften und Munterkeit wieder ab, und stirbt." Ferner: „Die Thiere haben Decken auf der Haut (alle?), der Mensch ist nackend. — — Die Thiere haben immer nur eine Art des Futters, davon sie sich nähren (also das Schwein z. B. auch?); aber dem Menschen steht die ganze Natur zu Dienste." S. 6.: „Die Säugethiere gehen auf vier Füßen." Sind denn die *Cetacea* keine Säugethiere? — Dieß mag genug seyn, um das Urtheil des Rec. zu rechtfertigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, in d. Jäger. Buchh.: *Gründliche Anweisung, Häuser und jede Art von Gebäuden von vorzüglicher Dauer und vollkommen brandfest aufzubauen; nebst Angabe mehrerer wichtiger Vortheile der Baukunst.* 1804. 94 S. 8. (8 gr.) — In dieser kleinen Schrift ist eine ziemliche Anzahl dem Kenner der Baukunst sonst schon bekannter Erfindungen und Kunststücke aufs Neue zusammengetragen und zwar aus dem besondern Gesichtspunkte der Dauerhaftigkeit und Feuersicherheit. Ist nun gleich die Mühe bey einer solchen Arbeit nicht groß: so ist sie doch nicht ohne Verdienst. Denn das größere Publicum und sogar eine Menge der Handwerksleute im Bauwesen erfährt nicht immer die nützlichen Vorschläge und wirklichen Ausführungen, welche in größern und einzelnen kleinern Büchern bekannt gemacht werden; durch eine solche Schrift aber, wie diese, erfahren sie zugleich deren mehrere mit einem Male auf die wohlfeilste Weise. Der Vf. referirt zwar ein wenig weitläufig und nicht gerade in der modernsten Schreibart, aber doch richtig, was er anderweitig gelesen und sich zu eigen gemacht hat; und diese Vorschriften scheinen ihm so wichtig, dass er von der Weisheit guter Landesregenten verlangt: sie sollten nach dieser Anweisung Häuser, Städte und Dörfer auf ihre eigne Kosten erbauen lassen und sie dann ihren Unterthanen gegen billige Preise verkaufen; überzeugt, dass sie ihr Capital nicht besser, sowohl zu ihrem eigenen, als zum Nutzen ihrer Unterthanen anwenden könnten. Denn sie hätten ja Wälder, in denen oft sehr vieles Holz, ehe es benutzt werde, verfaule; sie hätten Schneidemühlen und sehr viele brodlose arme Handwerksleute unter ihren Unterthanen, denen sie auf diese Art Brod verschaffen könnten u. s. w. Was hier meistens nur kurz gelehrt wird, zeigen folgende Ueberschriften: 1) Wälder anzulegen, um gutes Bauholz zu erziehen. 2) Wie das Bauholz zuzubereiten, dass es von der größtmöglichen Dauer sey, und vor Fäulniß, Rissen und Würmern bewahrt werde. 3) Wie das Zimmerholz fast unvergänglich zu machen sey. 4) Ein sichres Mittel, das Holzwerk vor Fäulniß und Schwämmen zu bewahren. 5) Die Wände der Häuser vor dem Eindringen des Wassers und vor Fäulniß zu beschützen, um dadurch ein Gebäude 100 Jahr länger zu erhalten. 6) Wie ein gesundes und dauerhaftes Haus mit vielem Vortheile ohne alle Tüncher- oder Weißbinder-Arbeit zu bauen sey. 7) Von dem Nutzen der unverriegelten Bauart. 8) Wie der Mauerkalk recht dauerhaft zu machen sey, dass er dem Wind und Wetter widerstehe. 9) Holzgebäude auf eine nützliche Art zu berappen oder zu bekleiden. 10) Ein dauerhafter und wohlfeiler Anstrich für steinerne Häuser und Mauern. 11) Brandabhaltender Anstrich des Hn. D. *Glasers* in Suhla; wie auch andere Brand abhaltende Anstriche. 12) Verschiedene Erfindungen, die Gebäude gegen Feuersbrünste zu sichern, von *Mann*, *Hartley*, *Mahon* 13) Das Rauchen der Schornsteine zu verhüten. 14) Die Schornsteine gegen das Brennen zu sichern. 15) u. 16) Versuch zur Verbesserung der Stubenofen, um dabey Holz zu ersparen und dennoch eine hinlängliche Wärme im Zimmer zu erhalten. 17) Dächer nach des Hn. *Herzbergs* Methode vortheilhaft und feuerfest anzulegen. 18) Dauerhafte Dächer von Eisenblech zu machen und solche vor dem Roste zu verwahren. 19) Den Dächern von Schindeln und Brettern eine gute Dauer und gutes Ansehn, so wie auch den Dachziegeln eine gute Dauer und zugleich einen Glanz zu geben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. *März* 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhoek: *Syſtem der Chirurgie*, von *J. Arnemann* (itzt zu Hamburg). *Erſter* Theil, m. Kpfrn. 1798. XXII u. 772 S. 8. *Zweyter* Theil. 1802. 737 S. 8. (zuſ. 5 Rthlr.)

Der *erſte* Theil enthält, auſser einer Abhandlung über die allgemeine Chirurgie und die dahin einſchlagenden Kapitel: Entzündung, Eiterung, Verhärtung und Brand, den Anfang der ſpeciellen, nämlich die Abhandlungen über Wunden im Allgemeinen und Wunden des Kopfes, Geſichtes, Halſes, der Bruſt, des Unterleibes, der Extremitäten insbeſondere. Dieſen folgt das Kapitel vom Abnehmen der Glieder. Die Entzündung, über welche neuſter Zeit ſo viel geſchrieben worden iſt, ohne daſs man doch dadurch genauer erfahren hätte, was das Wahre iſt, wird von Hn. *A.* aus einem Reize, allgemein oder topiſch, abgeleitet, welcher vermehrte Erregung zur Folge habe. Daſs nach der neuern Pathogenie hierüber, ſo wie über die Therapeutik derſelben, andere Anſichten ſtatt finden, können wir dem Vf., ohne ungerecht zu ſeyn, nicht beymeſſen. Das nämliche findet auch bey dem Kap. vom Brande ſtatt, wenn man daſſelbe mit der itzigen Lage der Kunſt und mit *Himly's* Abhandl. darüber vergleicht. Die Wunden theilt der Vf. in einfache und zuſammengeſetzte. Bey groſsen Verletzungen hält Hr. *A.* für zuträglich, die Blutung nicht zu eilfertig zu ſtillen, und wenn das Fieber heftig iſt, zur Ader zu laſſen. Indeſſen erfordere das Aderlaſs bey groſsen Wunden noch mehr Vorſicht, als in einfachen Wunden. Was iſt nun eigentlich die Meinung des Vfs.? Konnte ſie nicht deutlicher beſtimmt werden? Bey den Kopfwunden fängt die Heilung mit den Worten an: Ein Schädelbruch an und für ſich iſt unbedeutend und ohne Gefahr, wenn nicht beſondere Zufälle damit verbunden ſind, welche von den Nebenverletzungen herrühren. Wie unbeſtimmt iſt auch dieſes! Wie ſelten findet ein Schädelbruch ſtatt, welcher ohne die reſtringirenden Nebenverletzungen abgelaufen ſeyn ſollte! Als Regel gilt, daſs jede Kopfverletzung gefährlich iſt. Daſs Hr. *A.* dabey noch die kalten Umſchläge ausſchlieſslich empfiehlt, läſst ſich denken und entſchuldigen. Unter den Wunden des Unterleibes wird auch der Kaiſerſchnitt abgehandelt, dabey aber der Schrift des Hn. *Starke* zu Jena, welche doch nicht unbedeutend iſt, nicht Erwähnung gethan. Der Vf. meynt, die gröſsere Zahl der Operationen des Kaiſerſchnittes ſey glücklich (?) ausgefallen. Dem Rec. ſcheint es, als ob der Vf. zu leicht über dieſelbe urtheile. Dem Kaiſerſchnitt zunächſt wird die Synchondrotomie abgehandelt. Auch dieſs Kap. kann nunmehr aus *Wiedemann's* Nachrichten über die Pariſer Gebäranſtalten ergänzt und berichtiget werden. Beym Steinſchnitt empfiehlt Hr. *A.* keine Methode ausſchlieſslich. Die lithontriptiſchen Injectionen ſind erſt neulichſt wieder in Frankreich in Anregung gebracht worden; wir glauben aber nicht an die Kraft derſelben. Das Einbringen eines Fingers vom Gehülfen in den Maſtdarm des Kranken erleichtert oft das Herausbringen des Steines nicht wenig. Von der Alanſonſchen Amputationsmethode ſagt der Vf., ſie habe Anfangs groſses Aufſehen gemacht, ſey aber, was den Schnitt anlangt, jetzt ganz vernachläſſigt, wo man hie und da von der Alanſonſchen Methode höre, ſey es eigentlich eine unächte Alanſonſche Methode. Der *zweyte*, auf dem Titel nicht genau bezeichnete Abſchn. enthält die ſpecifiſchen Entzündungen, Roſe, Furunkel, Karfunkel, Verbrennungen, Erfrierungen u. ſ. w. Die Lehre von den Geſchwüren und Fiſteln, Gewächſen und Geſchwülſten, von den Verhärtungen, Vorfällen, Brüchen, und zuletzt von einigen allgemeinen chirurgiſchen Operationen, Aderlaſſen, Schröpfen u. dgl. Unmöglich können wir von allen dieſen Abhandlungen einzeln eine genaue Rechenſchaft geben. Sie iſt auch um ſo weniger nothwendig, je mehr wir, der Wahrheit gemäſs, verſichern können, daſs der Vf alle mit vielem Fleiſse bearbeitet hat. Bey der Roſe erinnern wir, daſs ſie öfters auch epidemiſch herrſche. Sehr gut iſt des Vfs. Rath, bey gröſsern Mutterpolypen gleich Anfangs zwey bis drey Schlingen von verſchiedenen Farben anzulegen und dieſe nach einander zu brauchen. Den Kropf unterſcheidet Hr. *A.* von der Verhärtung der Schilddrüſe, wie *Wichmann*. Dadurch wird aber die Verwirrung noch gröſser; denn in der Gegend des Rec., wo der Kropf leider ſehr häufig iſt, benennt man beide Uebel umgekehrt wie *Wichmann*, das letzte allein Kropf. Die Kapitel Blut- und Waſſergeſchwülſte haben uns beſonders wohlgefallen. Auch das Kap. von den Brüchen iſt gut ausgeführt.

Im *zweyten* Theile beſchäftigt ſich der Vf. die ganze erſte Abtheilung hindurch mit den Augenkrankheiten. Vor jedem einzelnen Abſchnitt geht die Literatur voraus, dann folgt die Geſchichte der Krankheit, das urſachliche Verhältniſs und die Heilung derſelben. Bey der *Trichiaſis* bemerkt Hr. *A.*, daſs die Methode des verſtorbenen Hofchirurg. *Köhler* bey einigen Kranken nur eine Palliativkur bewirkt habe, und gründliche Heilung nur erſt beym Ausſchnei-

Digitized by Google

ſchneiden eines Stücks vom Augenlied erfolgt ſey. Beym Eiterauge hat der Vf. von einer Auflöſung des weiſsen Vitriols mit Opium viele glückliche Erfahrungen gemacht. Für das Staphylom empfiehlt er das Betupfen mit *Tinctura thebaica* am meiſten, ſo lange das Staphylom noch weich iſt. Gegen Gerſtenkörner eine Salbe aus *Mercurius ſolubil.*; für die Thränenfiſtel die Operationsmethode des *Wathen*. Die Rubrik grauer Staar iſt beſonders ſchön abgehandelt. Die Urſachen, welche dem ſchwarzen Staare vorhergehen, werden faſt immer aſthenifcher Art angenommen, ſo dafs ſie bald direct bald indirect ſchwächend wirkten. Der Vf. hatte einſt eine Amaurofe als Folge des gelben Fiebers zu behandeln und geheilet. In dieſem ganzen Abſchn. zeigt ſich die nicht gemeine Erfahrung des Vfs. in Augenkrankheiten deutlich. Demſelben zunächſt folgen die Krankheiten des Gehörs. Hier fällt alsbald eine ſehr fleifsige Bearbeitung des Artikels Schwerhörigkeit in's Auge. Auf das Durchbohren des *Proceſſus maſtoideus* ſcheint uns jedoch der Vf. noch zu vielen Werth gelegt zu haben. Zu den Zahnkrankheiten führt eine treffliche Einleitung anatomiſchen und phyſiologiſchen Inhaltes. Das ſchwere Zahnen nimmt Hr. *A.* nur unter den groſsen Einſchränkungen an, welche durch die Kritik mehrerer neuerer Aerzte gültig gemacht worden ſind, es wird aber für dieſe Stelle immer noch zu weitläuftig abgehandelt. Auch haben wir uns gewundert, dafs der Vf. ſo viel auf das Durchſchneiden des Zahnfleiſches hält. Irrig und der Erfahrung zuwider iſt, dafs bey dem Hervortreten der zweyten oder Wechſelzähne das Ausziehen der erſten oder vordern, um den folgenden Platz zu machen, nichts helfe. Es können allerdings dadurch groſse Deformitäten vermieden werden. Lobenswürdig iſt, dafs der Vf. auf manche grauſame Vorrichtungen herumziehender Dentiſten aufmerkſam macht, z. B. das Feilen. Die alltägliche Beobachtung, dafs Schwindſüchtige reine weiſse Zähne haben, ſucht der Vf. durch die Ausdünſtungen der Lunge zu erklären, welche wie ein Zahnopiat (?) wirkten. Der darauf folgende Abſchn. handelt von den Krankheiten der Knochen. Hier verbreitet ſich aber der Vf. zu weit auf die veneriſche Anſteckung, die ſkrofulöſe Krankheit, den Skorbut, die Gicht u. ſ. w. Ein ſchöner Abſchn. iſt der von der Rhachitis, obſchon auch nicht alles hieher gehört. Eben ſo verdient auch der Abſchn. Knochenbrüche, dem gröſsten Theile nach, Lob. Die Verrenkungen ſcheinen dagegen mit geringerer Aufmerkſamkeit behandelt zu ſeyn. Im Ganzen genommen müſſen wir jedoch geſtehen, dafs die Arbeit des Vfs. bey weitem mehr Lob als Tadel verdient.

STUTTGART, b. Metzler: *Unterſuchungen über die Natur und Behandlung der verſchiedenen Arten der Gehirnwaſſerſucht*, von *P. F. Hopfengärtner*, LA. u. Stadtphyſ. in Stuttgart. 1802. 182 S. 8. (16 gr.)

Die Waſſeranſammlungen im Gehirn gehören unter diejenigen krankhaften Erſcheinungen, welche am dunkelſten, und, wie das ſchwere Zahnen, von mehrern Aerzten als die öftere Urſache des Todes ſehr vieler Kinder angeklagt worden ſind. Der Vf. unternimmt alſo ein verdienſtvolles Werk, wenn er jene Dunkelheiten aufzuhellen, und dem Urtheile der Aerzte über dieſe Krankheit Beſtimmtheit und Wahrheit zu geben ſucht. Der verſtorbene *Wichmann* hat zwar ſchon etwas der Art unternommen, aber weder Hn. *H.* noch dem Rec. kommt dieſe Arbeit genugthuend vor. Hr. *H.* erweitert und berichtigt alſo die Wichmannſchen Angaben. Wenn man einen allgemeinen Blick auf die Geſchichte der Krankheitsfälle wirft, in welchen nach dem Tode Waſſer in beträchtlicher Menge innerhalb des Hirnſchädels und der Hirnhölen gefunden wurde: ſo bemerkt man, dafs vorzüglich zweyerley Zuſtände einer ſolchen Ergieſsung vorausgehen. Die Waſſerergieſsungen ſind eben ſo oft Folge einer allgemeinen Krankheit des Nervenſyſtems, als einer urſprünglich örtlichen des Gehirns ſelbſt. Wenn wir uns nun nach einem Mittelgliede zwiſchen dem Nervenfieber, oder einer urſprünglich dynamiſchen Krankheit des Gehirnes und der Waſſerergieſsung in die Hirnhölen ſelbſt umſehen: ſo werden wir auf eine veränderte Action der lymphatiſchen Gefäſse des Gehirns geleitet. Aber dadurch müſſen wir auch diejenigen Krankheiten, welche das Lymphſyſtem vorzüglich oder ausſchlieſslich zunächſt betreffen, in Betracht ziehen. So wie allgemeine Krankheiten des Nervenſyſtems örtliche Krankheiten des Hirns nach ſich ziehen, ſo können auch die im Allgemeinen veränderten dynamiſchen Verhältniſſe des Lymphſyſtems örtliche Krankheiten deſſelben an einzelnen Stellen des Körpers bewirken. Es können auch Fälle vorkommen und kommen wirklich vor, wo man eine Waſſeranſammlung in den Gehirnhölen zu gleicher Zeit mit Abſceſſen und andern Zerſtörungen dieſes Organs (des Hirnes) antrifft. Dieſe gehört aber nicht hieher. Die (dieſe) Waſſeranſammlung in den Gehirnhölen kann nie (S. 30.) als ein urſprüngliches Uebel angeſehen werden, ſondern mufs immer als eine Folge einer entfernteren Urſache betrachtet werden, und wird alſo öfters gleichzeitig mit andern organiſchen Veränderungen des Gehirns zuſammentreffen. (Entweder iſt dieſer Satz nicht ganz deutlich ausgedrückt, oder er dünkt uns nicht ganz richtig zu ſeyn.) Man hielt ſonſt die Gehirnwaſſerſucht für eine das kindliche Alter ausſchlieſslich befallende Krankheit; dieſs iſt aber irrig, obſchon ſie unverhältnifsmäfsig häufiger bey Kindern, als bey Erwachſenen iſt, und unter Modificationen erſcheint, die wohl mit der von dem Alter (den kindlichen Entwickelungen) abhängenden Verſchiedenheit der körperlichen Beſchaffenheit in urſachlichem Verhältniſſe ſtehen dürften. Am häufigſten findet man ſie zwiſchen dem 2ten und 8ten, und bey Erwachſenen zwiſchen dem 28ſten und 40ſten Jahre. Die Conſtruction der Hirnwaſſerſucht bey Kindern ſetzt nun der Vf. S. 34 ff. ſehr ſchön auseinander, und meynt unter andern, dafs auch das Zahnen und der Zahnwechſel etwas zum Vorkommen des Waſſerkopfs

Digitized by Google

kopfs im kindlichen Alter beytragen könne. Oft wird die Gehirnwaſſerſucht mit Nerven- und Wurmfiebern verwechſelt. Dem Ausbruche der unverkennbaren (?) Krankheit geht eine beſondere Veränderung in den Gemüthsäuſserungen des Kindes voraus, und die Kinder befinden ſich 8 bis 14 Tage lang in einem Zuſtande von Opportunität, in welchem die folgende Krankheit ſchlechterdings nicht mit Gewiſsheit vorauszuſehen iſt. Allmählig wird das Uebelbefinden merkbarer, der Puls klein, unregelmäſsig, die Augenſterne verändert, der Kopf ſchwerer u. ſ. w. Dieſs kann 5 bis 7 Tage dauern. Unvermuthet fangen nun die Kranken an ſich zu erbrechen, es tritt eine faſt gänzliche Stockung der Ab- und Ausſonderungen ein, und das Geſicht bekommt ein eigenes, ſtupides Ausſehen. Dieſs dauert wieder 3 bis 4 Tage. Nun geht viel brauner und grüner (manchmal grasgrüner) Stuhlgang ab, der Urin wird dunkel und trüb, der Puls aufs neue ſchneller und immer ſchneller. Nach 24 Stunden wird das Athmen, welches bisher ziemlich gut war, ſchneller und beſchwerlich, es kommen Zuckungen und der Tod. Von dieſer Krankheit giebt es einige Varietäten, deren einer der Vf. weitläuftiger S. 46. erwähnt. Man kommt dabey leicht auf die Vermuthung, dafs Würmer möchten die Urſache ſeyn. Die Leichenöffnung zeigt die Gefäſse der Hirnhäute mit Blut angefüllt, zwiſchen den Häuten gallertähnliche Feuchtigkeit, das Gehirn weich, die Höhlen von Lymphe ausgedehnt, die Adergeflechte blafs und mit Waſſerbläschen beſetzt. Auch im Herzbeutel fand der Vf. in allen Fällen viel Waſſer und in den Lungen Verhärtungen oder anfangende Vereiterungen. Im Unterleibe Intus-Suſceptionen und viel zähe grünlichte Galle in der Gallenblaſe. Die Schwierigkeit der Diagnoſe und Therapeutik erkennt der Vf an, findet ſich geneigt, die Krankheit zum Geſchlechte der Nervenfieber zu zählen § 34, und geſteht, dafs er noch wenige Kranke gerettet habe, die an dem §. 27. weitläuftig beſchriebenen Uebel gelitten haben. (Dieſs kommt vollkommen mit den Erfahrungen des Rec. überein, welche an einem Orte irgends beſchrieben und niedergelegt ſind.) Bey dem Nervenfieber, welches die Gehirnwaſſerſucht begleitet, ſcheint das Senſorium ſelbſt der Punkt zu ſeyn, aus welchem die Krankheit entſpringt (ſollte das einzig bey dieſer Art Typhus der Fall ſeyn?). Es mag eben kein groſser Verſtofs in therapeutiſcher Hinſicht ſeyn, wenn man die Krankheit wie ein anderes Nervenfieber auch behandelt. (Wenn der Vf. S. 78 ſagt, dafs ein Theil der diffuſiblen Arzneymittel durch Antrieb der Säfte nach dem Kopfe berauſche, andere nicht, ſo hat er wohl Recht, nur hätte zu den letzten nicht der Kampher gerechnet werden ſollen, der unläugbare Congeſtion nach dem Kopfe bewirkt.) Der Biſam und die flüchtigen Kalien ſcheinen dem Vf. vorzügliche Aufmerkſamkeit zu verdienen. Er räth, mit kleinen und öftern Gaben anzufangen, und ſie beſonders in der erſten Periode der Krankheit zu geben. Wenn aber einmal der ganze Organismus in ſeinem innerſten erſchüttert ſey, wenn allgemeine Stockung in allen thieriſchen Verrichtungen eintrete: ſo dürfe man nicht ausſchlieſslich diffuſible Reizmittel geben. Hier empfiehlt er nun das Queckſilber, beſonders das Hahnemann'ſche auflösliche Queckſilber, und die Queckſilberſalbe (was für eine?). Nachdem nun mehrere Thätigkeit in's Gefäſsſyſtem und die Secretionsgeſchäfte mehr in Ordnung gebracht worden ſind, können diffuſible Mittel nicht mehr in Anwendung kommen, ſondern es iſt ein bleibenderer Eindruck nöthig, und beſonders die Thätigkeit der Lymphgefäſse zu unterſtützen. Hierzu empfiehlt der Vf. die Wolverleyblumen in hinlänglich groſsen Gaben, und wenigſtens im Anfange mit virginiſcher Schlangenwurzel gegeben. (Aber wird das der Krankheit ſo gewöhnliche Erbrechen keine Gegenanzeige gegen die Arnica machen? Iſt ſie und die Serpentaria kein diffuſibles Mittel?) Wenn nun die Betäubung mehr verringert oder gar verſchwunden, die Haut feucht, der Urin mit Bodenſatz verſehen iſt: ſo müſſen China in groſsen und Wein in kleinen Gaben zu Hülfe genommen werden. Aufserdem empfiehlt der Vf. auch äuſsere Reizmittel, laue Bäder, Blaſenpflaſter und kalte Umſchläge auf den Kopf. (Die gegen manche dieſer ſpecificirten topiſchen Mittel etwa zu machenden Einwendungen kennt der Vf. und ſucht ſie zu widerlegen, z. E. offen gehaltene Veſicatorien, kalte Umſchläge u. dgl.) §. 57. beſchreibt der Vf. eine *zweyte* Gattung von Gehirnwaſſerſucht. Es geht derſelben keine Vorbereitungsperiode voraus, ſondern ſie tritt plötzlich, unter ſtürmiſchen Zufällen, ein (und hält überhaupt einen kürzern, hitzigern Gang). Es geneſen von dieſer Art, nach dem Vf., bey weitem mehrere, als von der vorigen. Hier iſt das Gefäſsſyſtem früher, als das Nervenſyſtem, angegriffen; die örtliche Krankheit des Gehirns kann man in eine anhaltende Congeſtion gegen daſſelbe ſetzen. (Der Vf. fühlt das Unbeſtimmte dieſes Worts und dieſer Erklärung; aber er ſelbſt iſt noch unbeſtimmt über das Leiden des Gehirns bey dieſer Art Gehirnwaſſerſucht. Rec. iſt geneigt, eine aſtheniſche Entzündlichkeit anzunehmen.) Er ſchlägt dabey eine andere Heilart vor, als bey der erſten Gattung, da er glaubt, dafs auf ſchleunige Befreyung des Gehirns von Blut hauptſächlich ein glücklicher Erfolg der Behandlung beruhe. (Es mag damit ſeyn, wie mit den aſtheniſchen Augen- und Bruſtentzündungen. Ueber die letztern hat Hr. *Horn* ſehr ſchön aprioriſch räſonnirt, welchem Räſonnement es jedoch an Belegen aus der Praxis fehlt.) Beſonders nutzen hier Blutigel hinter den Ohren (und an den Schläfen), oder am innern Augenwinkel. Dann kalte Umſchläge hinter dieſen, reizende Fufsbäder, Sinapiſmen, gelinde Abführungen (?), Wolverleyblumen mit Goldſchwefel, und beym Uebergange ins Nervichte die bekannten Mittel. Eine *dritte* Gattung iſt das Product einer früher erlittenen Krankheit (Folge, Reſt, Metaſtaſe derſelben). Der Vf. führt namentlich eine Art von Scharlach als Veranlaſſung an, diejenige nämlich, womit beträchtliche Halsentzündung und Abſchuppung der Oberhaut verbunden iſt, und welche von Anſteckung entſteht. Sie macht

eine

eine doppelte Abänderung (*zwey Arten*) dadurch, dafs auch der Gang dieſer Krankheit bald heftiger und entzündungsartig, bald ſchleichender und nervös iſt. Die letztere iſt häufiger. Hier verdient die allgemeine Krankheit des lymphatiſchen Syſtems, dort die erſt ſpäter eintretende örtliche des Gehirns die vorzüglichſte Rückſicht. (Auch dieſs ſetzt der Vf. ſchön aus einander, wir können ihm aber nicht folgen.) Sämmtliche bisher beſchriebene Gattungen der Gehirnwaſſerſucht kommen blofs bey Kindern vom zweyten bis zum zehnten Jahre vor. Bey Kindern unter Einem Jahre trifft man noch eine Krankheit an, welche man unter dem allgemeinen Namen Gehirnwaſſerſucht begreifen könnte. Sie erſcheint mit dem erſten Zahnausbruche; der Vf. hat aber noch nicht genug Erfahrungen darüber geſammelt. Einige Neuere haben auch Gehirnwaſſerſucht bey Erwachſenen beobachtet. Der Vf. hat dieſe tödtliche Krankheit bey Perſonen zwiſchen 28 und 40 Jahren nach rheumatiſchen Krankheiten gefunden. Sie zeigt ſich wie ein verlarvtes Wechſelfieber mit Schlummerſucht, dem heftigſten Kopfwehe, und langſamem, vollem, nicht hartem Pulſe. (Rec. hat ganz dieſelbe Krankheit bey einer Wöchnerinn beobachtet, welche ſich erkältet hatte; die Milch blieb hiebey ganz ungeſtört in Ordnung.) Zum Schluſſe giebt der Vf. nun noch folgende tabellariſche Ueberſicht der Krankheiten, welche unter dem Namen Gehirnwaſſerſucht beſchrieben wurden: A. Gehirnwaſſerſucht als Folge und in Verbindung mit einer urſprünglichen Krankheit des Nervenſyſtems im Allgemeinen, oder eines einzelnen Theiles deſſelben, und zwar a) mit einem Nervenfieber, b) Folge einer veränderten Tendenz in den Wirkungen des Nervenſyſtems (?) ohne gleichzeitiges Gefäſsfieber, c) Folge einer urſprünglich dynamiſchen Krankheit (des Gefäſsſyſtems) des Gehirns. B. Gehirnwaſſerſucht als Folge der veränderten dynamiſchen Verhältniſſe des Syſtems der einſaugenden Gefäſse, a) wandernde Gehirnwaſſerſucht, *Hydrocephalus vagus* (nach Scharlach), b) entzündliche Gehirnwaſſerſucht, Folge eines materiellen Reizes auf Lymphgefäſse.

Wien, b. Camesina: *Geburtshülfliche Fragmente*, von Dr. *Wilh. Joſeph Schmitt*, k. k. Rathe, Prof. der Geburtshülfe u. ſ. w. an der k. k. medic. chirurg. Joſephs-Akademie u. ſ. w. 1804. 149 S. 8. mit 1 Kpfr. (12 gr.)

Jeder, dem es um die Vervollkommnung der Geburtshülfe wahrer Ernſt iſt, mufs dem erfahrnen Vf. dieſer Fragmente für ſeine Bemühungen danken, und ihn bitten, mit der Fortſetzung nicht lange zu zögern. Den Anfang macht eine geiſtvolle *Anſicht der Geburtshülfe als Theorie und Praxis im Jahr* 1804., womit freylich nur der zufrieden ſeyn wird, der, mit den Ereigniſſen in ſeiner Diſciplin ſchon vertraut, des Vfs. Andeutungen verſteht, und vorurtheilsfrey die Reflectionen eines oft anders Denkenden aufnimmt, ſchätzt und nutzt. Das zweyte Fragment iſt keinesweges fragmentariſch, ſondern iſt eine ſehr ausführliche Abhandlung *über das Mechaniſche der Geburt zur Berichtigung des Sollingen'ſchen Grundſatzes*. Wer *v. Sollingens* ſo unausſprechlich ermüdend weitſchweifiges Werk durch zu ſtudieren, wie Rec., die Geduld gehabt hat, wird ſich freuen, durch vorliegenden Aufſatz einige Einſeitigkeiten und Unrichtigkeiten jenes Werks hinlänglich beleuchtet, und dieſs zugleich in einer kurzen und bündigen Sprache vorgetragen zu finden. Ein Auszug dieſes Aufſatzes wäre hier nicht an ſeinem Orte, aber die Lectüre deſſelben müſſen wir jedem angehenden Geburtshelfer empfehlen. — III. *Ueber das Phänomen einer zufälligen Veränderung der Fruchtlage zur Geburt*. Eine intereſſante hieher gehörige Geburtsgeſchichte, aber zur Erklärung weder etwas Neues noch etwas Genügendes, welches wir jedoch dem Vf. nicht zur Laſt legen wollen, indem wir auch noch nichts ganz Befriedigendes darüber zu ſagen wüſsten. IV. *Beſchreibung und Abbildung einer neuen Zungenbandſchere*. Ueber die Nothwendigkeit eines neuen eignen Inſtruments zum Löſen der Zunge bey neugebornen Kindern kann Rec. dem Vf. nicht Recht geben; aber die hier abgebildete Schere ſelbſt mufs er für zweckmäfsig und brauchbar erklären.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Schumann, u. Trieſt, b. Orlandini: *Beſchreibung des Handels und des Induſtriefleifses der k. k. Seeſtädte und Freyhäfen Trieſt und Fiume.* 1804. 193 S. u. XXIX S. Regiſter. 8. (16 gr.)

Dieſs iſt der *ſechſte* Abſchnitt des *ſechſten* Theiles des *Gewerbfleifsigen Deutſchlands*. Dieſe Artikel erſcheinen hier beſonders abgedruckt und mit einem eigenen Titel verſehen für diejenigen, welche jenes gröfsere Werk nicht haben, und doch umſtändliche Nachrichten von den zwey (ehemals) wichtigſten öſterr. Seeſtädten zu haben wünſchen. Für das groſse Publicum iſt es ganz und gar nicht, höchſtens für den Statiſtiker im allerumfaſſendſten Sinne; wohl aber möchte es ein angenehmes Geſchenk für den Kaufmann ſeyn, der mit den genannten zwey Städten viele Geſchäfte macht. Dieſer findet hier ein Verzeichniſs aller dort etablirten Kaufleute und Fabricanten, der auswärtigen Conſuln, der verſchiedenen Waaren, die über Trieſt eingeführt werden, eine Preis-Courante, Nachrichten über Münzen, Gewichte, Poſt- und Fuhrweſen, und eine lange Reihe landesfürſtlicher Verordnungen, die den Handel betreffen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. März 1805.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften*, von *J. G. Buhle*, öff. ord. Prof. der Logik zu Göttingen (jetzt zu Moskau). *Dritten* Bandes *Erste* Hälfte. 1801. 358 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweyte* Hälfte. 1802. in fortlaufender Seitenzahl 696 S. (1 Rthlr. 8 gr.) *Vierter* Band. 1803. 724 S. (2 Rthlr. 16 gr.) *Fünfter* Band *Erste* Abtheilung. 1803 306 S. *Zweyte* Hälfte. 1804. m. fortlaufender Seitenzahl — 768 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Mit dem *dritten* Bande beginnt der Vf. die Geschichte der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts, in welchem die Vernunft nach mehrern Vorbereitungen und Vorübungen, anfing, mit mehr Freyheit und Energie neue Bahnen in dem Forschen zu eröffnen, um aus Principien ein System menschlicher Erkenntnisse aufzustellen. Mit *Des Cartes* hebt sich diese Epoche der Wiedergeburt der Philosophie an, dessen Leben, Schicksale und Schriften sein philosophisches System und die darüber entstandenen Streitigkeiten bis zu seinem Tode in dem *ersten Abschnitte* ausführlich dargestellt werden. Die Streitigkeiten des *Cartesius* mit *Gassendi* werden hier, nur kurz historisch erwähnt; die Streitpunkte selbst welche zwischen beiden Philosophen verhandelt wurden, kommen erst in dem *zweyten Abschnitte* vor, welcher von *Gassendis Leben, Schriften und Philosophie* handelt. Da dieser merkwürdige und helle Denker in den bisherigen Werken der Geschichte der Philosophie nur als Vertheidiger der epicureischen Philosophie zu flüchtig abgefertiget, und als Selbstdenker nicht nach Verdienst gewürdiget wird: so verdient der Vf. Dank, dass er diese Lücke ausgefüllt, und aus dieses Mannes philosophischen Schriften mehrere interessante Gedanken ausgehoben hat, worin er wegen seiner hellen und von Vorurtheilen freyen Ansichten von einer sehr vortheilhaften Seite erscheint. Vorzüglich verdient in dieser Hinsicht seine Vorstellungsart über Gott, die Seele und ihre Unsterblichkeit, Aufmerksamkeit, worin *Gassendi* ganz von dem epicureischen Empirismus abweicht, und sich zu dem Rationalismus hinneigt. Man könnte, meynt Hr. *B.*, aus dieser Inconsequenz des *Gassendi*, und aus seiner skeptischen Denkart, die er vorzüglich in seiner polemischen Schrift gegen *Cartesius* äufserte, die Aufrichtigkeit seiner theologischen und psychologischen Behauptungen in Zweifel ziehen, wenn es nicht eben so denkbar wäre, dass der Atheismus und Casualismus des Epikur ihm keine Befriedigung gewähret habe, und dass er daher den Versuch machte, diesen Theil des epikurischen Systems durch den Rationalismus zu verbessern und ihn mit der gangbaren Theologie und Psychologie in Uebereinstimmung zu bringen. Dieses konnte und musste *Gassendi* auch um so eher thun, da es mit seiner Absicht, den Epicureismus gegen unverdiente Beschuldigungen in Schutz zu nehmen, und ihn in einem bessern Lichte zu zeigen, so sehr übereinstimmte, und bey diesem Gesichtspunkte und Zwecke war es leicht, die Inconsequenz mit den ersten Principien desselben nicht inne zu werden. Ueberdiefs ist es Thatsache, dass *Gassendi* in seinen Behauptungen sich nicht immer gleich blieb. So urtheilt er über den Werth der Logik in seinem *Syntagma philosophicum* ganz anders als in seinen *Exercitationibus paradoxis*. Kürzer verweilt der Vf. bey seinem Sendschreiben, *Herberts* Schrift *de veritate* betreffend, und bey seinem *Examen Fluddanae philosophiae*, desto länger dagegen bey seiner *disquisitio metaphysica adversus Cartesium*, welche so viel Merkwürdiges, besonders zu der Geschichte der Lehre von den angebornen Begriffen, über die Idee von Gott, und über den ontologischen Beweis für Gottes Existenz enthält. (Wir müssen hier einen kleinen Irrthum berichtigen, S. 48. 49. behauptet Hr. *B.*, *Gassendi* habe zwey Streitschriften gegen den *Cartesius* unter dem Titel einer *disquisitio metaphysica, seu Dubitationes et Instantiae adversus Renati Cartesii Metaphysicam* herausgegeben. Dieses ist aber irrig, wie die Vorrede zu dieser Schrift hinlänglich beweiset. *Gassendi* hatte dieses Sendschreiben, worin er die cartesianische Philosophie beurtheilte, nicht für den Druck bestimmt, sondern seinen gelehrten Freunden nur handschriftlich mitgetheilt; erst 1643. gab er, von seinen Freunden dazu aufgefodert, und weil er hörte, dass *Des Cartes* über dieses handschriftlich cirkulirende Schreiben sehr unwillig sey, seine Einwilligung zum Drucke.) Der *dritte Abschnitt* enthält die Geschichte der Philosophie des *Hobbes* und *Grotius*. Von dem Gedankensystem des erstern, bey aller Einseitigkeit sehr consequenten und scharfsinnigen, Denkers waren bisher nur wenige Sätze, aus dem Natur- und Staatsrechte mehr ihres paradoxen Ansehens wegen, bekannt; Hr. *B.* verdient daher Dank, dass er zuerst in seinem Lehrbuche, und hier noch ausführlicher, das ganze philosophische System, auch den fast ganz vernachlässigten theoretischen Theil desselben, aus *Hobbes* Schriften dargestellt hat. *Hobbes* stellte den Empirismus in gröfster Strenge auf, und er verfolgte die Principien in dem Theoretischen mit gröfster Consequenz; aber

in dem Praktiſchen wird er ihnen oft untreu, und die Theorie des Erkenntniſsvermögens, worin die Principien begründet werden ſollten, iſt ſehr mangelhaft. In allen dieſen Rückſichten verdient ſeine Philoſophie vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Geſchichtſchreibers der Philoſophie, wenn ſie auch ſonſt nicht oft durch höchſt überraſchende originale Gedanken belohnt würde. — Faſt zu kurz iſt *Hugo Grotius* abgefertigt, der, wenn auch ſein Werk nicht eigentlich ein Naturrecht iſt, doch in der Literatur deſſelben Epoche machte, und den Grund zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung deſſelben legte. Der Vf. ſagt über ihn nichts mehr, als was ſich ſchon in ſeinem Lehrbuche findet, und theilt aus dem Werke bloſs die Eintheilung des *Jus* mit. Die eigentlichen Principien des *Grotius* werden nur beyläufig und unvollſtändig angeführt. Wenn S. 331. geſagt wird, *Grotius* habe das Recht eingetheilt in das natürliche und willkürliche, und das letzte wieder in das göttliche und menſchliche, mit dem Zuſatz: das göttliche Recht ſtimmt mit dem natürlichen Rechte genau überein, und dieſes muſs nach jenem modificirt werden; ſo iſt dieſe Behauptung nicht beſtimmt ausgedrückt, und könnte dem *Grotius* eine falſche Behauptung aufbürden. Nach dem Zuſammenhange kann hier unter dem göttlichen Rechte nur das wiſſenſchaftliche verſtanden werden; dann iſt es aber falſch, daſs *Grotius* demſelben das eigentliche Naturrecht untergeordnet habe; vielmehr behauptet er, daſs das Naturrecht auch von Gott nicht geändert werden könne, und daſs es dadurch von dem willkürlichen göttlichen Rechte unterſchieden ſey, daſs jenes gebiete und verbiete, was an ſich und unbedingt recht und unerlaubt ſey, dieſes aber nicht. l. 1. c. 1. §. 10. Der *vierte Abſchnitt* handelt von der *Moralphiloſophie der Jeſuiten, von Blaſius Pascal, Petr. Dan. Huet und Joſ. Glanwill;* wir finden aber in dieſem nichts weiter, als was Hr. *B.* ſchon in ſeinem Grundriſſe geſagt hatte.

Dritter Band *zweyte* Hälfte. In dem *fünften* Abſchnitte werden die *Schickſale des Carteſianismus zunächſt nach dem Tode des Des Cartes* dargeſtellt. Einfluſs deſſelben in den Niederlanden auf die Theologie: die Hauptſchriften der vornehmſten Carteſianer und der Gegner, doch mehr in literariſcher als philoſophiſcher Hinſicht; Schickſale in Deutſchland und einigen andern Ländern; in England, *Cudworth* und *Parcker's* Beſtreitung, *Morus* Vertheidigung des Carteſianismus; in Frankreich, des Pat. *Daniel* Spottſchrift; (zu wünſchen wäre geweſen, der Vf. hätte nicht bloſs den Gang des Romans, der hier nur Einkleidung iſt, und am wenigſten intereſſirt, ſondern auch die Hauptſätze des Raiſonnemens, worauf ſich die Widerlegung des carteſianiſchen Syſtems gründet, mitgetheilt.) Wirkung derſelben und der Huetiſchen Prüfung; Schriften des *Clerſelier, Rohault, de la Forge* und *Regis; de la Forges* Vorſtellungsart von der Verbindung der menſchlichen Seele und ihres Körpers, welche den erſten Grund zum Syſtem der gelegentlichen Urſachen legte, wird hier ausführlich aus einander geſetzt, und aus *Regis* Syſtem der Philoſophie mehreres ihm Eigenthümliche mitgetheilt. *Sechster* Abſchnitt. *Geſchichte und Philoſophie des Nicolas Malebranche.* Die Hauptideen des *Malebranche*, vorzüglich über die Erkenntniſs und die Grundſätze der Pflichtenlehre, findet man auszugsweiſe aus den beiden Werken *de la recherche de la verité* und dem *Traité de la morale* fleiſsig ausgezogen, und die Einwürfe, welche *Arnaud* beſonders gegen die Behauptung, daſs die Menſchen alle Dinge in Gott erkennen, aufſtellte, angeführt. Zuletzt folgt noch eine kurze Kritik des Syſtems des *Malebranche.* Dieſer Abſchnitt hat uns nicht völlig befriediget. Denn die gegebenen Auszüge mögen zwar hinreichend ſeyn, die Denkart und die Methode zu philoſophiren, welche dem *Malebranche* eigen war, kenntlich zu machen; aber die Frage, wie dieſer Denker auf ſeine Theorie der Erkenntniſs und auf die Behauptung, daſs wir alles in Gott ſehen, kam, welche doch für die Geſchichte der Philoſophie von groſsem Intereſſe iſt, ſcheint dem Vf. nicht in den Sinn gekommen zu ſeyn, geſchweige, daſs ſie gelöſet worden. Daher iſt es ihm auch nicht gelungen, alle Dunkelheiten zu entfernen, welche über dieſer Vorſtellungsart ruhet, und worüber ſelbſt ſchon *Arnaud* klagte. Es iſt in dieſer Hinſicht auch zu bedauern, daſs eine ſpätere Schrift des *Malebranche: Entretiens ſur Metaphyſique et ſur la religion. Roterdam* 1688., worin er ſeine Gründe viel deutlicher entwickelt, und zugleich auf *Arnauds* Einwürfe Rückſicht nimmt, nicht benutzt, ja nicht einmal erwähnt worden. Ueberhaupt enthält dieſes Werk noch manchen Gedanken und neue Anſichten, welche in der Darſtellung der Philoſopheme dieſes Mannes eine Stelle verdienten. Zum Beweiſe führen wir nur eine Aeuſserung an, woraus erhellet, wie nahe *Malebranche* dem Spinocismus kam. „Körper und Geiſt ſtehen nur mit Gott in einem nothwendigen Zuſammenhange. Der Geiſt kann denken ohne Körper; aber er kann nur in der göttlichen Intelligenz etwas erkennen. Der Körper kann ohne den Geiſt ausgedehnt ſeyn, aber nur in der Unendlichkeit Gottes. Denn die Eigenſchaften des Körpers haben nichts mit denen des Geiſtes gemein. Der Körper kann nicht denken, der Geiſt nicht ausgedehnt ſeyn. Aber beide Eigenſchaften haben Theil an dem göttlichen Weſen. Gott, der ihnen ihre Realität giebt, beſitzt beide; in ihm ſind alle Vollkommenheiten der Geſchöpfe vereiniget ohne ihre Schranken. Er erkennet wie die Geiſter, er iſt ausgedehnt wie die Körper, jedoch beides auf eine ganz andere Weiſe, als ſeine Geſchöpfe." Es iſt daher ganz richtig, wenn der Vf. am Ende dieſes Abſchnitts ſagt: man könne das ganze Syſtem des *Malebranche* einen tranſcendenten myſtiſchen Idealismus nennen, wo eigentlich alle Realität auf die Gottheit und die Ideen des göttlichen Verſtandes zurückgeführt wurde, oder auch Pantheismus, inſoferne das Univerſum als in Gott vorgeſtellt werde; aber dieſe pantheiſtiſche Seite und die Gründe, worauf ſie ſich ſtützt, dieſes iſt nicht deutlich herausgehoben worden. *Siebenter* Abſchnitt. *Bemerkungen zur Geſchichte der Pneumatologie im ſieb-*

zehn-

Digitized by Google

zehnten Jahrhundert. Balthasar Becker. *Achter* Abschnitt. *Geschichte und Philosophie des Spinoza.* Die Darstellung der Hauptsätze des originalen Systems dieses Mannes ist, wie in dem Lehrbuche des Vfs., aus *Jacobi's* Briefen; hier ist jedoch aus dem dritten, vierten und fünften Theile der Ethik, so wie aus den andern philosophischen Schriften des *Spinoza* ein weitläufiger Auszug hinzugefügt worden. Eine eigenthümliche Entwickelung und Beurtheilung des Ideenganges dieses Philosophen vermisst man ungerne; die Geschichte des Spinozismus, womit der Abschnitt schliesst, ist wörtlich aus dem Lehrbuche entlehnt und hätte hier vervollständiget werden müssen. *Neunter* Abschnitt. *Geschichte des Platonismus in England während des siebzehnten Jahrhunderts. Theoph. Gale, Cudworth, Heinr. Moore.* Was von diesen Männern gesagt wird, findet sich wörtlich auch in dem Lehrbuche, bis auf die Widerlegung der von *Meiners* behaupteten Identität der Cudworthischen und Kantischen Erkenntnistheorie.

Mit dem *vierten* Bande beginnt die Geschichte der *neueren Philosophie während des achtzehnten Jahrhunderts, bis auf Kant.* Die einzelnen Abschnitte stimmen auch hier gröstentheils mit dem Lehrbuche überein, bis auf die Ordnung, gegen welche sich aber in Ansehung der Zeitfolge und des Realzusammenhangs bedeutende Einwürfe machen lassen. Indessen fodert die Gerechtigkeit das Geständnis, dass hier mehrere Zusätze vorkommen. In dem *ersten* Abschnitt zeichnet der Vf. ein treues Gemälde von dem Zustande der Philosophie gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und überhaupt von dem Zustande der wissenschaftlichen Cultur in den Hauptländern Europas, von den Ursachen, welche sie begünstigten oder hinderten, aus welchem zum Theil die grosen Ereignisse, welche das folgende Jahrhundert in England und Deutschland darbietet, begreiflich werden. Für diese letzte Rücksicht hätte jedoch diese Uebersicht, welche als Einleitung für die Geschichte des folgenden Jahrhunderts dienen soll, noch etwas mehr leisten sollen. So erfährt man bey Frankreich wohl, warum es in der wissenschaftlichen Bildung einen so grosen Vorsprung vor andern Ländern im siebzehnten Jahrhundert that, aber nicht, aus welchen Ursachen in dem folgenden die Philosophie daselbst einen Stillstand machte. Sehr zweckmäsig beschliesst diese Uebersicht das Leben und die Würdigung der Verdienste des *Bayle*, worin Hr. *B.* vorzüglich dem *Des Maizeaux* gefolgt ist. Das Leben ist ausführlicher als in dem Lehrbuche erzählt, auch hier und da etwas von seinen skeptischen Raisonnemens gegen manche Lehrsätze der Philosophen eingestreuet. Darüber hat sich Rec. gewundert, dass *B. Bayle* zum Vf. der Brochure: *Avis important aux Refugiés etc.* ganz zuversichtlich macht, ungeachtet Zeitgenossen sehr uneinig über den Urheber derselben sind, und *Bayle* sich so oft und nachdrücklich dagegen erklärte; ja er gehet so weit, dass er aus diesem *Factum*, welches doch wenigstens noch problematisch ist, Folgerungen ableitet, welche den Charakter des Bayle in ein zweydeutiges Licht setzen. *Zweyter* Abschnitt. *Geschichte und Philosophie des Is. Newton.* Von seinen metaphysischen Behauptungen und den darüber mit *Leibnitz* entstandenen Streitigkeiten wird erst in dem *dritten* Abschnitte, welcher *Leibnitzens* Leben und Philosophie enthält, gesprochen, welcher sich von dem Lehrbuche blos dadurch unterscheidet, dass von S. 186—238. Leibnitzens Kritiken über einige philosophische Vorstellungsarten seiner Zeit, und einige Untersuchungen über einige besondere Gegenstände der Philosophie hinzugefügt worden sind, nämlich die Bemerkungen über die Cudworthische Hypothese von den plastischen Naturen, seine Vertheidigung gegen die Einwürfe von *Foucher*, *Bayle* und *Lamy* wider die vorher bestimmte Harmonie, das Urtheil über die Cartesianer und den cartesianischen Beweis für das Daseyn Gottes, nebst seiner eignen Idee eines ontologischen Beweises, die Beurtheilung der malebranchischen Vorstellungsart von der Erkenntnis, seine Gedanken über die philosophische Schreibart und eine allgemeine charakteristische Sprache. Diese Auszüge aus den Leibnitzischen Schriften sind schon an sich und wegen der Wichtigkeit der Gegenstände interessant; aber sie dienen auch dazu, die Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Werks in ein recht klares Licht zu setzen. Man erhält z. B. durch Leibnitzens Urtheil über *Malebranches* Behauptung, „wir sehen alles in Gott," eine ganz andere Vorstellung als durch den Bericht, welchen Hr. *B.* oben aus *Malebranches* Buche davon gegeben hatte. Hätte er nicht einen blosen Auszug gemacht, sondern *Malebranches* Ideen, wie sie sich bildeten, mit den Gründen, worauf er sich schützte, dargestellt, so würde *Leibnitzens* Urtheil gehörig motivirt und verständlicher für seine Leser seyn. Auch kann man fragen, warum nur diese Einwürfe der Gegner, nebst *Leibnitzens* Beantwortungen, und nicht auch andere, z. B. die Urtheile dieses Philosophen über *Hobbes's* Schrift über Freyheit und Nothwendigkeit, oder *King's*, über den Ursprung des Bösen, aufgenommen worden. Dass die letzten weniger interessant seyn als die ersten, wird wohl nicht leicht jemand behaupten mögen. Also ist die einzige Antwort, welche auf jene Frage gegeben werden kann, dass es zur Verhütung zu grosser Weitläufigkeit nothwendig gewesen, lieber inconsequent zu seyn als alles Interessante aufzunehmen, was auf eine Stelle hätte Anspruch machen können. Mit dieser Antwort wird aber derjenige nicht zufrieden seyn, der den Mangel des Plans und der zweckmäsigen Verarbeitung durchschauet, und eben darin nicht nur die Quelle von jener Inconsequenz in Ansehung des zu wenig, sondern auch von noch anderen in dem zuviel, wovon wir gleich aus dem folgenden Abschnitt ein Beyspiel anführen werden, erblickt. *Vierter* Abschnitt. *Leben und Philosophie des John Locke.* Nachdem er den Hauptinhalt von *Lockes* Untersuchung über den menschlichen Verstand, wie auch von *Leibnitzens* Kritik gegeben und seine eigne Beurtheilung beider Philosophen, die zweckmäsig und gründlich ist, hinzugefügt hat, welches alles wörtlich in dem Lehrbuche

buche zu lesen ist, sagt er, er wolle erst noch das Merkwürdigste aus einigen kleinen Schriften, welche sich in seinen nachgelassenen Papieren fanden, heraus ziehen, und dann die durch *Lockes* Hauptwerk veranlafsten Gegenschriften und Streitigkeiten nachholen. Dieses Versprechen ist aber unerfüllt geblieben. Nun folgen noch *Lockes* Gedanken über die bürgerliche Verfassung und über die Toleranz, Auszüge, welche, ungeachtet die Schriften, woraus sie genommen sind, ein bleibendes Interesse haben, doch für seinen Zweck viel zu weitläufig sind; die ersten nehmen 81, die letzten 53 Seiten ein, und können selbst für kleine Abhandlungen gelten — und einige Regeln der Erziehung. Von den *Letters on Toleration* existirt auch eine deutsche Uebersetzung (Leipzig 1796.), die nicht angeführt ist. *Fünfter* Abschnitt. *Algernon Sydney. James Harrington. Samuel von Pufendorf.* Die Schicksale der beiden Engländer sind ausführlicher erzählt, und ihre politischen Grundsätze, besonders die des ersten detaillirter dargestellt, als in dem Lehrbuche geschehen war. Aber mit Recht kann man fragen, wie denn alle drey Männer in die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts kommen? In dem Lehrbuche hatten sie eine fast noch unnatürlichere Stelle erhalten; hier treten sie doch noch vor *Wolf*, dort nach der Wolfischen Schule, ja sogar nach *Hume*, *Ferguson*, *Ad. Smith* u. s. w. auf. *Sechster* Abschnitt. *Tschirnhausen*, *Christ. Thomasius*. Wie in dem Lehrbuche. *Siebenter* Abschnitt. *Geschichte der Wolfischen Philosophie.* Auch dieser Abschnitt ist ein wörtlicher Abdruck eines Theils des 23sten Abschnittes des Lehrbuchs; denn die Geschichte der Wolfischen Philosophie ist hier noch nicht geendigt. S. 582. wird erzählt, *Wolf* habe als Professor zu Marburg den ehrenvollen Ruf nach Halle angenommen, da Lange unterdessen gestorben wäre. Dieses ist aber ein Irrthum. Lange starb erst 1744., und *Wolf* kam 1740. nach Halle. Der Tod seines Gegners kann also nicht, wie die Sache vorgestellt wird, ein Beweggrund für *Wolfen* gewesen seyn, den Ruf anzunehmen.

(*Der Beschluss folgt.*)

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Hempel: *Vollständige Abhandlung über die Lohgerberey*, oder aufrichtige und gründliche Anweisung, Sohl- und andres lohgares Leder nach den mannichfaltigen alten und neuen Verfahrungsarten verschiedner Länder, und nach den bisherigen Grundsätzen in gröfster Vollkommenheit zu verfertigen. Mit ausführlicher Beschreibung einer neuen für Handel und Gewerbe wichtigen Erfindung, die zum Garmachen des Leders bisher erforderliche lange Lohzeit abzukürzen, und das Sohl- und Pfundleder in wenig Wochen gar zu machen, wodurch die Lohgerberey zur höchsten Vollkommenheit gebracht, die Erzeugung des Leders vermehrt, und eine höhere Benutzung des Verlagcapitals bewirkt wird. Dann einen Anhang, wie rother und gelber Saffian und ächtes Juftenleder nach ruffischer Art in jedem Lande verfertiget werden können. Alles aus eigner Erfahrung beschrieben von *Karl Freyherrn von Meidinger*, K. K. u. ö. Landrechts-Secretair, der Ruffisch kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, der Akademie der Wissenschaften zu München u. Ow. Mitglied. Mit XV. Kupfert. 1802. 173 S. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift hat *zwey* Abtheilungen. In *der ersten* ist die Rede von der Gärberey überhaupt, wie sie nach dem ältern und neuern Verfahren in verschiednen Ländern betrieben wird, vorzüglich was das Aufschwellen der Häute durch Gerste, Kleyen, Lohbrühe und Schwefelsäure betrifft. Die *zweyte* Abtheilung handelt von der neuen Lohgärberey, oder der Erfindung das Leder in kürzerer Zeit gar zu machen. Vorzüglich machte die von *Armand Seguin* angegebene Methode zu gärben viel Aufsehn; aber schon *Hildebrandt* zeigte, dafs sie nicht das leiste was sie versprach. Hier wird sie aufs neue geprüft, und bewiesen, dafs sie im Grofsen nicht anwendbar sey. Dagegen aber zeigt der Vf. ein besseres Verfahren, welches vorzüglich darin besteht, dafs, nachdem die Felle durch irgend ein saures Mittel aufgeschwellt worden, man die so allgemein gewöhnliche zu trockne Behandlung in der Lohgrube verlasse, dagegen aber die zum Gärben nöthigen Lohtheile aus der Lohe durch Auskochen mit Wasser ausziehe und damit die Felle in Kübeln übergiefse, zugleich auf jedes Fell der Brühe 6 Loth Alaun zusetze. Die Versuche darüber wurden mit Eichenrinde und Knoppern veranstaltet. Mit der Eichenrinde erforderte es vier Wochen, und mit den Knoppern nur 24 Tage, um das Sohlleder völlig gar zu machen. Man brauche auch weniger Lohe nach dieser Methode. 50 Ochsenfelle erforderten nicht mehr als 45 Metzen Knoppern oder 90 Centner Eichenlohe; da hingegen nach der ältern Methode hierzu 50 Metzen Knoppern oder 112 u. ½ Centner Eichenlohe nöthig sey. Wir finden hier zugleich einen Auszug des Berichts welchen die *B. Lelièvre* und *Pelletier*, als Commissarien über die neue Seguinsche Gerbungsmethode, an den Wohlfahrtsausschufs erstattet haben. Diesem sind vom Vf. einige Anmerkungen hinzugefügt, welche aber der Seguinschen Methode nicht günstig sind. Rec. wünscht sehr, dafs grofse Gärbereyen auf das neue Verfahren des Vfs. aufmerksam werden möchten, um die daraus zu erwachsenden, gewifs nicht kleinen, Vortheile zu prüfen, und wenn es richtig ist, solches mehr in Umlauf zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. März 1805.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Röwer: *Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften*, von *Joh. Gottl. Buhle.*

(*Beschluss der in Num. 65. abgebrochenen Recension.*)

In dem *Fünften* Bande wird zuerst die Geschichte der Wolfischen Schule fortgesetzt, dann die Philosophie in England während des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt. In der ersten Hälfte dieses Zeitraums war die Wolfische Philosophie das Ziel und der Mittelpunkt alles philosophischen Forschens der Deutschen; neue Darstellungen und Modificationen dieses Systems und Debatten über einzelne Lehrsätze und Hypothesen sind die einzigen Früchte desselben, und selten zeigt sich ein etwas originaler Geist, der die Mängel der Wolfischen Schule aufdeckte, zugleich aber auch das Streben nach etwas Besserem anfregte; auch war die steife Compendienform mehr als jemals beliebt. In derselben Zeit betraten und verfolgten die Engländer mehrere neue Bahnen, um das Ziel des philosophischen Forschens zu erreichen, und obgleich hier das Lockische System, wie in Deutschland das Wolfische, eine allgemeine Richtung des Geistes hervorgebracht hatte, so hielten sich doch die Engländer von den Fesseln des Systems frey; sie gingen an der Hand der Erfahrung auf neue Entdeckungen aus, und trugen sie in einem freyern Gewande mit klassischer Eleganz vor. Die englische Philosophie behauptet daher vor der deutschen in diesem Zeitraume ein gröfseres Interesse. „Ein Interesse, welches die Wolfische Philosophie und ihre Veränderungen selbst nicht haben, kann ihnen auch die historische Kunst nicht mittheilen. Ich habe mich deswegen auf keine ausführlichere Erörterung eingelassen, weil diese in eben dem Grade trockner und langweiliger geworden seyn würde, zumal für eine beträchtliche Partey unserer heutigen philosophischen Lesewelt, die sich über alle ältere Philosophie hoch erhaben dünkt, und namentlich auf die Wolfische mit höhnischem Lächeln herabsieht, obgleich vielleicht jene aus dieser, bey allen wirklichen Mängeln und Irrthümern derselben, noch manches lernen könnte." So erklärt sich Hr. *B.* in der Vorrede. Es liegt etwas Wahres in diesem Urtheile, und das Einseitige desselben wird durch die Einschränkung am Ende zum Theil wieder gehoben. Aber der Geist der Gründlichkeit und das Streben nach systematischer Form, dessen Ausbreitung und Erhaltung in Deutschland ein Verdienst der Wolfischen Schule ist, darf in einer Geschichte der Philosophie nicht so gering angeschlagen werden; und ein Geschichtschreiber der Wissenschaft sollte sich nicht nach dem falschen Geschmacke eines Theils der Zeitgenossen bequemen, welcher jene Eigenschaften als Pedanterey verwirft. Freylich konnte er seine bisher beobachtete Manier hier nicht anwenden; denn Auszüge aus Compendien zu geben, gehet nicht wohl an: aber eine *wissenschaftliche Geschichte* des Leibnitz-Wolfischen Systems würde eine verdienstliche, mühsame, aber auch sehr willkommene Arbeit gewesen seyn.

Der *achte* Abschnitt, der von *A. G. Baumgarten*, *G. F. Meier*, *C. A. Crusius* und *J. G. Daries* handelt, ist wieder eine wörtliche Wiederholung des Lehrbuchs, welches wir um so mehr bedauern, da den beiden letzten Männern nicht die Gerechtigkeit widerfahren ist, welche sie würden erhalten haben, wenn Hr. *B.* nicht der Autorität eines andern Schriftstellers zu unbedingt gefolgt wäre, sondern ihren Werth nach eignem Urtheil geprüft hätte. Von *Crusius* Moral ist auch hier tiefes Stillschweigen. Ueber *Daries* Moral und Naturrecht wird das Urtheil gesprochen, dafs sie nichts als unbestimmte und unrichtige Begriffe enthalte; zum Beweise führt er die Erklärung dieser praktischen Wissenschaften und ihrer Principien an, welche ganz wolfisch sind. Sollte etwa der Begriff der Tugend als einer innern Stärke des Geistes, dasjenige auszuüben, was gut, und zu unterlassen, was böse ist, oder die innere Kraft unseres Geistes, die Gesetze zu beobachten, auch unter die unrichtigen Begriffe gehören? Der unparteyische Beurtheiler wird vielmehr gerade darin ein Verdienst des Mannes finden, dafs er durch seinen Begriff auf das Vermögen der Maximen und den wesentlichen Charakter der Tugend, der in der Gesinnung besteht, mehr als seine Vorgänger hindeutete. Ueber seinen schriftstellerischen Charakter urtheilt Hr. *B.* so: „*Daries* hatte ungleich mehr Popularität als *Crusius* oder *Baumgarten;* aber weder den Scharfsinn des erstern noch die Gründlichkeit, systematische Denkart und Praecision des andern. Seine Schreibart ist sehr unrein, voll fremder, vornehmlich lateinischer Wörter und Phrasen, und überdem sehr seicht und weitschweifig." Was von der Schreibart gesagt wird, ist ganz ungegründet. Seine deutschen Schriften empfehlen sich durch Reinheit und Correctheit der Sprache, obgleich sein lateinischer Stil barbarisch genug ist. *Neunter* Abschnitt. *J. P. de Crousatz*, *J. C. C. von Creuz.* Wie in dem Lehrbuche. *Zehnter* Abschnitt. *Geschichte der Philosophie in England während des achtzehnten Jahrhunderts. George Berkeley.* Ein gut ausgearbeiteter Theil. Die Hauptideen des *Berkeley* sind

aus seinen Schriften mit mehr Ausführlichkeit ausgezogen, um sein System kenntlich zu machen. Die Parallele zwischen dem Idealismus des *Berkeley* und *Leibnitz* ist treffend, und die Beurtheilung des erstern gründlich. Es wird vorzüglich gezeigt, dass der Idealismus, aus den Prämissen nicht folge, und dass die Vorstellungsart, Gott bringe die Ideen in den endlichen Geistern hervor, eben so unbegreiflich sey, als die, dass Vorstellungen durch Aufsendinge nach einem bestimmten Zusammenhange erzeugt oder veranlasst werden. Es hätte noch hinzugesetzt werden können, dass *Berkeley* sich auch auf falsche Schlüsse stützt. Wenn er z. B behauptet, die Wärme und Kälte könne nichts Aeusseres seyn, weil sonst das Gefühl der Lust oder Unlust, welches mit einem gewissen Grade derselben verbunden ist, auch in dem Objecte vorhanden seyn müsste, welches als Ursache der Kälte und Wärme vorgestellt wird, so ist das unstreitig falsch geschlossen. Die Auszüge aus *Berkeleys Theory of vision* und seinem *Alciphron*, welche hier hinzugekommen sind, haben, wegen ihrer Originalität, grosses Interesse, sind aber doch für eine Geschichte viel zu ausgedehnt. S 131—133. ist es wohl nur Uebereilung, wenn der Vf. *Berkeley* behaupten lässt, die Verworrenheit der Erscheinung eines Objects nehme in dem Verhältnisse zu, als das Object dem Auge näher gerückt werde, und darauf beruhe die Beurtheilung der Entfernung. *Eilfter* Abschnitt. *David Hume.* Aufser den Hauptsätzen des Humischen Skepticismus findet man hier auch sein Raisonnement gegen die Unsterblichkeit, seine Gründe für den Selbstmord, die Grundsätze seiner praktischen Philosophie, und die Darstellung der Tendenz seiner Geschichte der Religion und seiner Dialogen über die natürliche Religion, wodurch sich dieser Abschnitt von dem Lehrbuche auszeichnet. *Stäudlins* Geschichte des Skepticismus ist hierbey sehr benutzt worden, so wie bey dem folgenden *zwölften* Abschnitt. *Humes* Gegner, *Thomas Reid*, *James Beattie* und *James Oswald.* Die beiden ersten haben noch andere schätzbare Schriften herausgegeben, von welchen aber hier nichts gesagt wird. *Dreyzehnter* Abschnitt. *David Hartley*, *Eduard Search.* Es ist sonderbar, dass in keinem grösern oder kleinern deutschen Werke über Geschichte der Philosophie irgend ein Umstand aus *Hartley's* Leben, oder auch nur sein Geburts- und Sterbejahr angeführt worden. Auch Hr. *B.* der bey dem literarischen Reichthum der Göttinger Bibliothek wohl am ersten diese Lücke hätte ausfüllen können, sagt in seinen beiden Werken kein Wort davon. *Vierzehnter* Abschnitt. *Anton von Shaftesbury*, *B. Mandeville* nebst einigen Bemerkungen über *Addison*, *Steele*, *Pope* und den Lord *Bolingbroke*, von dem einige treffliche Gedanken über die Nichtigkeit der speculativen Philosophie angeführt werden. *Funfzehnter* Abschnitt. *Francis Hutcheson.* Ganz so wie im Lehrbuche. Eine chronologische Unordnung müssen wir hier tadeln, welche wenigstens in dem neuern Werke hätte verbessert werden sollen. Das Moralsystem, welches einen moralischen Sinn zum Princip annimmt, rührt bekanntlich von Shaftesbury her, und *Hutcheson* und *Hume* bildeten es vorzüglich aus. Hr. *B.* hatte es bey *Hume* dargestellt, und holt nun erst hinterher die beiden Männer, welche als die Urheber desselben zu betrachten sind, nach. Eine Stelle S. 311. kann sogar den Irrthum veranlassen, als habe der ältere Schriftsteller das System des jüngern unterstützt. „Das Princip der Moralphilosophie Hutchesons, und die Gründe, wodurch er dasselbe zu rechtfertigen strebte, sind wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Humeschen Principe, *und der zur Unterstützung desselben vorgebrachten Raisonnemens*, schon bey Gelegenheit der Erörterung dieser oben beygebracht worden. *Hutcheson* hat das Verdienst, jenes Princip der Moral *weiter ausgeführt*, und ein förmlich wissenschaftliches System daraus entwickelt zu haben." *Sechzehnter* Abschnitt. *Verschiedene Moralsysteme*, *Wollaston's*, *Sam. Clarke's*, *Ad. Smith's*, *Rich. Price's*, *Ad. Ferguson's.* Wiederholung des Lehrbuchs. Die Beurtheilung dieser Systeme ist treffend; nur ist, wie uns dünkt, die Hauptidee, welche jenen Denkern oft selbst nicht ganz klar vorschwebte, nicht immer entwickelt worden. So ist es unverkennbar, dass *Smith* den Charakter des sittlichen Handelns darin setzte, dass ihm eine allgemein gültige (nicht subjective, sondern objective) Maxime zum Grunde liege, in welcher alle Menschen einstimmen können. Wir diess seine Idee, die er nur nicht zweckmäfsig durch das Wort Sympathie ausdrückte, so wird die Beurtheilung auch ganz anders ausfallen müssen. (Beyläufig erinnern wir, dass die bessere Uebersetzung des Smithschen Werkes von *Kosegarten*, Leipzig 1791. vergessen worden.) Von dem Leben dieser Männer kommt nichts vor. Einige Werke englischer Moralisten sind hier vergessen. Von *Henry Home* wird bloss der Titel einer Schrift angeführt; weil er aber durch seine *Elemens of Criticism* am berühmtesten geworden, so theilt der Vf. einige Sätze seiner Geschmackstheorie, hauptsächlich seine Begriffe vom Schönen und Erhabenen, mit; die vielen neuen Ansichten und Beobachtungen, die darin vorkommen, hätten wenigstens eine Erwähnung verdient. Aber wie kommen diese Grundsätze der Kritik zu den Moralsystemen? Eben so wenig gehört die Schrift der *Catharine Macaulay Graham: Treatise of immutability of moral truth*, wobey auch zuerst des *Kings* Abhandlung vom Bösen Erwähnung geschieht, und des *Dugald Stewart's: Elements of the philosophy of the human mind*, die zu kurz und zu zeitungsmäfsig abgefertigt wird, hieher. *Siebzehnter* Abschnitt. *Geschichte des Streits über Materialismus und Determinismus in England. Priestley's* Gründe für den Materialismus und Determinismus, und seine darüber mit *Palmer*, *Price*, *Bryant* geführten Streitigkeiten machen den Hauptinhalt dieses Abschnittes aus; doch sind auch *Priestley's* Streit mit *Hume* und dessen Gegnern, und seine politischen Grundsätze mit aufgenommen. Im Eingange findet man gute Bemerkungen über das Interesse der genannten Streitigkeiten, über die verschiedene Art, wie diese Materie in England und Frankreich behandelt wur-

Digitized by Google

wurde, und die Urfache derfelben, welche der Vf. in dem verfchiedenen Gange und Zuftande der Denkfreyheit in beiden Reichen findet. *Achtzehnter* Abfchnitt. *Geſchichte der Theorie der Staatswirthſchaft in England.* Diefer Abfchnitt füllt den übrigen Raum diefes Bandes von S. 481. bis 768., und enthält nichts weiter als Auszüge aus *Humes* politifchen Verfuchen, fo weit fie die Staatswirthfchaft betreffen, und aus *Smith's* bieher gehörigem Werke über den Nationalreichthum, nebft einigen zur Einleitung dienenden Bemerkungen über die Entftehung einer wiffenfchaftlichen Staatswirthfchaft, und den Urfachen, welche die vollkommenere Ausbildung derfelben in England begünftigten. Zwey Fragen drängen fich hier von felbft auf. Einmal, ob die Staatswirthfchaft eine Wiffenfchaft fey, deren Gefchichte in das Gebiet der Gefchichte der Philofophie gehöre; zweytens, ob die Ausführlichkeit der ausgehobenen Gedanken planmäfsig fey. Die erfte Frage müffen wir verneinen, weil die Staatswirthfchaft auf empirifchen Principien beruhet, ungeachtet der Einfluls reiner Principien dadurch nicht ausgefchloffen ift. Gefetzt aber auch, man wollte fie als einen Theil der angewandten Philofophie betrachten, fo wird fich doch der Gefchichtfchreiber der Philofophie fehr beftimmte und enge Gränzen ziehen müffen, in wie weit er die Gefchichte der angewandten Theile der Philofophie mit der Gefchichte der Philofophie im ftrengern Sinne verbinden könne und müffe, wenn er Plan und Zweckmäfsigkeit in feiner Ausführung beobachten, und fich und feine Lefer nicht in ein Labyrinth, woraus kein Ariadneifcher Faden führet, ftürzen, und feine Thätigkeit in ein unabfehbares Feld zerftreuen will, wovon das *in omnibus aliquid, in toto nihil*, der unvermeidliche Erfolg feyn würde. Diefe Tendenz hat das Buhlifche Werk unverkennbar mit jedem Schritt vorwärts, zum grofsen Nachtheile genommen. Hiermit ift fchon die zweyte Frage beantwortet. Wenn auch *Hume's* und *Smith's* ſtaatswirthſchaftliche Unterfuchungen mit zum Inhalte der Gefchichte der Philofophie gehörten, fo würde doch die Ausführlichkeit, mit welcher der Vf. fie in der Gefchichte darftellt, zu tadeln feyn. Denn wollte der Vf. auf die Art alle Schriften der Philofophen excerpiren, fo würde feine Gefchichte eine bändereiche Bibliothek werden. So hätte er in den Schriften jedes Philofophen, wenigftens jedes originalen, Stoff zu einem und mehreren Bänden gefunden; wie viel Bogen würden nur allein die Auszüge aus den Schriften *Kants*, *Jacobi's*, *Fichtes*, u. f. w. füllen. Doch die Sache fpricht zu deutlich für fich, als dafs man noch ein Wort darüber zu verlieren brauchte.

Da das Werk fo rafch ſeiner Vollendung entgegen gehet, fo laffen wir es jetzt bey diefen Bemerkungen bewenden, und wollen erft am Schluffe deffelben den wiffenfchaftlichen Werth überhaupt würdigen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Bayreuth, in d. Lübeck. Hofbuchh.: *Ueber den Urſprung und Fortgang der Stipendien für Studirende*; ein hiſtoriſch-literariſcher Verſuch von *Friedrich Wilhelm Anton Layritz*, M. der Phil. D. der Rechte u. ſ. w. (Regierungsreferendar zu Bayreuth). 1801. 44 S. gr. 8. (6 gr.)

2) Hof, b. Grau: *Ausführliche Geſchichte der öffentlichen und Privatſtipendien für Bayreuthiſche Landeskinder*; bearbeitet von D. *F. W. A. Layritz*. *Erſter* Band, enthaltend die öffentlichen und Privatſtipendien, von *Auerbach* (oder vielmehr *Albinus*) bis *Kanne*. 1804. 20 Bogen. — *Zweyter* Band, enthaltend die Privatſtipendien von *Lang* bis *Wunſchhold*. 1804. 12½ Bogen. gr. 8.

3) Culmbach, gedr. b. Spindler: *Von der Entſtehung und dem Fortgang des Stadtphyſikats und der Medicinal-Apotheken in der Stadt Bayreuth, ſtatt eines Glückwunſches* — geſchrieben von *F. W. A. Layritz* u. ſ. w. 1802. 45 S. gr. 8.

4) Bayreuth, in d. Lübeck. Hofbuchh.: *Chronologiſch-diplomatiſches Verzeichniß der Amtmänner, Haupt- und Amtshauptleute, Stadtvoigte, Kaſſirer und Stadtſchreiber in Bayreuth*, aus Urkunden und Gerichtsbüchern erwieſen von D. *F. W. A. Layritz*. 1804. 104 S. gr. 8. (12 gr.)

Die erſte dieſer Schriften iſt gleichſam die Einleitung zur zweyten; denn der Vf. handelt darin im Allgemeinen von der Entſtehung der Stipendien für Studirende im Mittelalter, wo es aber deren, dem Anſcheine nach, nur wenige gab, und von der, nach und nach gewöhnlicher gewordenen Sitte, dergleichen zu ſtiften; wozu die Kirchenverbeſſerung und die damit verbundene Aufhebung der Klöſter und Stifter heilſame, nur nicht überall beachtete Veranlaſſung gab. Man theilt ſie in öffentliche und Privatſtipendien. Da hierüber dann und wann Streitigkeiten zu entſtehen pflegen; ſo werden auch darüber Notizen und Schriften angeführt; worunter eine der neueſten und beſten die *Siebenkeesiſche* iſt. Auch von den Miſsbräuchen, die oft damit getrieben werden, und von den daraus entſpringenden nachtheiligen Folgen. Um dieſe zu vermindern, wäre es rathſam, wenn in jedem Lande das Verzeichniſs der Stipendien, noch mehr aber, wenn jährlich Liſten über die Empfänger, wie auch von Zeit zu Zeit Tabellen durch den Druck bekannt gemacht würden, worin Ort, Zeit und Fonds der Stiftungen, die Abſicht, zu welcher ſie verwendet wurden, die Schuldner der Stiftungs-Kapitalien, wie hoch ſie verzinſet werden u. d. gl. m. genau angeführt werden müſsten. Es würde dadurch manchem Unterſchleif, manchem Nepotenſtreich vorgebeugt werden. Alles iſt reichlich mit Beyſpielen erläutert. Den erwähnten Wunſch, dafs Verzeichniſſe der Stipendien öffentlich bekannt gemacht werden möchten, befriediget Hr. L. ſelbſt durch Nr. 2, indem er alle öffentliche und Privatſtipendien des Fürſtenthums Bayreuth, mit diplomatiſcher Genauigkeit und oft mit widerlicher Umſtändlichkeit, anzeigt und beſchreibt. Unter den Bayreuthiſchen Markgrafen glänzen, als Stipendienſtifter, vorzüglich: Georg, der Fromme genannt, zur Zeit der Reformation, weiter

Digitized by Google

terhin Albrecht der Krieger, Georg Friedrich, Chriſtian, Chriſtian Ernſt, Georg Friedrich Karl, Friedrich, Friedrich Chriſtian, Alexander, und König Friedrich Wilhelm der zweyte. S. 96. u. f. des *erſten* Bandes findet ſich eine vollſtändige Geſchichte des Convictoriums der Univerſität zu Erlangen, zu deſſen Vergröſserung an Freytiſchen auch verſchiedene Privatperſonen edelmüthig beytrugen. (Rec. wünſcht zu erfahren, ob denn wohl noch über die S. 111. angeführte Verordnung, dafs ſämmtliche Convictoriſten alle halbe Jahre examinirt werden ſollen, gehalten wird?) S 113. erſcheint eine Rubrik: *Gräflich Giechiſche Stipendien zu Thurnau*, die unſres Erachtens nicht hierher gehört. Denn wenn gleich die Grafen unter königl. preufs. Landeshoheit ſtehen: ſo hat doch der König keine Macht über die Stipendien zu Thurnau. Auch ſind es nicht Stipendien, es iſt nur Ein Stipendium. Den Auswuchs über die Herkunft dieſes gräflichen Hauſes wollen wir nicht einmal rügen. Dieſs iſt nun einmal ſo in der Manier des Vfs. Daher auch die auf die kleinlichſten Umſtände ſich erſtreckende Weitſchweifigkeit in den Nachrichten von den hier aufgeführten 60 Privatſtipendien, die nur Einheimiſche, und oft wohl ſelbſt dieſe nicht, intereſſiren können. Ueberhaupt werden vielerley Sachen eingemiſcht, die nicht in des Vfs. Plan gehören. Nur Ein Beyſpiel! Im *zweyten* Bande, wo von Stipendien der Familie Amthor die Rede iſt, zählt Hr. *L.* auch die nicht für Stipendien qualificirten Vermächtniſſe eines gewiſſen Jakob Fried. Amthor mit auf; wobey er nicht vergiſst (S. 129.) zu erzählen, dafs 2 Rthlr. Intereſſen von einem Legat, für das Gotteshaus zu Weifsenſtadt ſo vertheilt werden ſollen, dafs für 2 gr. der Pfarrer einen Chriſtſtollen, für 2 gr. der Kaplan desgleichen, dann für 1 gr. der Kantor desgleichen, und 1 gr. der Kirchner, dann einen für 8 pfen. jeder Kirchenvorſteher etc. etc. erhalten ſolle, und zwar *von gutem Butterteig*. Auch wird uns die gar erbauliche Aufſchrift auf deſſen Leichenſtein zu Weifsenſtadt nicht vorenthalten. Von einer andern Art ſind die vielen zwecklofen Citate. So wird S. 139. eines jenaiſchen Bieres, *Mauleſel* genannt, erwähnt. Flugs citirt der Vf. in der Note *Falkenſtein's Chron. Suabacenſe* S. 261. wo in der Note *d*) von den verſchiedenen Namen und Gattungen der Biere Nachrichten ertheilt werden. Eben ſo zwecklos ſind die oft ſehr ins Weite gehenden Genealogieen der Stipendienſtifter. Man ſehe z. B. Band 1. S. 150. u. f. Von widrig duftenden Blümchen, die gelegentlich vorkommen, wollen wir zur Probe nur das gleich auf der erſten Seite glänzende vorlegen: „Cicero, der zum Nachruhm der Wiſſenſchaften und zur Ehre Roms geboren war, und deſſen Aſche noch die Nachwelt ſegnet u. ſ. w." Wahrlich, Hr. *Layritz*, wenn er nur ein Quentchen Kritik beſäſse, hätte bey dieſer Arbeit mit der halben Bogenzahl ausreichen können!

In Nr. 3. wird zuerſt der erbärmliche Zuſtand des Bayreuthiſchen Medicinalweſens in den ältern Zeiten, ſelbſt noch im 16ten Jahrhundert, geſchildert. Wenn es S. 4. heifst: „Im 16ten Jahrhundert gab es im ganzen Lande keinen Doktor;" ſo ſollte es wohl heifsen: In der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Denn gleich hernach wird ja erzählt, dafs D. *Joh. Moninger* im J. 1559. als Arzt nach Bayreuth berufen worden und dafs ihm 1584. der berühmte D. *Lazarus Meyenſchein* im Stadtphyſikat gefolget ſey. Erſt im J. 1598. ward nach vielen Schwierigkeiten durch Anſtellung des D. *Lobius Bauerſchmidt* der Grund zu einem beſtändigen Stadtphyſikat in Bayreuth gelegt. Von da an bis zu dem jetzigen Stadtphyſikus, Hn. D. und Hofrath *Georg Mich. Koelle*, waren dieſer Herren 20, von deren Lebensumſtänden, zum Theil auch Schriften, Hr. *L.* ſo viel beybringt, als ihm aufzutreiben möglich war. Nach ihren ärztlichen Eigenſchaften und Verdienſten ſieht man ſich vergebens um. — Die *zweyte* Abtheilung dieſer Gelegenheitsſchrift handelt von den vier Apotheken der Stadt Bayreuth und von ihren Vorſtehern. Die erſte eigentliche Apotheke ward nicht früher, als im J. 1580. errichtet. Was man vorher Apotheker nannte, waren bloſse Gewürzkrämer, die zugleich mit Theriack, Mithridat, Latwergen u. dgl. Handel trieben.

In der vierten Schrift werden unter vier Rubriken die auf ihrem Titel erwähnten obrigkeitlichen Perſonen nach chronologiſcher Ordnung und mit diplomatiſcher Treue aufgezählt; wofür dem Vf. allerdings Dank gebührt.

NEUERE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Neues zweckmäſsiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache*, von *J. B. Engelmann*. Erſte Lieferung. *Zweyte* verbeſſerte Auflage. 1803. 120 S. 8. (10 gr.)

Das vom Vf. gewählte Erleichterungsmittel beſteht darin, dafs er eine wörtliche Interlinear-Ueberſetzung dem für die Jugend paſſenden Texte untergelegt, damit aber das deutſche Sprachgefühl des Schülers durch die verzerrte wörtliche Ueberſetzung nicht verdorben werde, der Inhalt in rein deutſcher Schreibart beygefügt hat. In Anſehung des Gebrauchs der gegenwärtigen *zweyten* verbeſſerten Auflage verweiſet Rec. auf die vorgedruckte Anweiſung für Lernende.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. März 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Göschen: *Entwurf einer Geschichte der Armen und Armenanstalten*, nebst einer *Nachricht von dem jetzigen Zustande der Pariser Armenanstalten und Hospitäler*, insbesondere im November 1803. Von *M. Friedländer*. 1804. 120 S. 8. (10 gr.)

Obgleich die vorliegende Geschichte der Armen oder des Armenwesens und der Armenanstalten, im Ganzen etwas dürftig ausgefallen ist, — daher sie auch der Vf., der schon seit einiger Zeit in Paris sich aufhält, nur einen *Entwurf* nennt, — so hat er doch theils auf die wenigen Blätter, die sie enthalten, viel Lesenswerthes zusammengedrängt, theils uns durch die Nachrichten, die er von den Pariser Armenanstalten giebt, und die den gröfsten Theil des Buchs einnehmen, schadlos gehalten.

Zuerst eine *historische Einleitung*. Sie beginnt mit der Frage: Was ist die entfernte, was die gegenwärtige Ursache der Armuth und Hospital-Krankheiten, und welches sind die Mittel, die man anwendet, und die man anzuwenden hat, um sie zu unterdrücken? — Sie scheint nur deswegen hier hingestellt zu seyn, um sogleich anzudeuten, worauf man den Blick bey einer solchen Geschichte vorzüglich zu richten hat. Daher kommt der Vf. auch noch ein paarmal auf sie zurück, und beschliefst mit ihr und einigen Fragezeichen zur Beantwortung derselben das Ganze. Hauptsächlich aber beschäftigt sich diese Einleitung mit einer kurzen Geschichte des Armenwesens in Aegypten, Griechenland, Rom u. s. w. in den ältesten Zeiten und nach dem Aufkommen des Christenthums, besonders in den mittlern Jahrhunderten. Was der Vf. darüber sagt, ist alles auf noch nicht vier Blätter zusammengedrängt! Aber er verweilt auch hauptsächlich nur bey dem Entstehen der Hospitäler, welches er in der Pilgerschaft und in den Kreuzzügen findet. Freylich mögen diese wohl in den christlichen Staaten die Hospitäler zunächst veranlafst haben, aber der Ursprung derselben ist gewifs in frühern Zeiten zu suchen, und die Grundideen dazu lagen wohl schon in den längst vorher gekannten *Asoxiis* und *Stationibus* der Griechen und Römer, worüber man einige artige Bemerkungen in *Wismayr's* Ephemeriden der ital. Literat. Jahrg. I. B. 2. Heft 6. S. 243. excerpirt findet.

In der *neuern Geschichte* des Armenwesens und der Armenanstalten verbreitet sich der Vf. zuerst über die von *Italien*, wo er denen in Ober-Italien bey weitem den Vorzug giebt. Je mehr man sich dem untern Italien nähert, desto prächtiger erscheinen die Gebäude, desto luxuriöser und schlechter verwaltet sind sie, und desto gröfser ist der Einfluss der Geistlichkeit. — Eben so zeigen *Portugal's* und *Spanien's* Hospitäler den gröfsten Luxus aller Art, und die Zahl der Aufgenommenen ist gränzenlos. Aber fast nicht geringer ist die der Mifsbräuche aller Art, wobey Prälaten und Pfaffen freylich sich wohl befinden. In dem königlichen Hospitale zu Madrit wurden 1798. 83,398 Messen gelesen und mit 1,094,220 Realen aufgebracht!! Jetzt ist dieser Artikel in der Ausgabe-Rechnung geringer, denn er betrug im letzten Jahr nur 18321 Realen, aber er ist doch noch immer grofs genug. — Die Anstalten in *Holland* sind die Frucht willkürlicher Beyträge, und waren meistens, besonders sonst, mit fremden Armen besetzt. Der Vf. macht hierbey die Anmerkung: „Die willkürlichen Beyträge haben nächstdem, aufser der schönen Rückwirkung auf das Gemüth des Gebers, auch das Gute, dafs der, der sie reicht, auch für ihre Verwendung väterlich wacht." Sehr wahr, so lange Luxus und Frivolität den Geist der Nation nicht gegen Unglück gleichgültig machen! Dieis erfahren jetzt mehrere Anstalten, die auf freywillige Wohlthätigkeit berechnet waren, und indem sie sich die Quellen, die sonst so reichlich flossen, als unversiegbar dachten, jetzt für ihre Leichtgläubigkeit schwer büfsen. — Bey *England* verbreitet sich der Vf. vornehmlich über die *Armentaxe* und das dadurch erzeugte Unheil. Der Vf. schätzt sie über 3 Millionen Pf.; nach den neuesten Nachrichten betrug sie aber im vorletzten Jahr in England die Summe von 4,952,421 Pfd., in Wales 176,424 Pfd., so dafs im Durchschnitt in England jedes Pfund Sterl. Einnahme 4 Schilling 6 Pence, in Wales aber gar 7 Schillinge Armentaxe bezahlen mufste. Unglaublich, und doch wahr! Von den englischen Armenanstalten und Hospitälern findet man übrigens hier nur wenig.

Die Nachrichten von *Frankreich* und dessen Armenwesen und Armenanstalten füllen den übrigen Theil des Buchs. Der Vf. sucht besonders in Beziehung auf dieses Land und aus dessen Geschichte, die oben an die Spitze der Einleitung gestellte Frage zu beantworten. Er verfolgt diese Geschichte bis auf das unter der Consularregierung seit dem Nivose des Jahrs IX. errichtete *Conseil general*, dem die Verwaltung der Armenanstalten anvertraut ist, bey welcher es die frühern Berichte über die J. 1790. 91. von *Liancourt* und die darin aufgestellten schönen Plane vor Augen hatte. Der Vf. macht uns zuerst mit den Grundsätzen dieses Conseils bey der Unterstützung

der Armen von Paris bekannt, und sagt zugleich etwas von den Mitteln, deren es sich bedient, um sie allmählig in Anwendung zu bringen. Man muss gestehen, dass diese Grundsätze musterhaft sind; doch sind sie auch schon meistens unter uns in Deutschland bekannt und auch wohl an mehrern Orten bey der Verbesserung des Armenwesens in Ausübung gebracht worden. Auch hat man fast überall einerley Erfahrungen gemacht, weil die Menschen und Armen sich überall ziemlich gleich bleiben. So hat man z. B. in Paris ein eigenes Büreau errichtet, welches die Listen der Manufacturen führt, die Arbeiter suchen, so wie auch derjenigen, die unter zu bringen sind, und aus diesen Listen erfährt man, welche Arbeit zu viel, welche zu wenig Hände hat und mehrere beschäftigen kann. Aber man hat auch (dort wie bey uns) die Erfahrung gemacht, dass sich in jene Listen bis jetzt nur wenige eingeschrieben haben, ob sie gleich stets offen gehalten werden u. s. w. Ueberhaupt muss man nicht blos nach den aufgestellten Grundsätzen, die man an einem Orte bey dem Armenwesen befolgt wissen will, den wirklichen Zustand desselben beurtheilen. Daher sagt auch der Bericht des Conseils: Die Grundsätze sind mehr für die Zukunft als Gegenwart gemacht. Und hieraus lässt sich auch der Widerspruch, z. B. zwischen dem, was wir nach den *Friedländer*'schen Nachrichten erwarten sollten, und dem, was wir neulich im Journal: London und Paris (1804. St. 1.) über das Armen- und Bettelwesen in Paris lesen, erklären. Auch *Moreau* sagt in seinen Beobachtungen in der Salpetriere: „Wenn alles sich verbessert, werden unsere wohlthätigen Stiftungen, die bis jetzt diesen Namen so wenig verdienen, sich ebenfalls vervollkommnen, und endlich werden wir doch einmal den niederschlagenden Contrast verschwinden sehn, den die Magie unserer Oper und der Reichthum unserer Kunstsammlungen mit dem elenden entblössten Zustande unserer Hospitäler bilden, die in Frankreich noch bey weitem den Grad der Vollkommenheit nicht erreicht haben, der ein günstiges Vorurtheil für die Sitten und Einsichten einer Nation erweckt."

Hr. *F.* beschreibt nun diese dem Conseil anvertrauten Anstalten näher nach den Berichten desselben, die sich hauptsächlich von dem nun verstorbenen *Camus* herschreiben. Es gehören dahin das Büreau der Ammen und die Hospitäler für Gebärende, Kinder, Kranke und Invaliden. Man kennt sie zum Theil schon aus einem in *v. Soden's* französ. Mercur übersetzten Aufsatz aus der *Décade philosophique* (An. IX. Nr. 23.), dessen Vf. mit Hn. *F.* aus einer Quelle schöpfte. Aber unser Vf. giebt weit mehr als die Decade, mehr als eine blosse Uebersetzung oder als einen blossen Auszug, und verwebt manche Bemerkung in seine Uebersicht, die man nicht ungern lesen wird. Besonders sind auch die hin und wieder beygefügten Berechnungen für den, den Anstalten der Art näher interessiren, sehr angenehm. Durch sie und durch die gegebenen Beschreibungen überhaupt werden manche Nachrichten, die wir von diesen Instituten haben und meistens von nur flüchtig beobachtenden Reisenden herrühren, berichtigt. Nur hätten wir gewünscht, theils dass sich der Vf. bey manchem Institut etwas länger aufgehalten und dessen Einrichtungen näher bekannt gemacht, theils dass er die übrigen Institute, die in die Categorie der Wohlthätigkeits-Anstalten gehören, wenn sie auch nicht dem Conseil untergeordnet, oder nur Privatinstitute seyn sollten, sey's auch nur in einem Anhange, beschrieben hätte, wohin z. B. das Institut für Blinde, das Institut des Hn. *Esquirol* für Wahnsinnige, die *Chamousset*'sche Anstalt u. m. gehören. Vielleicht hätte sich auch in eben diesen Anhang etwas über die mit den Pariser Armenanstalten so genau verbundenen *Zwangs-Arbeitshäuser, Depots de mendicité*, sagen lassen. Auch ist es unangenehm, dass die Wohlthätigkeitsanstalten in dem übrigen Frankreich fast ganz mit Stillschweigen übergangen sind. Möchte doch der Vf. bey einer etwanigen zweyten Auflage auf diese und ähnliche Wünsche einige Rücksicht nehmen.

Zuletzt macht der Vf. noch einmal auf die oben aufgeworfene Frage und auf das, was sich für sie aus der Geschichte des Armenwesens ergiebt, aufmerksam, und thut einen flüchtigen Blick auf Deutschland und dessen Armenwesen und Armenanstalten, das aber auch weiter nichts als ein sehr flüchtiger Blick ist.

Wir verbinden mit dieser Anzeige gleich die einer andern kleinen Schrift, die sich zwar nicht historisch über Armenanstalten und Armenwesen verbreitet; aber doch manchen in dem *Friedländer*'schen *Entwurf* angeregten Gedanken auffasst, bestätigt oder von einer andern Seite darstellt. Sie hat den Titel:

Berlin, b. Unger: *Ueber Arme und Armenpflege.* Von *R. J. Pilat.* 1804. 99 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. verbreitet sich in dem *ersten* oder allgemeinern Theil über die Nothwendigkeit einer öffentlichen Armenpflege, die nächsten Zwecke derselben, und die allgemeinen Mittel, diese Zwecke zu erreichen, unter welche er denn auch die Armentaxe — freylich als das äusserste Mittel, wenn die Stiftungen und wöchentlichen Sammlungen, sammt den jedes Jahr mehr oder weniger fliessenden aufserordentlichen Beyträgen, nicht zureichen wollen — zählt. Er scheint hier mit Hn. *Friedländer* nicht ganz einerley Meinung zu seyn, obgleich dieser nur historisch auf das Unheil, das die Armentaxe in England erzeugt hat, hinweist. Hr. *P.* giebt es zu, dass sich die Armenanstalten in England in einem sehr traurigen Zustande befinden, trotz der ungeheuren Summen, die ihnen zufliessen; dass aber nicht die Art der Aufbringung der Beyträge für die Armuth hieran schuld sey, sondern dass die Art der Verwendung dieser Beyträge äufserst fehlerhaft genannt werden müsste, weil es der englischen Armenpflege an zweckmäfsig concurrirenden Nebenanstalten fehlt. Sie füttert blos ihre Armen und wühlt dadurch in ihren eigenen Eingeweiden. Der Vf. mag *in thesi* nicht ganz unrecht haben;

Digitized by Google

haben; Rec. glaubt aber auch, dafs die berüchtigte Armentaxe vorzüglich durch ihre Einrichtung, oder durch die Norm, nach welcher diese Beyträge aufgebracht werden, lästig und drückend werde. Denn nach ihr wird der reiche Capitalist, der kein Haus und Grundstück besitzt und keinen Aufwand macht, mehr geschont als der Eigenthümer oder Pachtinhaber eines Grundstücks, der sich vorzüglich belastet fühlt, worüber man schon am Ende des vorletzten Jahrhunderts laut klagte. Ihre Bestimmung und Erhöhung ist überdiefs, wie *Macfarlan*, den auch Hr. *Friedländer* vor Augen gehabt zu haben scheint, ausführlich bemerkt, einer Anzahl Personen überlassen, deren Interesse es seyn kann, sie so hoch als möglich zu treiben. Anderer schon oft erörterter Gründe, die besonders gegen ihre bisherige Einrichtung streiten, nicht zu gedenken.

Im *zweyten* oder besondern Theil zählt Hr. *P.* sowohl die einzelnen Klassen der Armen, als auch die Mittel auf, wie ihren Bedürfnissen abgeholfen werden könne, welches ihm denn Gelegenheit giebt, sein Glaubensbekenntnifs über die Werkhäuser, Industrieschulen, Leihhäuser, Assistenzcassen, Witwencassen, Findelhäuser, Waisenhäuser u. s. w. abzulegen. Man weifs, wie verschieden man besonders über den Werth der letztern, der Findel- und Waisenhäuser gedacht hat. Hr *P.* gehört zu ihren erklärten Gegnern, und geht auch in dieser Hinsicht in seinen Urtheilen von Hn. *Friedl.* einigermafsen ab, der manches, z. B. die übergrofse Sterblichkeit in den Findelhäusern, zu entschuldigen sucht, ob er gleich im Ganzen dem Hn. *P.* Recht geben mufs, und nichts weiter thun kann, als die Bemühungen des Conseils zu rühmen, das alles versucht, um die Uebel so gering als möglich zu machen. Hr. *P.* thut zugleich Vorschläge, wie diese unglücklichen Kinder zweckmäfsiger verpflegt werden könnten. Auch die Waisenhäuser hält er, wie mehrere, aus verschiedenen Gründen für verwerflich, und stimmt mit ihnen für die Vertheilung der Kinder an Pflegeältern in der Stadt und auf dem Lande. Möchte nur immer das Betragen dieser so controllirt werden, wie es der Vf. wünscht. Häufig werden die Kinder gemifsbraucht und verwahrlofet: denn meistens schafft und leitet nur Liebe zum Gewinn die Pflegeältern. Dieis kennt Rec., der selbst mit diesen Vertheilungen viel zu thun gehabt hat, aus Erfahrung; doch hat er auch erfreulichere Beobachtungen gemacht. Auch für Hospitäler und Invalidenhäuser ist der Vf. nicht, und glaubt, dafs es zweckdienlicher und selbst menschenfreundlicher seyn würde, niemand zu einem fixen Aufenthalte in einem solchen Hause zu zwingen; vielmehr sollte man den Invaliden des Civil- und Militärstandes ihre Unterstützung so reichen, dafs es ihnen frey stünde, sie zu verzehren, wo es ihnen am besten dünkte, wo denn freylich diese Häuser am Ende sehr zusammenschmelzen würden. Er stimmt hierin ganz mit den Ideen des Conseils zu Paris überein: besser ist eine Unterstützung *im* Hause des Armen, als in einer öffentlichen Anstalt. Die Idee eines Hospitals lähmt alle Sorge für die Zukunft u. s. w. Doch kann man ihrer nicht gänzlich und sogleich entbehren. Der *Pitat*'sche Vorschlag dünkt uns weiser als der mancher andern, die alle Hospitäler sogleich niedergerissen oder in Fabriken und Manufacturen verwandelt wissen wollen. Eben so schlägt der Vf. auch bey den öffentlichen Verpflegungsinstituten in Krankenhäusern einen Mittelweg ein, indem er diese nicht gänzlich abgeschafft, wohl aber mit Krankenbesuchsanstalten und zweckmäfsiger Unterstützung der in ihren Wohnungen zu Verpflegenden verbunden wissen will. Von den Zwangsarbeits- und Zuchthäusern für faule und widerspenstige Arme sagt er nur etwas weniges, so wie er auch den Abschnitt über Verpflegung der verschämten Armen in 17 Zeilen abgefertiget hat. Ueberhaupt ist der Vf. fast überall zu kurz; doch gewährt die kleine Schrift eine sehr gute Uebersicht des Geprüftesten und der Resultate, die sich aus den bis dahin verhandelten Acten über Armenpflege und Armenstellen ergeben haben, und verdient in dieser Hinsicht gelesen zu werden.

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Versuch einer Lithurgik*, oder *ökonomischen Mineralogie*, von *Carl Schmieder*. — *Zweyter* Theil, nebst einer Beleuchtung der Einwürfe des Hn. *J. A. de Luc* gegen die Geognosie des Verfassers. 1804. 659 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

In diesem *zweyten* Bande wird die Benutzung der parasitischen, oder derjenigen Fossilien abgehandelt, die keine Gebirge bilden, sondern die nur auf Gebirgslagern, Gängen, Klüften, Flötzen u. s. w. darin vorkommen. Der Vf. theilt sie daher in Lager-, Gang- und bewegliche Parasiten oder Quellen ein, und geht die Parasiten der Ur-, Flötz-, Schutt- und Braudgebirge besonders durch. Durch diese Eintheilung aber scheint er sich seine Arbeit sehr erschwert zu haben, indem mehrere der aufgezählten Fossilien auf Gebirgslagern und Gängen zugleich vorkommen, auch in Ur-, Flötz-, Schutt- und Brandgebirgen zugleich angetroffen werden, welches er selbst auch hin und wieder anzeigte. So steht z. B. der Jaspis unter den Gangparasiten, da er doch ganze Partieen der Porphyrgebirge, ja, im uralischen Erzgebirge ganze Berge bildet. Der Kalkspath, der fast in allen Gebirgsformationen vorkommt, und auf Lagern, Gängen, Trümmern und auf alle Weise darin angetroffen wird, steht ebenfalls unter den Gangparasiten. Von dem Alaun aber, der unter den Flözparasiten steht, sagt (S 159) der Vf. selbst, dafs er in allen Gebirgsformationen vorkomme. Rec. bemerkt dieis, besonders deswegen, weil diese Eintheilungsweise irrige Vorstellungen und Mifsverständnisse erregen könnte, und würde eine methodische Eintheilung vorgezogen haben, welcher auch Hr. *Völker* in seinem ganz ähnlichen Handbuche der ökonomisch-technischen Mineralogie u. s. w. gefolgt ist. Indessen hat dieis keinen Einfluss auf den Hauptzweck, den

Gebrauch

Gebrauch, der von Foſſilien zu machen iſt, zu lehren; denn hier hat es der Vf. gewiſs nicht an Fleiſs und Anſtrengung fehlen laſſen. Bey dem Gebrauch des ruſſiſchen Glimmers führt er an, daſs er beſonders zu Fenſterſcheiben angewendet werde; man nähe die Tafeln mit Zwirn zuſammen, und wo in der Folge eine Oeffnung entſtehe, flicke man einen neuen Fetzen darauf. Das kann oft der Fall ſeyn; aber die ruſſiſchen Bauern wiſſen dieſe Glimmertafeln auch auf andere Art recht geſchickt an einander zu befeſtigen, wie Rec. aus einigen dergleichen Fenſterſcheiben ſieht, in deren Beſitz er iſt. Sie biegen nämlich ſchmale Streifen von dünnem Eiſenblech faſt in Form eines *Z*, legen ihre Glimmertafeln in die beiden Einbiegungen, und drücken ſie vollends zuſammen, wodurch ſie ſo feſt an einander halten, daſs man einige Gewalt brauchen müſste, um ſie aus einander zu reiſsen. Wenn der Vf. S. 172. glaubt, daſs der Feuerſtein nie auf Flötzgebirgslagern vorkäme: ſo kann er ſich in dem Kalkgebirge im Eichſtedtiſchen, auch zwiſchen Weimar und Jena, vom Gegentheil überzeugen, wo grauer Feuerſtein, wiewohl in kurzen abgeriſſenen Flötzen, von einem halben bis zu einigen Zollen Mächtigkeit, zwiſchen den Kalkſteinſchichten vorkommt. Hier könnte er auch von einem zweyten Irrthume zurückkommen, nämlich von dem, daſs jede Sorte Feuerſteine zu Flintenſteinen zu benutzen ſeyn dürfte. Denn beſonders der Feuerſtein bey Jena, ſpringt beym Zerſchlagen in eckige, faſt cubiſche Stücke, welches häufige Querklüfte veranlaſst, und nicht in Tafeln mit einer Schärfe, woraus Flintenſteine geſchlagen werden könnten. Ein Hauptregiſter iſt dieſem *zweyten* Theile zwar beygefügt worden, es enthält aber nur die Namen von Sachen und Foſſilien, die eben abgehandelt werden. Alle Benennungen der Alten und der fremden Völker, die gelegentlich angeführt werden, und die gröſstentheils recht intereſſant ſind, findet man darin nicht. Es iſt dieſs um ſo mehr zu bedauern, da dieſes Werk zufällig als ein ſchätzbarer Beytrag zu einer Mineralogie der Alten betrachtet werden könnte.

Bey der Beleuchtung der Einwürfe des Hn. *de Luc* zeigt ſich freylich, daſs Hr. *Schmieder* ſeinem Gegner in der Chemie überlegen iſt. Dieſe Antikritik vertritt hier die Stelle einer Vorrede, und iſt zwar ein wenig ironiſch, jedoch in einem weit anſtändigern Tone abgefaſst, als man bey Arbeiten dieſer Art gewöhnlich findet. In einer dieſer Vorrede angehängten Nachſchrift wird noch das Mineralien-Cabinet des Hn. Kriegsraths *von Leyſer* zu Halle etwanigen Käufern angeprieſen, über deſſen Preis man ſich bey dem Hn. Beſitzer ſelbſt erkundigen ſoll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Nürnberg: Beſchreibung der neulichen Ueberſchwemmung, welche die Reichsſtadt Nürnberg betroffen.* Mit der Vorſtellung der in *Nürnberg* befindlichen Waſſermeſſer, von Dr. *Johann Chriſtoph vom Stürmer.* 1803. 2 Bog. 4. m. 1 Kpfrt. — Die im Januar und Februar des J. 1803. abwechſelnd geſtiegene Kälte bedeckte Seen und Flüſſe mit ſtarkem Eiſe. Am 31. Januar fing die Kälte um 9 Uhr 30 M. Nachts mit 9 Gr. unter O an, und ſtieg bis den 13. früh um 8 Uhr auf 11 unter O. Am 5. Febr. früh um 8 Uhr ſtieg die Kälte auf eine Höhe von 13 Gr. unter O, und blieb bis zum 15. dieſes Monats, wo um 8 Uhr früh das Thermometer noch einen Grad unter O zeigte. Allein an dieſem Tage änderte ſich die Temperatur der Luft gänzlich, und um 9 Uhr Nachts lieſs es bey 1 Gr. über O dem Thauwetter freyen Lauf. Da aber der am 17ten fallende Regen, mit lauerm Süd-Weſtwinde verbunden, alles Eis auflöſte, ſo erwartete man das Steigen des Waſſers. Der Sonnabends am 26. ſatzweiſe gefallene Regen, der im Gebirge mit gröſserer Heftigkeit herabfiel, löſte den Gebirgsſchnee, und der in die Thäler der Waldgebirge herabgerollte Schnee füllte die Waldbäche mit reiſsendem Waſſer. Der vom Abend wehende Wind wurde mit jedem Augenblicke heftiger. Er kam, dem Laute nach, dem in einiger Entfernung heftig brüllenden Donner gleich. Man wollte auch leichte, verſchiedene Mal wiederkehrende Erdſtöſse bemerkt haben. Um 8 Uhr Abends, am 27. Febr., bemerkte man einige ſchwach leuchtende Blitze. Nach dem heftigen Sturme fiel ein ſtarker Regen mit Hagel und Schnee vermiſcht. Der 28. Febr. war trübe und regneriſch, mit Weſtwind, und im Gebirge fiel, ſtatt Regen, häufiger Schnee, welcher am Ende auch mit Regen herabfiel, ſo, daſs die *Pegnitz* früh um 8 Uhr eine Höhe von 6 Schuh erreichte. Der erſte März war der Tag, an welchem die Waſſerfluth mit ihrer ganzen Stärke ausbrach. Die Fluth kam mit auſserordentlicher Schnelligkeit. Die *Pegnitz* trat gewaltig aus und ihre Fluthen durchſtrömten mehrere Theile der Stadt. Von 11 Uhr Nachts bis den 2. März früh um 8 Uhr ſtand das Waſſer beynahe in beſtändig gleicher Höhe; der *Waſſermeſſer* ſammt deſſen Bedachung und der darauf ruhenden Kugel ſtand gänzlich unter Waſſer. Das Verhältniſs zwiſchen der Fluth von 1784. und der Ergieſsung der *Pegnitz* im J. 1803. wird S. 10. u. 11. vom Vf. näher angezeigt. Im Mittel beträgt der Unterſchied zwiſchen 1784. u. 1803. — 2 Schuhe 2 Zoll 8½ Linie, oder in runden Zahlen ungefähr 2 Schuh 8 Zoll. An manchen Orten gab dieſe Ueberſchwemmung der von 1784. nicht viel nach, kam ihr ſogar gleich. Von allen Ergieſsungen der *Pegnitz* ſind nur noch *vier* auf unſere Tage gekommene öffentliche *Merkmale*, nämlich zwey von den J. 1501. u. 1595. bey dem Sandbade, und die zwey andern an der Spitalkirche und an dem Schwingbogen bey der Heuwaage. — Der *Waſſermeſſer*, welcher auf der beyliegenden Kupfertafel abgebildet iſt, befindet ſich in dem ſüdlichen kleinern Arme der *Pegnitz*, und wurde im J. 1779. am 12. Junius errichtet. Er iſt 9 Schuh hoch, von Stein, worauf eine eiſerne Platte befindlich und in Schuhe, Zolle und Linien abgetheilt iſt. Die Breite des Blechs beträgt 8 Zoll, und die ganze Breite des Waſſermeſſers 1 Schuh 4 Zoll. Sein Grund iſt ein mit dem Pegnitzgrunde gleichliegender, auf einem Roſte ſtehender hatter Stein. Die Bedachung des Waſſermeſſers iſt gleichfalls von Stein 1 Schuh hoch und 2 Schuh 14 Zoll lang. Die darauf ſtehende ſteinerne Kugel hat im Durchmeſſer 1 Schuh. Auf der Bedachung ſteht: „*Hydrometrum*“, und unter dieſer die Jahrzahl 1779. Der verſtorbene Dr. *von Kordenbuſch* hat mit Beyſtand des gleichfalls verſtorbenen Ingenieur-Hauptmanns *Keil* dieſen Waſſermeſſer errichtet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 15. März 1805.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1807., nebſt einer *Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten*, mit Genehmhaltung der k. Akad. d. Wiſſ. berechnet und herausgeg. von *J. E. Bode*, Aſtronom u. Mitglied der Akademie. M. 2 Kpfrt. 1804. 268 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Im J. 1807. fällt Oſtern am 29. März; von vier Finſterniſſen iſt in Europa nur eine an der Sonne am 29. Nov. ſichtbar, die auf dem atlantiſchen Meere, im nördlichen Africa und bis gegen den perſiſchen Meerbuſen total und central, aber, was ein ſeltener Fall iſt, wegen des beynahe gleichen Durchmeſſers von Sonne und Mond, ohne Dauer erſcheinen wird; da übrigens doch die ſcheinbare Höhe des Monds ſeinen Durchmeſſer etwas gröſser macht, ſo erhält dadurch die totale Verdunklung an den meiſten Orten einige, obgleich kurze, Dauer. — Die Abhandlungen enthalten: 1) Lauf und Erſcheinung der Pallas im J. 1805. vom *Herausg.*, nach ſeinen eigenen vorläufigen Tafeln berechnet; dieſe Tafeln gründen ſich auf die zum ſiebenten Mal verbeſſerten Gauſſiſchen Elemente. Im Januar 1805. zeigt ſich Pallas noch Abends im Waſſermann, kommt am Ende des März zur Sonne, wird am Ende des Julius in den Frühe-ſtunden wieder in der Herſe ſichtbar, und rückt in den folgenden Monaten durch den Eridan, den Haſen, die Taube, immer tiefer nach Süden, bis zu 33° ſüdl. Abweichung fort, daher ſie um dieſe Zeit in den nördlichen Gegenden von Europa wenig zu beobachten ſeyn wird. Der Lauf der Ceres für 1805. findet ſich ſchon am gehörigen Orte im aſtronom. Jahrbuch für 1805. eingeſchaltet. Bey der unerwarteten Vervielfältigung der Planeten, de ſtatt der fünf ältern vor 1781. bekannten, nun deren neun zu berechnen ſind, ſcheint es den Herausgebern von Ephemeriden bald an Raum zu gebrechen, und eine veränderte Einrichtung der Columnen wird nothwendig. Vielleicht könnte im aſtron. Jahrbuche (vorausgeſetzt, daſs die neue am Himmel ſeit 1801. aufgefundene Planetenfamilie ſo bald ſich nicht weiter vermehrt) am Ende der dritten, jedem Monat beſtimmten Seite noch für Uranus und Saturn Raum gewonnen werden, und ſo der Reſt der übrigen ſieben Planeten auf der vierten Seite Platz finden; ginge es freylich noch eine Zeit lang nach dem bisherigen Verhältniſſe fort, da in wenigen als vier Jahren jene Familie ſchon bis zu drey Gliedern angewachſen iſt, ſo muſs auf andere Mittel, ſie unterzubringen, gedacht werden. 2) Aſtronomiſche Beobachtungen auf der k. Sternwarte in Berlin 1803. vom *Herausg.* angeſtellt. Ceres konnte wegen ihrer niedrigen Lage nur zweymal am Mauerquadranten, und Pallas bey ihrem ſchwachen Lichte, das nicht die geringſte Erleuchtung der Fäden vertrug, auch nur einige Mal am Kreismikrometer beobachtet werden. Der Ring des Saturns, der am 24. Jan. 1803. durch einen 3½füſsigen Dollond ſich wieder gezeigt hatte, wurde am 25. Jun. aufs neue unſichtbar. 3) Tafeln für den heliocentriſchen Lauf der Ceres, vom *Herausg.* nach dem zum neunten Mal verbeſſerten Gauſſiſchen Elementen berechnet: letztere ſetzen den tropiſchen Umlauf der Ceres 1681,7 Tage, die mittlere tägliche Bewegung 12′ 50″, 69 die mittlere Entfernung von der Sonne (wenn die der Erde 1 heiſst) = 2, 767908 (welches ungefähr 56, 400, 000 geogr. Meilen betragen mag), die Excentricität 0, 0788941 in Theilen der Ceresbahn, die gröſste Mittelpunktsgleichung 9° 1′ 52″, die Neigung der Bahn 10° 37′ 54″, den Ort des Knoten 2ᶻ 20° 58′ 22″, der Sonnenferne 10ᶻ 26° 33′ 18″, und die mittlere Länge für die Epoche 1803. und den Berliner Meridian 7ᶻ 23° 35′ 57″. Die ſehr beträchtliche Störung der Ceres durch Jupiter in Länge, Breite und Abſtand iſt in einer eigenen, für die Jahre 1804 — 1807. berechneten Tafel nach D. *Gauſs* vorgeſtellt. 4) Verſuche über die Umdrehung der Erde, von D. *Benzenberg*. Geſchichte der mit frey fallenden Kugeln angeſtellten Verſuche von *Newton* bis auf die neueſten Zeiten, und Nachricht von den eigenen Verſuchen des Vfs. auf dem Michaelisthurm in Hamburg. Es iſt bekannt, daſs nun auch die neuerdings in Schlebuſch vom Vf. gemachten Erfahrungen die Umdrehung der Erde eben ſo, wie die vorigen in Hamburg, beſtätigt haben. 5) Bemerkungen über den Bau des Himmels, von D. *Herſchel*, im Auszuge überſetzt und mit einigen Erläuterungen begleitet vom Prof. *Ideler* in Berlin. Auch dieſer Aufſatz des berühmten Beobachters in Slough, eigentlich eine Zugabe zu ſeinem neuen Verzeichniſſe von Nebelſternen (ſ. Nr. 6.), enthält, ſo wie deſſen ältere Abhandlungen ähnlichen Inhalts, wiederum manche neue und treffliche Gedanken. Der Vorrath neu aufgefundener Materialien am Himmel hat ſich ſo ſehr vermehrt, daſs Hr. *H.* glaubt, es ſey Zeit, ſie einigermaſsen wiſſenſchaftlich zu ordnen, da die bisher von ihm angenommene Claſſification ungefähr der Stellung von Büchern in einer Bibliothek, die mehr nach dem Formate als nach dem Inhalt geordnet ſind, geglichen habe. Fürs erſte zählt

zählt er nun die verschiedenen Arten von Gegenständen am Fixsternhimmel auf; nähere Untersuchungen über einzelne Arten will er nachfolgen lassen (und hat bereits über die Doppelsterne dergleichen geliefert). Hier nur etwas weniges von Hn. *H.* Ansicht jener verschiedenen Arten. Es giebt kleinere und grösere Sternsysteme. Zu den kleineren oder zu den Systemen von niedrigerem Range gehören theils die isolirten Sterne, theils die Doppelt- und vielfachen Sterne. Die *isolirten Sterne* (die bey der allgemeinen Gravitation freylich nur in relativem Sinne so heissen können), wie unsere Sonne, und die meisten mit bloßem Auge uns sichtbaren Fixsterne, befinden sich wahrscheinlich auch in der Ebene unserer Milchstrasse, und nichts hindert, sie sämmtlich zu Mittelpunkten von Planeten- und Kometenbahnen zu machen; aber letzteres dürfte wohl nicht von den mehrfachen Sternen gelten. Die *mehrfachen Sterne*, d. h. die Doppel-, die dreyfachen, und andere vielfachen Sterne stehen, wie hier mit sehr einleuchtenden Gründen gezeigt wird, wenigstens, was weit den größten Theil derselben betrifft, nicht hinter einander, sondern mehr in ungefähr gleichen Entfernungen von uns neben einander. Diess beweisen, ausser jenen allgemeinen Gründen, auch noch vielfaltige Beobachtungen des Vfs., der ihre Stellungen gegen einander veränderlich wahrgenommen hat, und diese Veränderungen mit vielem Scharfsinne dadurch erklärt, dass z. B. zwey einander uns sehr nahe scheinenden Doppelsterne um einen leeren (nicht materiellen) Mittelpunkt, bey gleicher Masse in der nämlichen Kreisbahn oder Ellipse, oder auch, wenn ihre Massen ungleich sind, in verschiedenen Kreisen und Ellipsen, immer aber in gleichen Zeiten, und nach entgegengesetzter Richtung sich bewegen. Dasselbe wird auf drey-, vierfache, und andere mehrfache Sterne angewendet. Bey gleichen Umlaufszeiten solcher verbundenen Sterne würden übrigens, nach den Gesetzen der Centralbewegung, die Halbmesser der Bahnen in geradem Verhältnisse mit den anziehenden Kräften stehen. So bilden demnach die mehrfachen Sterne eine ganz eigene Gattung kleinerer Sternsysteme, die von der Einrichtung anderer auf einen wirklichen Centralkörper sich beziehenden Systeme wesentlich verschieden sind, und des ehemaligen Mannheimer Astronomen, *Christian Mayer's*, verrufene Fixsterntrabanten sind, wie *Olbers* sehr richtig bemerkt, in gewissem Betrachte gerettet. (Rec. macht hier noch besonders darauf aufmerksam, dass *Chr. Mayer* in seiner *Vertheidigung der Fixsterntrabanten gegen Hell*, Mannheim 1778., unter dreyerley möglichen Erklärungsarten der Doppelsterne auch diese mit der Herschelschen ganz nahe zusammentreffende anführt, „sie könnten beide Sonnen seyn, die um einen gemeinschaftlichen Ruhepunkt in ihrem eigenen System sich wenden.") — Zu den Sternsystemen höherer Art gehört das, was wir eine *Milchstraße* nennen. Der gedrängte Lichtschimmer der unsrigen löst sich um so mehr in abgesonderte Sterne auf, je stärkere Teleskope man braucht; es ist also glaublich, dass er beynahe durchaus aus lauter Sternen besteht: ein Raum von nur fünf Graden Breite im Schwan, zwischen β und γ, mag, nach unsers Vfs. Schätzung, gegen 331000 Sterne enthalten. — Andere Arten höherer Sternsysteme machen theils die *Sterngruppen* aus, von jeder möglichen, nicht eben runden, Gestalt, die aber in der Mitte nichts gedrängtes an Lichte zeigen, und daher schwer zu erklären sind, theils die *gedrängten Sternhaufen* (*Clusters of Stars* bey *Herschel*), deren Form gewöhnlich rund ist, und wo die Sterne um die Mitte sich so sehr anhäufen, dass man auf einen entweder leeren oder materiellen Centralpunkt schliessen muss. — Milchstrassen, Sterngruppen und Sternhaufen, durch gar zu ungeheure Entfernungen von uns getrennt, sind wahrscheinlich die Stellen am Himmel, die wir *Nebelflecke* nennen. Der Vf. unterscheidet bey Sternen, die etwas Neblichtes haben, zwischen eigentlichen eben gedachten Nebelflecken, zwischen den *Sternnebeln* mit kurzen Strahlen und klettenartigem Ansehen, die vielleicht sehr entfernte Sterngruppen sind; den *milchfarbigen Nebeln*, welche zum Theil zwar auch entfernte Milchstrassen, zum Theil aber auch, wie wahrscheinlich der grosse als veränderlich beobachtete Nebel im Orion, nicht so ausserordentlich weit von uns entlegene im Weltraum zerstreute Lichtmassen seyn mögen, den *Nebelsternen*, deren Kern mit einer neblichten Atmosphäre umgeben ist, den *planetarischen Nebeln* mit einförmigem Planetenglanze, scharf begränztem kreisförmigen Umrisse und kleinem Durchmesser, und andern *planetarischen Nebelflecken mit glänzendem Mittelpunkte*. — *Herschel's* 40füssiges Teleskop erreicht, nach den Berechnungen für die raumdurchdringende Kraft desselben im vorhergehenden Bande des Jahrbuchs in Absicht auf einzelstehende Sterne, noch Sterne von der 1342 Größe, oder von eben so vielen Siriusabständen, dringt aber in manchem Nebelflecke, wenn man die Anzahl von dessen Sternen sehr mässig auch nur auf 50000 anschlägt, noch ungleich weiter, nämlich bis auf 300000 Siriusweiten vor, d. h. 300000 mal weiter, als etwa die Entfernung des nächsten von uns über 200000 mal weiter als die Sonne entfernten Fixsternes betragen mag. Auch in die Vergangenheit dringt gewissermaßen das Teleskop: denn das Licht der Sterne von den so eben erwähnten Entfernungen musste, um in diesem Augenblicke zu uns zu gelangen, beynahe 200 Millionen Jahre unterwegs gewesen seyn, die Sterne selbst also müssen schon so lange existirt haben. (Freylich wird hiebey die Geschwindigkeit des Lichts als ganz gleichförmig bey allen Sternen vorausgesetzt, was wohl nicht völlig richtig seyn mag: indess kann, da doch unsere Beobachtungen an den Fixsternen keine merklich verschiedene Aberration anzeigen, der Unterschied ihrer Lichtsgeschwindigkeit auch nicht allzu beträchtlich seyn.) — 6) Verzeichniss von fünfhundert neuen Nebelflecken und Sternhaufen, vom 3. Dec. 1788 bis zum 26. Sept. 1802. entdeckt von *D. Herschel*, reducirt und nach gerader Aufsteigung und Abweichung berechnet von *Bode*. Eine Fortsetzung der in den Jahrbüchern 1791 und 1794. gelieferten früher-

ßeren Herschelschen Verzeichnisse. 7) Die Sonnenfinsternifs vom 17. Aug. 1803. und die Gegenscheine des Jupiter und Saturn in ebendemselben Jahre, beobachtet vom Canonicus und Astronom *Derfflinger* in Kremsmünster. 8) 15) 19) 28) und 35) Astronomische Nachrichten und Beobachtungen von der kais. Sternwarte in St. Petersburg, angestellt und mitgetheilt von dem Collegienrath *Schubert* und dem Adjunct *von Wisniewsky* (einem gebornen Polen). Die praktische Sternkunde scheint dort mit erneuerter Thätigkeit seit kurzem betrieben zu werden. Mehrere gute Instrumente sind neu aufgestellt, ein 18füfs. Dollond, ein 31füfs. Ramsdensches Mittagsfernrohr, das der Präsident *von Novosilzov* der Akademie geliehen, u. s. w. Bey der Strenge des Klima konnten indefs in den Jahren 1803 und 1804 nur die beiden Sonnenfinsternisse und einige Sternbedeckungen beobachtet werden. Die Sonnenfinsternifs im Aug. 1803. wurde auch in Orenburg vom Admiral *Sarytchef*, und die im Febr. 1804. zugleich in Polozk beobachtet, wo der Jesuitengeneral, Pat. *Gruber*, nach *Schubert's* Urtheile ein sehr aufgeklärter, gelehrter und liebenswürdiger Mann, den russischen dorthin gesandten Officieren zum Beobachten eine Wohnung in dem Jes. Collegium (Breite 55° 28′ 56″) und die dortige Sternwarte einräumte. *Schrader* hat der kais. Akademie den Plan zu einer neuen Vorrichtung für grofse Spiegelteleskope mitgetheilt, nach welcher die Röhre nur halb so grofs gegen darf, als die Focaldistanz, und das Auge nicht seitwärts, sondern gerade gegen das Object gerichtet. Seitdem der General-en-chef, *van Suchtelen*, an der Spitze des Generalstabs und Ingenieurcorps steht, werden jährlich Officiere dieses Corps zu topographischen Aufnahmen in die Provinzen des russischen Reichs verschickt; um aber die Karten auch astronomisch orientiren zu können, erhielten einige derselben, auf kaiserlichen Befehl, bey *Schubert* Unterricht in der praktischen Sternkunde. Bereits sind auch zwey beiden Lieutenants von der kaiserl. Suite, *von Reflev*, und *Schubert*, ein Sohn des Akademikers, von einer für die Geographie sehr fruchtbaren Reise zurückgekommen, auf der sie, mit Chronometern und Sextanten reichlich versehen, innerhalb vier Monaten bey 5000 Beobachtungen gemacht, und die Länge und Breite von Archangelsk, Onega, Wyrga, Powenez, Wosnesenie und Nicolsk bestimmt haben. Die Breite von Archangelsk fand sich 64° 32′ 40″, die Länge 38° 7′ 30″; man hatte vorher die Breite um 2′ zu grofs, die letztere um 1° 44′ zu klein angenommen. 9) Beobachtungen im J. 1803. zu Wien angestellt vom k. k. Astronom *Triesnecker*. Der von den Astronomen seit einiger Zeit angenommenen Vermehrung aller Rectascensionen der Maskelyneschen Sterne um 3″,8 setzt *T.* mehrere Zweifel entgegen; er selbst hat 88 Greenwicher Beobachtungen der Sterne Athair, Procyon und Pollux genau berechnet, und für den Maskelyneschen Catalog keine gröfsere Verbesserung als von +0″,17 im Bogen gefunden; auch *Piazzi* hält, seinen eigenen Beobachtungen zufolge, jene Vermehrung nicht für nothwendig. 10) Ueber die Stoffe im Weltraum, sammt einer Wahrnehmung am Saturn, von dem Erblandmarschall, Reichsgrafen *von Hahn* in Remplin. Schon die Erfahrung, dafs wir Erdenbewohner von verschiedenen für unsere Sinnenwerkzeuge allzufeinen Materien umflossen werden, läfst uns analogisch schliefsen, dafs überhaupt nirgends in der Schöpfung eine eigentliche Leere und unthätige Stille herrschen werde. Alles ist mit wirksamen, zur Belebung der Natur, zur Bildung neuer und zur Erhaltung schon vorhandener Weltkörper dienenden Stoffen angefüllt. Diese Stoffe nennt der Vf. ätherisch, und läfst die überall ausgestreuten Lichtstrahlen darauf einwirken; die Weltkörper reifsen durch ihre Bewegung um einen Centralstern und durch ihre Rotation solche Theile mit sich fort, werden dadurch für die feinere Art von Organisation auf ihrer Oberfläche empfänglicher, indem chemische und mechanische Kräfte zu ihrer Ausbildung glücklich zusammenwirken. Ein Theil dieses ätherischen Stoffs lagert sich, in der Nähe der Atmosphäre eines Sterns wegen stärkerer Anziehung mehr verdichtet, in weiterm Abstande etwas schwächer, um den Weltkörper her, und wird als glänzende Hülle, z. B. bey der Sonne als conisch zugespitztes Zodiacallicht, uns zuweilen sichtbar. — Den Ring des Saturn beobachtete der Vf. weit heller und von lebhafterem weifserem Lichte, als die mehr gelbliche Kugel. 11) Bemerkungen über eine Art Quecksilberhorizont zu Spiegelsextanten, vom königl. Astronomen, Canonicus *David* in Prag. Vorzüge jenes Horizonts vor einem Glashorizonte, dessen Fehler sich durch jenen am sichersten finden lassen. 12) Untersuchungen über den Durchmesser des Mercur und der Venus, vom Prof. *Wurm* in Blaubeuren. Ein Nachtrag von 73 Beobachtungen des Mercur bestätigt das vom Vf. schon vorher gefundene Resultat für den scheinbaren Durchmesser Mercurs, aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne gesehen, den er nun im Mittel aus ungefähr 200 Beobachtungen = 6″,01 setzt; hiernach ist Mercur im wahren Durchmesser 2,89 Mal, nach der Oberfläche 8,38 Mal, und im körperlichen Inhalte 24,27 Mal kleiner als die Erde; man nahm sonst diesen Planeten etwas zu grofs an. Für den scheinbaren Venusdurchmesser hat der Vf. diesmal nur die Beobachtungen untersucht, welche sich auf mikrometrische Messungen auf und ausserhalb der Sonne gründen. 13) Sichtbare Lichtveränderungen des Algol für die Jahre 1805 — 1807., von *Wurm* aus seinen Algolstafeln voraus berechnet. 14) Verfinsterungen der Jupitersmonde, Sternbedeckungen, die Sonnenfinsternifs im August und die Gegenscheine der obern Planeten, Mars, Ceres, Pallas, Jupiter, Saturn und Uranus, im J. 1803. auf der Prager Sternwarte beobachtet vom Canon. *David* und Adjunct *Büttner*. 16) Einige astronomisch-physische Beobachtungen vom Hofr. *Huth* zu Frankfurt an der Oder. Die Beobachtungen sind mit einem 7füfsigen Reflector angestellt, und beziehen sich auf den Mond, den Jupiter und Saturn, die Sonne, einige Doppelsterne und Nebelsterne. Jupiter schien am nördlichen Polar-

Digitized by Google

Polarsegmente mehr abgeplattet und dunkler als am südlichen, seine Aequatorialstreifen an beiden Enden von etwas gekrümmter Gestalt und gegen den Nordpol convex, seine Abplattung, mit einem Schröterschen Projectionsmikrometer gemessen, etwas über $\frac{1}{17}$, oder die beiden Axen wie 11 zu 12,3; eben diese Axen bey Saturn wie 49 zu 50, demnach die Abplattung $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{25}$, und auch Saturn am Nordpole etwas abgeplatteter als am Südpole. An den Doppelsternen hat der Vf. Veränderungen in ihrem gegenseitigen Abstande wahrgenommen. Bey schwach leuchtenden Gegenständen, wie Nebelflecken, leisten die Reflectoren bessere Dienste und stellen sie deutlicher dar, bey stärker leuchtenden die Dollonde oder Refractoren; letztere, in eben so hohem Grade verbessert wie die erstern, dürften wohl diese an Wirkung übertreffen. Die Flecken und Lichtadern in der Sonne schrieb der Vf. sonst auch blofs atmosphärischen Erscheinungen zu; aber fortgesetzte Beobachtungen an der Sonne, und die auffallende Aehnlichkeit mit Gegenständen im Monde, machen es ihm jetzt wahrscheinlich, dafs es gröfstentheils Projectionen gebirgichter Landschaften in der Sonne sind; die schwarzen Flecken und grauen Nebel können Einsenkungen seyn. Dafs so viel Veränderliches in jenen, meist um die Aequatorialzone der Sonne verbreiteten, Flecken Statt habe, lasse sich daraus erklären, weil die Dichtigkeit der Sonne viermal geringer ist, als die der Erde, aber ihre Gravitation 28 Mal stärker, und mithin die Abflachung der Berge 4 Mal 28, oder 112 Mal stärker und schneller als auf der Erde seyn mufs, so dafs schnell sich erhebende Sonnenberge auch schnell wieder erniedrigt werden könnten. Das Leuchten der Sonne scheine nur ihrer Oberfläche eigen zu seyn, und könne von chemischen Einwirkungen eines sie umgebenden Fluidums auf die feste Sonnenmaterie abgeleitet werden, so wie etwa bey uns Schnee, Phosphor u. s. w. leuchten. 17) Beyträge zur Vervollkommnung und Berichtigung der Sternverzeichnisse, und Beobachtung der Sonnenfinsternisse von 1803. und 1804., auch einiger Sternbedeckungen, vom Pastor *Fritsch* in Quedlinburg. Die Länge von Seeberg soll nach *Burg* nur 33′ 19″ 7 östlich in Zeit von Paris seyn; sie wird bekanntlich sonst zu 33′ 35″ angenommen, und überhaupt kommt es hiebey nicht sowohl auf einzelne Bestimmungen, als auf das Resultat aus mehrern guten Beobachtungen an. 18) Beobachtung der beiden Sonnenfinsternisse vom 17. Aug. 1803. und 11. Febr. 1804. (nebst daraus berechneter wahrer Conjunction) auf der Sternwarte des akad. Gymnasiums zu Mitau angestellt vom Hofr. *Brüel*. 20) Beobachtungen der Pallas im August, September und October 1803. und im May, Junius, Julius 1804., auch einer Bedeckung der Plejaden am 31. Oct. 1803., von D. *Olbers* in Bremen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VOLKSSCHRIFTEN. *Schwerin* u. *Wismar*, in d. Bödner. Buchh.: *Mecklenburg*, ein Lesebuch, den Mecklenburg-Schwerinschen Landesschulen vorzüglich gewidmet. 1803. 88 S. 8. — Vorliegendes Büchelchen ist lediglich seinem Zweck und seiner Bestimmung nach zu beurtheilen, jener und diese ist Erweckung der Vaterlandsliebe, Erregung religiöser Gefühle über die Vorzüge des Vaterlandes und Verbreitung populärer Kenntnisse über den natürlichen und bürgerlichen Zustand desselben. Der Vf. ist diesem Plane ganz treu geblieben und hat eine nachahmungswerthe Arbeit geliefert. Die Rubriken, worin dasselbe zerfällt, sind: 1) Vaterland. 2) Mecklenburg-Schwerin (eine kurze statistische Notiz über dieses Land). 3) Mecklenburg-Schwerinsche Landes-Verfassung. 4) Justiz-Pflege. 5) Besondere Landesgesetze, wobey die, den Landmann zunächst interessirenden, z. B. wegen der Sonntags-Feyer, des feuergefährlichen Tabakrauchen, wegen der Dienstboten, der Rettung verunglückter Personen u. dgl. vorzüglich ausgehoben sind. 6) Hohe herzogliche Collegia. 7) Höchst löbliche und heilsame Anstalten im Lande. 8) Religion. 9) Kirchen und Schulen im Lande. 10) Herzogliche und ritterschaftliche Güter und Unterthanen. 11) Kauf- und Handelsleute, Künstler, Professionisten und Handwerker im Lande. 12) Jahrmärkte. 13) Die Münze. 14) Der Aberglaube. 15) Besondere Begräbnifs-Gebräuche in unserm Vaterlande. 16) Bevölkerungsliste im Lande (die Bevölkerung wird hier S. 30. richtig auf 300,000 Seelen angegeben); und 17) Regeln, wichtig und bemerkenswerth für alle diejenigen in Mecklenburg, welche glücklich, froh und zufrieden ihre Tage verleben wollen.

Für den Statistiker enthält dieses Buch keine Aufschlüsse, die 11te Rubrik etwa abgerechnet; es ist auffallend, dafs blofs in *den Städten* des Mecklenburg-*Schwerin* und *Güstrowschen* Antheils 373 Bäcker, 684 Schneider, 1705 Schuster, 374 Tischler, 456 Weber sind.

Ungern fand Rec. einige Mängel. So ist z. B. S. 12. unrichtig bemerkt, dafs in den Städten die Magistrate die Gerichtsbarkeit haben, da diefs doch nur in sehr wenigen und eigentlich nur in Rostock der Fall ist, in den übrigen Städten aber eigene herzogliche Stadtgerichte sind. Unter den hohen Landes-Collegien S. 30. vermifst man das Hof- und Landgericht, welches doch S. 16. als der höchste Landes-Gerichtshof aufgeführt ist, und das herzogliche Consistorium zu Rostock, welches für die Domänen besonders wichtig ist, so wie S. 41 ff. unter den nützlichen Anstalten die jetzt reformirte Armen-Pflege und das Hebammen-Wesen, ob es gleich sehr rathsam gewesen wäre, dem gemeinen Mann die Nützlichkeit des letztern hier zu zeigen; der Willkommen im Zuchthause wird *nie*, wie hier S. 42. angeführt ist, auf die Haut gegeben und das Armen-Recht nie (so wie hier S. 43. gesagt wird) unmittelbar beym Landesherrn, sondern stets bey demjenigen Gericht, wo der Rechtsstreit anhängig ist, nachgesucht und ertheilt. Bey den Schulen auf dem Lande vermifst man gewifs ungern die fleifsige Aufsicht und thätige Inspection des Predigers, über welchen Gegenstand kürzlich im Herzogthum *Sachsen Hildburghausen* ein so musterhaftes Gesetz erlassen wurde, dessen Zusatz: „*dafs die Prediger hier zu viele Musse haben*," auch auf Mecklenburg anwendbar ist

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. März 1805.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1807. — — von *J. E. Bode* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 68. abgebrochenen Recension.*)

21) Ueber den wahren und scheinbaren Lauf der Ceres und Pallas und ihre Verbindung mit einander, von *Bode* (aus einer bey der k. Akad. vorgelesenen Abhandlung gezogen). Aeusserst auffallend und bemerkenswerth ist die ganz eigene Verkettung der Bahnen dieser beiden verschwisterten Planeten, die, auch nach den neuesten Berechnungen, beynahe ganz dieselbe mittlere Bewegung und Umlaufszeit haben, und weder von der Sonne noch Erde aus betrachtet je in Opposition mit einander erscheinen können. Um jene Verknüpfung anschaulicher zu machen, entwarf der Vf. nach einem beträchtlich grofsen Maasstabe in verschiedenen Zeichnungen, die das Jahrbuch verjüngt enthält, den wahren und scheinbaren Lauf beider Planeten für einen ganzen Umlauf derselben um die Sonne vom 1. Jan. 1803. bis zum 10. Aug. 1807. Hieraus ergab sich, dass, *von der Sonne aus* betrachtet, beide mit einander verschlungene Bahnen sich selbst zweymal, und die Erdbahn zweymal durchschneiden, aber so, dass gerade da, wo die Ceres im Zeichen des Schützen, und der Zwillinge durch ihren niedersteigenden und aufsteigenden Knoten geht, die Pallas ihre gröfste nördliche und südliche Breite erreicht, und dass hingegen, wo jenes bey der Pallas in den Fischen und in der Jungfrau Statt hat, Ceres nördlich und südlich ihre gröfste Breite hat; diess ist Folge des aufserordentlich merkwürdigen Umstandes, dass die Knotenlinien beider Planetenbahnen sich gerade rechtwinklicht durchschneiden. Am nächsten kommt Pallas der Ceresbahn im 5° des Widders und der Waage, bald nach dem Durchgang durch ihre beiden Knoten; allein im Widder ist Ceres jedesmal um einen beträchtlichen Bogen weiter ostwärts voraus; näher erreichen beide Planeten einander in der Waage. Beständig aber wird während des ganzen Umlaufs beider um die Sonne Ceres von der Pallas verfolgt, und beide sind und bleiben Nachbarn. — Die relative *Bahn der Ceres um und gegen die Pallas* erscheint, von der Sonne gesehen, als eine in sich selbst wiederkehrende krumme Linie, die birnförmig gegen Norden sich zuspitzt; die Ceres, als ruhend angenommen, liegt jedoch weit aufserhalb der Mitte dieses unregelmässig gekrümmten Kreises nach Osten hin, und zugleich weit aufserhalb der Ebene desselben. — Wie *von der Erde aus* beide Bahnen erscheinen müssen, lässt sich bereits aus ihrer schon angegebenen heliocentrischen Lage gegen einander schliefsen. Bey ihrem niedersteigenden Knoten herum liegt die Pallasbahn innerhalb, beym aufsteigenden aufserhalb der Ceresbahn. — *Von der Ceres aus* betrachtet scheint Pallas, weil ihre Bahn sehr weit aufserhalb der Ebene der Ceresbahn sich befindet, keinen gröfsten Kreis, sondern ein schmales Oval zu beschreiben, dessen grofse Axe mit der Ceresbahn, oder der dortigen Sonnenbahn einen Winkel von 70° macht; innerhalb dieser schmalen länglicht gedehnten Strecke durchlauft Pallas, auf der Ceres gesehen, nur einen beschränkten Theil des Firmaments vom nördlichen Drachen durch den Schwan, Leyer, Adler, Delphin, Steinbock, bis zum Kranich und Toucan, oder von dem 86° nördlicher bis zum 65° südlicher Breite. 22) Astronomische Nachrichten von *Piazzi* aus Palermo, und über dessen neues für die Astronomie klassisches Werk: *Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae ineunte Seculo* XIX., *ex observationibus habitis in specula Panormitana ab anno* 1792. *ad annum* 1802. *Panormi* 1803. Diess vortreffliche, mit Hülfe der besten Instrumente zu Stande gebrachte Verzeichniss, in welchem besonders die auf's genaueste bestimmten Declinationen dem Astronomen schätzbar sind, enthält 6748 nach gerader Aufsteigung und Abweichung für den 1. Jan. 1800. bestimmten Sterne; es sind 4118 darunter, die bey *Wollaston*, und 969, die bey *de la Lande* vorkommen. Der Catalog ist sehr splendid auf 812 Folioseiten gedruckt. Die Präcession der Nachtgleichen ist dabey zu 50″, 110, und die Breite der Sternwarte zu 38° 6′ 54″, 5 angenommen. 23) Astronom. Beobachtungen und Nachrichten von *de la Lande* in Paris. *De la L.* bearbeitet neue Mercur- und Venustafeln, welche auch die Störungsgleichungen enthalten werden. *Henry* soll die Grade der Länge von Paris bis Brest messen. *De Lambre* hat mit einem *Cercle repetiteur* die beiden Aequinoctien im Sept. 1803. und im März 1804. beobachtet, und für die Epoche 1804. die mittlere Länge der Sonne im Pariser Meridian 9ᶻ 9° 55′ 48″, gefunden. 24) Beobachtung der drey Sonnenfinsternisse in den J. 1802., 1803 und 1804., von dem Kön. Astronomen *Cassella* in Neapel, auf der Sternwarte des Generalcapitäns *Acton* angestellt. 25) Nachrichten und Beobachtungen von der Pallas (aus dem *Moniteur*.) *Messier* fand die Pallas schon am 2 Jun. 1804 wieder, als Stern 9. 10 Grösse, und nur 19° hoch, bey schon anbrechender Morgendämmerung. (*De la L.* fürchtet, dass *Messier* künf-

künftig wenig mehr am Himmel beobachten dürfte, da ihn der graue Staar bedrohe.) In Berlin war Pallas im Jul. noch nicht zu sehen, aber in Bremen wurde sie schon am 8. May beobachtet. 26) Entdeckung und Beobachtung des Kometen von 1804., von Dr. *Olbers* in Bremen. Dieſs ist der zweyte Komet, den der wachsame Castellan der Marseiller Sternwarte, *Pons*, zuerst entdeckt hat; *de la Lande* hat ihm nun zum zweytenmal den von ihm ausgesetzten Preis von 100 Livr auszahlen lassen. *Olbers* fand den Kometen fünf Tage später, am 12. März; ein deutlicher Kern war nicht zu unterscheiden, so wenig als etwas einem Schweife ähnliches; der Durchmesser des um den Kometen sichtbaren Nebels mochte, nach *Olb.* Berechnung, bey sechs Erdhalbmesser betragen. Die Elemente dieses Kometen sind vom Dr. *Gauss* und Hauptmann *v. Wahl* aus *Olbers* Beobachtungen berechnet worden, und in den Resultaten, welche beide Calculatoren fanden, wenig unterschieden. *Olbers* sah ihn noch bis zum 8. April. 27) D. *Herschels* Bemerkungen über das Bodesche grosse Sternverzeichniss. *Bode* fährt fort, die ihm von verschiedenen Orten her zukommenden Berichtigungen zu seiner nützlichen Arbeit öffentlich mitzutheilen, Berichtigungen, die übrigens meistens nur die Fehler älterer Beobachter, Druck- und Schreibfehler u. dgl. betreffen. 29) Beobachtungen der Ceres, und Bemerkungen über einige neue Sternverzeichnisse, von D. *Koch*, Astronom in Danzig. Unter den vielen neuen Sternen des grosen *La Lande*'schen Catalogs seyen die meisten ungleich kleiner, als sie dort angesetzt sind; daher hat *La Lande* auch so viele vorher nicht beobachtete Sterne der fünften und sechsten Gröſse, wovon aber kaum der zehnte Theil diese Gröſse erreichen mag. Unter den fehlenden Sternen der Bodeschen neuen Uranographie bemerkt D. *Koch* auch Nr. 239. der Jungfrau (23 bey *Flamsteed*); sowohl *Flamsteed* als *v. Zach* haben den Stern. 30) Erklärung vom D. *Herschel* über eine von *Ideler* der Uebersetzung eines Herschelschen Aufsatzes im astronom. Jahrb. 1806. beygefügte Anmerkung; sie betrifft die Frage, in wie fern der Preis des Weizens in England mit den Sonnenflecken in einigem Verhältnisse stehen könne, und hat hier eine kurze Gegenerklärung von *Ideler* veranlasst. 31 und 32) Entdeckung eines neuen Wandelsterns vom Inspector *Harding* in Lilienthal am 1. Sept. 1804., nebst Beobachtungen desselben vom D. *Olbers* in Bremen. Der Entdecker hat diesem neuen Planeten, den er zuerst als Stern achter Gröſse in den Fischen wahrnahm, und der wahrscheinlich auch zur Sippschaft der Ceres und Pallas gehört, indeſs den Namen *Juno* beygelegt, und ihm das astronomische Zeichen ⚳ (Juno's mit einem Sterne gekrönter Scepter) gegeben. D. *Olbers* hatte längst vorausgesagt, dass man noch mehrere Planetchen dieser Art, Asteroiden, wie sie *Herschel* nennt, und zwar in der Gegend des Wallfisches finden werde; und, was eben so merkwürdig ist, D. *Gauss* hat bereits ein Paar Wochen nach der Entdeckung die neue Planetenbahn berechnet; er fand im Ganzen zwar die mittlere Bewegung und Abstand der Juno mit den gleichen Stücken bey Ceres und Pallas nahe übereinstimmend, jedoch die Bewegung der Juno etwas schneller. Was wohl die Ursache seyn mag, warum in der Schichte zwischen Mars und Jupiter der Planetenstoff sich nicht zu einem Körper von der Gröſse der übrigen Hauptplaneten, sondern nur zu mehrern kleinen planetarischen Körpern zusammenballte, dürfte schwer zu errathen seyn. 33) Vermischte astronomische Nachrichten und Bemerkungen. Wiederholte, die Veränderung der Schiefe der Ecliptik betreffende Preisaufgabe der k. Akad. der Wissensch. zu Berlin. *Cagnoli*, Präsident der ital. Societät der Wissenschaften, hat ein neues Verzeichniss von 472 nördlichen Sternen geliefert, das auch im X. Bande der Schriften der Societät erscheinen wird. (Dieser Catalog wird bey der Anzeige im Jahrb. das *erste* aus Italien kommende Sternverzeichniss genannt; allein man hatte schon längst ein Zodiakalsternverzeichniss von *Zanotti*.) Astronomische Beobachtungen aus Amsterdam von den Prof. *Kayser* und *Moll*. Beobachtungen der Ceres und Pallas in Quedlinburg, der Sonnenfinsterniss vom 11. Febr. 1804. in Wien. Anzeige verschiedener neuer astronomischer Schriften, auch der portugiesischen Ephemeriden für das J. 1804., die zu Coimbra 1803. erschienen sind. Eine alte astron. Schrift, *die Bode* durch Hn. *v. Murr* erhielt: *Ephemerides, sive Almanach perpetuum* in 4., *Venetiis* 1498. *cum praefatione J. L. Sandritteri*, giebt die *geocentrischen Oerter* der Planeten (auch der Sonne und des Monds) für die Zeitabschnitte an, nach welchen sie periodisch wiederkehren und in der nämlichen Ordnung fortlaufen, nämlich Mercur nach 125, Venus nach 8, Mars nach 79, Jupiter nach 83, Saturn nach 59, die Sonne nach 4, der Mond nach 31 Jahren. Dergleichen Tafeln liefsen sich auch für neuere Zeiten berechnen. Jene Schrift ist übrigens von *Regiomontanus*.

Osnabrück, b. Blothe: *Eine neue leichte Divisions- und Multiplicationsmethode, um Briggische Logarithmen in 13 Decimalstellen oder ihre zugehörige Absolutzahlen eins durchs andere zu finden*, nebst 10 Folioseiten mit Tafeln. Erfunden von *P. Mauritz Eilmann*, Strict. Obs. Ohne Jahrzahl. (12 gr.)

Ebendas.: Logarithmische Tafeln — zweytes Heft, enthält eine neue schärfere und einfachere Hülfslogarithmik, statt der sonst bey Logarithmen oft nöthigen Proportionalmethode, die auch zur Auflösung mehrerer trigonometrischer Aufgaben dient. Nebst 18 Quartblätter Tabellatur mit 18000 Hülfslogarithmen und den Vulgarlogarithmen von 1000 bis 10000, vorzüglich zum Dienste der Astronomie berechnet von *P. Mauritz Eilmann*, Strict. Obs. 1804. (12 gr.)

Dieses Werk gehört zu der schätzbaren Gattung derer, welche wenig Volumen, aber grosses specifisches Gewicht haben: von denen ein halb Dutzend Bogen mehr Arbeit machen, als eben so viele Bände,

wie

wie sie unsere Polygraphen und Compilatoren zu jeder Messe liefern, und deren Vf. doch für Jahre lange Anstrengung meistens ihren Lohn in ihrem eigenen Selbstgefühl und in dem Dank einiger Wenigen finden, die sie zu schätzen wissen. Rec. macht sich ein Vergnügen daraus, Berufs halber diesen Dank abzustatten, und will in der Kürze das Wesentliche der Methode des Werks darzustellen versuchen.

Um von einer Zahl N, welche über die gewöhnlichen Tafeln hinausgeht, z. B. von der Zahl 166987745 den Logarithmen zu finden, giebt der Vf. statt der gewöhnlichen Methode mit Proportionaltheilen (die auch hier bey einer neunstelligen Zahl nicht Sicherheit genug gewährt) folgendes Verfahren an. Man theile die Zahl in zwey Theile, deren erster die fünf höchsten Ziffern, der zweyte die übrigen enthält; in obiger Zahl würden also diese beiden Theile folgende seyn: 16698 und 7745, oder eigentlich 166980000 und 7745. Den ersten Theil nenne man m, den zweyten n. Man hat also $N = m + n$ gemacht. Diesen Ausdruck in Form einer Summe verwandele man in einen andern, der die Form eines Products hat, um ihn zur Logarithmenrechnung zu qualificiren. Dies geschieht folgendermasen:

Es ist $N = m + n = m\left(1 + \frac{n}{m}\right)$.

In obigem Beyspiele wäre also

$N = 166987745 = 166980000\left(1 + \frac{7745}{166980000}\right)$,

also $log.\, N = log.\, m + log.\left(1 + \frac{n}{m}\right)$.

Der $log.\, m$ läst sich aus den gewöhnlichen Tafeln nehmen; der Logarithme des zweyten Factors $1 + \frac{n}{m}$ wäre aber noch zu suchen. Hier hat sich nun der Vf. der mühsamen und verdienstlichen Arbeit unterzogen, diese *Hülfslogarithmen* zu berechnen.

Für obiges Beyspiel findet man nach dieser Methode folgendes:

$log.\, 166980000 = log.\, m = 8{,}222664457$
$log.\, 7745 = log.\, n = 3{,}88902....$

also $log.\frac{7745}{166980000} = log.\frac{n}{m} = -5{,}66636....$

Die hiezu gehörige Zahl oder der Werth von $\frac{n}{m}$ in Decimalbrüchen ist $= 0{,}000046383$. Wenn man diese Ziffern 46383 in gegenwärtigen Tafeln aufsucht, so findet man daneben in der gehörigen Spalte den Hülfslogarithmen des zweyten Factors,

$log.\left(1 + \frac{n}{m}\right) = 20142.$

Hiezu addirt $log.\, m = 8{,}222664457$

giebt $log.\, 166987745 = 8{,}222684599.$

In diesem Beyspiel wurde der Logarithme in neun Decimalstellen gesucht. Auf ähnliche Art verfährt man, wenn man ihn nur bis *sieben* Decimalstellen verlangt, mit einer geringen Veränderung der Hülfslogarithmen, wozu der Vf. die nöthige Anleitung giebt. Um Logarithmen bis auf *dreyzehn* Decimalstellen zu finden, theilt der Vf. im *ersten* Heft die Zahl in drey Factoren, nämlich

$$N = m + n = m + n - u + u$$
$$= m \cdot \left(1 + \frac{n-u}{m} + \frac{u}{m}\right);$$

und wenn man den Quotienten $\frac{n-u}{m} = Q$ setzt:

so ist $N = m \cdot \left(1 + Q + \frac{u}{m}\right)$

$$= m \cdot \left(1 + Q + \frac{u\,(1+Q)}{m\,(1+Q)}\right)$$

$$= m \cdot (1+Q) \cdot \left(1 + \frac{u}{m\,(1+Q)}\right)$$

Bey dieser Theilung in Factoren wird von dem n so viel (nämlich u) abgezogen, dass der Rest $n - u$ genau durch m theilbar sey, so dass Q ein Decimalbruch wird, der sich genau ausdrücken läst.

Das Bisherige wird genug seyn, um diejenigen, welche grosse logarithmische Rechnungen zu machen haben, auf die vorliegenden Tafeln aufmerksam zu machen. Die Einrichtung der Tafeln selbst in Stellung der Ziffern u. s. w. lasst sich ohne zu grosse Weitläuftigkeit nicht gut wörtlich beschreiben. Jeder, der mit Tafeln dieser Art überhaupt etwas bekannt ist, wird sich bald darein finden können. Die Oekonomie des Raums, die darin beobachtet ist, zeigt, dass der Vf. sich auf Kürze versteht. In der Einleitung zum *zweyten* Heft findet sich auch Anleitung zur Anwendung dieser Methode auf trigonometrische Rechnungen. — In der Erklärung der Einrichtung und des Gebrauchs dieser Tafeln könnte der Vortrag etwas deutlicher und lichtvoller seyn. Rec. hätte gewünscht, dass beide Hefte in einerley Format gebracht wären, welches sich mit etwas kleineren Typen im *ersten* Hefte wohl hätte thun lassen. So ist das *erste* in klein Folio, und das *andere* in gros Quart, welches etwas unangenehm ist.

1) Aachen, gedr. b. Beaufort: *Instruction sur les nouvelles mesures*, publiée par Ordre du Ministre de l'Interieur, en exécution de l'Arrêté des Consuls du 13. Brumaire an 9. Jahr 9. 38 S. 8.

2) Cölln, b. Keil: *Vollständige Vergleichungs-Tabellen der ehemals im Ruhr-Departemente und noch in den angränzenden Ländern gebräuchlichen Münzen, Maßen und Gewichte mit der neuen Metrischen*, und so umgekehrt, nebst Berechnung der Preise des neuen Mals (Malses) und Gewichts, nach den bekann-

Digitized by Google

bekannten Preifen des zum Grunde gelegten cölnifchen Pfundes, Elle- und Frucht-Malses, ausgeführt (entworfen) nach den Vorfchriften des Regierungscommiffärs B. Jollivet, vom 19. Pluviole 10. J., und des Präfecten gedachten Departementes vom 19. Fructidor deff. J. Von *J. J. Meyer*, Friedensrichter des Cantons Dormagen, Bezirks Cölln. *Erfter* Theil. 216 S. *Zweyter* Theil. 334 S. 8. XII. J. (1804.)

3) Cleve, gedr. b. Möller: *Vergleichung der in den Bezirken Cleve und Crevcld gebräuchlichen alten Rechnungsmünzen, Maße und Gewichte mit der neuen Decimal-Rechnung und derfelben Preife* (dem Verhältniffe derfelben) *gegen einander*, in 21 Tabellen. 36 S. 8.

Die Geldarten, Mafse und Gewichte find vielleicht in keinem Lande fo verfchieden, als fie es in den vor feiner Vereinigung mit dem franzöfifchen Gebiete in fehr viele Herrfchaften zerftückten Gegenden der Roer waren. Die allgemeine Verwaltung diefes Departements liefs im J. 1798., zufolge der ihr vom Directorium zugegangenen Weifung, diefe Mafse fammeln und mit den neuen metrifchen vergleichen. Die zu diefem Zwecke errichtete Commiffion erfüllte ihren Auftrag fo gut, dafs François de Neufchateau, damals Minifter der innern Angelegenheiten, ihrer Arbeit feinen ganzen Beyfall gab, und davon die Verwaltung durch feinen Collegen, den Juftizminifter, welcher die Oberaufficht über die vier neuen Departemente hatte, benachrichtigen liefs. Da nun die Regierung befahl, das neue metrifche Syftem in dem Roerdepartemente, fo wie in den drey übrigen Rheindepartementen, im 10ten Jahre einzuführen, fo ward es räthlich, das Refultat der Unterfuchungen jener Commiffion allgemein bekannt zu machen. Um die Verfertigung der neuen Mafse zu erleichtern, fchickte der Minifter Mufter von jeder Art derfelben in das Departement. Auf Befehl des Präfecten mufste jede Mairie fich dergleichen Modelle anfchaffen, welche im Gemeinhaufe zu jedermanns Anficht ausgeftellt wurden. Er veranftaltete zugleich eine einfache, gemeinfafsliche Erörterung des neuen Syftems.

Nr. 1. enthält diefe Erörterung. Sie entwickelt mit vieler Beftimmtheit und Präcifion die Begriffe der Längen-, Flächen-, Körper-, Hohl- und Schwer-Mafse, und zeigt das Verhältnifs diefer fünf Arten unter einander, und ihre Abftammung aus einem gemeinfchaftlichen Urfprunge, dem Meter, einer Linie von 3 Fufs $11{,}^{296}_{1000}$ L. Die Münzen, welche mit diefem Gegenftande in genauer Verbindung ftehn, werden in Hinficht auf ihr Gewicht und auf ihren Werth betrachtet. Der Vf. macht ferner die Anwendung der Decimalrechnung auf das neue Mafs, und eine Vergleichung deffelben mit dem alten, welches im Roer-Departement noch gewöhnlich ift. Die Theorie ift deutlich auseinander gefetzt und durch treffende Beyfpiele überall erläutert. Diefe Schrift ift eigentlich Auszug aus den Elementar-Anweifungen, welche die Commiffion der Mafse und Gewichte in Paris im 2. Jahr der Republik, und die auf fie folgende Agence im 4. Jahr bekannt machten. Der Minifter vom Innern, in deffen Gebiet die letztere gehörte, gab diefen Schriften noch mehr Publicität. Die Parallele des alten Mafses im Roerdepartement mit dem fogenannten republikanifchen ift das Refultat der Unterfuchungen, welche die Aachner Commiffion über diefen Gegenftand angeftellt hat. So gemeinnützig aber diefe Schrift auch ift, fo kann fie doch nur zum Gebrauche derer dienen, welche der franzöfifchen Sprache mächtig find; und da die Anzahl derfelben im Roer-Departement fehr eingefchränkt ift, fo ward noch ein über diefen äufserft wichtigen Stoff in der Mutterfprache gefchriebenes Werk Bedürfnifs für deffen Bewohner.

Nr. 2. fucht demfelben abzuhelfen. Der weitläufige Titel zeigt ausführlich an, was die zwey Bände leiften follen. Der *erfte* handelt von den Münzen, den Schwer- und Längen-Mafsen; der *zweyte* von Hohlmafsen für flüffige und trockne Körper, von Flächen- und Körper-Mafsen. Der Zweck ift praktifchen Inhalts. Jede Tabelle zeigt das wechfelfeitige Verhältnifs der alten und neuen Metrologie und den Preis der Waaren nach dem neuen Mafse, berechnet nach dem Werthe, welchen fie im alten *hatten*. *Jollivets* Befchlufs über den Werth der Geldarten, welche in den neuen Departementen Umlauf haben, geht der erften Tabelle voran, den übrigen Tafeln ein Auszug aus den Vergleichungslifien der alten und neuen Münzen, Mafse und Gewichte, welche Hr. *Jacobi*, als Interims-Präfect, drucken liefs. Diefe Lüten kommen auch im vorher angezeigten Werke vor, nur find fie in diefem ausführlicher und genauer. Die Tafeln find in zweckmäfsiger Ordnung zufammengeftellt, und gewähren gleich beym erften Anblicke die Ueberficht der Gröfsen und Summen, welche im metrifchen Syfteme den Benennungen der alten Metrologie entfprechen. Jeder Tabelle ift eine Erläuterung über ihre Einrichtung und ihren Gebrauch angehängt. Die Schreibart des Werks ift äufserft uncorrect und voll von Provincialismen; ihr Druck häfslich und wimmelt von Fehlern; deffen ungeachtet zweifeln wir nicht, der Vf. werde durch Bekanntmachung deffelben feinen Landsleuten einen wichtigen Dienft geleiftet haben.

Der Vf. von Nr. 3. will ebenfalls zur leichtern Einführung des neuen Mafses und Gewichts fein Scherflein beytragen. Seine Tabellen find richtig, obgleich nicht fo genau und pünktlich, wie die vorhergehenden. Der Vf. hat nämlich mit Fleifse alle Brüche vermieden, und Rec. billigt diefe Auslaffung, weil hieraus kein Nachtheil in den Berechnungen des gemeinen Lebens entfteht, und die Decimal-Rechnung, welcher eine ins Kleinliche gehende Pünktlichkeit ein zurückfchreckendes Anfehn giebt, dadurch erleichtert wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Montags, den 18. März 1805.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, b. Davis: *Flora britannica* auctore *Jacobo Eduardo Smith.* M. D. Societ. Linneanae Praeside etc. Vol. I. 436 S. Vol. II. S. 437—914. 1800. Vol. III. S. 915—1407. 1804. 8.

Ungeachtet die beiden erſten Theile dieſer, in mancher Hinſicht merkwürdigen, *Flora* der vereinigten Reiche Groſsbritanniens, durch die bald nach ihrer Erſcheinung beſorgte deutſche Ausgabe, den mehreſten Botanikern Deutſchlands bekannt ſeyn werden: ſo kann Rec. ſie hier doch nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, theils weil ſie in dieſen Blättern noch nicht angezeigt ſind, theils weil der *dritte* Theil mit den beiden erſteren in genauer Verbindung ſteht. Rec. wird daher eine kurze Ueberſicht des ganzen Werkes, ſo weit es heraus iſt, geben, und dann über einige Pflanzenarten Bemerkungen mittheilen.

Hr. *Sm.*, in dem Beſitze des Linneiſchen Herbariums und mit ausgebreiteten botaniſchen Kenntniſſen verſehen, war vorzüglich im Stande, uns ein vollſtändiges Werk über die brittiſchen Pflanzen zu liefern, und das zu verbeſſern und nachzuholen, was die neueren Floriſten Englands und Schottlands, *Hudſon* und *Lightfoot*, aus Mangel an den erforderlichen Hülfsquellen, nicht leiſten konnten oder überſehen hatten. Er gab daher, der Vorrede zufolge, nichts für wahr aus, was er nicht ſelbſt vorher unterſucht hatte. Die Gattungscharaktere und die Diagnoſen der Arten verglich er genau mit den Pflanzen ſelbſt, und verbeſſerte ſie da, wo es nothwendig war. Die angeführten Synonyme prüfte er ſorgfältig, und wo ſie ihm zweifelhaft ſchienen, verglich er die eigenen Sammlungen der Schriftſteller. Die Beſchreibungen der Arten entlehnte er von wildwachſenden Pflanzen. Kurz, er prüfte alles ſo genau, als wenn vor ihm Niemand eine ähnliche Arbeit unternommen hätte. Bey der Claſſification der Pflanzen folgte er dem Linneiſchen Syſteme, nur brachte er die letzte Ordnung der neunzehnten Klaſſe, *Monogamia*, zur fünften, und alle Pflanzen der drey und zwanzigſten Klaſſe, welche, bey einem vollkommen gleichen Baue der Blüthentheile, nur durch eine Verſtümmelung der Geſchlechtstheile einzelner Blumen, getrennte Geſchlechter haben, vertheilte er in die vorhergehenden Klaſſen, in welche ſie nach der Anzahl und Beſchaffenheit ihrer Geſchlechtstheile gehören. Nach dieſem richtig angenommenen Grundſatze konnte in der drey und zwanzigſten Klaſſe nur die einzige Gattung *Atriplex* bleiben, weil bey dieſer die weiblichen Blüthen durch den verſchiedenen Bau ihrer Theile von den Zwitterblüthen beweiſen, daſs ſie nicht durch eine Verſtümmelung der männlichen Geſchlechtstheile ſich nur allein unterſcheiden. Da die vier und zwanzigſte Klaſſe nach *Linné's* Tode durch den vereinigten Fleiſs mehrerer Pflanzenforſcher eine ganz andere Geſtalt erhalten hat: ſo muſste er bey der Eintheilung der Gattungen auch den Neueren folgen.

Der *erſte* Theil enthält die neun erſten Klaſſen des Linneiſchen Syſtems, der *zweyte* fängt mit der zehnten Klaſſe an und ſchlieſst ſich mit der neunzehnten. Der *dritte* Theil enthält die zwanzigſte, einzwey- und drey und zwanzigſte Klaſſe, und von der vier und zwanzigſten Klaſſe die Ordnungen *Filices* und *Muſci*. Am Schluſſe dieſes Theiles ſind Zuſätze und Verbeſſerungen, vorzüglich zu den beiden erſten Theilen, angehängt. Sowohl bey dem zweyten, als bey dem dritten Theile findet ſich ein alphabetiſches Verzeichniſs der in dieſen drey Theilen vorkommenden Gattungen.

In die erſte Klaſſe ſind die Gattungen *Chara* aus der ein und zwanzigſten, und *Zoſtera* aus der zwanzigſten Klaſſe gebracht worden. Wenn die Gattung *Chara* zu den phänerogamiſchen Pflanzen gerechnet werden ſoll; ſo müſste ſie nach Rec. Meinung eher in der ein und zwanzigſten Klaſſe bleiben, da kein zureichender Grund vorhanden iſt, ſie in die erſte zu bringen. Rec. glaubt indeſſen mit *Hedwig*, daſs ſie füglicher in die Reihe der cryptogamiſchen Pflanzen gehöre, weil das Daſeyn der weiblichen Narbe und die Art, wie durch ſie das Befruchtungsgeſchäft vollendet wird, bei dieſer Gattung noch nicht zur Evidenz erwieſen iſt, und Hr. *Sm.* ſelbſt bey der *Chara vulgaris* S. 5. ſagt: *Stigma et impregnationis ratio ignota ſunt.* S. 9. werden unter *Callitriche aquatica C. verna* und *autumnalis* mit einander in eine Art verbunden. Aus der Beſchreibung aber erhellet, daſs Hr. *Sm.* die *C. intermedia* der deutſchen Floriſten für die *C. verna* angeſehen habe, indem er ſagt: *folia ſpatulata integerrima; inferiora linearia emarginata.* Wahrſcheinlich findet ſich alſo in dem Linneiſchen Herbarium unter dem Namen *C. verna* die *C. intermedia*. S. 46. macht Hr. *Sm.* dem älteren *Linné* einen unverdienten Vorwurf, weil er den *Schoenus fuſcus* als eine verſchiedene Art vom *Sch. albus* in ſeinen Werken aufgeführt hat, da er doch auſser der Farbe der Blüthen an den Originalexemplaren des Linneiſchen Herbarium nicht die mindeſte Verſchiedenheit habe entdecken können. Rec. ſcheint es daher höchſt wahrſcheinlich, daſs ſich in der Linneiſchen Samm-

Sammlung unter dem Namen *Sch. fuſcus* ein älteres Exemplar des *Sch. albus* befinde, und der wahre *Sch. fuſcus* dem Hn. Vf. völlig unbekannt geweſen ſey. Auch in dem Anhange zum dritten Theile findet Rec. hierüber keine nähere Aufſchlüſſe oder einige Berichtigung. S. 48. *Scirpus multicaulis* iſt nach der Diagnoſe und Beſchreibung *Sc. Baeothryon* in der Willdenowſchen Ausgabe der Linneiſchen Species, ſo wie S. 50. *Scirpus pauciflorus* der *Sc. campeſtris* iſt. Rec. bemerkt hier im Vorbeygehen, daſs der *Sc. pauciflorus Lightf.*, welchen *Willdenow* zu *Sc. Baeothryon* bringet, nicht dahin gehöre, ſondern ein Synonym des *Sc. campeſtris* ſey, wie ihn die Exemplare aus Schottland überzeuget haben. S. 53. werden mit dem *Scirpus Holoſchoenus Sc. auſtralis* und *romanus* als Abarten verbunden, und Hr. *Sm.* macht S. 54. die Bemerkung, daſs nach den Originalexemplaren *Linné's*, *Jacquin's*, *Seguer's* und anderer, ſo wie auch nach *Linné's* eigener Behauptung in ſeinen letzteren Manuſcripten, dieſe Pflanzen, welche *Linné* ehemals für verſchiedene Arten hielt, nur eine Art ausmachen. S. 55. Unter *Scirpus triqueter* verbindet Hr. *Sm.* zwey verſchiedene Arten, nämlich den *Sc. trigonus* und *triqueter Roth* neue Beyträge zur Bot. Th. 1. pag. 90. 91. S. 68. wird *Phleum nodoſum* nur als Abart des *Phl. pratenſe* angegeben, und in der Diagnoſe der letzteren heiſst es: *ſpica cylindrica longiſſima.* Dieſes letztere Unterſcheidungszeichen paſſet aber nicht auf die angenommene Abart, deren Aehre kaum anderthalb bis zwey Zolle lang iſt. S. 70. *Phalaris aſpera Retz. Willd. Spec. Plant. Linn. Phal. paniculata Act.* iſt, nach des Vf. Verſicherung, keine *Phalaris*, ſondern ein *Phleum*, und wird hier, nach *Hudſon*, *Phleum paniculatum* genannt. S. 93. wird *Cynoſurus caeruleus* nach *Scopoli* als eine beſondere Gattung unter den Namen *Seſleria* aufgeführt. S. 95. und 107. werden *Feſtuca fluitans* und *decumbens* zur Gattung *Poa* gebracht. S. 173. iſt *Valantia cruciata* als ein *Galium* aufgeführt. S. 192. Merkwürdig iſt es, daſs *Ilex Aquifolium* in England, nach des Vfs. Beſchreibung, männliche und Zwitterblumen hat, da dieſer Strauch in Deutſchland immer mit getrennten Geſchlechtern auf verſchiedenen Individuen gefunden wird. Rec. hat noch nie ein Exemplar mit Zwitterblumen geſehen. S. 199. ſagt Hr. *Sm.* von der *Ruppia maritima: Valiſneriae modo planta haec pedunculos convolutos ad aquae profunditatem laxat et contrahit.* Dieſe Beobachtung hat Rec. niemals beſtätiget gefunden. Der Stiel der blühenden Aehre iſt nur kurz und niemals gewunden. Nach vollendeter Befruchtung verlängert ſich der gemeinſchaftliche Stiel mit den einzelnen Fruchtſtielchen, und erſterer windet ſich endlich ſpiralförmig, niemals aber verlängert er ſich bis zur Oberfläche des Waſſers. Hier fällt alſo der Endzweck des merkwürdigen Mechanismus, der bey der *Valiſneria* zur Vollendung des Befruchtungsgeſchäftes nothwendig war, ganz weg. S. 201. wird *Linum Radiola* nach *Dillen* unter dem Namen *Radiola*, als eine beſondere Gattung aufgeſtellt. Der Gattungscharakter iſt folgender: *Cal. multifidus. Petala quatuor. Capſula ſupera octavalvis. Semina ſolitaria.* S. 299. *Caucalis arvenſis* der brittiſchen Floriſten, *Cauc. helvetica Jacq.* iſt nach *Linné's* Herbarium von *Scandix infeſta* nicht unterſchieden, und wird hier auch unter *Caucalis infeſta* angeführt. S. 314. wird das ſchöne *Siſon verticillatum* wegen der vielblättrigen Hülle und der herzförmigen Blumenblätter zu *Sium* gebracht. S. 346. äuſsert der Vf. die Vermuthung, daſs *Pentaphylloides fruticoſum minimum procumbens, flore luteo. Pluk. Alm.* Tab. 212. fig. 3. eher zur *Potentilla ſubacaulis*, als zur *Sibbaldia* gehöre, wozu es *Linné* gerechnet hat. S. 366. iſt *Hyacinthus non ſcriptus L.* zur Gattung *Scilla* gebracht, und heiſst hier *Scilla nutans.* S. 368. nimmt Hr. *Sm.* nach *Moehring* die Gattung *Narthecium* auf, welche das *Anthericum oſſifragum* ausmacht. S. 397. macht *Anthericum calyculatum* nach *Hudſon* die Gattung *Toſſieldia* aus. Der Gattungscharakter iſt folgendermaſsen angegeben: *Cal. trifidus. Petala ſex. Styli verticales breves. Capſulae ſupernae tres bis junctae polyſpermae. Antherae ſubrotundae.* Hr. *Willdenow* brachte bekanntlich dieſe in *Linn. Spec. Plant.* zur Gattung *Helonias*, und zwar nach Rec. Meinung nicht ganz richtig. Die Gegenwart des Kelches und die Beſchaffenheit der Fruchtkapſeln entſprechen nicht dem Charakter der *Helonias.* S. 464. wird nach *Gaertner Cucubalus baccifer* als die einzige Art angenommen, welche zu dieſer Gattung gehört, dagegen *Cucubalus Behen* und *Otites* zur Gattung *Silene* gebracht, weil die Gattungscharaktere nur von der Verſchiedenheit der Frucht, ohne Rückſicht auf die Blumenkrone, entlehnt ſind. S. 542. *Rubus coryli folius* iſt *Rubus major fructu nigro. Schmidel Icon. et Anal.* Tab. 2. Dieſe Art wurde bisher mit *R. fruticoſus* verwechſelt, ſie unterſcheidet ſich aber von demſelben dadurch, daſs die Blätter auf der unteren Seite haarig ſind und die Seitenblättchen anſitzen. Die Stacheln ſind gerade und die Einſchnitte des Fruchtkelches einwärts gebogen. Die einzelnen Blättchen ſind den Haſelnuſsblättern ſo ähnlich, daſs ſie kaum von einander zu unterſcheiden ſind. S. 577. bemerkt Hr. *Sm.* bey *Ciſtus polifolius*, daſs *Linné* dieſe Art in der *Mantiſ.* 245. mit dem *Ciſt. marifolius* unter dem Namen *C. anglicus* verwechſelt habe. In der Willdenowſchen Ausgabe der *Spec. Pl. Linn.* p. 1195. muſs alſo *C. anglicus* ganz wegfallen. S. 580. ſind in der Beſchreibung der *Stratiotes alvides* einige Unrichtigkeiten eingeſchlichen. Hr. *Sm.* ſagt nämlich: *Herba ſoboliſera natans.* Dieſes iſt niemals der Fall bey dieſer Pflanze. Die Blätter ſind durchgängig ſtarrend und ſtehen aufrecht — ausgebreitet. Ferner heiſst es: *Flores abortu plerumque dioici.* Die Geſchlechter ſind aber durchgängig auf verſchiedenen Individuen getrennt und bey den männlichen Blumen entdeckt man keine Spur des weiblichen Geſchlechtstheiles. Selbſt der Bau der Blumenſcheiden iſt bey den verſchiedenen Geſchlechtern verſchieden. S. 609—625. iſt die bisher ſo ſchwierige Gattung *Mentha* mit beſonderem Fleiſse bearbeitet und die Synonymie be-

Digitized by Google

berichtiget. S. 872 — 875. werden die Linneiſchen *Filagines* nämlich *F. gallica* und *germanica* mit der Gattung *Gnaphalium* verbunden. S. 940. bildet, nach Hn. *Swartz* Beyſpiel, die *Ophrys paludoſa* eine beſondere Gattung unter dem Namen *Malaxis*. S. 958. vermuthet der Vf., daſs die Gattung *Lemna* füglicher in die erſte Ordnung der zweyten Klaſſe gebracht werden könne. S. 960. wird auf *Dillens* Autorität eine neue Art *Typha* angeführt, welche die *F. anguſtifolia. β. Spec. Pl. Linn.* und *Hudſon's* iſt. Hr. *Sm.* giebt ihr folgende Diagnoſe: *F. minor foliis enſiformibus culmo duplo brevioribus, ſpica interrupta abbreviata incraſſata, culmo gracillimo* und beſchreibt ſie nach einem Exemplar aus der Gegend von Genf.

Die Gattung *Carex* iſt vorzüglich nach *Goodenough* bearbeitet, deſſen Abhandlung über die brittiſchen *Carices* in den *Tranſact. of the Linnean Society Vol.* 2. aus *Roemers* Archiv Band 2. Stück 2. bekannt iſt. Man bemerket dabey, daſs dem Vf. unſeres *Schkuhrs* vortreffliches Werk über dieſe Gattung damals noch nicht bekannt ſeyn muſste. Der Gattungscharakter wird S. 963. folgendermaſsen angegeben. Maſc. *Amentum imbricatum. Cal. Gluma univalvis, Cor. nulla.* Foem. *Amentum imbricatum. Cal. Gluma univalvis. Cor. nulla. Stigmata* 2. *vel* 3. *Semen arillo ventricoſo tectum.* S. 966. wird bemerket, daſs die Abbildung des *Carex pulicaris* in der *Flora Dan.* Tab. 166. von einem noch nicht blühenden Exemplare entlehnt ſey. S. 993. *Carex binervis vaginis elongatis pedunculo brevioribus, ſpicis cylindraceis remotis ſubcompoſitis, glumis mucronulatis, fructibus binervibus* iſt, nach der Beſchreibung, *C. diſtans Lightf.* und in den *Tranſact. Soc. Linn.* Vol. 5. p. 268. vom Vf. zuerſt beſchrieben. S. 1004. *Carex Micheliana ſpicis erectis cylindricis: femineis pedunculatis, glumis omnibus obtuſis muticis, fructibus, obovatis obtuſiſſimis. Tranſact. Soc. Linn.* Vol. 5. p. 270. *Michel Gen.* 62. Tab. 32. fig. 12. S. 1005. *Carex laevigata ſpicis cylindricis: femineis pedunculatis, vaginis longiſſimis, glumis acuminatis, fructibus triquetris roſtratis biſurcis. Tranſact. Soc. Linn.* Vol. 5. p. 272. iſt *C. aethiopica Schkuhr Caric.* pag. 107. Tab. Z. fig. 83.

Die ſchwierige Gattung *Salix* iſt mit vielen neuen Arten bereichert und die Synonymie berichtigt. Rec. will das Merkwürdigſte hier mittheilen. S. 1039. werden *Salix purpurea* und *Helix L.*, welche *Hoffmann* unter dem Namen *S. monandra* vereinigte, als beſondere Arten wieder getrennt. *S. Helix* iſt *S. monandra Hoffm.* und unterſcheidet ſich von *S. purpurea* durch längere, dickere und mit längeren Stielen verſehene Kätzchen und den geraden, baumartigen Stamm. Jene hat einen verlängerten, fadenförmigen Griffel, und verlängerte, eyförmig-gleichbreite, ausgerandete Narben; dieſe einen äuſserſt kurzen und faſt gar keinen Griffel, ſehr kleine, anſitzende, faſt eyförmige und ungetheilte Narben. S. 1041. *Salix Lambertiana monandra, erecta, fol. ovato-lanceolatis acutis ſerratis glabris, ſtigmatibus breviſſimis ovatis emarginatis.* Sie gleicht der *S. Helix.* Ebendaſ. *Salix Forbiana monandra erecta, fol. ſubſtipulatis lanceolatis acutis denticulatis glabris, ſubtus glaucis, ſtigmatibus linearibus.* S. 1042. *Salix rubra* iſt *S. fiſſa Ehrh.* S. 1043. *Salix Croweana monadelpha, fol. ellipticis ſubſerratis glaberrimis; ſubtus glaucis. Tranſact. of the Linn. Soc.* Vol. 6. p. 117. S. 1045. *Salix Ruſſelliana triandra? fol. lanceolatis acuminatis ſerratis glabris, germinibus pedicellatis ſubulatis laevibus,* ſcheint bisher mit *S. fragilis* verwechſelt worden zu ſeyn. S. 1045. *Salix nigricans fol. elliptico-lanceolatis crenatis glabris ſubtus glaucis, germinibus pedicellatis lanceolatis acuminatis ſericeis. Tranſact. Soc. Linn.* Vol. 6. p. 120. *S. phylicifolia β. Linn.* S. 1048. *Salix petiolaris fol. lanceolatis ſerratis glabris ſubtus glaucis, germinibus pedicellatis ovatis ſericeis, ſtigmatibus ſeſſilibus bilobis. Tranſact. Soc. Linn.* Vol. 6. p. 122. S. 1051. *Salix fragilis L.* iſt *S. decipiens Hoffm. Salic.* S. 1053. *Salix malifolia fol. elliptico-oblongis dentatis repandis ſcarioſis glaberrimis, ſtipulis cordatis maximis* ſcheint eine Abart der *S. haſtata L.* zu ſeyn. Ebendaſ. *Salix radicans fol. elliptico-lanceolatis acutis inaequaliter crenatis glaberrimis, ramis elongatis decumbentibus radicantibus.* S. 1054. *Salix prunifolia* iſt *S. myrſinites Hoffm. Salic.* S. 1055. *Salix venuloſa fol. ovatis ſerratis glabris, ſupra reticulato-venoſis; ſubtus glauceſcentibus.* Ebendaſ. *Salix carinata fol. ovatis denticulatis glabris compreſſo-carinatis tenuiſſime venuloſis.* Beide fand *Dickſon* auf den ſchottiſchen Alpen. S. 1059. *Salix argentea fol. integerrimis ellipticis ſubrevolutis mucronulatis aduncis: ſupra ſubvilloſis; ſubtus ramulisque ſericeo-argenteis. Linné* hat entweder dieſe Art gar nicht gekannt, oder ſie mit *S. fuſca* verwechſelt. S. 1060. *Salix proſtrata fol. ſubdentatis ellipticis acutis; ſubtus glaucis ſericeis, caule proſtrato. S. polymorpha Ehrh.?* S. 1061. *Salix repens L.* iſt *S. depreſſa Hoffm.* S. 1065. *Salix aquatica* iſt *S. aurita Hoffm. Salic.* Tab. 5. fig. 3. mit *S. aurita* verwandt, aber eine beſondere Art. Ebendaſ. *Salix oleifolia fol. obovato-lanceolatis planis denticulatis acutis; ſubtus glaucis hirtis, ſtipulis exiguis.* S. 1066. *Salix cotinifolia fol. elliptico-orbiculatis obſolete denticulatis: ſubtus villoſis: venis rectangulis.* Ebendaſ. *Salix ſphacelata* iſt *S. capreae Var. Hoffm. Salic.* Tab. 5. fig. 4. Tab. 21. fig. d. S. 1069. *Salix ſtipularis fol. lanceolatis acuminatis obſolete crenatis; ſubtus tomentoſis, ſtipulis ſemicordatis maximis, nectario cylindraceo.* Am Schluſſe dieſer Gattung bemerkt Hr. *Sm.* daſs die Arten derſelben nach der Beſchaffenheit des Fruchtknotens, ob er anſitzend, oder geſtielt, des Griffels, ob er verlängert, oder ſehr kurz ſey oder ganz fehle, und der Narben, ob ſie ganz oder getheilt ſeyn, beſſer in natürliche Abſchnitte getheilt werden könnten, als nach der Bekleidung und dem Rande der Blätter. (Bey dieſer Gattung iſt gewiſs noch ſehr viel nachzuholen, und es wird äuſserſt ſchwer halten, damit aufs Reine zu kommen, weil bey derſelben ohne Zweifel manche ſcheinbar neue Arten durch die Vermiſchung anderer entſtanden ſind.)

Die

Digitized by Google

Die *Farrenkräuter* theilt Hr. *Sm.* in solche, die beringte und die unberingte Fruchtkapseln haben. Zu den letzteren rechnet er *Equisetum*, *Ophioglossum*, *Osmunda*, *Lycopodium*, *Pilularia* und *Isoëtes*. S. 1113. Unter *Polypodium vulgare* wird *Polypod. cambricum L.* nur als Abart angeführt. S. 1114. *Polypodium fontanum L. (exclusa descriptione)* und der englischen Schriftsteller, *Filix saxatilis etc. Plukn.* Tab. 89. fig. 2. wird zweifelhaft zur Gattung *Polypodium* gerechnet, und mufs nicht mit *Aspidium fontanum Swartz* verwechselt werden. Von jenem wird gesagt: *Capsulae pilis insertae.* S. 1115. *Polypodium arvonicum* ist *P. hyperboreum Swarz*, *Plukn.* Tab. 89 fig. 5. S. 1117. *Polygonum calcareum fronde ternata bipinnata trecta rigidula: laciniis obtusis subcrenatis; maculis fructiferis confluentibus.* Diese Art unterscheidet sich von *P. Dryopteris*, dem sie sehr ähnlich ist, durch einen steiferen Wedel, dessen Stamm am Grunde mit Schuppen besetzt ist, doppelt kleinere, aufrechte Blätter und durch die endlich zusammenfliefsenden Fruchtpunkte, welche die ganze untere Fläche des Wedels bedecken. Sowohl unter *Aspidium aculeatum. γ.* S. 1122. als unter *Aspid. lobatum.* S. 1123. wird aus Versehen *Filix aculeata*, *Lonchitis aemula. Plukn.* Tab. 180. fig. 3. als Synonym angeführt. S. 1124. *Aspidium spinulosum Müll. Fl. Fridr.* Tab. 2. fig. 2. hält Hr. *Sm.* nach den Exemplaren welche Hr. *Turner* aus Deutschland erhielt, von *Polystichum spinosum Roth* verschieden. S. 1125. *Aspidium dilatatum* ist *Polystichum multiflorum Roth.* S. 1137. wird *Osmunda crispa L.* nach *Linné's* Manuscript zur Gattung *Pteris* gebracht. S. 1139. werden *Polypodium fragile* und *regium* in der vom Vf. errichteten Gattung *Cyathea* beybehalten, welche Hr. *Swartz* in *Schraders Journ. für die Bot.* Band 2. S. 40. zur Gattung *Aspidium* gebracht und seine Gründe davon in demselben Journale Band 3. St. 2. S. 281. angegeben hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Matzdorf: *Denkwürdigkeiten der Churmärkischen Stadt Rathenow.* Nicht blofs für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlands-Freunde überhaupt, bearbeitet von *Sam. Christoph Wagener.* 1803. gr. 8. XVI u. 314 S. m. 4 Kupfern. (Diese 4 Kpf. sind: ein Grundrifs der Stadt, ein Grundrifs des Stadtgebiets, eine Ansicht der Stadt und das Denkmal des grofsen Kurfürsten auf dem Paradeplatze in Rathenow.) (2 Rthlr.)

Diese den Einwohnern der Stadt Rathenow gewidmete Schrift ist ein angenehmer Beytrag zur Vaterlandskunde, vorzüglich in der Absicht bearbeitet, das Gute der neuern Zeiten gegen die ältern Zeiten hervorzuheben und dadurch Zufriedenheit der Menschen mit ihren jetzigen Verhältnissen zu bewirken. Hier einige Bemerkungen über einzelne Stellen. — Dafs die Klage über Holzmangel mehr die schlechte Bewirthschaftung der Forsten (wie der Vf. S. 69. sagt) als den Mangel an Forsten überhaupt trifft, ist wohl wahr; aber auch selbst diese schlechte Bewirthschaftung hat in der Mark, so wie in allen holzreichen Provinzen, einen ganz natürlichen Grund in der zu grofsen Ausdehnung der Forsten und dem daraus entstehenden Unwerth des Holzes. — Die Geschichte der Kolonie Neu-Friedrichsdorf ist ein interessanter Beytrag zu der Geschichte des Kolonieweesens überhaupt; jedes Kolonistenhaus kostete dem Staate 600 Rthlr. und von 1767. an, wo der Bau vollendet war, bis 1784. war nur der vierte Theil der Häuser bewohnt; obgleich nach des Vfs Angabe, selbst herumziehende Bettler willig aufgenommen wurden. Im J. 1785. waren im Dorfe 354 Einwohner und unter diesen 114 Bettler, nämlich 80 Erwachsene und 34 Kinder, im Jahre 1799. 395 Menschen und 41 Bettler; die Einwohner sind dabey ganz *abgabenfrey*, und der Staat besoldet für sie noch einen Katecheten mit 180 Rthlr. aus der Staatskasse. So ist also der Gewinn des Staats von dergleichen Kolonien beschaffen! Den jetzigen ökonomischen und moralischen Zustand der Kolonie lobt der Vf. — Ueber den Weinbau bey der Stadt, der sonst — aus religiösen Ursachen — weit stärker war, als jetzt, hat der Vf. sehr viel gesagt, und er scheint den Befehl des Magistrats vom Jahre 1612: dafs Niemand bey Strafe seinen Weinberg zu einer andern Kulturart anwenden solle, zu billigen. Dieser Befehl ist wo möglich noch widersinniger, als das Verfahren in Portugal und Frankreich, da man die Weinberge durch Gesetze und mit Gewalt in Ackerland verwandelte. Was würde wohl ein Handwerksmann sagen, wenn er durch Gesetze gezwungen werden sollte, eine Arbeit vorzunehmen, die ihm weniger einträge als sein gewöhnliches Gewerbe? und der Besitzer eines Grundstücks mufs doch wohl am besten wissen, welche Kulturart seines Grundstücks für ihn am vortheilhaftesten ist! — Der Vf. klagt über abnehmende Nahrung der städtischen Gewerbe, und er sucht die Ursach davon in dem gestiegenen Werth der ersten Lebensbedürfnisse. Es ist betrübend, dafs so viele Schriftsteller glauben, man könne einen Stand nur dadurch wohlhabender machen, wenn man die andern ärmer macht! Das Uebel liegt tiefer, und es ist zu wünschen, dafs es in dem vom Vf. erwähnten Berichte der Magistrate deutlich und überzeugend auseinander gesetzt worden sey. S. 166. wird eine Berechnung von Unger beygebracht, in welcher dieser zu beweisen sucht, dafs im Jahre 1750. 300 Rthlr. eben so viel Werth hatten, in Absicht auf die Güter und die Arbeit, welche man damit bezahlen konnte, als im Jahre 1500. 11 Rthlr. 6 gr. und dafs in dem Zeitraume von 1500 bis 1550. die Preise aller Lebensbedürfnisse 6fach erhöhet worden sind, so dafs im J. 1550. 66 Rthlr. so viel Werth hatten als im J. 1500. 11 Rthlr. 6 gr. Diese Berechnung hätte den Vf. bey seinem vorherigen Räsonnement vor Augen schweben sollen.

Noch will Rec. bemerken, dafs von Rathenow und dessen Feldflur eine sehr genaue Vermessung beygebracht ist, und dafs er mit dem Vf. wünscht, dafs die kurmärkischen Landstände die nöthigen 1000 Rthl. zur Wiederherstellung des schönen vaterländischen Denkmals auf den grofsen Kurfürsten verwenden möchten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. März 1805.

NATURGESCHICHTE.

London, b. Davis: *Flora britannica* auctore *Jacobo Eduardo Smith* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 70. abgebrochenen Recenſion.*)

Die mehreſten hier vorkommenden neuen *Moosarten* ſind aus *Dickſon's* Werk bekannt, und Rec. begnüget ſich, nur die vom Vf. zuerſt beſchriebenen neuen Arten auszuheben. S. 1159. *Gymnoſtomum intermedium* iſt *Bryum truncatulum Ehrh. Crypt.* 14. nicht *Linné's* und der übrigen Schriftſteller. S. 1163. *Gymnoſtomum aerugineum caule ramoſo caeſpitoſo, fol. ſubulatis carinatis integerrimis, capſula campanulata.* In Alpenſümpfen. Ebendaſ. *Gymnoſtomum luteolum* iſt *G. aeſtivum Hedw.* S. 1185. *Grimmia Schiſti* iſt *Bryum Schiſti Retz. prodr.* 261. *Flora Dan.* Tab. 538. fig. 2. S. 1196. *Grimmia conoſtoma* iſt *Bryum tetragonum Dickſ.* Faſc. 2. Tab. 4. fig. 9. S. 1198. *Grimmia Donniana fol. lanceolatis acutis apice piliferis, capſula elliptica, periſtomio imperforato, operculo recto.* Dieſe Art unterſcheidet ſich von *Gr. cribroſa Hedw.* durch eine ſchwarzere Farbe, längeren Fruchtſtiel, durch die verſchloſſene Kapſelmündung und undurchlöcherte Mundzähne. S. 1199. *Grimmia maritima fol. lanceolatis acutis muticis ſiccitate incurvis, capſula urceolata, periſtomio imperforato, operculo recto breviſſimo;* unterſcheidet ſich, nach Hn. *Turners* Bemerkung von *Gr. plagiopodia Hedw.* durch einen kürzeren Stamm und ſchmalere Blätter, die ſich niemals in ein Haar endigen. S. 1202. *Dicranum majus caule ramoſo, fol. ſecundis ovatis acuminatis falcatis laevibus, pedicellis vaginatis aggregatis. Bryum reclinatum etc. Dill.* Tab. 46. fig. 16. D. S. 1204. *Dicranum fuſceſcens caule ramoſo, fol. ſecundis ſubulatis carinatis, pedicellis ſubvaginatis ſolitariis, capſula obovata arcuata ſulcata.* Hr. *Sm.* erhielt dieſe Art ehemals vom Prof. *Schrader* unter dem Namen *Dicr. falcatum*, vermiſſet ſie aber in ſeinem *Spicilegio.* S. 1213. *Dicranum ellipticum caulibus ſubſimplicibus caeſpitoſis, fol. ſubulatis muticis baſi ovatis, capſula elliptica coarctata erecta. Bryum* n. 29. *Var. atra. Dill. Muſc.* p. 371. S. 1226. *Dicranum Scottianum caule ramoſo faſtigiato, fol. ſubulatis integerrimis, ſiccitate ſubincurvis, capſula elliptica, pedicello arcuato.* D. *Scott* entdeckte dieſe neue Art in Irland. S. 1231. *Dicranum tamarindifolium caule adſcendente, fol. diſtichis imbricatis ovatis, pedicello terminali, capſula cernua, operculo conico*, iſt dem *Fiſſidens palmatus Hedw.* ſehr ähnlich, hat aber breitere, häufigere Blätter, einen kürzeren kegelförmigen Deckel, und ſcheint daher eine verſchiedene Art zu ſeyn. S. 1239. *Trichoſtomum cirratum fol. ſubulatis carinatis apicem verſus ſerratis, ſiccitate tortilibus, capſula ovata erecta.* Eine ſchöne Art, deren purpurrothe, an der Spitze fleiſchfarbene Mundzähne beynahe halb ſo lang ſind, als die Fruchtkapſel. (Nach Hn. *Turners* Bemerkung in ſeinem *Muſcologiae Hibernicae Specim.* S. 36. unter *Trichoſtomum polyphyllum* iſt dieſe Art vom *Dicranum polyphyllum* dieſer Flora S. 1223. nicht verſchieden, und beide machen nur eine Art aus. Die langen Mundzähne ſind ſehr brüchig und kommen daher oft ſo kurz vor, daſs ſie dem Charakter der Gattung *Dicranum* zu entſprechen ſcheinen. Dadurch wurden die brittiſchen Botaniker, und namentlich auch unſer Vf. verleitet, be im letztern Zuſtande für ein *Dicranum*, im erſtern für ein *Trichoſtomum* zu halten.) S. 1247. Bey dem *Trichoſtomum linoides Dickſ.* macht Hr. *Sm.* die Bemerkung, daſs an den von *Dickſon* erhaltenen Exemplaren das Periſtom zuverläſſig *gerade* und nicht zuſammen gedrehet ſey, und verweiſet zugleich auf *Hedwig Spec. Muſc.* p. 114. S. 1250. *Tortula mucronulata* iſt *Tort. unguiculata. Roth Fl. Germ. Barbula unguiculata Hedw. (excluſis Synonymis) Dill.* Tab. 48. fig. 49. Dagegen iſt *Tortula unguiculata* S. 1251. *Bryum unguiculatum Hudſ. Dill.* Tab. 48. fig. 47. S. 1264. bemerket Hr. *Sm.* unter *Arthotrichum oſſine*, daſs *Ehrhart*, wie aus dem Linneiſchen Herbarium erhellet, dieſe Art vom *Orthotr. ſtriatum* nicht unterſchieden habe. S. 1265. *Orthotrichum ariſtatum* iſt *Orth. dianthanum Dickſ. Faſc.* 4. Tab. 10. fig. 12. S. 1266. *Orthotrichum rivulare caule ramoſo, fol. ovatis obtuſis revolutis muticis, calyptra dentata nuda.* S. 1286 *Hypnum Donnianum caulibus ſimplicibus caeſpitoſis baſi pedunculiferis, fol. undique imbricatis ovatis enervibus, capſula cylindracea.* S. 1290. *Hypnum laete-virens* iſt *H. rotundifolium Dickſ.*, muſs aber nicht mit *H. rotundifolium Scopoli* verwechſelt werden, von dem es ſich in mehreren Stücken auffallend unterſcheidet. S. 1291. *Hypnum Teeſdalii* iſt *H. intricatum Dickſ.*, dagegen wird bemerkt, daſs *H. Teeſdalii Dickſ.* das wahre *H. intricatum Schreber* und der deutſchen Botaniker ſey. S. 1293. *Hypnum Swartzii Turner*, iſt *H. atro-virens Swartz, excluſis ſynonymis.* S. 1300. *Hypnum Stokeſii caule pinnato, fol. cordatis acuminatis ſerrulatis, uninervibus patentibus, capſula ovata, operculo* — — iſt mit *H. umbratum* und *praelongum* verwandt. S. 1310. *Hypnum plumoſum L.* iſt von *H. plumoſum Hedw. H. ſalebroſum Hoffm.* durch lanzettförmige, dreyrippige, ausgebreitete und helle gelbgrüne Blätter ſehr unterſchieden. S. 1322. *Hypnum*

Digitized by Google

num flagellare Dickſ. iſt von *H. flagellare Hedw. Spec. Muſc.* ganz verſchieden. S. 1325. *Hypnum rugoſum L.* muſs mit *H. rugoſum Hedw.* nicht verwechſelt werden. Bey dem erſteren ſind die Blätter im trockenen Zuſtande der Länge nach runzelich, bey dem letzteren der Quere nach. S. 1330. *Hypnum alpinum* iſt *H. flagellare Hedw. excluſis ſynonymis.* S. 1332. *Hypnum dubium* iſt nach Hn. *Turners* Bemerkung *Leſkea incurvata Hedw.* S. 1335. *Hypnum molluſcum.* Hr. *Sm.* bemerkt hierbey, daſs das wahre *H. criſta caſtrenſis L.* und *Hedw.* vom *Dillen* mit dieſer Art verwechſelt ſey. Zugleich erinnert der Vf., daſs bey *Hypnum filicinum, molluſcum, compreſſum* und *Criſta caſtrenſis* der deutſchen Botaniker eine ſolche Verwirrung herrſche, daſs ſie ſchwerlich zu heben ſeyn werde. S. 1341. *Bartramia gracilis.* Von dieſer ſagt der Vf. in den *Addendis* S. 1407., am Schluſſe dieſes dritten Theiles, daſs ſie nach der Beobachtung *Turners* weggeſtrichen werden müſſe. S. 1344. trennet Hr. *Sm.* die Gattung *Mnium* von *Bryum.* Der Gattungsunterſchied beruhet lediglich auf die unbedeutende Verſchiedenheit des inneren Periſtoms. Erſterer, zu welcher er *Mnium androgynum, conoideum Engl. bot.* und *paluſtre* rechnet, ſchreibt er ein *häutiges* und *gelapptes;* letzterer hingegen ein *häutiges, gelapptes* und *gezähntes* inneres Periſtom zu. Nach Rec. Meinung ſind hier die charakteriſtiſchen Unterſcheidungszeichen beider Gattungen zu ſubtil, und Hr. *Sm.* würde beſſer gethan haben, wenn er, nach dem Beyſpiele anderer Muscologen, *Mnium* der Gattung *Bryum* einverleibet hätte. Zur Gattung *Bryum* werden hier *Webera, Pohlia* und *Meeſia* gebracht. Die Arten der Gattung *Polytrichum* ſind vorzüglich nach *Menzies* Abhandlung in den *Tranſact. of the Linn. Soc.* Vol. 4. bearbeitet.

Aus den Zuſätzen und Verbeſſerungen zu den beiden erſten Theilen muſs Rec. das Wichtigſte mittheilen. S. 1384. und 1385. ſind die Charaktere der Gattung *Milium* und *Agroſtis*, folgendermaſsen verbeſſert: Milium. *Cal. bivalvis uniflorus tumidus. Semen corolla perſiſtente cartilaginea bivalvi corticatum.* Agroſtis. *Cal. bivalvis uniflorus: Valvulis acutis. Corolla bivalvis inaequalis membranacea. Stigmata plumoſa.* Rec. muſs hierbey bemerken, daſs es nach dieſen Charakteren oft ſehr ſchwer fallen werde, mit Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, zu welcher von dieſen beiden ſehr nahe verwandten Gattungen eine oder die andere Art gehöre, da keine einander ausſchlieſsende Kennzeichen gewählt ſind. S. 1386. bemerkt Hr. *Sm.* daſs das *Panicum verticillatum* von *P. viride* am ſicherſten durch die *Involucra retrorſum ſcabra* unterſchieden werden. S. 1387. *Agroſtis minima* wird nach dem *Engl. Bot.* als eine beſondere Gattung unter dem Namen *Knappia* aufgeführt. Der Charakter wird folgendermaſsen angegeben: *Cal. bivalvis, uniflorus muticus. Cor. univalvis, truncata, hirſuta, mutica. Flores in rachi flexuoſa alterni.* S. 1388. *Poa glauca panicula attenuata erecta, ſpiculis ovatis ſubtrifloris, glumis ſubretuſis baſi villoſis, ſtipula breviſſima. Flora Dan.* Tab. 964. Rec. erhielt unter demſelben Namen einige Pflanzen, die ſich durch *culmum compreſſum* und *corollarum valvula exteriore margine barbata* merklich von dieſer Art unterſcheiden. S. 1389. *Feſtuca calamaria* Vol. 1. S. 121. iſt *Poa trinervata Willdenow. Spec. Plant. Linn.* S. 1395. *Juncus Forſteri fol. planis piloſis, panicula cymoſa erecta, floribus ſolitariis, capſulis acutis. Engl. Bot.* Tab. 1293. unterſcheidet ſich offenbar vom *Juncus piloſus* durch die lang zugeſpitzten Kelchlappen und durch die zugeſpitzte Fruchtkapſel. S. 1398. *Roſa involuta fructibus globoſis pedunculisque aculeatiſſimis, aculeis caulinis numeroſiſſimis rectiuſculis, petalis involuto-clauſis*, iſt der *R. ſpinoſiſſima* ſehr ähnlich und wächſt auf den ſchottiſchen Inſeln. S. 1403. u. 1404. werden die Diagnoſen von *Trifolium procumbens* und *filiforme* verbeſſert und zugleich eine neue Art unter den Namen *Tr. minus* hinzugefügt, nämlich: *Trifol. procumbens ſpicis ovalibus multifloris, vexillis ſulcatis, caulibus procumbentibus, petiolo communi baſi elongato. Trifol. minus ſpicis capitatis hemiſphaericis, pedunculis ſtrictis, vexillis laeviuſculis, caulibus proſtratis, petiolo communi baſi breviſſimo. (T. filiforme β.* Vol. 2. S. 793. *cum ſynonymis.) Trifol. filiforme ſpicis pauciſloris laxis, pedunculis flexuoſis, vexillis laevibus, caulibus proſtratis, foliolis omnibus ſubſeſſilibus. (Tr. filiforme α.* Vol. 2. S. 792. *cum ſynonymis.)*

Mit Sehnſucht ſehen wir der baldigen Erſcheinung des *vierten* Theiles dieſes klaſſiſchen Werkes entgegen, welcher die Ordnungen *Hepaticae, Algae* und *Fungi* enthalten wird.

Jena, b. Göpferdt: *Annalen der Herzogl. Societät für die geſammte Mineralogie zu Jena — Zweyter* Band. 1804. 8. 3 Kpfr. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auſser den Statuten und dem Verzeichniſſe der Mitglieder enthält dieſer Theil: 1) *Geologiſcher Beobachtungsblick in die Thalheimer Höhle* von *J. T. Werner.* „Es lockte der Reiz der bloſsen ſich ſelbſt bezweckenden Neugierde, welcher ſich die Rückſichten des mühevollen Durchkriechens und der Kleiderbeſchädigung unterordnet, ſchon manchen Unkundigen in die Eingeweide dieſer Höhle, deren Namen an die Wände gezeichnet, eine ewige Gruftnacht umhüllt, die höchſt ſelten nur der wohlthätige Lampenſtrahl eines Höhlenwallfahrers unterbricht.“ So ſchreibt der ſcherzhafte Vf. durchaus, faſt ſollte man glauben, um Societät zu necken: denn von der Gebirgsart ſagt er nichts, als daſs den Eingang die ſchöpferiſche Natur in einen Marmorfelſen gebildet habe. 2) *Beſchreibung des Silberbergwerks zu Sala* aus *D'Andrada's* Reiſe-Journal gefertigt von *C. E. Repmann.* Sehr intereſſant. Die Gebirgsart iſt uranfänglicher Kalkſtein, und das Gründgebirge wahrſcheinlich Syenit. Bloſs da, wo dieſe Gebirgsart mit fremdartigen Foſſilien gemengt iſt, brechen die Erze nierenförmig und eingeſprengt. Die erzführenden Lager ſtreichen oſtwärts etwas gegen Norden ſich wendend, und ſchieſsen unter 25 – 30° Verflächung gegen Norden ein. Am häufigſten brechen Bleyglanz, Bleyſchweif, faſriger Bley-

glanz

glanz mit grauem Spiefsglaserze gemengt. Der Abbau ift fehr unregelmäfsig, auch die Gewinnung fehr fehlerhaft. 3) *Ift die Mineralogie in dem Zuftande, wie fie jetzt ift, eine Wiffenfchaft?* von Adj. *Kirften.* Nach der ältern Bedeutung des Worts wird die Frage bejahet, nach der neuern verneint. Der Vf. warnt vor dem conftitutiven Gebrauch reiner von der Erfahrung unabhängiger Principien, und hält den Satz der neuern Naturphilofophie: dafs die Natur ein Product der productiven Thätigkeit des Menfchen fey, für falfch. Was er fagt, ift oberflächlich und trifft die rechte Stelle nicht. 4) *Die Mineralogie ift ohne Beyhülfe der Chemie eine eigene Wiffenfchaft* von Prof. *Fifcher.* Dafs man die äufsern Kennzeichen der Foffilien ohne Chemie ficher aufluchen könne, verfteht fich wohl. Ganz lehren fie den Körper aber doch nicht kennen, denn er hat auch chemifche Eigenfchaften. Ob äufsere Kennzeichen zur Charakteriftik immer hinreichen werden, können Beyfpiele der bekannten Foffilien nicht beweifen. Die ftärkere Brechbarkeit des Lichts im Diamanten, meynt der Vf., fey hinreichend gewefen, den letztern ohne Beyhülfe der Chemie unter die brennbaren Körper zu rechnen. Freylich, wenn man nach Vermuthungen claffificiren will. 5) *Ueber den Gang einer mittelländifchen Urfchwemme* von *F. A. Rimrod.* Der Vf. fetzt hier feine fchon oft beurtheilte Theorie mehr aus einander. 6) *In der gefammten Natur, folglich auch in der Mineralogie (in mineralifchen Reiche) ift fchlechterdings nichts abfolut Todtes* von *S. Bodo.* Wenn man eine fo fchlechte Definition vom Organifchen und Unorganifchen giebt, wenn man das Eigenthümliche der Generation fo wenig heraushebt wie hier, fo ift eine folche Behauptung leicht erwiefen. *Kants* dynamifche Vorftellungsart fey jetzt die allgemeine, und wo anziehende und zurückftofsende Kräfte wirken, fey Thätigkeit. Dafs diefes auch im mineralifchen Reiche gefchehe, zeigt der Vf. durch Beobachtungen!! 7) *Geognoftifch-mineralogifche Befchreibung des Sachfen-Coburgifch-Meiningifchen Amtes Altenftein* von *G. C. Heim.* Eine genaue Befchreibung der Gebirgsarten nach ihrer Folge. Die erfte Terraffe, wie fie der Vf. nennt, befteht aus dem uralten Gebirge und dem Ganggebirge, oder nach *Werner* Uebergangsgebirge. Zwifchen dem Granit und Gneifs liegt oft ein regenerirter Granit. Auf den Gneifs folgt der Porphyr, dann Glimmerfchiefer, dann Trapp (Hornblendporphyr) und Thonfchiefer. Die zweyte Terraffe nimmt das ältere Flötzgebirge ein, das todte Liegende, der bituminöfe Mergelfchiefer, der Zechftein, der Stinkftein, der (ältere) Gyps. In diefem bituminöfen Flötzgebirge kommen die meiften Erze vor. Die dritte Terraffe befteht aus dem jüngern Flötzgebirge, einem rothen eifenfchüffigen Lettenlager, nnd einem fehr mächtigen Sandlager. 8) *Darftellung der vornehmften Grundfätze und Thatfachen der Cosmologie und Geologie* von *de Luc*, überfetzt von *W. Schreiner.* Ift der von *H. De Luc* fo fehr verbreitete *Abregé etc.* gegen *Schmieder*, dafs er in diefen Annalen eben keiner Ueberfetzung bedurfte. Es ift hier nicht der Ort, darüber ausführlich zu urtheilen. Gegen *Schmieder* hat *D. L.* freylich leichtes Spiel. 9) *Auszüge aus Briefen. H. Fuchs* zeigt, dafs das *Minium* der Alten nicht unfer Mennig, fondern wahrfcheinlich natürlicher Zinnober fey. Herr Bergaffeffor *Ludloff*, im orenburgifchen Gouvernement, befchreibt genau ein Kupfererz, welches im Dunkeln phosphorescirt, und eine Verbindung von Chromiumfäure und Kupfer fcheint. 11) *Leben und Charakter des H. D. J. R. Forfter* von *C. P. Schneegafs.* Dafs übrigens diefer Band den Erwartungen nicht entfpricht, welche man von dem thätigen Director und den übrigen Mitgliedern haben durfte, zeigt die Angabe der Abhandlungen. Es ift zu hoffen, dafs der Herausgeber in der Folge eine forgfältigere Auswahl treffen werde.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG u. MAINZ, b. Vollmer: *C. F. Vollneys (Volney's)* Mitglied (Mitgliedes) des Erhaltungsfenats (,) des franzöfifchen Nationalinftituts etc. *Reifen durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, mit vorzüglicher Hinficht auf Clima, Cultur und Boden;* nebft Bemerkungen über Florida, die franzöfifche Colonie am Scioto, einige canadifche Colonien und die Wilden. *Erfter* Band. m. einer Karte u. Kpfr. 1804. XXXII u. 160 S. 8. (1 Rthlr.)

Eilig hat man hiemit den *fünften* Band des in demfelben Verlage herauskommenden *Magazins der neueften und beften ausländifchen Reifebefchreibungen* angefüllt. Der durch feine Reifen im Orient und Schickfale in der politifchen Welt berühmte Vf. fchiffte fich 1795. nach Amerika ein, um die in feinem Vaterlande verlorne Freyheit zu fuchen, gieng aber nach 3 Jahren, getäufcht in feinen Erwartungen, nach feinem Vaterlande zurück. Hier entwarf er den Plan zu einem weitläuftigen Werke über Nordamerika, das ihm keinesweges das Lob zu verdienen fchien, womit es die Schriftfteller in Europa überhäuft haben. Weil ihn aber gewiffe Verhältniffe an der Ausarbeitung hinderten, fo hat er nur einftweilen die Befchreibung des Klimas und Bodens herausgegeben, und nach diefer Aeufserung (S. XXVII.) enthält der gegenwärtige Band alles was Hr. *V.* zur Zeit über Amerika bekannt gemacht hat, wenn man gleich aus der Inhaltsanzeige auf den Titel fchliefsen mufs, dafs der Ueberfetzer die Bemerkungen über Florida u. f. noch nicht geliefert hat. Die Reifebefchreibung ift kein Tagebuch, fondern enthält in 7 Kapiteln allgemeine Bemerkungen über die auf dem Titel genannten Gegenftände, die der Vf. auf feinen Reifen gefammelt hat. *Erftes* Kap. *Geographifche Lage der vereinigten Staaten und ihres Gebiets.* Es wird in Hinficht des Klimas in vier Abtheilungen, des kälteften, des mittlern, des heifsen, und des Klimas der weftlichen Länder abgetheilt. *Zweytes* Kap. *Anficht des Landes.* Es ift ein beynahe immer fortlaufender Wald, der zwar an der atlantifchen Küfte viele leere Räume und

in

Digitized by Google

in Westen grofse Wüsten oder Savannahs hat, aber doch im Innern immer dichter wird. *Drittes* Kap. *Abbildung im Allgemeinen.* Das Ganze wird nach der Bergkette bestimmt, nach welcher eine östliche, westliche und die Gegend der Gebirge selbst zu unterscheiden ist. Das Eigenthümliche jeder derselben wird angegeben. Im *vierten* Kap. wird die *innere Structur des Bodens* beschrieben; dieser besteht aus Granit längs dem atlantischen Meere, aus Sandstein in den gebirgigen Ländern des *Blue ridge*, *Alleguény* u. s. w. aus Kalkstein in den westlichen Ländern; aufserdem kommt dazu das von den Flüssen angehäufte Land, wie man es vornehmlich an dem Mississippi wahrnehmen kann. Das *fünfte* Kap. sucht es wahrscheinlich zu machen, dafs alte Seen zwischen dem *Susquehannah* und *Potowmack* und in andern Gegenden verschwunden sind, welcher zu einer genauern *Beschreibung des Wasserfalles bey Niagara* und an andern Oertern im *siebenten* Kap. führt. Endlich sucht der Vf. im *achten* Kap. die Spuren von *Erdbeben und Vulkanen* aufzufinden. Wir sagten vorher, man habe mit der Uebersetzung geeilt. Wir schliefsen dieses aus den Fehlern, die sich, auch ohne das Original zur Hand zu haben, nur gar zu deutlich zeigen. S. 13. *Ziehen die Bänke der Flüsse etc. im Boden, Adern die der Ackerbau sehr ergiebig macht.* Soll wohl heifsen, die *den Ackerbau sehr ergiebig machen.* — S. 37. Statt *Lande des Inneren* lies dem *inneren Lande.* — S. 118. *Aufgraben, welches die Industrie der Einwohner vermehrt.* Hier wird man nicht gleich die Casus von *welches* und *Industrie* errathen. Die Meinung ist, dafs das Aufgraben durch die Industrie der Einwohner zugenommen habe. Die Eile ist auch sichtbar an den unübersetzt gelassenen fremden Ausdrücken, als *North west territory* (Nordwestliches Gebiet), *Portages* (Tragplätze), an der Beybehaltung der falschen französischen Orthographie z. B. *Soskowana*, statt *Susquehannah; Skaulkill*, statt *Skuylkill; Chenando*, statt *Shenandoah; Koninstoun*, statt *Queenston;* an der Uebertragung solcher Noten, die sich auf die französische Aussprache beziehen, z. E. S. 56., an der Weglassung der zum Text unentbehrlichen Kupfer, z. B. S. 105. wo die Buchstaben zu der Abbildung angeführt werden, die Abbildung selbst fehlt. Denn das einzige schlecht gearbeitete Kupfer stellt den Fall der Niagara vor, neben dem auf demselben Blatte des Lauf des Lorenzflusses vom See Ontario bis jenseit des Wasserfalles abgezeichnet ist, mit dem groben Fehler, dafs der den Lauf des Flusses andeutende Pfeil verkehrt steht. Auf dem Titel wird dieses einzige Blatt *Karte und Kupfer* genannt. Das Original hat deren viele sorgfältig gearbeitete und in Hinsicht auf den physischen Zustand neue.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Göttingen*, b. Dietrich: *Commentatio super Veronicis spicatis Linnaei.* Auctore *H. A. Schrader* Medic. Prof. extr. et hort. reg. botan. directore. Accedunt duae tabulae aeneae. 1803. 40 S. 8. (8 gr.) m. 2 unillum. Kpft. fol. — Diese zwar kleine, aber durch innern reichen Gehalt, an seltenen botanischen Einsichten und hoher Pünktlichkeit sich auszeichnende Schrift, würdigt nicht nur diejenigen hieher gehörigen Arten, welche *Linné* unter diese Abtheilung gebracht hat, sondern macht uns auch mit mehrern andern, seitdem entdeckten, bekannt, und zwar nach ihrer Charakteristik und Synonymie so bestimmt, dafs es nun kaum mehr möglich ist, sie, wie bisher oft genug geschah, zu verkennen. In der Einleitung, *super Veronicae genere in universum*, giebt der Vf. die Ursachen an, warum manche Pflanze bisher so vernachlässiget und verkannt worden, und findet sie theils, in der oftmals sehr übereilten Angabe lange schon bekannter Arten als neuer, theils in der irrigen Verkennung wirklich neuer, die man als bereits bekannte angesehen hat. — Lesenswerth ist die vorausgehende Geschichte, der oftmaligen Verwechslung dieser Ehrenpreisarten, so wie der fast noch immer unter einander geworfenen Synonymie mancher Arten, und der Verkennung der diese bezeichnenden Abbildungen. Wie genau und bestimmt der Vf. die hieher gehörigen Arten eingetheilt hat, mufs in der *Commentat.* selbst nachgesehen werden, da sich Rec. nur begnügen darf, die Arten zu nennen, die der Vf. hier vorgelegt hat. 1) *Veron. sibirica Linn.* 2) *Ver. virginica Linn.* 3) *V. canescens*, neu! sonst von *Knipkof*, unter dem irrigen Namen *Ver. incana*, wie es auch nicht anders seyn konnte, schlecht abgebildet. 4) *Veron. incana Linn.* 5) *Veron. spicata Linn.* 6) *Veron. hybrida Linn.* 7) *Veron. arguta*, neu! 8) *Veron. media*, neu! sonst mit *Ver. longifolia* verwechselt. 9) *Ver. australis*, neu! 10) *Ver. glabra Ehrh.* 11) *Ver. longifolia Linn.* 12) *Ver. maritima Linn.* 13) *Ver. villiosa*, neu! sonst (auch dem Rec.) unter *Ver. incisa*, bekannt geworden. 14) *Ver. pinnato Laxmann.* 15) *V. laciniata Aiton.* 16) *V. incisa Aiton.* 17) *Ver. Pennae Gouan.* 18) *Ver. foliosa Woldst. et Kitoib.*, worunter, als unbekannte Spielart, die bekannte, schöne *Ver. nitida Ehrh.* gebracht worden. 19) *Ver. spuria Linn.* Viele Botaniker fanden diese Art sonst hin und wieder in Deutschland. Der Vf. beweist es hier fast unwiderlegbar, dafs sie nie daselbst als einheimisch angetroffen werden kann. Ihr wahres Vaterland ist Sibirien. Die vermeintliche deutsche *V. spur.* ist selten etwas anders, als *V. longifol.* 20) *Ver. cataractae Forst.* und 21) *Ver. macrocarpa Vahl.* Auf den hiezu gehörigen beiden Kupfertafeln, ist Tab. I. *Veron. maritima* und Tab. II. *Veron. longifol.* als Pflanze, von den *Veron. medio villos. glabra* (Tab. I.), und *V. arguta, austral. spuria, foliosa* (Tab. II.) nur die Blätter, sehr kenntlich vorgestellt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. März 1805.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Versuch einer Erläuterung der Gothischen Sprachüberreste in Neapel und Arezzo* (Arrezzo); als eine Einladungsschrift und Beylage zum *Ulfilas*, von *Johann Christian Zahn*, Prediger in Delitz an der Saale bey Weissenfels in Sachsen. 1804. 110 S. gr. 8.

Hr. *Z.* widmet schon mehrere Jahre seine Musse in der Stille der deutschen Sprachkunde mit rühmlichem Erfolg, und geht besonders mit der verdienstlichen Unternehmung einer vollständigen Ausgabe des *Ulfilas* um. Er kaufte nämlich zuerst von der Witwe des sel. *Fulda* dessen hinterlassene Handschrift der *Gothischen* Ueberreste mit einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung zwischen den Zeilen und Sprachkunst; ferner bekam er von dem silbernen Codex zu Upsal, der nach dem Bericht eines Augenzeugen in *Lüdkens* schwedischem Gelehrsamkeits-Archiv schon 1784. als halb verwest beschrieben wird, eine genaue von *Ihre'n* genommene Abschrift, welche ihm der Besitzer, Hr. Prof. *Heynatz*, mittheilte, und worin er manche eigene noch ganz unbenutzte Lesearten fand; endlich wurden ihm auch von Hn. Hofr. *Adelung* in Dresden alle gesammelte Nachrichten über den *Ulfilas* und der ganze die *Gothen* betreffende Theil seiner ausführlichen Geschichte der deutschen Sprache von 22 Bog. in der Handschrift zugeschickt. Mit diesen und sonst allen irgend nur herbeyzuschaffenden kritischen Hülfsmitteln ausgerüstet, hat er nun in seiner glücklichen Musse schon drey Jahre lang mit Fleiss und Eifer gearbeitet. Gleichwohl hat ihm die Ankündigung in den öffentlichen Blättern wenig Unterstützung verschafft; und wenn er auch allen seinen Aufwand an Geld, Lebenskraft und Bemühung aus Liebe zur Sache dem gemeinen Besten aufopfern will: so giebt doch die bisherige Anzahl der Unterzeichner auch noch nicht einmal Sicherheit für die Kosten des Abdrucks. Daher soll nun diese Schrift nach Hn. *Z's* bescheidener Erklärung in der Vorrede als Vorläufer dazu dienen, ihm mehr öffentliches Vertrauen zu erwerben, und es ist sehr zu wünschen, dass diese Absicht erreicht und das gemeinnützige Werk durch einen guten Verleger oder Beytritt mehrerer Liebhaber gefördert werden möge. Denn in Absicht der Sprachkenntnifs, des kunstgerechten Scharfsinns und der guten und feinen Beurtheilung, fällt das Probestück, welches Hr. *Z.* hier ablegt, so vorzüglich gut aus, dass ihm von allen billigen Kennern deshalb Gerechtigkeit wiederfahren muss. Er hat dazu die *Gothischen* Unterschriften von Kaufbriefen genommen, welche in Italien aufgefunden sind, und, der Kürze ungeachtet, doch besondere Wichtigkeit haben. Denn sie bestätigen durch die Uebereinstimmung der Sprache mit dem silbernen Codex, dass dieser unstreitig *Gothisch* ist. Daraus erhellet also zugleich die Unschicklichkeit des von der allgemein bey dem ganzen Volke üblichen Sprache oft und noch neuerlich, sogar auch von Hn. *Ihre*, gebrauchten besondern Namens *Ost-* und meistens noch schlimmer gar *Mösogothisch*. In Absicht der Schrift aber zeigen sie eine beträchtliche Abweichung vom silbernen Codex, und sind auch selbst unter sich wieder merklich verschieden, indem die *Arrezzoische* viel freyere Züge hat, als die zu *Ravenna* gemachten und zu *Neapel* aufgefundenen. Ob nun gleich zur Erklärung derselben schon *Lye*, *Knittel*, *Sabbatini*, *Suhm*, *Langebeck*, *Steenwinkel* und vorzüglich *Ihre* das beste geleistet haben: so ist doch für Hn. *Z.* eine ziemliche Nachlese übrig geblieben, welche er mit rühmlichem Erfolg zu Stande gebracht hat. Zu dem Ende ist *Ihre'ns* Abhandlung aus den in Deutschland seltenen *Novis actis reg. soc. scient. Upsaliens.* hier abgedruckt, worin er vollständiger ist, als in dem von Hn. *Gräter* in der Bragur aus dem Schwedischen übersetzten Schreiben an *Suhm*. Hr. *Z.* berichtigt und ergänzt aber in seinen Anmerkungen und Zusätzen mancherley, was er fehlerhaft findet oder seine Vorgänger ausdrücklich selbst noch für zweifelhaft angegeben haben. So ändert er in der ersten *Ravenna'schen* Unterschrift den Namen *Ufitahari* ganz wahrscheinlich in *Ufitaharith* oder *Ufitaharith*, und vereiniget die Wörter *Mith Gahlaibam* zu einem: *Mithgahlaibam*, Mitgehülfen, welches dem Lateinischen *Comministris* nach der Sprachähnlichkeit besser entspricht, als *Ihre'ns* gelehrte Erklärung. Das bisher ganz dunkele und daher für einen Namen gehaltene *Alamda* hält er nach der Wortfolge vielmehr für ein besonderes Amt, und sucht es durch Kirchenbeschützer von *Als* und *Moda* zu erklären. Auch schaltet er gelegentlich dabey manche gute Sprachbemerkungen über Stellen des silbernen Codex ein, welchen die Vorgänger nicht volle Genüge thun. Besonders handelt er die von ihnen übergangene Lehre von dem Buchstabenwechsel im *Gothischen* ausführlich ab, und zeigt den Uebergang der verwandten Mitlauter *th* und *d*, *f* und *b*, *h*, *g* und *k*, *f* und *z*, auch des *i* und *j*, *u* und *w* in einander, desgleichen die Verwechslung der Selbstlauter *a* mit *o*, *e* mit *i* und *ei*, *o* mit *u* und *u* mit *au* in mehreren Beyspielen zum Beweis der Liebe und Sorge für den Wohllaut. Zuletzt endlich beschliefst er mit der *Arrezzoischen* Urkunde, worin

worin auch jedes Wort nach Bedürfnifs berichtigt, erklärt und daruach ihr ganzer Sinn deutlich und zuſammenhängend dargeſtellt wird. Nach dieſem allen nun wird daher die kunſtrichterliche Befugniſs Hn. *Z's* zur Herausgabe des *Ulfilas* für einleuchtend bewährt anzunehmen ſeyn. Er verſpricht gewifs nicht zu viel, indem er behauptet, dafs ohne ſie weder die Berichtigung des Textes noch die Kunſtbehandlung der Sprache vollſtändig ſey, und ſein mühſames Unternehmen verdienet jede Empfehlung, welche dazu beytragen kann, dafs er es nach ſeinem Wunſch baldigſt mit dem glücklichſten Erfolg bekrönt ſehen möge.

Wien, gedr. b. Paykul: *Német Grammatika* etc. Deutſche Grammatik mit einem Leſebuch und dem dazu gehörigen kleinen Lexicon — verfaſst von *Joſ. v. Márton.* — *Zweyte* vermehrte Ausgabe. 1802. 56 u. 564 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebendaſ., b. Pichler: *Magyar Német és Német Magyar Lexicon.* Ungriſch-deutſches und deutſch-ungriſches Wörterbuch, verfaſst von *Joſ. v. Márton.* — *Zweyter* (deutſch-ungriſcher) Theil. *Erſte* Abtheilung. Vorn eine kurze deutſche Grammatik. Dann die Buchſtaben A — L. 1803. 48 S. u. 1204 Col. S. *Zweyte* Abtheilung. Die Buchſtaben L — Z. und hinten die Namen vieler Ortſchaften von Ungern und Siebenb. deutſch und ungriſch. 1804. 11 S. u. 1018 Col. S.

Hr. *v. Márton* iſt unſtreitig einer der wackerſten und emſigſten Grammatiker und Lexicographen Ungerns; er trägt das Seinige reichlich bey, den gelehrten Verkehr zwiſchen Deutſchen und Ungern, und zugleich die Bildung der Magyariſchen Sprache zu befördern. Von ſeiner deutſchen Grammatik und dem deutſchen Leſebuch für Magyaren wollen wir hier weiter nichts ſagen, als dafs ſie für das brauchbarſte Buch der Art anerkannt ſind, und dafs beſonders im Leſebuch die Auswahl des Aufgenommenen geſchickt und mit Geſchmack getroffen ſey. Sie dürften daher auch bald eine neue Auflage erſehen.

Von dem Wörterbuche ziemt uns an dieſer Stelle mehr zu erinnern, da daſſelbe auch für deutſche Sprachforſcher intereſſant ſeyn dürfte. Der Vf. hat den *zweyten* deutſch-ungriſchen Theil deswegen eher als den *erſten* ungriſch-deutſchen ans Licht geſtellt, weil er das gröſsere Bedürfnifs des *zweyten* bey ſeinen Landsleuten anerkannte. Seine Pränumeranten ſind meiſt magyariſche reformirte Studenten, welche deutſch lernen und deutſche Bücher verſtehen wollen; die groſse Zahl dieſer Lernbegierigen erregt wirklich die freudige Verwunderung des Rec. Die Anlage iſt, wie man ſieht, auf *zwey* Bände, jeden von *zwey* Theilen, folglich auf *vier* Theile von ziemlicher Stärke gemacht. Mit ſeltener Uneigennützigkeit hat der Vf. in Rückſicht auf die meiſtens aus Studenten beſtehenden Abnehmer den Pränumerationspreis des Wörterbuchs auf 1 fl. für den Band, offenbar mit eigenem Schaden, angeſetzt. Solch ein Mann verdient allerdings durch liberale Geſchenke ungriſcher Mäcenen für ſeine uneigennützige Mühe und Koſten entſchädigt zu werden; und ſchon hat er vom Fürſten Niclas Eſterházy, vom Hn. Ludw. v. Rhedei, von der Gräfin Károlyi, von Sr. Exc. dem Hn. Erzbiſchof v. Erlau Fuchs u. ſ. w. anſehnliche Geſchenke erhalten, und mehrere ſolche Unterſtützungen dürften nicht ausbleiben.

Der Vf charakteriſirt ſein Werk ſelbſt als eine Vorarbeit zu einem groſsen ungriſchen Nationallexicon. Schon im J. 1799. hatte er ein kleineres deutſch-ungriſches Wörterbuch geliefert; vergleicht man es mit dieſem Werke: ſo wird es klar, um wieviel der Vf. ſeitdem ſein Studium weiter getrieben hat, und was ſich für die Zukunft von ihm erwarten laſſe. Unſtreitig hat der Vf. viel mehr für ſein Fach gethan, als in der neuerlichen bey Weber und Hochmeiſter gedruckten Ausgabe des *Páriz-Pápai* geſchah. Vorzügliche Aufmerkſamkeit hat er darauf gewendet, deutſche wiſſenſchaftliche Ausdrücke auf eine angemeſſene Art ins Ungriſche zu übertragen, und bey Naturproducten, ſo wie bey technologiſchen Werkzeugen oder Erzeugniſſen entweder einen ſchon üblichen, oder einen neugebildeten ungriſchen Namen beyzuſetzen. Die verſchiedenen Bedeutungen der Wörter und die Verwandtſchaften der Begriffe hat er angefangen aus einander zu ſetzen, und mit den nöthigſten Beyſpielen zu erläutern. Ueberall ſind ſeine eigenen auf Reiſen geſammelten Sprachbemerkungen, ſeine Benutzung der *Földiſchen* und anderer gedruckten und ungedruckten Sprachbereicherungen, ſeine Bemühungen, durch Briefwechſel mit ungriſchen Gelehrten und Mittheilung gegenſeitiger Meinung neue nöthige Wörter aufzufinden und feſtzuſetzen, unverkennbar.

Einem Gelehrten, wie Hr. *M.*, iſt es kaum nöthig zu ſagen, wie viel er noch zu thun habe, um an das Ziel gröſserer Vollkommenheit zu gelangen; auch iſt hier der Ort nicht, dem Vf. Beyträge und Bemerkungen für eine künftige Ausgabe des Werks an die Hand zu geben. Eine baldige zweyte Ausgabe ſteht ohnehin zu hoffen, da die erſte, 2000 Exempl. ſtark, bey der Menge der Pränumeranten bald vergriffen ſeyn dürfte. Ein Paar Beyſpiele mögen jedoch zeigen, welches Intereſſe Rec. an den Bemühungen des Vfs. nimmt, und was er von einer zweyten Auflage zur jetzt ſchon möglichen Verbeſſerung des Ganzen erwarte. Das Wort *authentiſch* überſetzt der Vf.: 1) *igaz* (recht), *valóſágos* (wirklich), *jóféle* (guter Art), 2) *eredeti* (urſprünglich). Bey 1) iſt zu bemerken, dafs hier drey verſchiedene Nüancen der Begriffe vermiſcht werden; bey 2) aber, dafs auch eine Copie, welche gehörig vidimirt iſt, authentiſch ſeyn kann, daher 3) authentiſch auch glaubwürdig oder *hiteles* bedeuten kann, welches nicht bemerkt iſt. Das Wort *Deiſt* überſetzt der Vf. *tapaſztalás feletti Iſtenhivő* (der an einen über die Erfahrung erhabenen Gott glaubt). Nun ſteht aber der Deismus bekanntlich im Gegen-

Digitized by Google

Gegenſatz mit der Offenbarung, nicht mit der Erfahrung, wenigſtens laſſen viele Deiſten den Beweis der Exiſtenz Gottes *a poſteriori* gelten. Das *Lehn (feudum)* wird hier ungriſch gegeben: „*fejedelemtöl valakinek adatott jutalom jószág*", ein vom Fürſten jemanden zur Belohnung verliehenes Gut; das weſentliche des Lehns, die Lehnsverbindlichkeit, iſt ganz übergangen; hier muſs ſich der Vf. in der nächſten Ausgabe bey *Böhmer* Raths erholen. Auch wird ein in Arenda oder Pacht gegebenes Gut nicht wohl unter dem Namen Lehn verſtanden u. ſ. w. Rec. ſieht dem ungriſch deutſchen Bande des Wörterbuchs mit Verlangen entgegen.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Rabenhorſt: *Phaedri*, Auguſti liberti, *Fabularum Aeſopiarum libri quinque*, mit grammatiſchen und erklärenden Anmerkungen. 1802. XXII u. 356 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Herausg. wollte mehreren Claſſen von Leſern dienen, und wurde dadurch ſo weitläuftig, oft weitſchweifig, daſs man ſich nur mit Mühe durch die Anmerkungen durcharbeitet. Der Knabe wird Unluſt empfinden, wenn er aus langen Noten erſt herausſuchen ſoll, was ihm nützt, dem gebildeteren Leſer und Liebhaber wird auch die Luſt vergehen, ehe er durch die für den Elementar Schüler berechneten Trivialitäten zu den nur dünn geſäeten Bemerkungen für Kenner und gelehrtere Leſer gelangt. Statt der beſtändigen Verweiſungen auf *Jani Ars poëtica* und auf *Bröders* Spachlehre hätten wir zur Stelle eigne, kurze, bündig ausgedrückte Erklärungen vorgezogen. Sachbemerkungen ſind an ſich nicht zu tadeln, aber weitläuftige Ausführungen gemeiner Dinge aus der Naturgeſchichte gehören in die Naturgeſchichte. Dafür hätten wir gewünſcht, der Herausg. möchte eine nützliche Uebung des jugendlichen Scharfſinns durch fleiſsige Hinweiſung auf die Aeſopiſchen Fabeln, welche *Phäder* frey bearbeitet, durch Kritiken über *Phäders* Fabeln, inſonderheit die ſo oft unpaſſenden Epimythien derſelben, veranlaſst haben. Das Verdienſt, die Erklärung des Fabeldichters der Jugend erleichtert und über manche Stellen prüfungswerthe Bemerkungen gemacht zu haben, wollen wir aber dem Herausg. keinesweges abſprechen. Er zeichnet ſelbſt als eine ſolche Stelle Fab. 3, 4. aus, wo er den *Simius*, der in der Fleiſcherbude *inter reliquias merces atque opſonia* hängt, für einen *Fiſch* (der allerdings, woran der Herausg. noch zweifelte, unter dem Namen πίθηκος bey den Alten vorkommt. S. *Ael.* Naturgeſch. 12, 27. und daſ. *Schneider*, welcher mit *Merrem* den *Pegaſus draconis* oder *volans Linn.* darunter verſteht) hält, theils, weil das Eſſen des Affenfleiſches in Rom nicht erwieſen ſey, theils, weil *opſonium* beſſer auf einen Fiſch paſſe und hauptſächlich von Fiſchen gebraucht werde. Sinnreich ausgedacht; nur hätte ſich dann *Phädер* wohl weniger zweydeutig ausdrücken ſollen. Im folgenden Vers: *Quale, inquit, caput eſt, talis praeſtatur ſapor*, erklärt er *caput* richtig vom ganzen Thier, und überſetzt: „Wie es ſieht, ſo ſchmeckt es auch." Der Vf. der Nutzanwendung, oder vielmehr dieſsmal der Kritik über die Fabel, ſcheint freylich *caput* eigentlich verſtanden zu haben, weil er von *turpi facie* ſpricht; aber dieſes ganze Epimythium v. 5—7. iſt wohl, wie auch *Bothe* andeutet, das Werk eines Mönchskopfs, bey dem auch in der einen oder der andern Bedeutung gelten mochte: *Quale caput eſt, talis praeſtatur ſapor.* Der ſchlaue *Metzger* bediente ſich, mit dem doppelſinnigen *Sapor* ſpielend, auf eine luſtige Weiſe eines Gemeinplatzes, nach welchem man das Innere des Menſchen *(ſapor i. mens, ingenium)* nach dem Aeuſsern *(caput)* beurtheilte, und in einem ſchönen Körper eine ſchöne Seele, in einem häſslichen eine häſsliche vermuthete, und trägt dieſes auf ſein Schlachtvieh über. Mit einem ähnlichen, unüberſetzbaren Wortſpiel wird der *ſapor* eines geſchlachteten Schweins mit dem *ſapor* eines dummen Sklaven beym *Plautus* Mil. 2, 6, 103 ff. verglichen: *Sät edepol certo ſcio, Occiſum ſaepe ſapere plus multo ſuem, Cum manducatur* etc. Fab. 5. v. 3. iſt *ad poenitendum rebus manifeſtis agi* wohl nicht ganz genau überſetzt: „Sie laſſen ſich nur durch offenbare Thatſachen auf andre Gedanken bringen." Die Menſchen, ſagt *Phäder* v. 1—3., ſtraucheln oft aus blinder Vorliebe, und, während ſie hartnäckig auf ihrer Meinung beharren, werden ſie endlich durch den Augenſchein (vgl. v. 37.) überführt und zur Reue und Scham gebracht. v. 4. wie Fab. 7, 16. behält der Herausg. *nobilis* bey, ohne die Gründe erwogen zu haben, welche *Burmann* für *Heinſius* Aenderung *nobiles* angiebt. v. 6. *novitatem oſtendere* wird „ungewöhnliche Künſte" erklärt, noch beſſer, ganz neue Kunſtſtücke, gerade wie der Dichter *Amphis* beym *Athenäus* 4, 23. S. 175 A. καινὸν ἐξεύρημα ἀσελγείας, mit deſſen Worten: καινὸν ἐξεύρημά τε Ἡμέτερον· ὃ θεάτρῳ μὲν οὐδὲ ποτ' ἐδείχθη die Verſe des *Phäder* 9 f.: *habere dixit ſe genus ſpectaculi, Quod in theatro numquam prolatum foret* vollkommen übereinſtimmen. v. 7. *venere artifices* bezieht ſich, wie richtig erklärt wird, darauf, daſs ſich dieſe Künſtler bey dem, der die Spiele geben wollte, meldeten. Die Benennung *ſcurra* v. 8., von welcher umſtändlich gehandelt wird, umfaſst die bey den ſpätern Griechen und Römern ſehr zahlreiche Gattung der Γελωτοποιοὶ und Mimi. v. 12. heiſst: *paulo ante vacua turbam deſiciunt loca*, nicht: „kurz vorher fehlte es an leeren Plätzen für die Menge Zuſchauer," ſondern: der kurz vorher noch leere Raum faſste nicht mehr die zudringende Menge. v. 25. wird *favor* richtig von dem günſtigen Vorurtheil für den *Scurra* verſtanden, welches die Gemüther eingenommen hatte. v. 31. iſt ſehr unbequem an dieſer Stelle und wird von *Bothe* beſſer hinter v. 33. geſetzt. v. 34. überſetzt der Herausg. *cogit ruſticum trudi foras*, erzwingt es, daſs der Bauer mit Gewalt herausgeſchoben wird. In der 7ten Fabel v. 5. heiſst es vom Flötenſpieler *Princeps*: „*operam Bathyllo ſolitus in ſcena dare*," welches der Herausg. ſehr obenhin überſetzt: „der am Theater beym Bathyll engagirt war," da es heiſsen ſollte: welcher den

Tanz

Tanz des Bathyllus mit seiner Flöte begleitete, wie sich schon aus v. 14 f. ergiebt: *cujus flatibus Solebat excitari saltantis vigor.* Vgl. die Anm. des Herausg. zu Fab. 5, 14. — Die Schwierigkeiten, welche v. 25 f. hat, werden kaum berührt. Die Lesart der Handschriften ist: *Tunc chorus ignotum more docto (i. docta ratione, modis doctis) canticum Impositi*, welches letztre Wort blofs mit *Bentley* in *Insonuit* verändert zu werden braucht. Ein ähnlicher Glückwunsch, wie er hier v. 27. angeführt wird, kommt beym *Sueton Calig.* 6. vor: *Expergefactus e somno Tiberius est gratulantium vocibus, atque undique concinentium, Salva Roma, salva patria, salvus est Germanicus.* Er, *Princeps*, konnte wohl nicht glauben, dafs das *salvo principe* auf ihn gehe, da er ja selbst mit einen Theil des Chors ausmachte, wie sein ganzer theatralischer Anzug v. 36 f. beweist, sondern er glaubte nur, dafs die applaudirenden Zuschauer die Stelle auf ihn deuteten oder anwendeten. Auch mufs mit *Bentley* v. 28 f. hergestellt werden: *Jactat basia Tibicen.* Die Ritter bemerkten nach v. 30. den Mifsverstand zuerst. Natürlich, weil sie zunächst an der Scena und Orchestra sassen, folglich des Flötenspielers verbindliche Pantomimen aus erster Hand hatten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bremen, b. Seyffert: *Religiöse Unterhaltungen für die häusliche Andacht.* Von *Chr. Ge. Ludw. Meister*, Dr. u. Prof. der Theol., Pastor primarius an der Kirche zu U. L. F. und Rect. des Gymnas. illust. zu Bremen. *Zweyter* Theil. 1804. XIV u. 434 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die *erste* Hälfte dieses *zweyten* Theils enthält die Fortsetzung der von dem Vf. vor mehrern Jahren herausgegebenen *Erklärungen wichtiger Stellen der heiligen Schrift; aus Moshems Werken gezogen*, und mit praktischen Zusätzen für die häusliche Erbauung begleitet. Rec. ist der Meinung, dafs die Mosheimische, mehr überredende, als durch Gründe überzeugende Erklärungsart der Bibel für *unser* Zeitalter nicht mehr recht passend sey. Es ist mit unter so viel Spielendes, auf Umwegen Gesuchtes darin, wodurch weder der, welcher Belehrung, noch der, welcher Erbauung sucht, befriedigt werden möchte. — Selbst so, wie es Hr. *M.* hier concentrirt wiedergiebt, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dafs manches anders, manches gar nicht hätte gesagt werden müssen, wenn Verstand und Herz Befriedigung finden sollten. So werden z. B. die Worte 3 Mos. 19, 18. *du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst*, so commentirt: „Man sieht in denselben, wenn man sie genau betrachtet, ein doppeltes *Gesetz*. Das erste: Du sollst deinen Nächsten *weniger lieben, als Gott*. Niemand läugnet, dafs ich Gott mehr lieben müsse, als mich selbst, oder dafs ich meine irdische Wohlfahrt *aus den Augen setzen müsse*, wenn ich sie nicht *beschützen*, kann, ohne die Pflichten zu *versäumen*, die ich Gott *leisten* mufs. Soll ich also meinen Nächsten, wie mich selbst, lieben, so folgt, *dafs ich ihn weniger, als Gott, lieben mufs.* — Das *andere*: Du sollst deinen Nächsten *nicht mehr lieben, als dich selbst.*" Auch dieser Satz wird auf einem ähnlichen Umwege bewiesen und mit ermüdender Weitläufigkeit ausgeführt. — An andern Orten werden längst abgemachte und längst vergessene philosophisch-theologische Sätze, welche zu *Moshems* Zeiten vielleicht berücksichtigt werden mufsten, aufgestellt, um sie zu widerlegen und Belehrungen daran zu knüpfen. Dahin rechnet Rec. einen grofsen Theil dessen, was bey Gelegenheit der Stelle 1 Joh. 2, 15—17. *Habt nicht lieb die Welt* u. s. w. und Philipp. 2, 5—8. *Welcher ob er wohl* u. s. w. gesagt wird; obschon das, was Hr. *M.* zu ihrer erbaulichen Anwendung hinzugefügt hat, sehr passend und zweckmäfsig ist. — Auch können wir es nicht unbemerkt lassen, dafs die Verse, welche vor und hinter jeder Abhandlung stehen, nicht ganz gut gewählt, wenigstens nicht von grofsem poetischen Werth sind. Z. B. S. 152. vor der Erklärung der Stelle 1 Joh. 2, 12—14:

„Nicht auf einmal klimm ich *hinan*
Zu jener sel'gen *Höhe*;
Schmal ist der wahren Tugend *Bahn*,
Die ich hier vor mir *sehe*.
Stets mufs ich wachsen in der Zeit" u. s. w.

Viel besser, als diese exegetisch-moralische *erste* Hälfte des Buchs hat Rec die *andere* gefunden, welche Auszüge aus Predigten des Vfs. über die Leidensgeschichte Jesu nach dem Johannes enthält. Hier wandelt sich die trockne, blofs untersuchende Sprache in eine herzliche, eingreifende Rede um. Man merkt eine gewisse Einheit der Gedanken und des Ausdrucks, und wenn man auch manches gern mit wenigern Worten ausgedrückt wünschte, so fühlt man sich doch erbaut, indem man liest. Hie und da sind dem Rec. freylich auch Stellen vorgekommen, welche gradezu *seine* Erbauung störten. Warum läfst Hr. *M.* doch S 232. Jesum sagen: *Allen Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch* u. s. w. Uns dünkt, dafs der Erlöser grade hier sich *sein* subjectives Verhältnifs zu Gott, nicht das *aller Menschen* zu ihm dachte, und dafs es die Andacht des Andächtigen stört, wenn er diefs schöne Gebet, auf eine solche Art verändert, lesen mufs. Auch sind vielleicht einzelne Worte, welche Jesus redete, und Vorfälle aus seinem Leben hie und da etwas zu weit ausgesponnen; wir zählen aber dennoch diese vierzehn Passionspredigten zu den bessern, welche über die drey letzten Kapitel des Evangeliums Johannis gehalten sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. März 1805.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Halle, b. Gebauer: *Liturgiſches Journal.* Herausgegeben von *Heinr. Balth. Wagnitz. Dritter* Band. 1804. 493 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch dieſer *dritte* Band enthält, gleich den vorigen, manche nützliche liturgiſche Vorſchläge und Bemerkungen, brauchbare Formulare und gründliche Recenſionen liturgiſcher Schriften; aber freylich ſind in einer Sammlung von Aufſätzen mehrerer Verfaſſer Widerſprüche und Wiederholungen einer und eben derſelben Sache unvermeidlich. — Mit Uebergehung der Recenſionen, und der (zum Theil unerheblichen) liturgiſchen Nachrichten, will ſich Rec. nur auf die Beurtheilung derjenigen Vorſchläge und Aeuſserungen, Reden und Formulare einſchränken, die er theils billigt, theils nach ſeiner Einſicht mifsbilligen mufs.

Das *erſte* Stück eröffnet der Aufſatz eines Ungenannten: *Ueber das Verhältnifs unſrer proteſtant. ſtädtiſchen Kirchen zu den verbeſſerten liturgiſchen Formen des neunzehnten Jahrhunderts.* Nach ſeiner Meinung paſſen unſre Kirchen (in groſsen Städten) nicht wohl zu liturgiſchen Verbeſſerungen; zwiſchen beiden iſt ein Contraſt, der die Wirkung dieſer letztern ſchwächt, und ihnen wohl gar zum Theil eine ganz andere als die bezielte Richtung giebt. — Aber ſo gar arg, wie es der Vf. vorſtellt, ſcheint es nach Rec. Einſicht doch nicht zu ſeyn. Das einzige Unbequeme möchte wohl ſeyn, dafs der Prediger die Regeln einer guten Declamation und Action, wenn er ſie auch auszuüben verſteht (welches eben nicht oft der Fall ſeyn dürfte), in einer groſsen Kirche nicht genau befolgen, mit der Stimme nicht gehörig abwechſeln, ſich nicht von einer Seite zur andern bewegen darf, ſondern ſeine Stimme zu ſtark anſtrengen, und gerade vor ſich hinſehen mufs, wenn er von den Zuhörern, welche nicht nahe an der Kanzel ſitzen, verſtanden ſeyn will. Das iſt aber nun einmal nicht zu ändern. Die bisherigen Kirchen der neuen Liturgie zu Gefallen nieder zu reifsen, und überall neue, vielleicht herrnhutiſche Betſäle zu bauen, hält der Vf. ſelbſt für unausführbar, ob er es gleich im liturgiſchen Enthuſiasmus wohl wünſchen möchte. Was aber die neu zu erbauenden Kirchen betrifft, ſo wünſcht er, was auch ſchon Andere in Vorſchlag gebracht haben, dafs die für unſere gottesdienſtlichen Verſammlungen beſtimmten Räume nicht zu groſse Gebäude ſeyn, und wo möglich ſo eingerichtet werden möchten, dafs ſie im Winter geheizt werden könnten u. ſ. w. — So wie die Kirchen in manchen volkreichen Städten *jetzt* beſucht werden, möchten freylich mittelmäfsige Gebäude hinreichend ſeyn; aber diejenigen, die keine Luſt haben, den öffentlichen Gottesverehrungen beyzuwohnen, würden vielleicht auch alsdann ſich nicht einfinden, wenn ſie in einem prächtigen und eingeheizten Zimmer alle gewünſchten Bequemlichkeiten fänden. Nur im Anfange könnten ſie vielleicht durch den Reiz der Neuheit angelockt werden. Es könnte aber doch wohl eine Zeit kommen (und welcher Freund der Religion wird es nicht wünſchen?), da die Kirchen wieder fleifsiger beſucht würden, und noch jetzt bemerkt man an manchen Orten in ziemlich groſsen Kirchen, dafs die meiſten Kirchenſtühle beſetzt ſind. Wie viele neue Kirchen müſsten in einer volkreichen Stadt gebaut, wie viele neue Parochieen errichtet werden, wenn dieſer Vorſchlag realiſirt werden ſollte? Die Vorſchläge des Vfs., die Einrichtung der neu zu erbauenden Kirchen betreffend, mögen diejenigen prüfen, die einſtens Hand an das Werk legen werden. Das dürfte aber wohl ſobald nicht geſchehen. — Die *hiſtoriſchen Erläuterungen des Taufformulars in den ſächſiſchen Agenden* (eine Beylage zum lit. Journ. B. II. St. 2. S. 157.) ſind leſenswürdig, verſtatten aber keinen Auszug. Ganz richtig wird unter andern bemerkt, dafs der *Exorciſmus* bey der Taufe, nach der Abſicht derer, die ihn eingeführt haben, eine förmliche *Teufelsaustreibung* ſeyn ſollte. Dafs *Luther* ſich von den bisherigen Ideen über die Gewalt des Teufels nicht losmachen konnte, und wenigſtens einige Exorciſmen beybehielt, iſt ihm zu verzeihen. Aber in unſern Zeiten ſollte ein ſo ärgerlicher Gebrauch billig ganz abgeſchafft werden. — Die *Altargebete* von Hn. *Lehmus* nehmen oft einen hohen, dichteriſchen Schwung, dürften aber eben deswegen von dem gröfsten Theil der Zuhörer wenig verſtanden werden.

Zweytes Stück. *Ueber die öftere Abwechslung mit liturgiſchen Formeln*, vom Hn. Pred. *Veiltodter*. Der Vf. theilt unſere liturgiſchen Formeln in zwey Klaſſen, in *belehrende* und *Gebetsformeln*. Er iſt einer *öftern Abwechslung* der Formulare, zumal bey ſeltenern Religionshandlungen, z. B. der Taufe und Abendmahlsfeyer nicht günſtig. „Das neue Formular, ſagt er, wird nicht begriffen, und bis es bekannt und gefaſst wird, ſoll es ſchon wieder mit einem andern vertauſcht werden. So würde Mangel an Aufmerkſamkeit, Theilnahme und gröfserer Andacht ſich immer finden, ſo würde dann eigentlich mechaniſches Formelweſen durch eine Maafsregel unterhalten, die ihm

ihm, gerade entgegen wirken foll." Aber warum follte denn ein neues Formular nicht begriffen werden können, wenn es in einer gemein verftändlichen Sprache abgefafst ift? Es giebt freylich in einer jeden Gemeinde ganz verwahrlofete, gedankenlofe Menfchen, die auch den deutlichften Vortrag nicht verftehen. Aber follen wir ihretwegen auch das *Predigen* einftellen, weil hier fogar alle Sonntage abgewechfelt, immer eine neue Predigt gehalten werden mufs? Nach Rec. Einficht ift auch hier die Mittelftrafse die befte. Abwechfelung ift nöthig, damit das Mechanifche vermieden werde; aber man kann die Sache übertreiben. Das meynt auch vielleicht der Vf., wenn er von *öfterer* Abwechfelung fpricht. Was die *Gebete* betrifft, fo mifsbilligt er es *erftlich*, wenn die Predigt mit einem Gebete angefangen wird, worin er bekanntermafsen viele Vorgänger hat. Der Prediger, der feinen Vortrag mit einem Gebete beginne, fagt er, fange fein Gefchäft verkehrt an — er verlange, dafs die Worte, fo wie fie dem Hauche entfchweben, mit Zauberkraft die geheifchten Ideen und Gefühle erwecken und entzünden, feine Zuhörer die Wirkung jedes Satzes empfinden, noch ehe fie ihn verftehen lernten, und fogleich beym erften Worte in diejenige Seelenftimmung verfetzt werden, in welcher er fich erft am Schluffe feiner Meditation befand u.f.w. — Aber welcher verftändige Prediger wird das verlangen? Es wird ihm genug feyn, wenn er feine Zuhörer durch ein kurzes, kräftiges Gebet nur in eine andächtige Stimmung verfetzt, und diefe Abficht wird er wenigftens bey Vielen erreichen. Rec. ift mit den *Zollikoferifchen* Gebeten vor feinen Predigten nicht ganz zufrieden, weil fie zu lang find, und weil dem Allwiffenden bisweilen zu viel vorerzählt wird; aber demungeachtet machten fie bey manchen Zuhörern einen ungemein ftarken Eindruck. Indeffen glaubt Rec., dafs man hier keine allgemeine Regel feftfetzen follte. Eine Predigt kann auch gut und vortrefflich feyn, wenn ihr gleich kein Gebet vorausgefchickt wird. — Mit den gedruckten Gebetsformeln verhält es fich nach des Vfs. Meinung eben fo, wie mit den Gebeten vor dem Anfang der Predigt, fobald ihr Inhalt der Gemeinde noch unbekannt, und fie nicht allenfalls noch durch einen vorbereitenden Eingang, oder durch die fpeciellfte Veranlaffung der zu erregenden Gefühle fchon fo empfänglich ift, dafs ihr die Worte durch Ideenverbindung dem Inhalt nach fchon befreundet find, und die in der Seele liegenden Gefühle fogleich erwachen. — Aber ein chriftliches Gebet beziehet fich ja auf bekannte chriftliche Wahrheiten, Lehren und Pflichten, oder auf göttliche Wohlthaten, deren Kenntnifs bey den Zuhörern vorausgefetzt wird, und die darauf fich beziehenden Gefühle follen eben durch das Gebet *erweckt* werden. Warum follte diefs nicht möglich feyn? Aber der Zuhörer kann doch nicht mitbeten (!), fagt Hr. *V.* Das foll doch wohl heifsen: er kann die Worte nicht nachfprechen. Aber wozu ift das nöthig? Wenn er nur *nachdenkt*, fo kann er zu religiöfen Gefühlen erweckt werden; und wenn er *das* nicht kann, fo hat er auch von dem Nachfprechen eines ihm fchon bekannten Gebetes keinen Nutzen. Indeffen ift Rec. felbft der Meinung, dafs in Anfehung der Abwechfelung die Mittelftrafse die befte fey. — *Soll der proteftantifche Prediger jetzt noch abfingen?* Vom Pred. *Müller* zu Neudorf in der Grafffchaft Hoya. Hr. *M.* legt einen zu grofsen Werth auf das Abfingen der Prediger, da hingegen ein Anderer fchon das Abfingen des V. U. und der Einfetzungsworte bey der Abendmahlsfeyer für langweilig und fruchtlos hält (St. 3. S. 305.). Der Vf. hält den Einwurf, dafs fo viele Prediger keine Gefchicklichkeit im Singen haben, zwar nicht für unbedeutend, glaubt aber nicht, dafs er hinreichend fey, die Nothwendigkeit der Abfchaffung des Abfingens zu begründen. — Auch Rec. ift nicht für die gänzliche Abfchaffung; aber, wie der Hr. Herausg. (S. 149) richtig bemerkt, nur Doxologieen und was diefen ähnlich und mit ihnen verwandt ift, fcheinen fich zum Abfingen zu eignen. Nach Rec. Gefühl ift auch das Abfingen der Einfetzungsworte des Abendmahls erbaulich, wenn der Prediger gut fingt, und würde noch erbaulicher feyn, wenn es, wie Einige gerathen haben, von der Orgel auf ein fchickliche Art begleitet würde. Aber wie ift der Ungefchicklichkeit fo mancher, vielleicht der meiften Prediger im Singen abzuhelfen? Hr. *M.* fagt: Sie mögen es lernen. Aber die Natur läfst fich nicht zwingen, und wo die natürliche Anlage ganz fehlt, da wird aller Unterricht und alle Anftrengung nichts fruchten. Aus diefem Grunde wäre zu wünfchen, dafs das Abfingen der Prediger eher vermindert als vermehrt werden möchte, zumal da auch Manche von denen, die eine gute Stimme haben, auch wohl etwas von der Mufik verftehen, fo entfetzlich affectiren, dafs man die Ohren verftopfen möchte, wenn man fie fingen hört. — Unter den Reden und Formularen in diefem zweyten Stücke zeichnet fich vorzüglich aus: *Feyer des Hervorgangs der Durchlauchtigften Frau Erbprinzeffin von Thurn und Taxis aus den Wochen zur öffentlichen Gottesverehrung* — in der neuen Kirche zu Regensburg am Sonnt. Sexag. 1803. um 11 Uhr. — Von dem Hn. Kirchenrath *Lang*.

Drittes Stück. *Ueber Kirchengefang und Mufik*, vom Hn. *W. Schröter* zu Leipzig. Hr *Schr.* fagt in diefem Aufsatze viel Wahres und Beherzigungswürdiges; nur ift er zu weitfchweifig, und manche feiner Forderungen find übertrieben. Nach feiner Meinung follte, wo möglich, jedes Lied feine eigene Melodie haben, weil eine und eben diefelbe Melodie unmöglich mit dem Geifte und Inhalte mehrerer Lieder harmoniren könne, wäre fie auch das gröfste Meifterftück von dem gröfsten Künftler. — Wahr ift es, dafs in den meiften neuen Gefangbüchern über manche Lieder höchft unfchickliche Melodieen gefetzt worden find, die mit dem Inhalte fchlechterdings nicht harmoniren. Aber es giebt doch auch viele Lieder von ähnlichem Inhalte, zu welchen eine und eben diefelbe Melodie fehr gut pafst. Es hält an den mei-

Digitized by Google

meiſten Orten, auch in Städten, äuſserſt ſchwer, eine neue Melodie einzuführen. Schülern kann zwar eine neue Melodie leicht beygebracht werden; ſchwer aber der Gemeinde. Weder Schüler, noch Orgel, noch Blas-Inſtrumente können durchdringen, wenn die Verſammlung zahlreich iſt; und aller ſolcher Hülfsmittel ungeachtet, wird lange Zeit erfordert, bis eine neue Melodie nur erträglich von einer ganzen Gemeinde geſungen werden kann. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſcheint die Forderung des Hn. *Schr.* ſehr ſonderbar zu ſeyn. Eben ſo übertrieben iſt die Forderung, dafs die Muſik, ſie mag nun *vor* oder *nach* der Predigt aufgeführt werden, von der Beſchaffenheit ſeyn ſoll, dafs die durch ſie zu erregenden Gefühle und Empfindungen mit den ſchon vorhandenen oder noch zu erweckenden *vollkommen* harmoniren. Wie wäre das anzufangen? Wenn der Prediger einige muſikaliſche Kenntniſſe beſitzt, ſo ſoll er eine mit dem jedesmaligen Geiſte ſeines Vortrags harmonirende Muſik ſelbſt wählen. Iſt er nicht muſikaliſch, ſo ſoll er mit dem Cantor, oder mit demjenigen, von welchem die Wahl und Aufführung der Kirchenmuſik abhängt, ſich dahin vereinigen, dafs er dieſen im Allgemeinen mit dem Inhalte ſeines jedesmaligen Vortrags bekannt mache, ihm auch wohl ſage, ob er in einem ruhigen Tone ſprechen, mehr den Verſtand der Zuhörer zu belehren, als ihre Gefühle in Bewegung zu ſetzen ſuchen werde. Jedoch, der Vf. ſieht ſich am Ende ſelbſt genöthigt, die Unmöglichkeit einzugeſtehen. Er giebt daher den Rath, die Muſik in allen Dorfkirchen ganz abzuſchaffen, auch nur in denjenigen Stadtkirchen ſie beyzubehalten, wo man an paſſenden, geiſtvollen Tonſtücken, an geſchickten Muſikern und Sängern keinen Mangel leidet. Hierin ſtimmt Rec. mit ihm vollkommen überein. — *Klopſtock als Liederdichter.* Für die Güte dieſes Aufſatzes bürgt ſchon der Name *Niemeyer.* Die Vorzüge und Fehler *Klopſtocks*, als Dichters und Verbeſſerers geiſtlicher Lieder, werden ganz unparteyiſch gewürdiget. — Unter der Rubrik: *Reden und Formulare*, ſtehen zuerſt *muſikaliſche Texte* vom Hn. Prediger *Meinecke* zu Quedlinburg. Was er in der Vorerinnerung ſagt, verdient beherziget zu werden. Er glaubt mit Recht, es würde von vorzüglichem Nutzen ſeyn, wenn bey der Muſik die Gemeinde mit ins Intereſſe gezogen würde, ſo dafs ſie nicht blofs müſsig zuhörte, ſondern ſelbſt an dem Geſange Antheil nähme, welches man dadurch bewirken könnte, dafs man von der gewöhnlichen Form der Cantaten, nach welcher ſie aus Chören, Recitativen, Arien und Arietten beſtehen, etwas abwiche, dafs man nämlich Chöre, Arietten für einzelne Sänger, und Chorale für die Gemeinde in paſſender Verbindung mit einander abwechſeln lieſse. Eine nach dieſer Art von ihm bearbeitete Cantate (St. 4. S 471.), ſo wie die übrigen hier gelieferten Proben, verdienen allen Beyfall.

Viertes Stück. Die erſte Rubrik enthält dieſsmal eine einzige Abhandlung: *Ueber die Copulation der Verlobten.* Vom Hn. Hofprediger *Janiſch.* Gut, aber nur zu weitſchweifig. Das Beſte iſt der Schluſs, welchen Rec. wörtlich hieher ſetzt: „Es verdient allen Dank der Nachwelt, *wenn gute und menſchenkundige Männer darauf denken, das Religiöſe mehr in Aufnahme zu bringen;* aber es iſt zu bedauern, dafs ſo viele Vorſchläge geſchehen, welche zu den flüchtigen und unüberlegten Einfällen gehören! — Regenten, Miniſter, Räthe u. dgl. werden ſehr leicht des Leſens und Prüfens müde, wenn ſie mit Planen überſchwemmt werden, welche nicht für unſre Welt paſſen, und man hat wahrhaftig nicht Urſache ſich zu wundern, wenn zuletzt auch beſſere Vorſchläge nicht geleſen werden; wenn zuletzt der Eifer, Reformationen zu begünſtigen, erkaltet."

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, a. K. d. Vfs.: *Die Mineral-Quellen in Schleſien und Glatz*, von *G. P. Megalla.* 1802. X u. 102 S. 8. (18 gr.)

Nicht allein den Aerzten in Schleſien und Glatz und in den angränzenden Ländern, ſondern allen Aerzten, die ſich die Mineralwaſſer zu keinem beſondern Studium gemacht haben, und, was dahin gehört, nur aus einer oberflächlichen Lectüre kennen, verdient dieſe Schrift empfohlen zu werden. Für erſtere hat ſie den ſpeciellen und localen Nutzen, dafs ſie ihnen einen gedrängten Unterricht über die vorzüglichſten Geſundheitswaſſer ihrer Gegend ertheilt, nach welcher ſie über die Wahl des Curorts bey Kranken mit Einſicht und Zweckmäfsigkeit entſcheiden können, und ein ſolcher Unterricht wirkt beſſer und humaner für die Aufnahme und das Finanzweſen der inländiſchen Mineralquellen, als ein landesherrliches Verbot der Reiſen in ausländiſche Curörter, das bey manchen individuellen Lagen und Verhältniſſen der Curgäſte drückend iſt und die natürliche Freyheit des ärztlichen Zutrauens einengt. Die auswärtigen Aerzte werden bey der Lectüre dieſer Schrift auf manche Berichtigungen ihrer bisherigen falſchen Anſichten über den Gebrauch und die Wirkungsart der Mineralquellen überhaupt treffen; Aufhellungen über manche Dunkelheit finden, worin ſie ſich bisher in Rückſicht der ärztlichen Anwendungsarten derſelben befanden, und manchen Wink für eine zweckmäfsige Leitung der Vorbereitung ihrer Kranken zum Gebrauch dieſes oder jenes Mineralwaſſers erhalten. Der *Beſchreibung der Mineralquellen ſelbſt* hat der erfahrne Vf. *allgemeine Paragraphen für die Brunnen- und Badegäſte* auf 40 Seiten vorausgeſchickt, die ein allgemeineres Intereſſe haben. *Ueber den Gebrauch der Mineralwaſſer im Allgemeinen.* Der Vf. rechtfertigt hier die Wirkungskraft der Mineralwaſſer, und giebt einige Bedingungen an, unter welchen die Cur am beſten gelingt. Seiner Bemerkung, dafs zuweilen zwey kürzere Curen in einem Sommer von beſſerem Erfolge ſind, als eine längere ohne Unterbrechungen, ſtimmt Rec. aus Erfahrung bey. *Von der Trink-Cur.* Es gebe für das Vergröſsern

ſern und Vermindern des Trinkmaſses noch keine Formel; nur der Fingerzeig der Natur, gedeutet durch den erfahrnen Arzt, leite mit Sicherheit. Auch bey dem einfachſten Mittagsmahl ſolle man kein Mineralwaſſer trinken (das mögen ſich die Liebhaber des Selters merken), drey Stunden darnach, jedoch ſparſam, ſey es heilbringend. *Allgemeine Wirkungen der Bäder aus gemeinem Waſſer.* Ueber die Temperatur der Bäder, die der Vf. in heiſse, die bey 100 Gr. Fahrh., warme, die bey 90 Gr., laue, die bey 85, kühle, die bey 75 Gr. anfangen, und kalte, die unter 75 Gr. ſind, eintheilt. Die Wirkung der warmen Bäder unterſcheide ſich dadurch von den übrigen Wärme hervorbringenden oder vermehrenden Reizen, z. B. des Weins, der flüchtigen Subſtanzen u. ſ. w., daſs dieſe die Wärme durch die erhöhte Thätigkeit der Fibern und die davon abhängende Vermehrung der Abſonderungen hervorbringen, das warme Bad aber die Wärme mehr ſelbſt giebt, ohne dieſe erhöhte Aeuſserung der körperlichen Thätigkeit. Allgemeine *Ueberſicht der Wirkungen der Bäder aus Mineralwaſſern.* Der Vf. meynt, auf die Quantität der fixen-Beſtandtheile in den Mineralwaſſern könne bey Bädern aus denſelben keine ernſthafte Rückſicht genommen werden, weil auch die reichhaltigſten unter ihnen zu arm daran ſind, als daſs man von denſelben etwas groſses erwarten könnte (ſo ganz kann Rec. dieſer Meinung nicht beyſtimmen; doch hier iſt der Ort nicht, ſeine Gründe dagegen mit erforderlicher Umſtändlichkeit anzuführen), ſondern es komme bey der Würdigung der Wirkungen derſelben mehr auf die natürliche Temperatur derſelben und auf die Natur und Menge ihres Gasgehalts an. *Von den verſchiedenen Arten der Bäder.* Nicht neu, aber wahr, und vielen noch unbekannt. *Ueber die Verbindung der Trink-Cur mit der Bade-Cur, nebſt einem Blicke auf die Diätetik.* Zu kurz. Des Vfs. *Beſchreibungen der Mineralquellen* ſelbſt ſind nach der Natur aufgenommen, und erregen den Wunſch nach einer vollſtändigen Ausführung, der in Rückſicht einiger von dieſen Quellen auch ſchon erfüllt iſt. Es ſind nicht alle Mineralquellen in Schleſien und Glatz beſchrieben, ſondern nur die beſuchteſten, und von dieſen wird ihre Geſchichte kurz erzählt, ihre Umgebungen werden gedrängt, aber maleriſch dargeſtellt, ihre ärztliche und ihre polizeyliche Einrichtung angegeben, die Krankheiten, worin ſich jede beſonders heilſam bewieſen, öfters mit ſehr bedeutungsvollen Winken genannt, und die chemiſche Analyſe einer jeden auf einer Tabelle aufgeführt, und mit den Beſtandtheilen einer oder mehrerer auswärtigen berühmten Mineralwaſſer in eine Parallele geſtellt, die oft den reichern Gehalt des einheimiſchen bezeugt. Die beſchriebenen Mineralquellen ſind: *Warmbrunn* (S. 41—59.), *Altwaſſer* (S. 60—64.), *Flinsberg* (S. 65—68.), *Charlottenbrunn* (S. 69—70.), *Oberſalzbrunn* (S. 71—76.), *Landeck* (S. 79—87.), *Cudowa* (S. 88—91.), *Reinerz* nebſt der daſelbſt auch befindlichen *Molkencur-Anſtalt* (S. 92—108.). Dieſs kleine nützliche Werk hat nach Verdienſt auch ein angenehmes Aeuſsere erhalten, und überdieſs ein ſchönes Titelkupfer: Hebe, die aus einer Schaale Jupiters Adler tränkt. Die Schreibart entfernt ſich hie und da von der edeln Simplicität, und haſcht nach pretiöſen Verzierungen, z. B. S. 6: „Aus höheren Regionen, wo reinerer und kühlerer Aether geathmet wird, ſpendet die Natur der heilenden Brunnen Geſchenke: für den Frühling des Morgens, für den Herbſt des Abends ſchützt nicht gewebter Wind im griechiſchen Faltenwurf;" und S. 95. „Als die höchſte Verſammlung der zum Wohl des Landes Erkieſenen einſt ſah, daſs man zog an den unwirthbaren Fuſs der Karpathen, ſich zu erholen von ängſtlich drückenden Qualen an den Brüſten der ſäugenden Natur, an den Molken gefertigt von Nomaden Corallen, reiſte ich hin zu ſehen, ob die Glatzer Bergwelden dem Heilſuchenden nicht gewähren könnten, was er dort zu finden vermeynt."

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Die wichtigſte Angelegenheit des Menſchen*, von *Friedrich Chriſt. Haske.* 1802. IV u. 74 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. hätte bemerken ſollen, für wen er dieſe Abhandlung eigentlich ſchrieb. Für die gelehrte und gebildete Claſſe wahrſcheinlich nicht — man müſste denn die allerbekannteſten Dinge leſen wollen — nicht einmal für Halbgelehrte — denn dieſe wird ein ſo kurz abgefaſstes flüchtiges Räſonnement weder anziehen, noch befriedigen. — Das Ganze gleicht überhaupt mehr einer Predigt über die wichtigſten Gegenſtände der Moral, als einer gründlichen Abhandlung über dieſelben. Erſtlich iſt von den Tugenden überhaupt, dann von einzelnen, z. B. der Arbeitſamkeit, Ordnungsliebe u. ſ. w. und zuletzt noch von einigen Glaubenspunkten die Rede, wo der Vf. gewiſſe freye Anſichten von Religionsſachen mehr äuſsert als begründet. Der Beweis für die Unſterblichkeit der Seele, den der Vf. von dem thätigen Zuſtande der Seele *im Traume* hernimmt, worans er ſchlieſst, daſs ſie auch *auſser dem Körper* leben und wirken könne — möchte wohl der unzulänglichſte von allen ſeyn — und den andern beſſern in Rückſicht auf die Gerechtigkeit Gottes, der den menſchlichen Geiſt unmöglich vernichten könne, hat er wenigſtens nicht gut aus einander geſetzt. Unter andern heiſst es: „Würde es wohl gerecht ſeyn, wenn mit dieſem Leben unſer Daſeyn aufhörte? Würde es (das höhere Weſen) ſich nicht der himmelſchreiendſten (!!!) Ungerechtigkeit ſchuldig machen?" Nur zu leicht fällt einem die Frage dabey ein, die Friedrich der Einzige einem Philoſophen aufwarf, der eben dieſen Grund als Beweis ſeiner Unſterblichkeit anführte: was haben Sie denn, fragte er ihn, gethan, um auf Unſterblichkeit Anſpruch zu machen? — Der Stil iſt oft vernachläſſigt, z. B.: „Ein (gefall'nes) Frauenzimmer verliert zugleich auf immer ihre Ehre, und die Menſchen ſind *dabey* ſo greuſam, ſie, *ſobald* ſie Mutter wird, mit dem Namen einer H... zu brandmarken u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. März 1805.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ueber die Billigkeit bey Entſcheidung der Rechtsfälle*, von *Ludwig Heinrich Jordan*, Dr. u. Privatlehrer der Rechte zu Göttingen. 212 S. kl. 8. (16 gr.)

Bey der Beurtheilung der angezeigten Abhandlung finden wir uns in einem Falle, welcher mit dem Gegenſtande derſelben viele Aehnlichkeit hat, nämlich in dem Falle der Colliſion des ſtrengen Rechts mit der Billigkeit. Die letztere verlangt, daſs wir es mit dem erſten Verſuche eines angehenden Schriftſtellers nicht ſo genau nehmen. Das erſtere gebietet uns, unſere rückſichtloſe Meinung zu ſagen, ob der Vf. den Gegenſtand, über den er ſchrieb, gründlich gekannt habe, und ob ſein Werk mit Ordnung, Klarheit und Beſtimmtheit abgefaſst ſey oder nicht. Wir wollen Hn. *J.* den Fleiſs nicht abſprechen, mit welchem er einiges Nützliche zuſammengetragen hat; allein wir müſſen auch hinzuſetzen, daſs das Geſammelte nicht immer zum Zwecke gehört, vieles weſentliche dagegen übergangen iſt; und daſs der Vf. ſich weder auf den Standpunkt, aus welchem ſein Gegenſtand betrachtet werden muſs, erhoben, noch die verſchiedenen vorkommenden Fälle mit Präciſion von einander geſondert und einzeln vorgetragen hat. Seine Abhandlung iſt ein Auszug der Meinungen Anderer, beſonders *Leyſers*, *Kreſſens*, *Heilfelds*, *Hartlebens*, *Hofackers*, *Hugo's* und des Vfs. der Abhandlung über die Billigkeit bey Entſcheidung der Rechtsfälle in den Annalen der Preuſsiſchen Geſetzgebung I. Bd. Anh. n. 1. S. 357. — Er trägt dieſe Meinungen ohne Ordnung vor, kritiſirt ſie und verbindet damit ſeine eigenen Betrachtungen gleichfalls ohne ſyſtematiſche Ordnung.

Nach unſerer Anſicht der Sache hätte der Vf. ungefähr folgenden Plan befolgen ſollen. Nach vorgängiger gründlichen *Entwickelung der Begriffe des ſtrengen Rechts* und *der Billigkeit* waren zu unterſcheiden: I. Die Rückſichten auf Billigkeit, welche der *Geſetzgeber bey Erlaſſung der Verordnungen* zu nehmen hat. Hierauf verdiente die Frage Beantwortung: *in wie weit es rathſam ſey, daſs der Geſetzgeber gewiſſe Fälle der Billigkeit und dem Ermeſſen des Richters überlaſſe?* Sodann waren aus *dem gemeinen Rechte* die vorzüglichſten *Beyſpiele* der Verordnungen anzuführen, in welchen der Geſetzgeber ſowohl ſelbſt in der Entſcheidung auf die Billigkeit Rückſicht genommen, und ſich davon leiten laſſen, als auch die Beſtimmung der Billigkeit und dem Ermeſſen des Richters anheim geſtellt hat.

II. War von der *Billigkeit in den eigentlichen richterlichen Ausſprüchen* zu handeln, und *zuvörderſt das Verhältniſs des Richters zu dem Geſetzgeber* und den Geſetzen aus ſtaatsrechtlichen Gründen zu zeigen. Sodann würden wir folgende Fälle unterſchieden haben: 1) *Fälle*, über welche *klare Geſetze vorhanden ſind*, die mit dem Billigkeitsgefühl des Richters ſtreiten. Wie hat ſich der Richter hierbey zu benehmen? 2) Fälle, über welche *dunkle oder widerſprechende Geſetze vorhanden* ſind, auf deren gehörige Auslegung es ankommt. Wie hat der Richter bey der Auslegung der Geſetze ſich von Gründen der Billigkeit leiten zu laſſen? Hier war der Ort, auszuführen, daſs dasjenige, was ſo oft Billigkeit genannt wird, in den meiſten Fällen nichts anders iſt, als eine richtige Auslegung der Geſetze. 3) Fälle, über welche *ein Geſetz vorhanden* iſt, das mit dem im Laufe der Zeiten veränderten Grundſätzen im Widerſpruche ſteht, ſo daſs *deſſen jetzige Anwendbarkeit zweifelhaft iſt*. Wie hat dabey der Richter ſich zu benehmen? 4) Fälle, über welche *kein Geſetz vorhanden iſt:* In wie fern ſoll der Richter dann nach Billigkeit ſprechen?

Bey Angabe der Fälle war aber auf die *weſentliche Verſchiedenheit der Civil-* und *Criminal-*, *Juſtiz-* und *Polizey-Sachen* genaue Rückſicht zu nehmen und denſelben eine *eigene ausführliche* Betrachtung zu widmen.

Wir wollen nicht läugnen, daſs dem Vf. die von uns angegebenen Ideen vorgeſchwebt haben; allein er hat ſie ſich nicht deutlich gedacht, ohne Ordnung kommt er bald auf dieſe, bald auf jene zurück, berührt das Wichtigere nur mit Wenigem (wenn er es nicht ganz vergiſst), und hält ſich bey unwichtigern, meiſt ganz bekannten Dingen, oder bey ſelbſt gemachten Schwierigkeiten auf, ſo daſs man ſeine Schrift unbefriedigt aus den Händen legt.

In der Einleitung S. 17. ſagt Hr. *J.*, daſs er ſeinen Gegenſtand nicht erſchöpfen, und ſich lediglich auf die vermeynte Billigkeit des Richters beſchränken wolle; und S. 20., daſs er nur zeigen werde, ob und in wie fern der Richter die Billigkeit vorhandenen Geſetzen, wenn ſie ihm hart ſcheinen ſollten, vorzuziehen befugt ſey? Allein nicht zu erwähnen, wie ſchwankend der Begriff *vermeynte Billigkeit* an ſich iſt, ſo war keineswegs zu belehrenden Reſultaten auf einem andern Wege zu gelangen, als wenn der Gegenſtand von allen Seiten betrachtet und allgemein aufgefaſst wurde; auch hat der Vf. wirklich mehrere Gegenſtände abgehandelt, die er der Einleitung zufolge hätte übergehen ſollen, und iſt mithin in einen andern Fehler verfallen, nämlich in den Fehler des Mangels an Plan und der Inconſequenz.

Digitized by Google

Wollten wir unſer Urtheil über die Planloſigkeit und Unvollſtändigkeit dieſer Schrift mit einzelnen Beyſpielen belegen, ſo müſsten wir ſie von Bogen zu Bogen, ja oft von Seite zu Seite ausziehen, da ſie von Anfang bis zum Ende ohne Abtheilungen fortläuft. Sie eignet ſich aber nicht hierzu, indem ſie durchaus keine neuen Anſichten gewährt. Uebrigens hat der Vf. die von denkenden Juriſten längſt angenommene Meinung, dafs der Richter nicht in das Gebiet des Geſetzgebers hinüber ſchreiten, und nicht das Recht aus einer vermeynten Billigkeit beugen müſſe.

Der Vf. kritiſirt ſtreng eine Menge Definitionen und Beſchreibungen der Billigkeit, die von verſchiedenen verdienten Juriſten aufgeſtellt worden ſind, und macht uns auf die ſeinige neugierig. Er giebt ſie S. 49. mit den Worten: Im allgemeinen iſt die *Billigkeit* nichts anders, als eine *genaue* Befolgung *natürlicher Geſetze;* hingegen als *Billigkeit des Richters* iſt ſie die vernünftige Erwägung der zu beurtheilenden Thatſachen, *und die Beurtheilung, ob das beſtimmte Geſetz auf die Bedingungen des concreten Falls paſſe oder nicht* (dieſer letzte Theil der Beſchreibung des Begriffs iſt mit geſperrter Schrift gedruckt, und enthält alſo wahrſcheinlicherweiſe nach des Vfs. Meinung die *weſentlichſten* Merkmale). Es fällt in die Augen, dafs dieſe ſogenannte Definition unhaltbar iſt. Nach ihr iſt *auch derjenige billig* zu nennen, der die nach dem Naturgeſetz zuſtehenden Rechte *auf das äuſserſte* und bis zur gröſsten Härte verfolgt! Nach dieſer Beſtimmung iſt kein Unterſchied zwiſchen Auslegung, Anwendung des Geſetzes oder dem richterlichen Urtheile ſelbſt und zwiſchen der Billigkeit. Kurz vorher ſagte aber der Vf. S. 47., dafs Billigkeit keineswegs in irgend einer Auslegung eines nicht ganz deutlichen Geſetzes beſtehen könne. Soll denn, möchten wir den Vf. fragen, der Richter *billig* heifsen, *in ſo fern er urtheilt, daſs ein gewiſſes ganz deutliches Geſetz auf einen concreten Fall paſſe oder nicht?* Alſo iſt ein *jedes* Urtheil ein *billiges* Urtheil? Denn was thut der Richter anders als urtheilen, ob das beſtimmte Geſetz auf die Bedingungen des concreten Falls paſſe oder nicht? Wenn wir nun hier von dem Vf. lernen, dafs Billigkeit und Geſetzlichkeit oder ſtrenges Recht Eins ſeyen, ſo müſſen wir dagegen S. 79. erfahren, dafs Billigkeit und Humanität gleichbedeutende Ausdrücke ſeyen.

Es iſt nicht zu verwundern, wenn ein Schriftſteller, der ſelbſt keinen beſtimmten und deutlichen Begriff von der Sache hat, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geräth. So tadelt er z. B. die von *Hartleben* aufgeſtellte Regel: „Wenn die geſetzliche Verordnung ihren Grund in der Vorausſetzung einer Thatſache und eines beſondern Nebenumſtandes hat, dann fordert die Billigkeit, dafs, wenn dieſer beſondere Nebenumſtand ermangelt, der Richter vom Geſetz abweiche." *Hartleben* ſagt hier: wenn die Bedingungen des concreten Falls nicht dieſelben ſind, von welchen das Geſetz redet, ſo wende dieſs Geſetz nicht an, dieſs fordert die Billigkeit. Hr. *Jordan* ſagt, die Billigkeit des Richters iſt die Beurtheilung, ob das beſtimmte Geſetz auf die Bedingungen des concreten Falls paſſe oder nicht. Wo iſt zwiſchen beiden Behauptungen (deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit wir hier nicht unterſuchen mögen) ein weſentlicher Unterſchied, da doch auch Hr. *Jordan's Richter aus Billigkeit* das Geſetz auf den concreten Fall, auf welchen es nicht paſst, gewifs nicht anwenden wird! Bald darauf S. 121. ſagt er dagegen wieder, es ſey *nicht* Billigkeit, ſondern ſtrenges Recht, dafs das Geſetz nicht in Anwendung gebracht werde auf einen Fall, wo der vorausgeſetzte Nebenumſtand nicht vorhanden ſey.

Ein anderer Widerſpruch möchte es ſeyn, wenn der Vf., nachdem er die von *Hartleben* über die Anwendung der Billigkeit aufgeſtellten vier Regeln einer ſcharfen, meiſt tadelnden Kritik unterworfen hat, S. 126. ſagt: wenn dieſe vier Regeln zuſammengenommen werden, ſo machen ſie ohne Zweifel einen vollgültigen Beweis für meine Behauptung aus!

Von Seiten des Stils werden gewöhnlich an eine juriſtiſche Schrift weniger ſtrenge Forderungen gemacht. Wir wollen daher aufser andern Sprachfehlern hingehen laſſen, dafs Hr. J. *denen* und *derer* für *den* und *der*, und *denn* für *dann* ſchreibt, dafs er ſich mehrmals Wendungen, wie folgende iſt, bedient: die Frage — — gehört zwar eigentlich nicht hieher, indeſſen finde ich doch nicht überflüſſig, ſie von *Bähmer* ſehr ſchön beantworten zu laſſen u. ſ. w. Aber ungerügt dürfen wir nicht laſſen, dafs der Vf. oft Dinge, die keine weſentliche Beziehung auf ſeinen Gegenſtand haben, mit beſonderer Weitläuftigkeit ausführt. Wir beziehen uns deshalb auf nachſtehende Beyſpiele. S. 87 ff. die Digreſſion über die Art, wie ſich das bürgerliche Recht aus dem Naturrechte gebildet hat — die Betrachtungen über die Abänderung des gemeinen Rechts durch Landesgeſetze und Gewohnheiten, wobey deren Entſtehungsart S. 198. aus einander geſetzt wird — die zu ſehr ins Einzelne gehenden Unterſuchungen, ob dieſe und jene Verordnung des gemeinen Rechts heut zu Tage noch Anwendung leide oder nicht? (es hätten dafür gewiſſe allgemeine Maximen aufgeſtellt werden ſollen, nach welchen ſich der Richter bey dergleichen vorkommenden Fällen überhaupt zu richten habe;) — endlich verſchiedene angeführte Rechtsſprüche und Beyſpiele, die faſt gewaltſam herbeygezogen ſind, ſo dafs es aufser dem Vf. nicht leicht Jemandem einfallen würde, die Entſcheidungsgründe des Urtheils in der Billigkeit zu ſuchen, ja dafs der Vf. ſelbſt ſich genöthigt ſieht zu bekennen, es ſey nicht von der Billigkeit, ſondern von der Unanwendbarkeit des Geſetzes die Rede.

In der Einleitung zu ſeiner Abhandlung hat ſich der Vf. von S. 31 — 35. über verſchiedene dem Advocatenſtande mit Unrecht gemachte Vorwürfe erklärt; den Beſchluſs macht er mit einer Declamation über die Vereinigung der Gerechtigkeit mit der Humanität, welches er beyläufig geſagt für ſehr einfach hält (S. 207.), über die Unrechtmäſsigkeit der Todesſtrafen (aus einem engliſchen Schriftſteller genommen)

Digitized by Google

men) und über die Nothwendigkeit eines vaterländiſchen Geſetzbuches!! — Zuſammenſtellungen, welche unſer Urtheil über die Planloſigkeit der angezeigten Schrift rechtfertigen würden, wenn nicht dazu das oben geſagte hinlänglich wäre.

Leipzig, b. Heinſius: *Berichtigungen und Zuſätze zu den Inſtitutionen des Römiſchen Rechts*, als Anhang zu *Höpfner's* Commentare und als Materialienſammlung zu einem künftigen neuen Inſtitutionencommentare zu gebrauchen. 1801. 190 S. gr. 8. (14 gr.)

Man findet hier eine Reihe guter, zum Theil ſcharfſinniger Bemerkungen, durch welche die gemeine Darſtellung verſchiedener Gegenſtände berichtigt, und mancher nützliche Wink zur Verbeſſerung des Syſtems gegeben wird. Die berührten Gegenſtände ſelbſt ſchlagen insgeſammt in die Einleitungslehren bey *Höpfner* §. 1 — 58. ein, wie eine kurze Inhaltsanzeige näher ergeben wird. 1) u. 2) Ueber die Beſchaffenheit eines zweckmäſsigen Proömiums der Inſtitutionen: Juſtinians Heldenthaten. (Allerdings enthält das Proömium bey *Heineccius*, dem *H.* folgt, viel Unzweckmäſsiges.) 3) Was ſind Pandekten? Wie legt man in der Propädeutik die allgemeine Beſchaffenheit derſelben dar? 4) Geltung der Authentiken. 5) Was heiſst das: *lex poſterior derogat priori?* Derogiren denn die Novellen wirklich den übrigen Theilen des Juſtinianiſchen Geſetzbuchs, und derogirt denn wirklich der Codex den Pandekten und den Inſtitutionen? Wie verhalten ſich Pandekten und Inſtitutionen zu einander? (Mit Verwerfung der gemeinen Theorie, und in der Vorausſetzung, daſs das römiſche *Corpus juris* von den Deutſchen im Mittelalter auf einmal, und als ein Geſetzbuch aufgenommen worden, mithin alle vier Theile deſſelben für Deutſchland im rechtlichen Sinne gleichzeitig wären, wird der Satz aufgeſtellt, daſs, „ohne bey einem Rechtsbuche in Beziehung der übrigen eine generelle Derogirungskraft anzunehmen, auf das Geburtsjahr jedes einzelnen Geſetzes Rückſicht genommen, und dadurch der Vorzug beſtimmt werden müſſe, aber nicht um deswillen, weil hier *Lex poſterior priori derogans* vorhanden, ſondern, weil man zu glauben berechtigt ſey, daſs die Deutſchen mit dem *Corpus jur. civ.* nicht auch ſeine Widerſprüche angenommen haben, daſs ſie vielmehr für den Fall eines im neuen Geſetzbuche erweislichen Entgegenſtehens urſprünglich ungleichzeitiger Geſetze nur das der Zeit nach ſpätere Geſetz haben aufnehmen wollen;" woraus denn gefolgert wird, „daſs im Streite der Novellen unter ſich die ſpätere, im Streite der Novellen mit einer Conſtitution des Codex, im Streite der ältern Conſtitution des Codex mit einer neuern dieſe, im Streite einer einzelnen Conſtitution des Codex mit einer Stelle in den Pandekten oder Inſtitutionen das erweislich neuere Geſetz, ohne Rückſicht auf Ort und Buch, im Streite einer Pandekten- und einer andern Inſtitutionen-Stelle, immer das erweislich neuere Geſetz, ohne Rückſicht auf Geburtsjahr oder Promulgation der ganzen Sammlung, ſondern nach dem Datum der einzelnen Geſetze, gelten müſſe.") 6) Hat das canoniſche Recht vor dem römiſchen den Vorzug? und warum? (Nach den Grundſätzen *Quiſtorps* u. a.) 7) Was heiſst *ſpecies juris ſcripti* und *non ſcripti?* wie viel waren in den verſchiedenen Hauptperioden des röm. Rechts *ſpecies* beider, und wie viel giebt es deren noch im deutſchen Reichs- und Landesrechte? (Berichtigungen der Begriffe und Claſſificationen von *H.*) 8) Alte Methode, den Titel *de juſtitia et jure* zu bearbeiten. Berichtigungen. Begriff der praktiſchen Rechtslehre und Rechtskunde, Rechtsgelehrte, Rechtspraktiker, *juris periti*, Empiriker. (Ein guter Anhang zu *Thibauts* Verſuchen Th. I. n. 5.) 9) Gebrauch und Miſsbrauch der Definitionen in unſern Rechtsbüchern; ein Beytrag zur juriſtiſchen Dialektik. *Homo ſui juris?* wären Frauen *homines ſui juris?* Erklärung des §. 5. L. 195. D. *de V. S. Libertinus. Adoptio.* Nur auf zwey Wegen iſt es möglich, Familienrechte zu erhalten. Was iſt denn eigentlich *legitimatio? agnati? cognati? actiones adjectitiae qualitatis?* ihre Natur und Arten. (Gegen die Bewunderer der Legal-Definitionen, und gegen einige Definitionen von *H.* gerichtet.) 10) Fortſetzung. *Legata* und *fideicommiſſa:* praktiſcher Unterſchied der *leg.* und *fideic. ſing.* Juſtinians Uebereilung. —. *Actio.* — Etwas von den drey *objectis juris. Actiones reales. Jus poſſeſſionis. Jus rerum* und ſeine Theile. Grund der poſſeſſoriſchen Klagen. *Actiones in rem ſcriptae. Actiones mixtae. Species juris in re.* Welches ſind die einzelnen Arten der Realklagen? Nichtexiſtenz der *act. mixtae.* Einige Irrthümer *Höpfners.* Grund der *actio negatoria. Libertas praedii.* 11) Allgemeines poſitives göttliches Recht. Seine Möglichkeit und Wahrheit. (Der Vf. glaubt die Möglichkeit erwieſen, und die Wirklichkeit wahrſcheinlich gemacht zu haben. Wir geſtehen aber, daſs er uns nicht überzeugt hat. Die Idee von der Entbehrlichkeit einer allgemeinen Promulgation kommt ſchon bey *Hofacker Princ. jur. R. G.* T. I. p. 10. vor.) 12) Beyträge zu der Rechtslehre vom Gewohnheitsrechte. Allgemeine Bemerkungen über die Methode dieſer Lehre. *Conſuetudo derogativa* iſt keine, *Conſuetudo ab-* und *derogativa* iſt nicht. Wahrer Grund des Gewohnheitsrechts. Nichtexiſtenz der vermuthenden ſtillſchweigenden Einwilligung. Jede rechtliche Gewohnheit iſt, wie ein Vergleich, der Ausfluſs eines Irrthums. Erklärung der L. 39. D. *de LL.* und der L. 2. C *quae ſit long. conſu. Wenn iſt eine conſuetudo erronea?* Einwilligung des Volks iſt ein unächtes Erforderniſs der Gewohnheit. (Mit Beziehung auf *Schweizer de defuetudine lib. ſing.* Leipz. 1801., über deſſen *zufälliges* Zuſammentreffen der originellſten Ideen mit den ſeinigen ſich der Vf. S. 151. gar ſehr wundert.) 13) Meine Gedanken über das Weſen der juriſtiſchen Auslegung und ihre Arten. (Ein guter Aufſatz. Der Vf. unterſcheidet S. 177. theoretiſche [ſonſt grammatiſche] und praktiſche [ſonſt logiſche] Auslegung; die praktiſche theilt er, in materieller Hinſicht, in gene-

Digitized by Google

generiſche und nicht generiſche; in formeller Hinſicht aber in ſtrenge und freye, und letztere wiederum in ausdehnende, einſchränkende und declarative ein.) — Die Schlufsworte: „Ende des erſten Bandes," laſſen eine Fortſetzung erwarten; es iſt aber bis jetzt keine erſchienen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dieterici: *Aſchenbrenners authentiſche Geſchichte bis zu ſeiner Deportation nach Sibirien.* Freymüthig von ihm ſelbſt geſchrieben und mit Hinſicht auf die über ihn verhandelten Acten herausgegeben. Nebſt ſeinem Bildniſſe. Anhang: Einige Nachrichten über die Stadt und Feſtung Spandau. 1804. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn die unter dem Titel: *die ſchrecklichſten Jahre meines Lebens*, etwas früher herausgekommene, und in unſern Blättern bereits 1804. Nr. 231. angezeigte, Geſchichte Aſchenbrenners alle Zeichen der Unächtheit an ſich trug, und nichts als ein elendes Machwerk eines alles feine Gefühl verläugnenden Autors war, ſo verdient hingegen die vorliegende mehr Aufmerkſamkeit, und ſcheint des Beyſatzes „authentiſch" nicht ganz unwerth zu ſeyn. Ihr Inhalt ſtimmt nicht nur mit dem, was Rec. aus dem Munde eines ehemaligen Defenſors des Unglücklichen und aus andern ziemlich zuverläſſigen Nachrichten weifs, überein, ſondern der Herausg. ſucht auch dadurch ihre Aechtheit zu verbürgen, dafs er ſich auf zwey Briefe von Aſchenbrenners eigener Hand beruft, welche der Verleger dieſer Biographie beſitzt, und deren Züge durchaus mit denen des Manuſcripts, das der Unglückliche im Kerker zu Spandau geſchrieben haben ſoll, übereinſtimmen. Gewifs wird deswegen der Menſchenfreund, den die Geſchichte A's aus irgend einem Grunde intereſſirt, und der durch die früher gedruckte aufs höchſte wider ihn eingenommen ſeyn, und ihn als ein Scheuſal der menſchlichen Geſellſchaft durchaus verabſcheuen mufste, die vorliegende nicht ungeleſen laſſen. Er wird ſich, wenn er ihn auch gar nicht rechtfertigen mag, und ſehr vieles verſchönert und anderes mehr zu ſeinem Vortheil dargeſtellt findet, einigermafsen wieder mit ihm ausſöhnen; ja er wird ſelbſt aus dem gezeichneten Gange ſeines Sinkens und aus einzelnen Zügen einen Grund zu ſeiner Hoffnung hernehmen, dafs der Unglückliche ſich gar wohl unter veränderten Umſtänden wiederum moraliſch emporſchwingen könne; und wird ſich dann der am Ende der Vorrede aus öffentlichen Blättern wiederholten Nachricht, dafs A. nicht in die Bergwerke von Nertſchinsk gebracht, ſondern ſogleich bey der Bergſchule in Omsk als Lehrer, mit 500 Rubel Gehalt und 300 Rubel zur Equipirung angeſtellt und blofs mit Stadtarreſt belegt worden ſey, freuen. — Was den *Anhang* betrifft, ſo findet man aufser dem ſchon aus andern topographiſchen und ähnlichen Nachrichten bekannten etwas von den neuen Einrichtungen des daſigen Zuchthauſes, um welche ſich die Herren *von Schuchtendahl* und Geh. Rath *Kunth* groſse Verdienſte erworben haben, obgleich die Namen dieſer Edeln hier nicht genannt ſind. Die Feſtungsgefängniſſe und die Behandlung der daſigen Gefangenen lernt man noch beſſer aus der Aſchenbrennerſchen Geſchichte ſelbſt als aus dem Anhange kennen. Sie lehrt, was ſchon Hr. D. *Kauſch* in ſeinen *Schickſalen* (Leipz. 1797.) angedeutet hatte, und was man ſich auch leicht erklären kann, dafs man hier gar leicht bis zum Zugrundegehen die Leiden des Menſchen gegen den Willen des Staats exaltiren könne! So gings dem unglücklichen Aſchenbrenner! Aber freylich gehörte dieſer zu den ſogenannten Raiſonneurs, die über das, was geſchieht, reflectiren und auch wohl ihre Reflexionen (freylich unklug genug!) laut werden laſſen. Und dieſe bereiten ſich, ſo wie überall, ſo auch als Gefangene, gemeiniglich das härteſte Schickſal; dahingegen die, die als Laſtthiere ihren Weg fortgehen und den Vorgeſetzten, die den Speiſewirth, Reſourcenwirth u. ſ. w. machen, fein zu verdienen geben, ſich ihr Loos ſehr erleichtern können. Möchten doch Männer, die am Ruder der Staaten ſitzen, auf die über Feſtungsgefängniſſe von vielen laut geführten Klagen, und deshalb geäufserten Wünſche und Ideen, immer ernſtlichere Rückſicht nehmen!

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Jena*, gedr. b. Mauke: *Predigt am Dankfeſte für die glückliche Ankunft des Durchlauchtigſten Erbprinzen Herrn Carl Friedrichs zu Sachſen-Weimar und Eiſenach, und Seiner Gemahlin Maria Paulowna, Kaiſerl. Hoheit*, in der Haupt- und Stadtkirche zu Jena gehalten von D. *Joh. Gottl. Mutzell*. Zum Beſten der Armen. 1804. 30 S. gr. 8. — Der Titel erklärt die für das fürſtl. Weimariſche Haus und ſeine Lande ſo erfreuliche Veranlaſſung dieſer Predigt, und der Name ihres Vfs. bürgt für ihren nicht gemeinen Werth. Sie beantwortet mit Hinſicht auf den gewählten Text 1 Timoth. 2, 1—3., und mit ſteter Beziehung auf das frohe Ereigniſs des Tages, die Frage: Wie wir kirchliche Dankfeſte feyern müſſen, wenn ſie wahre Feſte der Religion für uns werden ſollen. Zu ſolchen werden jene, nach Hn. *M.*, dadurch, wenn wir die glücklichen Ereigniſſe, welche ihnen zum Grunde liegen, wirklich auf Gott zurückführen und von ihm herleiten; wenn wir an den frohen Begebenheiten, welche ſich darauf beziehen, auch dann chriſtlichen Antheil nehmen, wenn ſie ſelbſt uns keinen unmittelbaren Vortheil bringen; wenn wir die Pflichten wohl beherzigen, welche uns an ſolchen Tagen aufgelegt oder doch aufs neue eingeſchärft werden; wenn wir die Vergnügungen, welche mit Feyerlichkeiten dieſer Art häufig verbunden zu ſeyn pflegen, durch Hülfe der Religion veredeln lernen u. ſ. w. Die Ausführung dieſer Ideen iſt nicht alltäglich, und beſtätigt den Ruhm, den ſich Hr. *M.* längſt als ein trefflicher Kanzelredner erworben hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. März 1805.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette.* Von einem patriotischen Pfälzer *Erster* und *zweyter* Theil. Neue Auflage. 1800. 148 u. 172 S. 8. (18 gr.) *Dritter* Theil. Auch unter dem Titel: *Stolpertus, ein junger Brownianer am Krankenbette.* 1798. 182 S. 8. (12 gr.) *Vierter* Theil. *Stolpertus, der Polizeyarzt im Gerichtshof der medicinischen Polizeygesetzgebung.* Auch unter dem Titel: *Entwurf einer Gesetzgebung über die wichtigsten Gegenstände der medicinischen Polizey;* als Beytrag zu einem neuen Landrecht in der Pfalz. Von *Franz Anton May*, öffentl. Lehrer der Heilkunde auf d. hohen Schule zu Heidelberg. 1802. 176 S. 8. (14 gr.)

Die *erste* Auflage der beiden *ersten* Theile dieses interessanten Werks des achtungswerthen Vfs. ist schon in den Jahren 1777 und 1778., also vor Anfang unserer Zeitung, herausgekommen: Rec. macht deshalb hier dem Leser nur die Erscheinung der *zweyten* ganz unveränderten Auflage dieser beiden Theile bekannt, ohne sich weiter auf den Inhalt derselben einzulassen. Wohl aber hält er es für Pflicht, die speciellere Anzeige des *dritten* und *vierten* Theils, dessen Herausgabe innerhalb der Zeit der Existenz unserer Zeitung fällt, hier nachzuholen.

Der Zweck des *dritten* Theils ist, jungen Aerzten theils die Vortheile des Brown'schen Systems am Krankenbette zu zeigen, theils aber auch die grosen Nachtheile zu schildern, welche durch blinde Anhänglichkeit an das Brown'sche System, oder durch übereilte Anwendung desselben so leicht verursacht werden. Der Vf. hat dieses so vortrefflich ausgeführt, und durch mehrere eingeflochtne merkwürdige Krankheitsgeschichten so erläutert, dass Rec. diese Schrift allen jungen Aerzten nicht genug empfehlen kann.

Der Vf. hat alles unter zwey Abtheilungen gebracht: 1) Zweifel über die Beurtheilung der Krankheiten am Krankenbette, 2) Zweifel über die Heilarten derselben.

Wenn es gleich wahr ist, dass man seit der Erscheinung des Brown'schen Evangeliums mit mehr Einsicht, mit mehr Dreistigkeit und Zuverlässigkeit diätetische und pharmaceutische Stärkungsmittel, besonders das Opium, den Kranken mit Nutzen reicht; wenn gleich nicht zu läugnen ist, dass *Brown's* Lehrbegriff von der directen und indirecten Schwäche und ihrer Heilart am Krankenbette sehr zu statten kommt: so hat doch das Zweifeln am Krankenbette noch lange kein Ende. Im Anfange kann der Arzt nicht sogleich bestimmen, ob die Krankheit sthenisch (nicht, wie der Vf. schreibt, stenisch) oder asthenisch (nicht astenisch) ist. Sehr viel kommt darauf an, ob er früh oder spät zu dem Kranken gerufen wird, ob der Kranke die Fertigkeit besitzt, sich dem Arzte deutlich zu erklären, oder ob er gar wesentliche Umstände vorsätzlich verschweigt; ferner ob nicht die Krankheitsanlage (*opportunitas*) ein Product vielfältiger und entgegengesetzter Potenzen ist. Auch im Fortgange der Krankheiten, besonders der langwierigen, finden sich zahllose Hindernisse, welche das der Krankheit angemessene Wirken der Erregbarkeit stören. Die Zweifel über die Beurtheilung der Krankheiten bey ihrer endlichen Entscheidung, bey ihren Krisen und Folgen, trägt der Vf. in einigen interessanten Krankheitsgeschichten vor.

Die *zweyte* Abtheilung ist eben so lehrreich und interessant als die *erste*. *Brown* hat sich schon dadurch ein bleibendes Verdienst um die praktische Heilkunde erworben, dass er die in den methodischen Nosologieen enthaltene ungeheure Menge und Unterabtheilungen der Fieber auf eine so geringe Zahl zurückgeführt hat. Oft ist der Arzt zweifelhaft bey entzündlichen Krankheiten, wie oft und wie viel Blut er ablassen soll. Keine Lehre, sagt der Vf., macht öftere Besuche des Arztes bey dem Krankenbette nothwendiger, als eben die Brown'sche, wenn man in entzündlichen Fiebern dem Uebergang der Krankheit in indirecte Schwäche vorbeugen will. Als vorzüglich heilsam bey entzündlichen Fiebern nennt der Vf. die stundenlange Anwendung eines lauwarmen Bades täglich wenigstens zweymal, den häufigern und stärkern Gebrauch der sogenannten antiphlogistischen Mittel, das Einathmen einer frischen atmosphärischen Luft mittelst eines besonders dazu vorgeschlagenen, durch das Fenster angebrachten, Luftschlauchs (dieser möchte aber doch nur bey wenigen Kranken anzubringen seyn!), alle Stunden Klystiere von kaltem Wasser mit etwas Essig, und kalte in Eiskellern erfrischte Getränke. *Brown* hat ferner besonders dadurch genutzt, dass er die Aerzte, indem er die in gesunden Tagen auf die Erregbarkeit wirkenden Reize anschaulicher darstellte, auf diese Potenzen in Krankheiten aufmerksamer gemacht hat, dass er durch die Lehre von dem Uebergange einer Gattung von Schwäche in die andere die unbehutsame Fortsetzung der schwächenden Heilart bey entzündlichen Fiebern beschränkte. Bey anhaltenden asthenischen Fiebern entstehen nicht weniger Zweifel, da man die Erregung leicht überreizen und dem Kranken schaden kann, weil

weil die individuelle Erregbarkeit so unendlich verschieden ist, und auf die Succession der Reize so viel ankommt. *Brown's* Lehre zeigt uns auch, wie man bey der Heilung asthenischer Fieber den Uebergang der einen Gattung von Schwäche in die andere verhüten soll. Alles dieses hat der Vf. durch Krankengeschichten erläutert. Auch über das Fach langwieriger Krankheiten hat *Brown* Licht und Aufklärung verbreitet. Aufser dem, dafs es so manche Hindernisse giebt, welche die Heilung chronischer Krankheiten erschweren oder gar unmöglich machen, sind die gewöhnlichen Heilarten mancher Aerzte so unvollkommen, der Heilplan so inconsequent, die Diät so widersinnig, und die Arzneyvorschriften so elend, dafs man billig an dem guten Erfolge zweifeln mufs. Der Vf. zeigt an einigen Beyspielen der Bleich- und Wassersucht, wie man auf die Art der Schwäche und den Grad derselben sehen mufs, wie man mit den erregenden und tonischen Mitteln wechseln oder fortschreiten mufs, je nachdem es die Beschaffenheit des Körpers erfordert. Dafs Mutterblutflüsse nicht durchaus asthenischer Natur sind, zeigt der Vf. sehr überzeugend.

In dem *dritten* und letzten Hauptstücke der *zweyten* Abtheilung trägt der Vf. seine Zweifel über die Behandlungsarten der Wiedergenesenden vor. Sie werden — sagt er sehr wahr — gemeiniglich von den Aerzten zu frühe verlassen, oder — was Rec. eben so häufig erfahren hat — sie entlaufen dem Arzte zu frühe aus der Kur; oder wenn dieses auch nicht ist, so wird ihre ganze Diät nicht dem vorhergegangenen kranken Zustande gemäfs eingerichtet. Gut wäre es gewesen, wenn der Vf. dieses Kapitel noch etwas weiter ausgeführt hätte, da in der nachläfsigen und fehlerhaften Behandlungsart der Wiedergenesenden häufig schon der Grund zu neuen Krankheiten liegt.

In dem Geleitbriefe, welchen der Vf. dem *vierten* Theile mitgegeben hat, erklärt er, dafs seine einzige Absicht sey, durch diese Vorschläge zu einer medicinischen Gesetzgebung seinem Vaterlande zu nutzen; in der Vorrede selbst führt er die gerechte Klage, dafs von Seiten des Staats noch immer zu wenig in Rücksicht der medicinischen Gesetzgebung gethan wird, obgleich es am Tage liegt, dafs durch diese das allgemeine Wohl des Staats auf so mannigfaltige Art begründet, befördert und befestiget wird. Er hat das Ganze als eine landesherrliche Verordnung eingekleidet und in so viele einzelne Gesetze abgetheilt, als er Gegenstände der medicinischen Gesetzgebung rechnet.

Erstes Gesetz: *Die Pflichten eines Polizeyarztes.* Der Vf. will, dafs jedem Polizeyamte ein Arzt oder Physicus beysitze und mit jenem gemeinschaftlich das allgemeine Gesundheitswohl besorge. — So sehr Rec. mit dem Vf. über den Nutzen einer solchen Einrichtung einverstanden ist, so wenig kann er demselben in Bestimmung der Pflichten eines Polizeyarztes beystimmen. Der Polizeyarzt soll, nach dem Vf., die Kinder, ihre Lehrer, die mannbar werdende Jugend, die Aeltern der zum Ehestand reifen Jugend, die jungen Ehepaare, die in die Fremde wandernden Handwerker und studirenden Jünglinge in allem ihr Gesundheitswohl Betreffenden unterrichten. Soll der Polizeyarzt dieses, woher soll er dann Zeit zur Erfüllung seiner andern Pflichten nehmen? Ist Belehrung der Menschen für die genannten Verhältnisse nicht auf eine dem Polizeyarzte weniger Zeit raubende Art zu erreichen? — *Zweytes* Gesetz: *Die gefunden Wohnplätze der in Gesellschaft lebenden Menschen sowohl in Städten als Dörfern.* Hier findet man zugleich auch Gesetze, die sich auf alles, was die Luft verunreinigen kann, beziehen. Was der Vf. über die von einem jeden Hausvater zu beobachtenden Regeln in Rücksicht der Gesundheit der Wohnungen sagt, ist zu unbestimmt angegeben; der Staat darf hier nicht befehlen, wenn er gleich aufklären, rathen kann. *Drittes* Gesetz: *Sorge für gesunde Speisen und Volksgetränke.* Der Vf. giebt, um Schaden zu verhüten, den Befehl, dafs alle Giftpflanzen nur allein in den botanischen Gärten angepflanzt, übrigens aber ausgerottet werden. Dieser Vorschlag scheint dem Rec. nicht ausführbar zu seyn, da wir Giftpflanzen auch als Arzneypflanzen gebrauchen, die oft, wenn sie in Gärten verpflanzt werden, ihre ganze Natur verändern. Der durch dieselben zu befürchtende Schaden mufs auf andere Art verhütet werden. Die Verordnungen gegen die Weinverfälschung hätten ausführlicher seyn müssen. Die von dem Vf. vorgeschriebenen Maafsregeln wider die Trunkenbolde gehören eigentlich nicht hieher. — *Viertes* Gesetz: *Sorge für gesunde Kleidertracht. Fünftes: Sorge für die Volksvergnügungen in medicinischer Rücksicht. Sechstes: Sorge für gesunde Fortpflanzung.* Hier finden sich manche Vorschläge, durch welche die Freyheit der Unterthanen offenbar zu sehr beschränkt wird. Durch zweckmäfsige Belehrung und Aufklärung mufs der Staat hier mehr wirken, als durch Gesetze. *Siebentes* Gesetz: *Sorge für Schwangere und Gebärende.* Die hier gemachten Vorschläge verdienen alle Aufmerksamkeit. Zur Bestreitung aller die Sorge für Schwangere und Gebärende betreffenden Auslagen will der Vf. eine eigene Nothcasse errichtet wissen; ein leicht ausführbarer Vorschlag. *Achtes* Gesetz: *Sorge für Neugeborne und ihre physische Erziehung. Neuntes: Verunglückte und Scheintodte zu retten. Zehntes: Die Besorgung der Sterbenden und Todten betreffend.* Hier werden alle irgend nachtheilige Gewohnheiten und kirchlichen Gebräuche mit Freymüthigkeit gerügt und ihre Abschaffung dringend empfohlen. *Eilftes* Gesetz: *Verhütung epidemischer ansteckender Krankheiten. Zwölftes: Sorge für öffentliche Krankenpflege.* Möchte doch das, was der Vf. über Hospitäler und Hospitalärzte sagt, von Seiten des Staats mehr beherziget werden. Kranke Handwerksgesellen und Dienstboten will der Vf. in die Hospitäler aufgenommen wissen (doch soll dabey auch wohl auf die Beschaffenheit der Krankheit und die Umstände, in welchen diese Menschen sich befinden, Rücksicht genommen werden?). Rec. hält es aber für rathsamer, ihre Verpflegung nicht den Dienstherrschaften zu überlassen, sondern aus der Hospitalcasse zu besorgen. Drey-

Digitized by Google

Dreyzehntes Gesetz: Sorge für gesunde und sittliche Dienstboten. Hier geht der Vf. offenbar über die Gränzen der medicinischen Gesetzgebung hinaus. *Vierzehntes Gesetz: Vorkehrungen gegen Viehkrankheiten.* Rec. ist der Meinung, dafs diese die medicinischen Gesetzgebung nichts angehen sollten, und dafs es auch Aerzten nicht zugemuthet werden dürfe, dafs sie sich mit Heilung der Viehkrankheiten abgeben. *Funfzehntes Gesetz: Sorge für das Medicinalwesen.* Aufser der medicinischen Facultät, welcher die Prüfungen aller Medicinal-Personen ausschliefslich zukommen sollen, bestimmt der Vf. noch einen Gesundheitsrath, dessen Geschäfte er einzeln festsetzt. Rec. scheint es aber besser, dafs die medicinische Facultät auch zugleich den Gesundheitsrath ausmacht, weil sonst Rivalität beider Behörden nicht wohl verhütet werden kann. Am Schlusse sind die Eidesformeln für Medicinalpersonen beygefügt.

Leipzig, b. Jacobäer: *Praktische Bemerkungen über den Mifsbrauch der Tabaksrauchklystiere bey eingesperrten Brüchen, über die Amputation und über verschiedene andere medicinisch-chirurgische Gegenstände* (von *Fielitz*). 1801. 172 S. 8. (12 gr.)

Diese Bemerkungen sind unter elf Rubriken gebracht und enthalten grade nicht viel Neues, aber doch manches Gute. Der Vf. sagt darüber folgendes Bemerkenswerthe: Es gebe jetzt viel *Observationes rariores*, dennoch dürfte es nothwendiger und nützlicher seyn, das alltägliche genauer kennen zu lernen, nicht blofs nach neuen Entdeckungen zu haschen, sondern das Aeltere erst mehr zu berichtigen und zu befestigen. Dem zufolge bestreitet er 1) den Nutzen der Tabaksklystiere bey eingeklemmten Brüchen. Es könne in einen stark eingeklemmten Bruch kein Rauch dringen und er könne die Darmpartie nicht zur Zusammenziehung bringen. Dringe er ein: so mache er eine heftige spastische Reizung in den Gedärmen (einen *spasmus inverfus*). Die gewöhnlichen Wundärzte verliefsen sich zu sehr auf diese Klystiere, als auf ein specifisches Mittel, und versäumten die günstigste Zeit für andere. Mehr Vertrauen sucht der Vf. für Klystiere aus Chamillen und Essig, in kleinen Portionen gegeben, zu erwecken. 2) Eine Amputation des Oberarms, enthält eine schreckliche Geschichte! Aus einer simpeln Verstauchung des Daumens entstand ein Uebel, welches die Amputation nothwendig machte. Diese ging dann auch, obschon der Kranke offenbar ein Schleichfieber hatte, aufs glücklichste von statten. Der Vf. zieht daraus die Lehre, dafs man sich nicht immer vor übeln Säften, um glückliche Operationen zu machen, fürchten dürfe. Auch bringt er noch einige gute Erinnerungen über das Technische der Amputation bey, welche wir jedoch übergehen wollen. 3) Eine unglückliche Bruchoperation. 4) Heftige Zufälle nach der Ausrottung eines Nasenpolypen. 5) Etwas von der Operation der Hasenscharte. Der Vf. schlägt ein muldenförmiges Instrument von Horn vor, damit kein Blut in den Hals komme und zum Husten reize. 6) Tödtlicher Fall auf den Kopf. 7) Beschreibung einer merkwürdigen Kopfverletzung mit tödtlichen Folgen. Rec. findet in dieser Geschichte doch nichts besonders Merkwürdiges. 8) Auch ein Beytrag zur Diagnostik. Eine höchst interessante Geschichte! Eine Frau mit einem Schenkelbruch bekam auf einmal heftige Schmerzen im Unterleibe. Man fand den Bruch eingesperrt, hielt dieses für die Ursache der Schmerzen, operirte ihn, entdeckte aber nicht das geringste Entzündliche an demselben. Die Zufälle dauerten nach wie vor fort; die Kranke starb rasend, und, wie es schien, am Brande. Die Section zeigte Brand an der hohlen Fläche der Leber. (Aber der Arzt mufste doch wohl nicht genau nach der Anamnesis gefragt haben?) 9) Beobachtung einer Röthelnepidemie. In sehr vielen Fällen waren Rötheln mit scharlachähnlichem Ausschlage verbunden, in vielen nur letzterer allein. Die eigentlichen Charaktere der Rötheln setzt der Vf. in eine Haut, welche sich schon am zweyten Tage zeigte, als ob etwas Rothes unter ihr steckte. Mit und nach dem dritten Tage kamen kleine rothe, gar nicht erhabene Flekken, die sehr deutlich von einander zu unterscheiden waren, und wovon die meisten in kleine Pusteln, wie Hirsenkörner, sich erhoben, mit Eiter füllten, ungefähr zwey Tage standen und abtrockneten. Den siebenten, neunten Tag war der Ausschlag verschwunden, und es folgte gleich, oder einige Tage nachher eine Abschuppung. Bey der gleichförmigen Röthe des Scharlachs in andern Fällen, konnte man doch die wahren Röthelflecken auf derselben, ihrer etwas dunklern Farbe wegen, leicht erkennen und unterscheiden. Bey reiner Röthelkrankheit waren Augen- und Drüsenentzündungen die gewöhnlichen Folgekrankheiten, bey vermischten Scharlach und Röthein Wassergeschwülste. (Alles dieses ist aber noch immer nicht hinreichend, die bisher problematische Röthelnkrankheit zur Gewifsheit und Klarheit zu erheben. Sie wird wahrscheinlich noch immer eine Zeit lang ein unbestimmtes Krankheitsgeschlecht ausmachen, und wird wirklich auch in einigen der neuesten Schriften über Kinderkrankheiten, z. B. *Schäffer* und *Jahn* als ein solches aufgeführt.) 10) Auffallender Nutzen des Weinsteinrahmes gegen das Erbrechen bey Schwangern. 11) Ueber *Reichs* Fiebermittel. Der Vf. lobt sie in faulichten Fiebern, im einfachen Entzündungsfieber (?), selbst in Katarrhfiebern mit grofsen Brustbeschwerden (?) und heftigem Husten (??) und bey der Gicht. (Die Reichischen Mittel werden von vielen Aerzten mit Unrecht überall gebraucht, wo nur geschwinder Puls ist. Auch des Vfs. Lob ist durch nichts begründet; man kann also auch auf dasselbe nicht weiter reflectiren. Ueberhaupt sind des Vfs. medicinische Bemerkungen bey weitem weniger von Belang, als die chirurgischen. Er mag immer nur in dieser Sphäre bleiben!)

Frank

Frankfurt a. M., b. Sinnon: *Ueber die neuesten Badeanstalten in Deutschland auf Flüssen, zur See und an Brunnenörtern*, deren Nutzen, Schaden und Charlatänerieen dabey, von *K. A. Zoller-lein*, HR. u. Br. A zu Brückenau. 1803. 144 S. 8. (12 gr.)

Der Titel enthält theils mehr, theils weniger, als man im Buche selbst findet; mehr — man sollte nach demselben in der Schrift eine Art von Repertorium über die frequentesten Bade- und Brunnenanstalten, deren Vorzüge und Mängel, besonders auch die dabey üblichen Scharlatanerieen (über welche niemand leicht hätte besser urtheilen können, als der erfahrne Vf.) vermuthen, was man nicht findet; weniger — man kann nach demselben nicht vermuthen, über Luftbäder, zum Besten der halbnackt gehenden Damen, wie Hr. *Z.* sich ausdrückt, und vom Kitzeln etwas zu finden, wie doch der Fall ist. Die ganze Schrift ist ein leichtes Geschenk des Vfs., sein Andenken bey dem Publicum zu erhalten oder zu erneuern. Er sucht zwar Einiges über die Wirkungen der Bäder im Allgemeinen anzugeben; es ist aber dem medicinischen Geiste der Zeit zu wenig angemessen, als dass man Nutzen von demselben erwarten sollte. Weitläufiger lässt sich der Vf. über den Nachtheil der Flussbäder ein, welchen wir aber durchaus für übertrieben halten. Hr. *Z.* schränkt die Wirkung derselben bloss auf ihre Kälte, ihren Druck und das Wasser ein, welches durch die einsaugenden Gefässe in den Körper komme. Diess ist aber in der That sehr unbestimmt. Wie verschieden ist nicht die Temperatur der verschiedenen Wasser, wie verschieden die Columne Wasser! Wie selten badet man im rohen Strome! Und ist nicht die dynamische Wirkung, welche hier ganz vergessen ist, der wichtigste Punkt, auf welchen man die Beurtheilung dieser Mittel richten muss? — Nach dem Vf. haben die zeitherigen Lobredner der Bäder grade das Wichtigste bey der Wirkung derselben vergessen, das ist: die Einsaugung des Wassers während des Bades in den menschlichen Körper mittelst der einsaugenden Gefässe oder Saugadern. Rec. läugnet die Möglichkeit oder Wirklichkeit dieser Einsaugung durchaus nicht, aber für das Wichtigste bey der Wirkung der Bäder kann er sie nicht halten. Diese vergrösserte Wichtigkeit des Lymphsystems hätte der Vf. wenigstens durch neue, unzweifelhafte Erfahrungen bestätigen müssen. Es ist aber nicht genug, dass Hr. *Z.* die Mineralwassercuren für unerklärlich hält, wenn das Wasser bloss auf die Oberfläche des Körpers wirkte, wenn nicht das Wasser in die tief liegenden verstopften, die stärkenden Eisentheilchen zu den schwachen Eingeweiden geführt würden. Werden sie allen Aerzten darum unerklärbar seyn? Einer gereinigtern Dynamologie des menschlichen Organismus wird die Antwort und Erklärung nicht fehlen. Besser ist das, was der Vf. darüber sagt, wie man baden solle, um Nutzen davon zu haben? Nur stossen wir hiebey wieder auf etwas, was wir nicht verstehen, dass nämlich vollblütige Personen vor einer ordentlichen Cur erst zur Ader lassen sollen, dass man immer die Bäder lauwarm nehmen solle, da ohnehin S. 69. nur von lauwarmen Bädern die Rede ist, und dass bey (künstlich erwärmten) Mineralbädern durch stetes Bewegen die fixe Luft rege gemacht und entwickelt werde. — Von S. 81. an werden einige der neuesten Zeit am häufigsten besuchten Bäder recensirt, meistens nach den gedruckten oder handschriftlichen Angaben der Brunnenärzte: *Dobberan*, *Imnau*, *Liebenstein*. S. 113. wendet sich Hr. *Z.* an die Damen, um ihnen zu sagen, dass es so gut sey, als nähmen sie ein Luftbad (man sollte eher sagen, ein Lufthad), wenn sie S. 120 mit halbnacktem Oberleibe bis an die Hälfte des Busens und mit bis an die Schultern nackten Armen einhergehen u. s. w. Nun kommt ein ähnliches humoristisches Fragment über Kitzeln und zum Schlusse ein sehr entbehrliches Verzeichniss der wenigen Brunnengäste, welche im J. 1802. zu Brückenau gewesen sind.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Supprian: *Der wohlunterrichtete Gärtner*, oder auf lange Erfahrung sich gründender Unterricht, wie man grosse und kleine Luft-, Küchen-, Baum- und Blumengärten vortheilhaft anlegen, ausländische bey uns ausdauernde Bäume und Standengewächse, auch andere in- und ausländische in den Apotheken nöthige Arzeneypflanzen im Freyen erziehen, und nicht allein Gewächs- und Glashäuser, sondern auch Treibebeete auf mancherley Art anlegen, und allerley rare Pflanzen darin erziehen könne. Zum Gebrauch für Gartenfreunde, Landwirthe und unerfahrne Gärtner. Herausgegeben von *J. G. Herrmann*. Mit 2 Kupfert. *Erster* Theil. 1803. 352 S. gr 8. *Zweyter* Theil. 1804. 404 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorerinnerung zu diesem Werke sagt der Herausg., dass es nicht von ihm verfasst, sondern von einem wohlerfahrnen Gärtner im Manuscript erkauft sey, und verspricht, im Vorbericht zum zweyten Theile nähern Aufschluss zu geben; man findet aber darin diese Zusage nicht erfüllt. Als Rec. das Buch mit Aufmerksamkeit las, erinnerte er sich, einmal ein ähnliches gelesen zu haben. Bey näherer Untersuchung fand er, dass es völlig aus der von *Christ* bearbeiteten zweyten Auflage der *Bletzischen* Gartenkunst durchaus abgeschrieben ist, und dass der sogenannte *Herrmann* damit seinen Verleger hintergangen habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. März 1805.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Systematische Einleitung in die Religionsphilosophie* von *Josua Stutzmann*, Doct. und Professor der Philosophie in Heidelberg. *Erster* Theil. 1804. 124 S. (10 gr.)

Um den Geist dieser Einleitung, welcher in der Hülle des neuesten pantheistisch-idealistischen Mysticismus erscheint, zu charakterisiren, wird es hinreichend seyn, nur einige Hauptmomente des Werks, so wie sie sich der mehr phantasirenden als consequenten Vernunft des Vfs. darboten, hier anzudeuten. Das Ganze wird in vier besondern Abtheilungen die Religion nach ihrer Qualität, Quantität, Relation und Modalität umfassen. In dem *ersten* Theile, welcher die Religion nach ihrer Qualität begreift, geht der Vf. davon aus, dass jeder Mensch im Grunde Religion hat, weil jeder Gewissen (richtiger wohl, das Vermögen der Freyheit) und ein Organ des Endlichen für das Unendliche, Phantasie, hat. Ohne diese Hauptquellen der Religion näher zu untersuchen, und ihr Verhältniss zu einander und zu den übrigen Seelenvermögen deutlich zu entwickeln, geht der Vf. sogleich zu der Behauptung über: „durch Vereinigung jener in ihrer Thätigkeit entspringt dem Menschen wahre Religion, und die wissenschaftliche Darstellung des Products dieser Vereinigung ist Religionslehre. Ist in jener die Phantasie, als eine die Form und das Schöne überhaupt bestimmende Thätigkeit, vorherrschend, so heisst das Product ein Gedicht, und diese Handlungsweise des Geistes Poesie, ihre systematische Darstellung Philosophie der Poesie oder Aesthetik. Bekommt das Vermögen für Wahrheit und Recht ein Uebergewicht, so dass das absolut Wahre und Gute als einziger und höchster Zweck für das Product betrachtet wird, so heisst letzteres Gebet, die Thätigkeit selbst Religion, und die systematische Entwicklung derselben Philosophie der Religion." (S. 8 wird Gebet noch wunderbarer durch „eine Disciplin unserer Neigungen, Hoffnungen, Gefühle und der Beförderung einer leichten und freyen Harmonie derselben mit den Forderungen unserer Vernunft" erklärt; wer möchte diess aber nicht vielmehr für eine Definition der Moral nehmen?) „Poesie und Religion sind daher nothwendig verbunden, das Gedicht mit eben dem Rechte ein poetisches Gebet zu nennen, mit dem das Gebet ein religiöses Gedicht genannt wird. Ist der höchste Zweck der Poesie Schönheit in Verbindung mit Wahrheit, so ist der höchste Zweck der Religion Wahrheit in Verbindung mit der Schönheit. Nach den verschiedenen Graden des Uebergewichts, mit welchem das Practische, Reale oder das Ideale, Theoretische in der Religion hervortritt, finden höchst verschiedene Modificationen der universellen Religion statt. Die ganze Religionsgeschichte ist daher eigentlich nichts weiter als die Geschichte des Verhältnisses dieser beiden Pole der Religion." S. 24. „Ergreifung des Tugendgesetzes in Verbindung mit der progressiven Richtung des Geistes nach dem Unendlichen führt zum Glauben an die Göttlichkeit des All, eine absolut wahre, heilige und schöne Ordnung, oder ein göttliches Ordnen (als Handeln in ewiger Ruhe) von dessen Universalität alles Einzelne und Endliche Darstellung unter verschiedener Form ist. Hieroglyphen, welche den Geist mehr zum Anschauen als zum Begreifen führen, sind als fortlaufende wort- und begrifflose Commentare, ungenannte Leiter der religiösen Anschauung, tauglicher, den Geist und das Wesen der Religion recht treffend und würdig zu bezeichnen, als die kalten abstracten Begriffe." Es bedarf nur einer oberflächlichen Bekanntschaft mit der Geschichte religiöser Ideen und ihrer Symbole, um das Ungereimte einer solchen Behauptung tief zu fühlen. Auch gesteht der Vf. S. 30. selbst zu, dass Nothwendigkeit uns zwinge, unsere religiösen Anschauungen in Begriffe zu übertragen, S. 42. dass Vielseitigkeit der Begriffe und systematische Einsicht in die Religion nothwendig sey.

Hierauf werden die bekannten eleatisch-spinozistischen Ansichten vom Universum, dessen Princip und Inhalt Gott ist, (S. 46.) nach dem Colorit der neuesten idealistisch-materialistischen Schule und nach eigenen Ideen vom Vf. weiter ausgeführt. Das grosse göttliche Geheimniss der Allheit in der Einheit und der Einheit in der Allheit findet er S. 52. u. folg. nicht nur in den philosophischen Ansichten eines Plato und Spinoza, sondern sogar schon in dem Thierdienst der Aegypter und in der Mythologie der Griechen angedeutet. „Denn da das ganze Universum dem Wesen nach in jedem Einzelnen, in dem Menschen wie in dem Thiere und der Pflanze u. s. w. gleich absolut, ewig und ungetheilt ist, so wurde es möglich, dass selbst Thiere, Dinge u. s. w. in manchen Religionen zu Mittlern zwischen Menschen und Gottheit dienen können." Höchst sonderbar verbindet der Vf. (S. 41. und 53.) mit jener Idee, als eine unbezweifelte Bestätigung derselben, die populären Urtheile der Religion, wie er sich ausdrückt: Gott hat mich und die Welt erschaffen, und, man glaubt nicht an Gott, ohne von ihm zu glauben, dass er Schöpfer Himmels und der Erde sey; ohne im mindesten die logi-

logiſche Unmöglichkeit einer ſolchen Zuſammenſtellung zu ahnden.

Die Anſicht (S. 56.), vermöge welcher jedes Einzelne in das abſolute göttliche Weſen gleichſam *hineingezeichnet*, ſeine Gränze oder Form ſo zu ſagen in das Ewige *hineingeſchnitten (ſic!)* iſt, bringt freylich, wie der Vf. meynt, den Menſchen (im *eigentlichen* Sinn) der Gottheit näher, als die gewöhnliche Anſicht; allein in wie fern dieſe (ſo zu ſagen), metaphyſiſche Formſchneidekunſt dem menſchlichen religiöſen Geiſte überall ſo nahe liege, ihn ſo beruhige, ſelbſt dem gemeinſten *Verſtande* verſtändlich und annehmbar ſey, (S. 55.) dürfte er wohl nicht leicht darle. en können; auch ſagt er bald nachher ſelbſt, (S. 63.) daſs jene höhere Anſicht ſchwer zu erringen und noch ſchwerer zu behaupten ſey.

„Aus der reellen Einheit des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen Weſen, durch welche *unſer* Wiſſen, *unſer* Handeln *an ſich* das *göttliche* Weſen iſt, das in den Kreis unſers Daſeyns hereintritt, reſultirt die Gröſse und Erhabenheit der Anlagen und Vermögen des Geiſtes, entſpringt das Streben deſſelben nach dem Unendlichen, in welchem er den Weltgeiſt liebt und freudig ſeinem allmächtigen Wirken in uns und in der Welt zuſchauet, ſich ergötzt mit dem geiſtigen Anſchauen der allverbreiteten Einen und ewigen Realität. S. 60 folg. Das Reelle und Ideelle, die Elemente unſers Weſens ſind ſo rein und harmoniſch in einander geſchmolzen, daſs wir bey *ruhigem* und *geſundem* Zuſtande durch das feſte Bewuſstſeyn nichts unterſcheiden können, (alſo wohl nur in dem Zuſtande einer erhitzten und krankhaften Phantaſie?) und daſs ſo ſich beide recht inniglich genieſsen und ſich des Daſeyns freuen. Die Natur beherrſcht den Geiſt und der Geiſt die Natur, jene ſtrebt zu gebären, dieſer zu erzeugen, die Natur repräſentirt daher im Univerſum das weibliche, die ideale geiſtige Welt das männliche Princip." (S. 81. 82.)

Den qualitativen Charakter der Religion ſetzt der Vf. (S. 86 u. folg.) in ein Glauben oder Dafürhalten aus innern nothwendigen von unſerer Natur nicht zu trennenden, obgleich *unerkannten* Gründen: „denn man hat Religion, ehe man die Gründe für ſie kennt, und oft hat man ſogar dann am meiſten. Auch kann die wahre Religion *an ſich* nie ganz öffentlich werden, weil jede Darſtellung hier das Darzuſtellende nicht ganz erreicht; daher bleibt jede poſitive Religion verbeſſerungsfähig oder perfectibel, und (S 111.) bey höherer Cultur und Veredlung unſerer Anſicht des Univerſums kann und muſs es nicht ſelten geſchehn, daſs mancher um dieſer höheren und eigentlichen Religion willen eine von jenen poſitiven, alſo Religion um der Religion willen verwirft, oder um Gottes willen ein Atheiſt wird, wie *Fichte*, der aus höherer Religioſität die gewöhnlichen Beſtimmungen der Religion verwarf und darüber ſchändlicher Weiſe für einen Läugner aller Religion und des göttlichen Weſens gehalten wurde." Sehr ſinnreich bezeichnet der Vf. S. 113. die Sphäre der Religion durch folgende Figur:

„Wenn die Sphäre des Endlichen und der Begriffe für deſſen Bezeichnung *A*, die des Ewigen oder Abſoluten (des Objects der Religion) *X* iſt, ſo iſt *B* die Sphäre der Religion und der Lehre von ihr. Wer blois in *A* ſteht und das dort gegebene von *Aa* für Religionsobject hält, hat Aberglauben und Fetiſchmus. In *X* allein iſt keine Religion. Wenn man aber das auf der Linie *Xx* durch die Thätigkeit unſeres Geiſtes uns vorgehaltene auffaſst und darſtellt in Begriffen die in *Aa* (= im Daſeyn) gegeben ſind, ſo daſs dieſe letztern durch jenen in ſie gelegten Gehalt veredelt und erhöht werden; ſo entſteht in *B* die Sphäre für die Religion und die Lehre von ihr, die daher zwiſchen dem Endlichen und Ewigen ſich hält."

Was die Form des Werks betrifft, über welche der Vf. ſich in keiner Vor- oder Nachrede ſelbſt erklärt hat, ſo trägt das Ganze unverkennbare Spuren wenigſtens einer ſehr eilfertigen Ausarbeitung, wenn nicht vielmehr den Charakter einer noch wenig geübten ſchriftſtelleriſchen Darſtellung. Hieher möchte Rec. vorzüglich rechnen den Mangel an logiſcher Anordnung und beſtimmtern Abtheilungen, welcher es dem Leſer ungemein erſchwert, einen folgerechten Zuſammenhang der einzelnen Theile zu entdecken; unnöthige Wiederholungen des ſchon geſagten, Widerſprüche, Unbeſtimmtheit und ein gewiſſes Halbdunkel in den Gedanken wie im Ausdruck, von welchem allen leicht mehrere Belege beygebracht werden könnten; lange verwickelte Perioden wie die von S. 22 — 25. Auſserdem geben eine Menge weitläuftiger Citate, bald aus alten Claſſikern und den Kirchenvätern, bald aus den Xenien etc. die zwar von der Beleſenheit des Vf. zeugen, durch eigne eingeſchobene Deutungen und gezwungene Anwendungen aber unnöthig ausgedehnt werden, dem Ganzen ein höchſt buntſcheckiges Anſehn und beſchränken den Raum für des Vfs. eigne Begründung ſeiner Ideen.

WIEN, b. Rötzel: *Der Weiſe in den wichtigſten Verhältniſſen des Lebens.* Aufgeſtellt von *Gottfr. Immanuel Wenzel*, der fr. Künſte und Weltweish. Magiſter und Prof. der Philoſophie in Linz. 1801. 209 S. 8. (14 gr.)

Ein Traum, der im erſten Aufſatz dieſer Schrift erzählt wird, war die Veranlaſſung derſelben. Eine Geiſtesgeſtalt *blies* unſern Vf. von ſeinen Büchern und *Motten weg* und in die weite Welt hinaus, mit dem Zuruf: „Auf, Sterblicher! hier ſuchſt du vergebens die Weisheit! Nimm deine Grundſätze und eile unter die Menſchen; dort wirſt du ſie finden." Er ging, fand

fand die Weisheit, *die Menschenkinder von sich peitschten*, und folgte ihr. Wo sie hinging, da *schlenderte* er mit, und gelangte bis zu ihrem Tempel, einer kleinen, unansehnlichen Hütte. Ueber die Schwelle durfte er aber nicht treten. Auf einmal schien die Hütte in Flammen zu stehen; es war der Glanz, der sie (die Weisheit) umstrahlte. Eine liebliche, doch dabey feyerliche Stimme ertönte in — Versen, wie folgende:

Hast du das Vorurtheil besieget,
Steht Vernunft in deiner Macht;
Ist nichts, was der Begriffe Klarheit trübet,
Dann verschwinden Dunkel — Nacht.

Dann komme in der Weisheit Hallen,
Dann blendet nicht ihr Feuer dich;
Dann sind Schuppen von deinem Aug' gefallen,
Du siehest hell, der Vorhang wich u. s. w.

Tief drangen diese Worte in des Vfs. Seele; tief lag er gebückt auf der Schwelle des Eingangs. Nun trat die Weisheit mit holdem Lächeln wieder hervor, nahm ihn sanft bey der Hand, sah ihm bedeutend ins Auge und sprach: Gehe hin und verkündige deinen Brüdern, was du an meiner Seite gesehen, gelernt hast u. s. w. Bey diesen Worten erwachte er, sein Geist fühlte neue Stärke; ein Gedanke trieb den andern; ein Begriff entstand aus dem andern, und das Resultat davon ist — dieses Buch. Schon aus dieser geschmacklosen und in einigen Zügen ungereimten Dichtung läfst sich die Art abnehmen, wie die Weisheit ihre Lehren hier vorträgt; es ist der gewöhnliche moralische Schlendrian in Prosa und angehängten Versen, die fad, langweilig und nicht selten gemein sind. Von ihrem prosaischen Vortrage wollen wir noch ein paar Proben geben; den Geist und die Sprache ihrer Poesie erkennt man schon aus obigen Strophen. In dem *vierten* Aufsatze, der das Betragen des Weisen gegen Thoren, Narren, Gecken, Stolze und Uebermüthige schildert, heifst es: „Es kann den Weisen nicht aus seinem Gleichgewichte heben, wenn hier *Krispin* auf den *Trümmern* des gesunden Menschenverstandes sich blähet, *Kleon* dort an den rauschenden Karren der Sinnlichkeit die stille Vernunft anspannt, und darauf lospeitscht wie der rohe Bauer auf seine magere Mähre; da *Nigrin* die Tugend höhnt, und dick darauf thut, dafs er sich im Schlamme des Lasters wälzt; jetzt *Orgon* in seines Reichthums Gefühle, Herr der Schöpfung zu seyn wähnt, und mit kaltem Blute die Ohnmacht niederdrückt, der Dürftigkeit spottet. All' dem mufs der Weise mit unverzogener Miene zusehen können u. s. w. In dem *achten* Aufsatz, *der Weise gegen Vornehme und Geringe* drückt sich der unbedachtsame Vf so aus, als ob der *Weise* zwischen Vornehmen und Geringen mitten inne stehe, und der Vornehme und Geringe nicht auch weise seyn könne. Sein Weiser „weilet gern bey seines Gleichen (wer die wohl seyn mögen?); weil ihm in dieser Gesellschaft nichts zusetzet, seine Grundsätze zu verläugnen (das mag eine feine Weisheit seyn, die sich vor solchen Hindernissen scheuet!); weil er hier ohne Zwang, ohne lästiges Ceremoniel, ohne Verstellung; weil er hier als ein freyer Mann handeln kann. Doch wirft er sich auch nicht unter seinen Stand; mischet sich nicht unter Niedrigere u. s. w." — S. 97. „Jedes Vergnügen rufet der Weise zu sich, das er unbeschadet seiner Tugend u. s. w. *verkosten* darf. Vergnügungen, die diese Gesellschaft nicht lieben, *diese* dürfen nicht an seine Wohnung stofsen; er verjaget sie, da sie sich noch von der Ferne nahen. — Vergnügungen, wobey blofs die Sinne beschäftiget sind, bey denen die Verstandskräfte schlummern, diese überläfst er seinem kleinen *Fidel*, für den und seines Gleichen sie eigentlich gemacht sind." S. 99. „Der Weise soll nicht blofs sinnlich, er soll auch zugleich geistig geniefsen; das heifst: er soll während dem, da irgend ein Organ an ihm gekitzelt wird, zugleich ein wahres, lebhaftes Bild von dem Ganzen der angenehmen Empfindung in seiner Seele haben, und nicht unterlassen, in den Pausen des Genusses immer einige Seitenblicke auf die einzelnen Theile derselben zu werfen, um auch da den Honig zu saugen, der darin verborgen liegt." Auf diese Art werden in diesem Buche die Eigenschaften des Weisen als Gottesverehrer, Welt und Staatsbürger, als Aufklärer, als Gatte und Vater, Hausvater, als Freund, Geschäftsmann u. s. w. geschildert.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Heilkunde der religiösen Gefühle.* Ein Buch für aufgeklärte und gute Menschen, welche für Kopf und Herz zugleich lesen wollen. 1803. XVI u. 328 S. 8. (18 gr.)

„Arist und Philidor," heifst es in der Vorrede, „beide als Vorsteher und Aufseher öffentlicher Religionslehrer in zwey verschiedenen Ländern, haben sich die Beantwortung der Frage: *Wie sind vernünftig religiöse Gefühle dauerhaft zu erwecken?* Zum Gegenstande ihres Briefwechsels gewählt, doch so, dafs sie, um Einförmigkeit und Trockenheit zu vermeiden, zum jedesmaligen Anfange eines Briefes zugleich von Amts- und Zeitvorfällen einander schreiben." — Die trivialsten Sachen von der Welt sind es, welche die beiden Schriftsteller sich einander erzählen; dafs Geistesaufklärung dem Menschen gut sey, dafs er tugendhaft seyn müsse, dafs die Religion in der ächt moralischen Gesinnung bestehe, alle seine Pflichten mit Rücksicht auf Gott, als den Gesetzgeber und Richter, auszuüben, u. dgl. mehr. Kein originaler Gedanke stellt sich dem Leser dar, das *Kantische* System, wie es in vielen theologischen Schriften des letzten Jahrzehnds aus einander gesetzt ist, wird mit Weitläuftigkeit vorgetragen, und die ganze Schrift giebt am Ende das Resultat: Die rechten Erweckungsmittel des religiösen Gefühls sind: „Die beförderte Achtung für die moralische Weltordnung, durch die Liebe zum Vernunftgesetze, und die Achtung der Menschheit in unsern Mitbrüdern." Besser und gehaltreicher sprach Christus: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst. Aber die sogenannte Aufklärung ist in manchen modern seynwollenden Köpfen blofs

eine

eine Durchwässerung, und ihre Vernunft, mit der sie prunken, ist ein hohles Gebilde, aus welchem der Geist entfloh. Wer sollte glauben, dass Briefsteller, wie dieser Arist und Philidor, denen kein Zehntel der Gedankenfülle und Sprachgewalt Luthers zu Theil ward, von ihrer erträumten philosophischen Höhe stolz auf den grosen Reformator herabsehen? S. 33. heisst es: Luther konnte die Religion nicht ganz entkleiden und in ihrem ersten Gewande wieder darstellen. Es gab der Hindernisse zu viel, und der Hülfsmittel zu wenig, als dass er dieses Geschäft sogleich hätte vollenden können. Er selbst *kannte auch wirklich nicht die wahre und einzige Gehülfin zur Vollendung desselben.* Denn mühsam kämpfend mit tausend Schwierigkeiten, übersetzte er das Buch, welches die Quelle der Religion seyn sollte; *aber die Vernunft*, als die rechte Quelle, die wahre und rechte Mutter derselben, *floh und vermied er;* und wenn sie sich auch noch so dienstfertig anbot, so wies er sie doch schnöde und mit harten Worten zurück." Kann man geistloser über einen Mann urtheilen, der, sich erhebend über sein Zeitalter, doch in demselben erzogen, manche Ueberzeugung nicht aufgab, welche in unsern Zeiten mit jugendlicher Leichtigkeit geringe geschätzt wird? Floh er deswegen die Vernunft, weil er ihr allein nicht vertrauen wollte? Arist und Philidor haben freylich ein ganz andres Vertrauen zu ihrer Vernunft, denn sie können mit ihr alles einsehen, alles gut machen. Eigenthümlich ist auch solchen ihrer (meistens durch irgend ein neues System gewitzigten,) Vernunft unbedingt vertrauenden Männern, von der Zukunft das Beste zu erwarten, und lobzupreisen, wie in unserm Zeitalter alles so schön gedeiht, wie das Alte verschwindet und die Welt neu wird, wie man es so weit gebracht mit der Aufklärung, dass selbst die Landleute davon spüren, wie das reine Pflichtgesetz immer mehr herrschend wird, ohne Beymischung von Neigungen, wie überhaupt ein wahres Elysium unter Menschen zu Stande kommt. Solche Männer können auch, wie hier S. 114. und 115. geschieht, tadelnswerth, dass die Seelengröse und der Tugendadel eines Regulus, Archytas von Tarent und Plato hervorgehoben werden; weil — „schon die Vorstellung vom Verdienste bey tugendhaften Handlungen der Heiligkeit der Pflicht schade, geschweige das Lob und gar die Bewunderung derselben." Ihnen, den nichts bewundernden, den nichts lobenden, ist es denn auch vollkommen angemessen, gradezu allen ihren geistlichen Amtsbrüdern, welche nicht mit ihrer Denkweise übereinstimmen, die Grabesruhe oder einen Platz im geistlichen Invalidenhause zu wünschen, und sich, wie S. 51. geschieht, über den Tod ihrer andersdenkenden Collegen zu freuen. Aber wer möchte wohl Bürger des Himmelreichs werden wollen, in welchem die seichte Vernunft solcher Aufklärer den Scepter führt!

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. 1) *Würzburg: Etwas über Erleichterung schwerer Geburten* von *J. H. Brünninghausen* etc. 1804. 16 S. 8.

2) *Jena: Ueber die Erleichterung schwerer Geburten*, vorzüglich über das ärztliche Vermögen auf die Entwickelung des Foetus. Ein Schreiben an den Stabschirurgus D. Brünninghausen von D. *Ackermann*, Geh. Hofr. und Prof. zu Jena. 1804. 14 S. 4.

Das Wesentliche des auch in der med. chirurg. Zeitung und (sehr unpassend) im Reichs-Anzeiger bekannt gemachten Vorschlages von Hn. *Br.* besteht darin: dass man Weibern mit etwas engem Becken während der Schwangerschaft nur wenig nährende Speisen erlauben, den Genuss von Fleisch und nahrhaften Dingen aber untersagen solle, um auf diese Weise das stärkere und festere Wachsthum des Kindes und vorzüglich die Ossification der Schedelknochen gleichsam aufzuhalten, die Kopfknochen also biegsam, nachgiebig, die Fontanellen gros und die Suturen weit zu erhalten. Zwey Beobachtungen an Weibern, die bey dem obigen Regime ziemlich leicht von Kindern von der verlangten Beschaffenheit entbunden wurden, sollen diesem Vorschlage mehr Gewicht geben. — Hr. *Ackermann* giebt in Nr. 2. diesem Vorschlage seinen Beyfall, nicht weil die Beobachtungen ihn überzeugt hätten, sondern weil er, nach seinem ihm eignen chimiatrischen Systeme, die obige Einwirkung auf die Entwickelung des Foetus für gewis und ausgemacht hält. Seine Schrift, die Rec. mit ungemeinem Interesse gelesen hat, soll also Hn. *Brünninghausens* auf seine zwey Beobachtungen gegründeten Vorschlag theoretisch begründen. Wir können Hn. *Ackermann* hier nicht in das Detail seiner Sätze folgen, da er sein *ganzes* chimiatrisches System noch nicht bekannt gemacht hat, und Rec. begnügt sich hier nur eine Bemerkung mitzutheilen, die er mit seinen Folgerungen noch nicht ganz vereinigen kann. Rec. findet an den Schedeln ausgetragener ungeborener und neugeborener Kräuter fressenden Säugthiere die Schedelknochen nicht mehr verschiebbar, sondern schon durch ordentliche Nähte vereinigt, und ohne alle Spur von Fontanellen; dagegen zeigen die Schedel von jungen neugebornen fleischfressenden Säugthieren noch nicht vereinigte Nähte und deutliche, oft grose Fontanellen. — Allein selbst wenn wir als bewiesen annehmen, was Hr. *A.* zu beweisen unternahm, so können wir deswegen doch noch nicht die Anwendbarkeit des Brünninghausischen Vorschlags zugeben, vielmehr müssen wir ihn aus praktisch-geburtshülflicher Rücksicht für einseitig erklären. Hr. *Br.* scheint bey „der Erleichterung schwerer Geburten" nur an das *Mechanische der Geburt* und an das Missverhältniss zwischen Kind und Becken gedacht und die Rücksicht auf die Function der Geburt, in so fern sie eine *organische* Verrichtung ist, ausser Acht gelassen zu haben. Wird nicht, bey der Ausführung seines Vorschlages, oft die Function der Geburt durch Schwächung der so nöthigen Kräfte der Gebärenden gehindert werden, wenn auch das mechanische Hinderniss *vielleicht* etwas gemindert würde? und sollte nicht der durch jenes herbeygeführte Schaden den Nutzen des letzten überwiegen? Rec. ist davon überzeugt, und kann also Hn. *Brünninghausen*, den er übrigens sehr schätzt, nicht beystimmen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. März 1805.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, in der Exp. der Kaiſ. priv. allg. Handelszeitung oder des Verkündigers: *Syſtem des Handels* von *Johann Michael Leuchs. Erſter* Band. *Privathandelswiſſenſchaft. Zweyter* Band. *Staatshandelswiſſenſchaft.* 1804. Beide Bände 592 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Laut der Vorrede ſoll dieſes Werk ein Lehrbuch für Akademien und höhere Lehranſtalten ſeyn, auch ſollen noch Zuſätze für den eignen Unterricht folgen; „es ſoll die Handelswiſſenſchaft, dem Gehalte und dem Umfange nach, weiter bringen und ſomit eine freye Production ſeyn, die nicht unter aufgeſchlagenen Büchern ähnlichen Inhalts vor ſich gehen konnte. Daher laſſen ſich auch nicht wohl die Berührungs- und Differenzpuncte, noch die vielen eignen Anſichten des Vfs., die ſich auf das Ganze und die einzelnen Theile verbreiten, in kurzem angeben." Aus dieſen und den folgenden Worten erhellet, daſs der Vf. eine groſse Meinung von ſeinem Buche hat, und dieſe hohe Sprache kann einen Kritiker leicht reizen, es genauer mit ihm zu nehmen, als wenn er mit mehr Beſcheidenheit aufgetreten wäre.

In der That hat der Vf. manche Materien vorzüglich gut abgehandelt. So giebt er in der Comptoirwiſſenſchaft ſehr deutliche und beſtimmte Begriffe von dem einfachen und doppelten Buchhalten, und folgt dabey einer eignen ſehr erleichternden Methode; auch die Lehre von den Banken und insbeſondere der Abſchnitt von der Leihbank iſt gut, und kann auch noch nach Büſchens klaſſiſchem Werke hierüber, geleſen werden. Denn ob der Vf. gleich nichts vorbringt, was nicht ſchon von *Büſch* deutlich vorgetragen wäre: ſo befolgt er doch eine ihm eigne Methode, der man nicht ungern folgt.

Das Hauptverdienſt ſcheint aber der Vf. in die ſyſtematiſche Form ſeines Vortrags der Handelswiſſenſchaft zu ſetzen. Allein dieſe iſt ihm ſchlecht gelungen. Zuerſt theilt er ſein Werk in zwey Haupttheile: in die eigentliche Handelswiſſenſchaft und in die Kritik der Handelskunde ein. Die letztere ſoll nun die Foderungen entwickeln, welche an den hiſtoriſchen Theil der Handelswiſſenſchaft gemacht werden können, und man ſieht eigentlich gar nicht ein, wie dieſe Kritik in das Syſtem des Handels kömmt, ob man gleich wohl begreift, daſs Waarenkunde, Handelsgeographie oder Handelsgeſchichte als einleitende und belegende hiſtoriſche Kenntniſſe für die Handelswiſſenſchaft ſehr nöthig und nützlich ſind. Dieſe Kritik nimmt daher auch nur einige Blätter ein, und iſt ein ſehr trockner und nutzloſer Anhang des erſten Theils.

Der *erſte* Theil als die eigentliche Handelswiſſenſchaft, zerfällt in die *Tauſchmittellehre; Werthbeſtimmungslehre; Handelslehre; Comptoirwiſſenſchaft; Speculationswiſſenſchaft* und *Beförderungsmittellehre* oder *Staatshandelswiſſenſchaft.* Dieſe Eintheilung hat vor der von *Büſch* keine Vorzüge; ſie iſt vielmehr gezwungener. *Büſch* fängt bey der Lehre vom Gelde an, geht dann zu der Lehre von den Waaren über, welche beide der Vf. unter der Tauſchmittellehre begreift; handelt darauf von den verſchiedenen Arten der Handlung, dann von den Hülfsgeſchäften derſelben (die der Vf. unter Comptoirwiſſenſchaft befaſst) und beſchlieſst mit der Handlungspolitik, womit ſich ein viel beſtimmterer Begriff verbinden läſst, als mit des Vfs. Staatsbandelswiſſenſchaft. Was daher in des Vfs. Eintheilung gut iſt, gehört *Büſchen* an, und was dieſem nicht gehört, verdient keinen Beyfall. Der Zwang, den dieſe Eintheilung auflegt, hat den Vf. verleitet, Materien zu trennen, die offenbar zu einander gehören. So gehört z. B. die Lehre von den Wechſeln, dem Papiergelde, und den Banknoten am natürlichſten zu der Lehre vom Gelde. Allein hier wird von den Wechſeln in der Comptoirwiſſenſchaft und in der Staatshandelswiſſenſchaft gehandelt, in welcher letztern auch die Lehre von den Banken vorkömmt, weil die Banken als Beförderungsmittel des Handels in der Hand des Staats betrachtet werden, da es doch etwas ſehr zufälliges iſt, ob der Staat die Bank hat oder nicht und dieſes bey Betrachtung derſelben, als Zahlungsanſtalten, gar nicht in Anſchlag kommt. Da nun aber jede einmal gemachte Abtheilung doch ausgefüllt werden, und alles eine wiſſenſchaftliche Geſtalt annehmen ſollte: ſo ſind manche Abſchnitte höchſt armſelig ausgefallen und verrathen, daſs den Vf. falſche Begriffe von ſcientifiſcher Form irre geleitet haben. So theilt er im erſten Abſchnitte oder der *Waarenlehre* die Waaren in Eſswaaren, Waaren zur Bekleidung, Gemächlichkeitswaaren oder Waaren zur Hervorbringung, und ſetzt bey jeder Art Waaren die Eigenſchaften weitläuftig aus einander, die ſie haben müſſen; wo man denn erfährt, daſs Eſswaaren nährend, ſtärkend, verdaulich, zuträglich und von gutem Geſchmacke und angenehmen Geruche ſeyn müſſen, und nirgends iſt vergeſſen dieſe Beywörter ausführlich zu erklären. Wie kommen dieſe armſeligen Dinge in die Handelswiſſenſchaft! Noch dazu iſt die Eintheilung nicht einmal vollſtändig. Wie weit

fruchtbarer ist dagegen der Abschnitt von den Waaren in Büschens Darstellung!

In der Geldlehre ist vieles höchst unbestimmt und schwankend ausgedrückt. So heifst es z. B. S. 21. „Wenn der Werth oder Preis einer Sache bestimmt werden soll: so ist dazu eine Einheit einer andern Sache von anerkanntem Werthe erforderlich, die als Maafs oder als Maafsstab zur Bestimmung des Werthes der ersten gebraucht werden soll. Ein solcher Maafsstab, um einerley Waaren unter sich zu bestimmen, sind die Gewichte, die Längen- und Körpermaafse. Diese hier angewendet, setzen aber voraus, dafs sich die Werthe und Preise wie die Maafsen verhalten, welches höchstens der Fall bey Waaren von einer Art ist." Wie unbestimmt, dunkel und falsch ist hier alles! Maafs und Gewichte sind gar kein Mittel der Werthbestimmung. Sie bestimmen die Gröfse des Dinges seiner Ausdehnung oder Schwere nach. Werthbestimmungen aber gehen auf die Gröfse des Nutzens oder der Schwierigkeit, die nutzbaren Dinge zu gewinnen. Das Mittel der Werthbestimmung hätte einen ganz andern Begriff erfodert. — Der *Werth* wird S. 36. durch das „Verhältnifs" definirt, „in welchem eine Sache zu andern Sachen geschätzt wird." Dieses ist höchst dunkel und unbestimmt. Erstlich giebt dieses nur einen undeutlichen Begriff von einer Art des Werths, nämlich dem *Kauf-* oder *Tauschwerthe;* den Unterschied des *Real-* und *Nominalwerthes* berührt weder diese Definition, noch sonst eine Stelle des Buches. S. 37. heifst es: „Der Werth einer Waare ist die Summe des nahen und fernen Aufwandes der Arbeit und der Gefahr bis zum Empfang des Verkaufpreises." Nach dieser Definition dürfte man nur recht viel Kosten auf eine Waare verwenden, um ihren Werth zu erhöhen. Der Vf. hat vergessen, dafs der Aufwand zur Erzeugung der gesuchten Waare *nothwendig* seyn mufs, wenn er ihr einen Werth ertheilen soll. Solche Auslassungen und logische Unrichtigkeiten trifft man sehr häufig an. Noch öfter aber stöfst man auf das Triviale. Von dieser Art sind fast alle Klugheitsregeln, die in den verschiedenen Abschnitten aufgestellt werden, z. B. in der Einkaufs- und Verkaufslehre. Diese Trivialitäten nehmen sich um so possirlicher aus, je metaphysischer die Einleitungen dazu sind. So hebt die Speculationslehre mit *Möglichkeit*, *Wahrscheinlichkeit*, *Wahrheit*, *Gewifsheit* etc. und den metaphysischen Definitionen dieser Begriffe an, und S. 231. werden dann die grofsen Wahrheiten vorgetragen, dafs ein Mann um so eher bezahlen werde, je mehr Ehrgefühl er habe, je höher sein Begriff von Recht und Unrecht sey etc. Eben so seicht und gemein sind die Regeln für den Buchhandel S. 71., wo man unter andern erfährt, dafs Bücher von Autoren die Ruf haben, besser abgehen, als von unbekannten.

Wenn der Vf. seine Begriffe von sich selbst etwas herabstimmt und künftig mehr auf Klarheit und Deutlichkeit seiner Vorstellungen, als auf formellen Bombast bedacht ist: so kann er ein nützlicher Schriftsteller im Fache der Handlungswissenschaft werden, da er nicht ohne Vorkenntnisse und gute Anlagen zu seyn scheint.

BRESLAU, b. Vf.: *Systematische Darstellung der Handlungswissenschaft in allen ihren Theilen*, nebst einer vollständigen Handlungsliteratur. Nicht nur für alle Klassen gebildeter Kaufleute, sondern auch für Oekonomen, Cameralisten und Staatswirthe, so wie zum Gebrauch der Vorlesungen auf Handlungs-Akademien nach einem neuen sehr zweckmäfsigen Plane bearbeitet von *S. G. Meisner. Erster* Theil. *Privathandlungswissenschaft.* Mit einer Ansicht von Breslau. 1804. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wenn auf Handlungsschulen ein Lehrbuch gesucht wird, wornach eine kurze encyclopädische Uebersicht dessen gegeben werden soll, was ein Kaufmann zu erlernen, und welcher literarischen Hülfsmittel er sich zu seiner ferneren Ausbildung zu bedienen habe: so kann diese Schrift in der Hand eines sachkundigen Lehrers zu dem gedachten Zwecke füglich gebraucht werden. Denn der Vf. hat das, was bisher andere Schriftsteller ausführlich vorgetragen haben, in einem für Anfänger deutlichen Vortrage kurz angedeutet und in eine leichte Ordnung zusammengestellt, so dafs ein guter Lehrer einen zweckmäfsigen Leitfaden zu weiteren Erläuterungen findet. Aber wenn der Vf., dem Titel nach, auch allen Klassen gebildeter Kaufleute, Cameralisten und Staatswirthen durch sein Buch Aufklärung und Unterricht verspricht: so mufs er einen sehr sonderbaren Begriff von diesen Klassen haben, wenn er meint, dafs sie das nicht schon längst besser wissen und vermöge ihres Standes wissen müssen, was er hier vorbringt. Ueberhaupt hat so wohl Titel als Vorrede einen etwas charlatanmäfsigen Anstrich. Denn ob das Buch nach einem *sehr zweckmäfsigen* Plane bearbeitet worden, und ob man, wie es in der Vorrede heifst, „auf den ersten Blick sehen werde, dafs sich dieses Werk in mehrerer Rücksicht sehr vortheilhaft von manchen neuen und ältern kaufmännischen Schriften auszeichne," hätte Hr. *M.* billig andern zu beurtheilen überlassen sollen.

Uebrigens ist der Plan folgender: Das Ganze zerfällt in drey Bücher. Das erste giebt Begriffe von den zur Betreibung der Handlung nöthigen Kenntnissen, und zählt kaufmännische Arithmetik, Briefwechsel, Münz-, Maafs- und Gewichtskunde, Waarenkunde, Wechselkunde und das Buchhalten zu den Hauptwissenschaften eines Kaufmanns; Handlungsgeographie, Handlungsgeschichte, Naturgeschichte, Technologie, Münzwissenschaft, Rechtskunde und Lebensklugheit nebst kaufmännischer Literatur werden zu den Hülfswissenschaften; Mathematik, Chemie und fremde Sprachen zu den Nebenwissenschaften gerechnet. Im zweyten Buche wird von den verschiedenen Arten des Handels und im dritten von den Hülfsanstalten, den Hülfsgeschäften, so wie von den mancherley Vorfällen bey dem Handel geredet.

Digitized by Google

redet. Bey jedem Abſchnitte iſt eine kurze Literatur angeführt, wobey aber die Auswahl der Bücher nicht immer die beſte iſt; für Lehrlinge müſſen wenig und nur klaſſiſche Bücher angeführt werden.

Manches könnte zwar in der Anordnung genauer ſeyn; denn warum iſt z. B. von der Technologie der Münzen ein beſonderer Abſchnitt, da der vorhergehende ſchon die Technologie befaſst? Indeſſen kommt es bey Anordnung empiriſcher Begriffe ſo ſehr viel nicht auf eine ſcrupulöſe Logik an. In der Ausführung holt der Vf. zuweilen zu weit aus, wie gleich in der Einleitung, wo die Entſtehung des Handels aus der Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts abgeleitet wird. Auch kömmt manches zu triviale vor, wie S. 4. wo die Requiſite eines Kaufmannsburſchen der Länge nach aufgezählt werden, wovon ſich die mehreſten von ſelbſt verſtehen, wie daſs er geſund und klug ſeyn, Neigung zu ſeinem Stande haben müſſe etc. oder S. 185. wo dem Speculanten aus *Leuchs* Handelsſyſtem unter andern die Regel zur Befolgung empfohlen wird, daſs die Urſache die Wirkung, der Grund die Folge beſtimme. Wie konnte der Vf. eine ſolche Trivialität abſchreiben! — Zuweilen ſtöſst man auch auf unrichtige Urtheile. So wird S. 196. geſagt: „Zwar iſt heut zu Tage die Errichtung einer Girobank nicht wohl möglich und denkbar, da ſich alle Umſtände und alle Verhältniſſe des Handels ſehr verändert haben, ſo daſs jeder, der baaren Geldesvorrath beſitzt, ihn beſſer auf dieſe und jene Art zu benutzen und umzuſetzen weiſs, als ihn bloſs zur Bequemlichkeit der Zahlungen in einer Bank zu deponiren." Dieſe Stelle beweiſet, daſs Hr. *M.* ſich keine richtige Vorſtellung von dem Nutzen einer Girobank und von den Vortheilen, die ſie in groſsen und lebhaften Handelsſtädten den Kaufleuten *en gros* gewährt, gemacht hat; denn ſonſt würde er einſehen, daſs es heut zu Tage noch eben ſo nützlich ſeyn würde z. B. in Hamburg eine Girobank zu errichten, als vor hundert Jahren.

Auch wird Hr. *M.* künftig mehr Sorgfalt auf ſeinen Stil zu verwenden haben. Wer ſchreibt z. B. „da die nothwendigen und eingebildeten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens in neuern Zeiten ſich bis in *das Ungeheure* vervielfältigt haben etc."

Die elende Vignette von Breslau hätte wegbleiben und dafür etwas weniger graues Papier genommen werden können!

LITERATURGESCHICHTE.

KOPENHAGEN: *Udſigt over vort Faedrenelands Litteratur i Middelalderen, ſom andet Bind af Skildringen af Danmarks aeldre og nyere Tilſtand.* (Ueberſicht der Literatur unſeres Vaterlandes im Mittelalter, als *zweyter* Band der Schilderung von Dänemarks ältern und neuern Zuſtand) ved *R. Nyerup.* 496 S. 8.

Den erſten Theil hat Rec. in der deutſchen Ueberſetzung bereits angezeigt (1804. Nr. 334). Das Gute, das von jener frühern Arbeit gerühmt ward, gilt auch von dieſer Fortſetzung; wir bedauern aber, daſs zugleich alle Fehler, die dem erſten Theil eigen ſind, hier wiederkehren, und deſto auffallender und zurückſtoſsender werden, je geringer das Intereſſe iſt, das die Gegenſtände haben, womit ſich die *zweyte* Abtheilung beſchäftigt. Die *Einleitung* liefert 1) eine Ueberſicht der wiſſenſchaftlichen Cultur in der heidniſchen Zeit; mit Recht beſchränkt der Vf. die Kenntniſſe der nordiſchen Völker auf Leibesübungen; alle andre Künſte und Wiſſenſchaften waren ihnen fremd. (Auch das Schachſpiel, das ſie nach Hn. *N.* verſtanden, war ihnen unbekannt, erſt nach den Zeiten des Chriſtenthums lernten ſie es.) 2) einen Aufſatz über die Runen, eine kurze Geſchichte des Runenſtudiums, und eine, mit Fleiſs und Einſicht entworfene, Recenſion der vornehmſten Meinungen über den Urſprung dieſer berufenen Charaktere, ſein eignes Urtheil aber ſuſpendirt der Vf.; er hofft, daſs Juſtizrath *Thorlacius*, der an einer ausführlichen Abhandlung darüber arbeitet, ein neues Licht über dieſe dunkle Materie verbreiten werde; 3) Einführung des Chriſtenthums, als erſte Veranlaſſung zur Literatur im Norden, Notizen über die erſten Apoſtel Dänemarks und ihre Arbeiten. Rec. wunderte ſich, daſs Hr. *N.* auf die Zweifel, die man unlängſt in Schweden wider *Rimberts* Leben des heil. Ausgar erregt hat, keine Rückſicht nimmt. — Das erſte Hauptſtück handelt von der isländiſchen Literatur im Mittelalter. Der Vf. führt ſie bis zum J. 1350.; um dieſe Zeit ſoll ihr, wie auch er annimmt, die groſse Peſt (Digerdoden) ein Ende gemacht haben; aber es iſt noch gar nicht erwieſen, daſs dieſe Seuche bis nach jenem Eiland gekommen iſt. Ueber das Phänomen, warum die Literatur beſonders auf Island, ihre Heimath fand, äuſsert ſich der Vf. mit *Mallet's* und *Gebhardi's* Worten. Auf eine kurze Erzählung der Einführung des Chriſtenthums folgt eine allgemeine Ueberſicht der isländiſchen Literatur in ihrer blühenden Periode, worin die Nachrichten über die berühmteſten Literatoren dieſer Inſel ſehr gut zuſammengeſtellt ſind. Hr. *N.* handelt darauf von der Literatur der Sagen (S. 99—133.) beſonders, und giebt ein Verzeichniſs der merkwürdigſten, die gedruckt ſind. Dem Bibliographen mag dieſs ganz willkommen ſeyn; aber ungern wird ein anderer Leſer eine nähere Aufklärung über ihren Geiſt, ihre Verfaſſer, das Zeitalter und die Quellen derſelben vermiſſen. Endlich findet man einige Bemerkungen über die Dichtkunſt der Isländer (meiſt nach Olaſſen), Notizen über die Geſetze, und die übrigen Wiſſenſchaften, worauf ſich die Isländer legten und wovon ſich Beweiſe erhalten haben. Einige Nachrichten von den merkwürdigſten Sammlern isländiſcher Manuſcripte und den Schickſalen ihrer gelehrten Schätze ſind, wie ein Anhang, dieſem Abſchnitt beygefügt. — Die zweyte Hauptabtheilung beſchreibt die Literatur Norwegens; erſtlich die Anſtalten zur Beförderung gelehrter Cultur, die Schulen (ſehr unbefriedigend), die auswärtigen Reiſen und Bibliotheken; eben ſo kurz handelt der Vf. darauf

von

Digitized by Google

von den norwegiſchen Dichtern, (daſs es ſchon vor dem Chriſtenthum Skalden gegeben hat, iſt offenbar nur hypothetiſch); weitläuftiger äuſsert er ſich über die Geſetze und ihre Ausgaben, woran er einige Bemerkungen über ein paar noch vorhandene norwegiſche Produkte des Mittelalters, den Königsſpiegel u. a. knüpft. Die dritte Hauptabtheilung beſchäftigt ſich mit der däniſchen Literatur. Der Vf. nimmt vier Unterabtheilungen an: 1) v. Knut d. Groſsen (im 11ten Jahrhundert) bis auf die Waldemare. Dänemarks Literatur iſt, wie man leicht denken kann, in dieſem Zeitraum noch ſehr arm; Hr. *N.* rechnet daher auch die Werke eines *Adam v. Bremen*, und des Engländers *Aelnoth* zu ihr. 2) Die Periode der Waldemare von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis zum Schluſs des 13ten; zuerſt von den gelehrten Anſtalten, dann von den vornehmſten Gelehrten dieſer Zeit, einem *Eskil*, *Abſalon*, *Saxo Grammaticus*, (S. 271 — 292. handeln allein von den Ausgaben dieſes Schriftſtellers, für eine allgemeine Ueberſicht der däniſchen Literatur offenbar zu weitläuftig;) *Sweu Aageſen*, dem Abt Wilhelm u. a.; beſonders verbreitet ſich der Vf. über das ſchoniſche, jütiſche und einige andre alte däniſche Geſetzbücher aus dem Mittelalter. Im dritten Zeitraum bis auf das oldenburgſche Haus beſchreibt Hr. *N.* den Verfall der Wiſſenſchaften; er bleibt ſeiner Manier getreu; nach einer Einleitung, die aus einer Rede *Gram's* entlehnt iſt, handelt er von den Schulen, beſonders den Büchern, deren man ſich damals in denſelben bediente, (wobey er ſeine 1784. und 1785. herausgegebnen Diſſertationen: *librorum, qui ante reformationem in ſcholis Daniae praelegebantur, notitia*, zum Grunde legt;) den Bibliotheken, auswärtigen Reiſen, und endlich den Schriften und ihren Verfaſſern, die nur eine ſehr kleine Reihe ausmachen. Der vierte Zeitraum endlich ſchildert den Zuſtand der Wiſſenſchaften unter den 4 erſten Königen aus dem Oldenburgſchen Stamm. Zuerſt betrachtet der Vf. die frühere Geſchichte der Univerſität Kopenhagen; nach der Anſicht des Rec., zu ausführlich, ſogar mit weitläuftigen Auszügen aus den älteſten, ſie betreffenden päpſtlichen Bullen und andern Urkunden, ſo wie aus den früheſten Statuten der Juriſtenfacultät (S. 410 — 415.); dann die Einführung der Buchdruckerkunſt in Dänemark; das erſte Buch ward wohl nicht viel vor 1493. von Gottfried v. Ghemen in Kopenhagen gedruckt. (In Schweden erſchien ſchon 10 Jahre früher 1483. der *dialogus creaturarum moraliſatus.*) Ribe war nach Kopenhagen die erſte Stadt, die eine Typographie erhielt. S. 439 — 465. beſchreibt der Vf. die ſämmtlichen gedruckten Miſſalen und Breviarien der däniſchen Kirche; beſonders verweilt er bey dem *Breviarium Nidroſienſe*, das 1519. zu Paris erſchien, aus welchem mehrere Proben ausgehoben werden. Den Einfluſs der Reformation auf die däniſche Literatur erwähnt Hr. *N.* blos im Vorbeygehn und verweiſt auf das klaſſiſche Buch, das *Münter* darüber unter dem Titel: den *Danſke* Reformationshiſtorie, 1802. in zwey Bänden herausgegeben hat. Den Schluſs dieſes Theils machen einige Nachrichten über die berühmteſten Gelehrten aus dieſer Periode.

Aus dieſer Inhaltsanzeige ergiebt ſich, daſs durch dieſs Werk freylich keine neue Anſichten, keine wichtigen Erklärungen und Aufſchlüſſe gewonnen ſind; dem Literator wird indeſſen eine ſolche Zuſammenſtellung mancher zerſtreuten Notizen nützlich und angenehm ſeyn; für das gröſsere Publikum, — dem das Buch doch eigentlich beſtimmt iſt, hätte es wohl mehr concentrirt werden müſſen; viele Angaben ſind zu detaillirt, zu kleinlich. Der deutſche Ueberſetzer wird ſich daher ein bedeutendes Verdienſt erwerben, wenn er dieſen erſten Theil mit den folgenden verſchmilzt, nur die Reſultate aushebt und die wichtigſten Belege allenfalls in einem Anhange beyfügt.

KÖNIGSLUTTER, gedr. b. Hahn: *Geſchichte der Stadt Neu Haldensleben*, mit einem Anhange merkwürdiger Urkunden und der alten Statuten des Ortes von *Pet. Wilh. Behrends*, Prediger zu Volkmarsdorf etc. im Braunſchweigſchen. 1802. 147 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. der früher ſchon eine Beſchreibung der Stadt Oebisfelde und ihres Bezirks lieferte, macht ſich durch dieſe kurze, aber gut erzählte Geſchichte ſeiner Vaterſtadt um dieſelbe gewiſs ſehr verdient, und ſein Wunſch, daſs man in den Schulen der Stadt dieſs Buch zum Leſebuche für Kinder wählen möge, verdient Beyfall. Die Geſchichte der Stadt Neu Haldensleben iſt intereſſant genug und würde für jetzige Leſer noch intereſſanter ſeyn, wenn man in ältern Zeiten mehr auf die Beſchreibung deſſen gewendet hätte, was man that. Dieſe, zu dem Herzogthum Magdeburg gehörende, Stadt iſt vorzüglich in Rückſicht auf ihre groſse Feldmark beträchtlich, welche nach einer Vermeſſung vom J. 1721. 4855 Morgen Acker, 1259 Morgen Wieſen, 159 Morgen Gärten und 6429 Morgen Holzung enthält; letztre muſs ſehr einträglich ſeyn, da in den J. 1782. und 84. aus derſelben 4000 Eichen für 80,000 Rthlr. in Golde verkauft wurden, welches Geld man unter die Bürger als Eigenthümer der Kommunewaldung vertheilte. Im J. 1799. hatte die Stadt 2975, im J. 1802. 2971 Einwohner. Eine intereſſante Begebenheit für die Prediger und Schullehrer dieſer Stadt, die der Vf. noch nicht als geſchehen melden konnte, ſetzt Rec. hieher. Es wurde nämlich den 4 May 1802. durch die Beſtätigung des Königs für die hieſigen zwey Prediger und ſieben Schullehrer ein Witthum geſtiftet, ſo daſs jede Witwe jährlich 3 Rthlr. 18 gr. Acciſevergütigung für ſich und 1 Rthlr. 21 gr. für jedes ihrer Kinder und ihres Geſindes erhält; für die beiden älteſten Schullehrerwitwen wurden zwey Klaftern Holz, für jede Predigerwitwe aus der Marien Kirchenkaſſe 27 Rthlr. 21 gr., für jede Schullehrerwittwe aus derſelben Kaſſe 12 Rthlr. 16 gr. und aus der Kämmerey-Kaſſe (welche jährlich über 11000 Rthlr. Einnahme hat) jährlich 5 Rthlr. für jede Witwe beſtimmt. — Die angehängten Urkunden werden dem Geſchichtforſcher willkommen ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. März 1805.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, b. Delén: *Description des Cataractes et du Canal de Trollhätta en Suède*; avec un précis historique par *A. F. Skjöldebrand.* 1804. gr. 4.

Der Kanal von Trollhätta in Schweden, wozu schon vor drittehalb hundert Jahren der Plan gemacht war, um die Ostsee mit der Nordsee zu verbinden, an dessen Ausführung schon vor 200 Jahren die erste Hand gelegt wurde, die aber, da man die gewaltigen Wasserfälle über ungeheure Klippen, die aus dem Abfluss des Wenersee's in die gothische Elbe entstanden, in ihrer unbezwingbaren Feste selbst besiegen wollte, so vielen vergeblichen Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten verursachten; dieser in unsern Tagen in wenig Jahren, mit wenigem Gelde zu Stande gebrachte Kanal ist unstreitig ein merkwürdiger Sieg des mechanischen Genies und der Kunst über die Natur, und ein Beweis, was einige wenige thätige und patriotisch-gesinnte Männer, von einer wohlthätigen Regierung unterstützt, ausrichten können. Schon 1761. erschien *Jenning's Tal om Trollhättas Slusbygnads oden* (Rede über die Schicksale des Schleusenbaues zu Trollhätta), worin man mit den ersten Planen und Versuchen dazu bekannt gemacht ward. Noch näher lernte man solche aus drey Karten kennen, welche *Olof Arre* 1770. über die Lage des Flusses Götha und Trollhätta's, über die beiden angelegten Schleusen, Carlsgraf (Carlsgraben) und Ankerström genannt, und über Trollhätta's Schleusenwerk nach dem alten und neuen Dessein herausgab. Aber die beste und richtigste Ansicht des jetzt wirklich durch den um die grosen Wasserfälle herumgeführten Kanal zu Stande gekommenen Plans gab die kurz nach seiner Vollendung 1800., 1½ Elle breite und 1½ Elle lange, von dem Graveur, Hn. *Fr. Akrel*, herausgegebene *Planchart öfver Trollhättan med deß nya Canal och Slussar efter pålitlig geometrisk afmätning författad* (Plankarte über Trollhätta, nebst dem da angelegten Kanal und Schleusen, nach einer zuverlässigen geometrischen Abmessung verfasst), worauf man auch sowohl den ganzen Lauf des Flusses als das Profil der verschiedenen Schleusen erblickt, und in einer besondern Zuschrift eine kurze Geschichte dieses ganzen Werks liest. Im Jahre darauf gab Hr. *Granberg Trollhättans Canalfartens Historia* (Geschichte der Kanalfahrt bey Trollhätta) zu Gothenburg auf 160 S. in 8. heraus, worin er die Schicksale dieses Kanals von Anfang ausführlich und mit guter Einsicht beschreibt; doch waren weder Karte noch Kupfer dabey.

In der oben angeführten Schrift liefert nun Hr. Oberst *Skjöldebrand*, den unsere Leser aus seiner kostbaren und interessanten *Voyage pittoresque* kennen, eine Beschreibung davon in französischer Sprache, und hat eine Karte und mehrere *Vues* um Trollhätta herum von ihm selbst in Kupfer gestochen geliefert, welche letztere uns doch noch nicht sämmtlich zu Händen gekommen sind. Seine Beschreibung zerfällt in folgende Kapitel: I. Die Wasserfälle zu Trollhätta, schon bekannt durch einen sonderbaren Kampf vor *Odins* Ankunft in Norden: Betrachtungen über die Abnahme des Wassers gegen den Nordpol; Ursprung des Namens Trollhätta. Jener Kampf ist eine bloße alte Sagengeschichte. Wenn man annimmt, dass der Wenersee ehedessen ein Busen des Meers gewesen: so würde daraus freylich eine grose Wasserverminderung folgen; allein hier ist alles Hypothese, und Wachsthum und Abnahme des Wassers ist wohl immer periodisch gewesen, und hat viele Zeit erfordert. Nach einigen soll Trollhätta so viel seyn als *Trufelshut*, nach andern soll es einen gefährlichen Ort, den dort sich aufhaltende Räuber, die auch *trollar* hiesen, noch gefährlicher machten, bedeuten; allein es ist nichts gewisses darüber zu bestimmen. II. Topographische Beschreibung der Wasserfälle, und Spatziergang nach solchen und um solche herum. Der Fluss, welcher die *Göta Elf* heisst, und welcher der einzige Abfluss des Wenersee ist, in den 24 kleinere Flüsse fallen, ist ein grosser See, der 14 schwedische Meilen lang und beynahe halb so breit ist. Er liegt ungefähr 168 schwed. oder 159½ Fuss höher als die Nordsee, worin dieser Fluss fällt. Und daher entstehen die vielen und sich über ungeheure schroffe Klippen und Felsen stürzenden alles zerschmetternden Wasserfälle. Man lernt hier sowohl die ganze romantische Gegend da herum, den Fall bey Gullö, bey Toppö, die Schleuse Polhem und den dabey durch den Felsen gesprengten Bogen, als den Fall bey Stampeström, von der malerischen Hand des Vfs. gezeichnet, näher kennen, und nachdem man die einzelnen Stellen betrachtet hat, führt der Vf. den Leser an einen Ort, wo er das ganze schauerliche Gemälde mit einemmal übersehen kann. Das sich mit dem fürchterlichsten Getöse von den hohen Felsen und durch die Klippen stürzende Wasser wird in Schaum und Dünste aufgelöset, welche letztere sich so hoch erheben, dass man beym Sonnenschein darin einen beständigen Regenbogen erblickt u. s. w. III. Historische Nachricht von den Arbeiten bey Trollhätta. In dieser Geschichte des Kanals und Schleusenbau's folgt Hr. *Sch.* mehrentheils *Granberg*. Schon Gustav I., aufmerksam auf alles,

les, was zur Beförderung des schwed. Handels diente, schlug den Ständen 1526. schon die Verbindung der Ostsee mit der Nordsee durch die drey Seen, den Mäler, Hjelmar und Wener, und deren Vereinigung vor, damit man dadurch, wenn die Dänen oder Hansestädte den Sund sperreten, von einem Meer in das andre kommen konnte, und liefs desfalls die Stadt Lödese an der Mündung des Göthaflusses anlegen; allein theils fafsten die Stände damals noch eine so grofse und neue Idee nicht, theils war sie auch dem Interesse der Bürger, die mehrentheils Commissionärs Lübeckscher Kaufleute waren, entgegen. König Erich XIV., der, wenn er keine Brüder gehabt hätte, vielleicht ein wohlthätiger Regent geworden seyn würde, legte in eben der Hinsicht die Festung Elfsborg zu einem Niederlagsplatz für Handelswaaren daselbst an. Karl IX. liefs den sogenannten Karlsgraben, 108 Fufs breit, anlegen: vielleicht war diefs Werk aber nur die Aufräumung eines alten verschlemmten kleinen Flusses. Gustav Adolph konnte, vieler kriegerischer Geschäfte wegen, seine sonst rühmliche Sorgfalt nicht einem Geschäfte widmen, das Musse und Ruhe erfordert! Unter der K. Christina ward, mit auf Betrieb der Holländer, deren Handel die Dänen durch den Sundzoll drückten, die erste Hand an eine wirkliche Durchfahrt gelegt, und die Schleuse Edet errichtet. Karl X. hatte anderswo genug zu thun. Unter Karl XI. blieb es blofs bey Projecten. Karl XII. griff mit Eifer in den Plan, auch die Wasserfälle bey Trollhätta, so wie seine Feinde, zu bezwingen; allein es fehlte an Geld und Menschen. Polhem der ältere schlofs einen Contract mit der Krone, die ganze Durchfahrt binnen 5 Jahren gegen jährlich 40,000 Th. S. M. zu Stande zu bringen, und legte auch eine Schleuse von Holz an. Nach Karl XII. Tode ruhete das Project über 20 Jahre. 1743. schlug das Kammercollegium vor, den Kanalbau durch Entrepreneurs zu Stande zu bringen. Man forderte, um den Ständen nicht den Muth zu benehmen, dazu nur die mäfsige Summe von 200,000 Th. S. M. vor, durch Subscription zu 6 um 12 p. C. Zinsen, die doch hernach vermindert wurden. Man wollte die Schleusen noch immer in dem Strom selbst anlegen, und ganze stehende Bogen durch die Klippen sprengen, unter deren Bogen die Fahrzeuge wegfahren sollten. Die Direction des Baues ward dem Mechanicus *Wiman*, und die des Sprengens der Felsen einem Stückjunker, *Mol*, übertragen. Allein, als es darauf ankam, die Arbeit anzufangen, den Ausfluss des Wenersee's, der in jeder Secunde 400 Kubik-Toisen, und also in einem Jahr an 13 Mill. Kubik-Toisen Wassers ausfliefsen läfst, abzudämmen, so fanden sich bald unübersteigliche Schwierigkeiten. Das Wasser im Wener würde innerhalb drey Monate um 4 Fufs 4½ Zoll gestiegen seyn, und grofse Ueberschwemmungen des benachbarten Landes verursacht haben. Indessen legte *Wiman* doch die Schleusen Tessin und Ekeblad und einen Damm an, um den Zufluss des Wassers in den Kanal zu hemmen. Noch ein anderer Damm ward zu Flottberg mit vieler Kunst angelegt, allein plötzlich zerstört, da Leute, deren Interesse der fortgehende Bau entgegen war, in einer stürmischen Nacht an 900 Dutzend starke Planken in den Flufs stürzten, welche der reifsende Strom gegen den Damm trieb, so dafs derselbe völlig zersprengt ward. Nun blieb es mehrere Jahre bey neuen Vorschlägen. Bald sollten durch Subscription, bald durch eine Lotterie, die Gelder zur Fortsetzung des Werks erhoben werden. Es ward eine neue Direction angeordnet. Rec. wundert sich, dafs der Vf. gar nicht dessen gedenkt, was unter Gustav III. geschah, wo die Dimension der Schleusen zu 91 Ellen Länge, 18 Ellen Breite und 4½ Elle Tiefe bestimmt ward, und eine Interessentenschaft gegen ansehnliche ihr vom Könige vergönnte Vortheile eine 400 Ellen lange Brücke anlegte, um die Waaren, die aus Wärmeland nach Gothenburg gingen, da, wo der Flufs wegen der Fälle nicht schiffbar war, ein Stück Weges über Land zu transportiren. Man war nun auch schon von dem alten Plan, die Schleusen in dem Flufs selbst anzulegen, der schon so viel gekostet hatte, zurückgenommen, und es sollte nun unter *Thunbergs* Direction ein Kanal um die Wasserfälle herum geführt werden. Zur Bestreitung der Kosten subscribirten mehrere patriotische Schweden in Stockholm, Gothenburg und Christinehamm binnen 14 Tagen eine Summe von 765,000 Rthlr. in Actien zu 100 Rthlr. vertheilt, und die Regierung gestand dieser sogenannten Compagnie des Kanals zu Trollhätta wichtige Vortheile zu. Man überliefs ihr z. B. alle Domänen der Krone zu Trollhätta und alle schon fertige Schleusen auf gewisse Bedingungen; 1000 bis 1200 Soldaten sollten jährlich an dem Werke arbeiten. Sie sollte das nöthige Eichenholz und 800 Centn. Pulver von der Krone erhalten. Dagegen mufste sie sich anheischig machen, binnen vier höchstens sechs Jahren den projectirten Kanal 6½ Fufs tief zu vollführen; der Kanal und die Schleusenthüren sollten 22 Fufs breit, das Wasser bey Eröffnung der Thüren 6½ Fufs tief, und die Schleusen 120 Fufs lang seyn. Auch wurde die Abgabe für die auf den fertigen Kanal zu transportirenden Waaren bestimmt, die nachher immer im Verhältnifs der davon einfliefsenden Summe vermindert werden sollte. Man fing nun die Arbeit mit erhöhetem Eifer an. Die Directeurs waren der Bar. Silfverskold, Chalmers und Hr. Bagge, wozu hernach der Oberst, Bar. von Platen, kam, der ein Gut in der Nähe hatte; und Hr. Nordwall bekam die Oberaufsicht über die Arbeit. Und in sieben Jahren ward sie auch wirklich zu Stande gebracht, es wurden von den subscribirten Geldern dazu in allem 380,000 Rthlr. gehoben, und nur 358,988 Rthlr. wirklich gebraucht. Den 15 Aug. 1800. konnte das erste Schiff durch den fertigen Kanal und die Schleusen in Gegenwart einer Menge Zuschauer, welche zum Theil die Sache vorher für unmöglich gehalten hatten, durchgehen. — Da Rec. sich bey diesem, als dem wichtigsten, Kapitel etwas verweilt hat: so mufs er bey den folgenden sich nur kurz fassen. IV. Promenade zu den neu angelegten Werken. Hier giebt der Vf. sowohl

Digitized by Google

sowohl eine Ansicht des ganzen Kanals, als eine Beschreibung der obern fünf bewundernswürdigen Schleusen, der Art und Weise, die Fahrzeuge durch dieselben zu bringen, die Ansicht des Thals bey Åkersdal und des Flusses unterhalb der Schleusen. Der regierende König besuchte mit seinen Generalen und Gefolge im J. 1801. den Kanal, ging mit einem Fahrzeuge durch die Schleusen, und gab ihnen ihre Namen; als den fünf obern Schleusen: VIII. Gustav Adolph; VII. Friderica Dorothea Wilhelmina; VI. Sophia Magdalena, nach der Königin Mutter; V. Gustav, Kronprinz; IV. Karl, Herzog von Südermannland; und den drey untern beym Ausflusse: III. Chalmers und Bagge; II. Direction von Trollhätta, und I. Nordwall. Die erstern Schleusen waren durch die Felsen gesprengt, die andern gegraben, und an den Seiten mit Granit gemauert. Es können Schiffe von 150 Last solche passiren. V. Kap. Untersuchung über die Dimensionen des neuen Kanals. Es hätten zwar wohl einige Krümmungen des Kanals vermieden, und derselbe hätte mehr in gerader Linie geführt werden können; ob er aber auch breiter und tiefer angelegt werden können, wie einige behaupten, darüber führt der Vf. die Gründe von beiden Seiten an, ohne darüber zu entscheiden. In dem Jahr 1802. sind 1380 Fahrzeuge durch den neuen Kanal gegangen, die 79753 Sch. Pfd. Eisen, 28556 Zwölfter Planken und Bretter, 6258 Tonnen Salz, 7936 Tonnen Heringe, 4082 T. Getreide u. s. w. geführt haben, und die Einkünfte von dem Durchgang derselben durch die Schleusen haben 23,300 Rthlr. betragen.

Rec. fügt diesen Nachrichten noch hinzu, dass jetzt bey diesem Werk sechs Directoren und drey Reviseren angestellt sind, die ohne Lohn dienen, und deren jeder nur 100 Rthlr. Reisegelder bekommt. Die übrigen dabey angestellten Bediente bekommen 1895 Rthlr., und die gesammten bestimmten Ausgaben betragen an 4900 Rthlr., wovon auch die nöthigen Reparaturen besorgt werden müssen.

Ebendas., b. Ebend.: *Geographisk och economisk Beskrifning om Kemi Lappmark i Vesterbottens Höfdingedöme* (Geograph. u. ökonom. Beschreibung von Kemi Lappland unter der Westbothnischen Landshauptmannschaft), von *Georg Wahlenberg*, Amanuensis bey dem Naturalien-Cabinet der königl. Akad. zu Upsala. 1804. 10 Bog. gr. 4. m. 1 Karte.

Auch das kalte Lappland, an der Gränze, wo die Vegetation aufhört und sich die Natur in ungewohnten Formen zeigt, wo ein Volk auf mit Schnee bedeckten Felsen oder mit Moos bewachsenem Boden wohnt, das, aus seinen uralten Sitzen in Schweden bis nach dem Polarzirkel vertrieben, sein Hirtenleben fortsetzt und durch die Unfruchtbarkeit des Bodens selbst fernerhin gesichert ist, auch dieses entfernte Land ist dem jetzt erwachten Eifer, unbekannte Länder und Völker näher kennen zu lernen, nicht entgangen. Ausländer und Inländer haben in unsern Tagen Reisen dahin, ja selbst bis zum Nordcap angestellt. Man hat einzelne Strecken dieses rauhen Landes genau beschrieben, wie neulich *Grape* das Kirchspiel Enontemi in den Abhandlungen der Akad. der Wissenschaften; und so macht uns hier Hr. *Wahlenberg* mit dem äussersten nördlichen Theile Lapplands genau bekannt. Er war schon 1800 in Lappland gewesen, und stellte 1802. theils auf eigne Kosten, theils mit Unterstützung der königl. Akad. der Wissenschaften und des um die Erdbeschreibung Schwedens so verdienten Baron *Hermelins* eine botanische Reise nach jenem Theile Lapplands an. Die Resultate seiner botanischen Untersuchungen und Entdekkungen liest man aber hier nicht, wohl aber eine genaue topographische, physische und statistische Beschreibung, die durch eine schöne und genaue, nach astronomischen Beobachtungen verfasste Karte ungemein erläutert ist. Er hat dieses sogenannte Kemi Lappmark nach den drey Pastoraten oder Kirchspielen, in welche es eingetheilt ist, beschrieben. Ausser eignem Anschauen und eigner Erfahrung hat er sich nach allem bey den Eingebornen, und zwar nicht bey einem, sondern bey mehrern nach einander, und bey dortigen Amtspersonen, besonders dem Pastor *Enckell* daselbst erkundigt, und auch andere ältere (wo er besonders *Lehms* Nachrichten rühmt) und neuere Reisebeschreiber zu Rathe gezogen. Bey jedem der drey Pastorate, die in mehrern Punkten sehr von einander verschieden sind, hat er von dessen Namen, Lage, Gränzen, Gewässern, dem Klima und der Landesbeschaffenheit, der Volksmenge, den Wohnungen, der Lebens- und Nahrungsart, der Kleidung, dem etwanigen Handel u. s. w. der Bewohner geredet. Die drey auf diese Art beschriebenen Pastorate sind: I. *Utsjoki*, das äusserste darunter nach dem Nordpol zu, das zwischen dem 69° 20′ und 70° 4′ der Polhöhe, dem 43° 45′ und 46° 45′ der Länge liegt, und 34 schwedische Q. M. enthält. Es wächst dort kaum Fichtenholz mehr, sondern blos Buschwerk von Birken. Das Eis geht erst zu Anfang des Junius auf, und in eben dem Monate schlagen schon die Birkenbüsche aus, und das Gras wird grün. Im Sommer kommt doch der Frost *(kåle)* ganz aus der Erde, welches nicht in Siberien geschieht. *Hellant* schreibt das einer unterirdischen Wärme von 2½ Gr. über dem Gefrierpunkt nach Celsius zu. Das Gras könne zu Anfang Augusts schon gemähet werden; zu Anfang Octobers aber friert die Erde wieder. Der Einwohner sind 300 bis 350, also nur 9 bis 10 auf die Q. M. Es sind theils sogenannte Rennthierlappen, theils Fischerlappen. Erstere begeben sich im Winter nach der schwedischen Seite, wo sie das beste Winterfutter für die Rennthiere finden, im Sommer aber nach den norwegischen Felsengebirgen, wo alsdann sehr säftige Futterkräuter wachsen. Sie bleiben im Winter höchstens 4 Wochen an einer Stelle, weil dann das Rennthiermoos eine halbe Meile herum von diesen Thieren zertreten oder verzehrt ist. Zwey unter ihnen haben an 1000 Rennthiere. Der Rennthiere sind dort in allen über 7000. Die Fischerlappen sind finnischer

Ab-

Abkunft, gebrauchen keine Hemden, leben meiſt vom Lachsfange. Der Lachs iſt dort auſserordentlich fett. Es giebt dort beſonders in regnigten und kalten Sommern eine unendliche Menge Mücken, welche die Lappen ſehr plagen. Der Vf. vermuthet, daſs ſolche wegen ihrer Menge von der Natur beſtimmt ſind, den Boden in dieſen Polarkreiſen zu düngen. Getreide erfriert gewöhnlich, ehe es Aehren bekommen hat. Anbau von Kartoffeln iſt noch nicht verſucht. Pferde und Schweine giebt es hier gar nicht. Die Einwohner lieben den Branntwein ſehr, können Hunger und Kälte ertragen, ſind aber nicht arbeitſam.

II. *Enare* liegt in der Mitte unter den drey Kirchſpielen zwiſchen 69° 45′ und 68° 25′ der Breite, und 42° 25′ und 47° 20′ der Länge. Es hat 188 Q. M., und giebt einen Beweis, daſs das Klima nicht von der Polhöhe abhängt, und daſs nicht das Klima, ſondern die Unfruchtbarkeit des Bodens Schuld an deſſen Beſchaffenheit iſt; es hat etwas Getreidebau. Hier wohnen bloſs 65 Haushaltungen von Fiſcherlappen. Dieſe leben ſehr abgeſondert von aller Gemeinſchaft, verlaſſen auch ihre Wohnungen nicht, und ſind etwas gröſser von Statur, als die Lappen in Finnmark. Alle anderthalb Jahr bereiſt eine Gerichtsperſon das ganze Kirchſpiel, findet aber nichts zu ſchlichten; ihre etwanigen Streitigkeiten ſchlichten ſie ſelbſt in ihren Dorfverſammlungen. Verbrechen fallen gar nicht vor. Der Entfernung wegen ſehen ſie ſelten ihre Prediger, ſind aber doch gottesfürchtig und kommen insgeſammt alle Sonntage an gewiſſen Stellen zuſammen, wo einer der angeſehenſten unter ihnen das Gebet verrichtet. Der *Enare träſk* (*träſk* heiſst in Lappland ein jeder See) nimmt die Hälfte des Kirchſpiels ein, und iſt ſo groſs als der Wenerſee. Ueberhaupt nehmen die dortigen Seen einen groſsen Theil des Landes ein; der übrige Theil iſt bergigt und mit Fichtenholz bewachſen. Sie haben wenig oder nichts zu verkaufen noch zu kaufen; haben viel Eigenliebe und Eigenſinn, lieben Müſsiggang und Bequemlichkeit, und ſind nicht ſo lebhaft und geſprächig als andre Lappen. Sie leben meiſt von Fiſchen, und trinken auch das Waſſer, worin die Fiſche gekocht werden, mit vieler Begierde. Des Winters leben ſie von Rindenbrey, der aus Waſſer, Rennthiertalg und der innern Fichtenrinde gekocht wird. Rindenbrod haben ſie nicht. Etwas Milch von zahmen Rennthieren, Rennthierfleiſch und Moltebeeren (*Chamaerops*) machen ihre übrige Nahrung aus. Bären und Wölfe thun ihnen oft groſsen Schaden.

III. *Sodankylä*, das dritte Kirchſpiel, zwiſchen dem 69° und 68° 27′ der Breite, und 41° 35′ und 46° 40′ der Länge, iſt gröſstentheils Moorland und voller Sümpfe. Die Einwohner ſind finniſche Coloniſten. Ihrer waren 1802. in allen 1788 Seelen. Viehzucht iſt ihre einzige Nahrung; doch kann ihr Gras wegen der regnigten Sommer oft kaum zu Heu gemacht werden. Sie halten ſich 10 bis 12 Milchkühe; und verkaufen Butter, Käſe und Häute. Ackerbau treiben wenige, auch wird das Getreide oft nicht *reif*; Gerſte kommt doch am beſten fort, die im May geſäet und im Auguſt geärntet wird; Hafer wird gar nicht gebaut. Ihr Gerſtenbrod iſt mit Spreu vermiſcht. Ihr Fiſchfang iſt unbedeutend, eben ſo der Thierfang; doch werden bisweilen Bieber gefangen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Kopenhagen*, b. Chriſtenſen: *Fire Praedikener — holdne Dch udgivne — af Dr. N. E. Balle*, Biſkop i Siaellands Stift. 1804. 96 S. gr. 8. — Man würde ſich ſehr betrogen finden, wenn man etwa dieſe Predigten mit der Erwartung in die Hände nähme: ein kopenhagner Biſchof, der Vorſteher einer ſo zahlreichen Claſſe von Pröbſten, Predigern u. ſ. w. könne nichts gemeines, müſſe nothwendig etwas ausgezeichnetes und muſterhaft gutes liefern, wenn er ſich berufen fühlt, Predigten drucken zu laſſen. Dieſe kleine Sammlung, welche doch, zufolge dem Titel, „zu erneuerter Erinnerung an *wichtige* Religionslehren" dienen ſoll, mag immerhin für ungebildete Leſer erbaulich genug ſeyn; von Seiten ihres homiletiſchen Werths ſteht ſie noch unter dem Mittelmäſsigen. Die Gebete ſind meiſt erzählend und voll grober Anthropomorphismen, z. B. S. 33. 78.; die Themata ſind weitläufig und zum Theil unverſtändlich, z. B. das zur dritten Predigt: „Jeſus Chriſtus leitet uns in ſeiner Abſchiedsſtunde, auf einen ſeligen Tod mit klarer Einſicht, in voller Beruhigung, zu ſanfter Ermonterung — zu denken;" die Abtheilungen ſind nicht immer dem Thema gemäſs und oft unlogiſch, z. B.: „Freymüthigkeit und Stärke, der Zukunft mit feſter Hoffnung entgegen zu gehn," iſt das Thema zur erſten Predigt, und wird ſo abgetheilt: „1) mit welchem Rechte wir annehmen dürfen, daſs der Herr unſer Helfer ſeyn werde; 2) In welcher Hinſicht die Furcht zu entgehen ſeyn wird." Sprache und Ton fällt oft in das Unnatürliche und Gezierte, z. B. S. 70.: „Der Redliche wird nicht mehr verkannt werden. Guter Vater, liebe Mutter haben ihre vorausgegangenen Kinder gefunden. Sie weinen nicht mehr, ſondern freuen ſich. — Was? das ſollte nicht ſelig ſeyn, dergleichen Leiden überwunden zu haben?" u. ſ. w. Dem ganzen Vortrage fehlt es an Kraft, Nachdruck, Würde und demjenigen Intereſſe, welches geſchickt wäre, des Zuhörers Aufmerkſamkeit zu feſſeln; welcher Mangel ſelbſt dann noch fühlbar bleibt, wenn es der Vf. verſucht, durch Anſpielung auf Zeit- und Orts-Begebenheiten ſeiner Rede Leben zu geben, z. B. S. 25., wo (Gott weiſs, zum wie vielſten Male!) „der wunderbaren *Errettung* am 2. April 1801.," und S. 94., wo „der ſchändlichen Leichnamsmiſshandlung" auf dem Aſſiſtenzkirchhofe vor Kopenhagen in den Jahren 1700—1803. gedacht wird. — Es wäre zu bedauern, wenn dieſe Art Predigten auch nur einem einzigen Studenten, Candidaten oder Prediger zum Muſter der Nachbildung dienten; da indeſſen dieſe vier Predigten *zum Beſten der Armen* gedruckt ſind, ſo wünſcht ihnen Rec. aus dieſem Grunde wenigſtens recht viele Käufer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. März 1805.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Geschichte Schwedens.* Verfasset von D. *Friedrich Rühs.* — *Erster* Theil. 1803. XXXII u. 372 S. *Zweyter* Theil. 1803. 252 S. 8. (3 Rthlr.)

Hr. *Rühs* hat sich durch dieses Werk ein wahres Verdienst, besonders um diejenigen deutschen Geschichtsfreunde erworben, welche nicht mit der schwedischen Sprache vertraut sind. Ausgerüstet mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen ist er an seine Arbeit gegangen, hat seine Quellen treu und kritisch benutzt, und sich einer lobenswerthen Unparteylichkeit befleissigt. Sein historischer Stil ist zwar ungleich, aber doch ziemlich rein. Kurz wir haben an seinem Buche ein Werk, das selbst vor *Lagerbring's Swea Rikes Historia* — Stockh. 1769 – 1794. 4., manchen Vorzug hat, wie jedem deutschen Geschichtsfreunde noch mehr einleuchten würde, wenn wir von jenem Werke, das für das Hauptwerk der schwedischen Geschichte bisher gehalten worden ist, eine gute deutsche Uebersetzung hätten.

Nach einer kurzen Vorrede folgt im *ersten* Theile eine Abhandlung über die Quellen und Hülfsmittel der schwedischen Geschichte. Der Vf. hat dabey, wie er selbst S. XVI. sagt, eine Rede des Freyherrn *Rosenhane: Historiens öden inom Fäderneslandet*, im *fünften* Bande der Abhandl. der Königl. Schw. Akademie der schönen Lit., Geschichte und Alterthümer, zum Grunde gelegt. (Möchte es doch Hn. *R.* hier gefallen haben, welches ihm bey seinen Kenntnissen und Hülfsmitteln leicht gewesen wäre, sich bisweilen bestimmter auszudrucken, ingleichen die Titel der Bücher vollständig aufzuführen. Dadurch würde er den meisten seiner Leser einen grosen Dienst erzeigt haben; da diese nicht im Stande seyn möchten, das Mangelhafte zu ergänzen. So heisst es z. B. S. XVIII.: „Theodorich, ein norwegischer *Geistlicher* — schrieb eine kleine nordische Chronik in lateinischer Sprache." Das Wort *Geistlicher* ist viel zu allgemein. Theodorich war, so viel Rec. weiss, ein norwegischer Mönch. Auf eben der Seite: „*Snorre*, ein *Staatsmann*, ist der erste und ausführlichste aller nordischen Historiker." Hier sagt zuerst Hr. *R.* nicht, ob *Snorre* ein Norweger oder Isländer war, zweytens mus sich der unkundige Leser bey dem Ausdrucke *Staatsmann* ganz etwas anderes denken, als bey einem *isländischen Lagmann* oder Richter, was *Snorre* eigentlich war. Dazu kommt, dass bey keinem der angeführten Männer der Titel ihrer Werke angegeben ist. Nur bisweilen findet man die Titel der Bücher, wie z. B. S. XXVI.)

Die Geschichte selbst geht im *ersten* Theile, der in *fünf* Bücher getheilt und mit einem Register der merkwürdigsten Personen und Sachen versehen ist, bis auf die calmarsche Union, im J. 1397.

Das *erste* Buch enthält die Begebenheiten bis auf die Einführung des Christenthums, oder bis zu dem Anfange der Regierung *Olofs*, Schoosskönigs, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts. — Das Resultat aus der Untersuchung über die ältesten Bewohner Schwedens ist nach S. 11. folgendes: In den südlichen Theilen Schwedens wohnten, als der Norden bekannter wurde, Völker, die zum Stamme der Germanen gehörten; in den nördlichen aber finnische Stämme. Eben dies hat schon *Spittler* in seiner Geschichte der europ. Staaten behauptet (zweyter Th. S. 457.), und wer *Schlözer's* nordische Geschichte gelesen, wird dieser Behauptung nichts entgegen setzen. — Die Geschichte der ältesten Dynastien ist nur kurz durchgegangen, welches Rec. sehr billigt, da sie theils ungewiss, theils unbedeutend ist. — Die *Edda* hält der Vf. nach S. 38. für eine Anweisung zur Poesie nach den Begriffen der Isländer, und zeigt S. 36. u. 37., gegen *Schlözer*, dass *Snorre Sturleson* höchst wahrscheinlich grosen Antheil an der Edda habe, wenn auch nicht das ganze Buch von ihm herrühre. Dass aber die *Edda* ein *Lehrgebäude* der nordischen Urreligion sey, das wird mit Recht S. 34. von dem Vf. geläugnet. — Nachdem von der Religion, der Staats- und Gerichtsverfassung, dem Kriegswesen, den Seezügen, dem Gewerbe, dem häuslichen Leben, den Wohnungen, den Wissenschaften und Künsten der alten Schweden gehandelt worden, so wird das *erste* Buch in einem Anhange von S. 79 — 84. mit einem Namensverzeichnisse der alten schwedischen Könige bis auf Olof den Schoosskönig beschlossen.

Das *zweyte* Buch geht von *Olof* dem Schoosskönig bis auf das Ende der *Stenkilschen* Dynastie oder bis zum J. 1129. Hier beschäftigt sich der Vf. vorzüglich mit der Geschichte von der Einführung des Christenthums und dem Einflusse desselben. Der Mönch *Ansgar*, nachheriger Erzbischof von Hamburg, machte im J. 830. nebst seinem Gefährten, dem Mönche *Witmar*, den ersten Versuch, das Christenthum in Schweden auszubreiten; er kehrte aber schon 831. wieder nach Deutschland zurück, ohne viel ausgerichtet zu haben. Nachdem mehrere Bekehrer, aber gleichfalls ohne sonderlichen Erfolg, nach Schweden geschickt waren, trat *Ansgar*, nunmehriger Erzbischof von Hamburg und Bremen, im J. 853. seine zweyte

Reise nach Schweden an. Seit dieser Zeit schlug das Christenthum festere Wurzel in Schweden, es dauerte aber noch lange, ehe es allgemeiner wurde. Die Folgen desselben, die sich *nach und nach* äufserten, werden von S. 135. an gut entwickelt. Die vorzüglichsten waren: theils die nähere Verbindung mit dem übrigen christlichen Europa; theils die durch Geistliche beförderte Cultur des Ackerbaues; theils die mitgetheilten Kenntnisse, unter denen die *Schreibkunst* das wichtigste Geschenk war, und die *Runen* verdrängte; theils die Achtung, die das Christenthum der Menschheit verschaffte. Besonders gab es den *Frauen* die Rechte zurück, welche ihnen so lange waren verweigert worden. Auch das Verhältnifs der Sklaven zu ihren Herren gewann durch das Christenthum eine mildere Seite: denn auch die Sklaven wurden getauft, nahmen Theil an den religiösen Versammlungen, von denen sie zur Zeit des Heidenthums ausgeschlossen waren, und traten so mit ihren Herren in eine Art Gemeinschaft, welche bald eine gelindere Behandlung nach sich zog.

Das *dritte* Buch umfafst den Zeitraum von 1129 bis 1250. In dieser ganzen Zeit ist noch an keine bestimmte Wahlordnung der Könige zu denken, sondern jeder, der von seiner Partey zum Herrscher ausgerufen wurde, hielt sich für einen rechtmäfsigen König, und das Schwert mufste entscheiden, wer es bleiben sollte. Auch gab es noch kein Collegium von Männern, denen die Verwaltung der Reichsangelegenheiten vom Volke oder dem Regenten übertragen war. Die höchste Würde nach dem Könige bekleidete der *Jarl*, der dem *Major Domus* der Franken gleichkam. Er stand an der Spitze sowohl der Civil- als Kriegsangelegenheiten. Das *Richteramt* verwalteten die *Lagmänner* nach den Rechtsgewohnheiten des Landes, die zum Theil schon schriftlich abgefafst waren.

Das *vierte* Buch — bis zum J. 1321. — enthält die Geschichte der Folkunger bis auf *Birgers* Tod. — Erst jetzt wurden Gesetzsammlungen veranstaltet und autorisirt. Da aber die verschiedenen Provinzen verschiedene Rechtsgewohnheiten hatten, so finden wir auch für die besondern Provinzen besondere, geschriebene Gesetze. Das upländische Gesetz z. B., so wie es noch vorhanden ist, wurde im J. 1295. von den verständigsten Männern des Landes unter des Lagmanns von *Tiundaland*, *Birgers Petersſohns*, Aufsicht gesammelt. Die Handschriften dieser Gesetze wurden auf das sorgfältigste, besonders in den Kirchen, aufbewahrt, und, um sie vor diebischen Händen zu sichern, mit Ketten angeschlossen.

Was die Königswahl betrifft, so sollte sie jetzt, nach ausdrücklicher Bestimmung der Gesetze, von dem Volke, nach vorher gegangener Prüfung der Lagmänner, geschehen; allein es kam nie zu einer freyen Wahl, sondern das herrschende Geschlecht behauptete den Thron.

Das *fünfte* Buch enthält die wichtigsten Begebenheiten v. J. 1321. bis auf die *Calmarsche Union* 1397. Rec. hatte erwartet, dafs der Vf. hier würde angegeben haben, wie die Königin Margaretha diesen berühmten Vertrag durchsetzen konnte, und wer ihr vorzüglich dabey behülflich war; allein statt dessen fand er blofs im 124. §. S. 334. u. 335. den bekannten Inhalt des Vertrags, und im 125. §. einige Bemerkungen darüber, welche das Resultat liefern, dafs die calmarsche Union nur auf eine kurze Zeit ein friedliches Verhältnifs zwischen den drey nordischen Reichen habe stiften können.

Der *zweyte* Theil hebt mit dem *sechsten* Buche an, welches den Zeitraum von der *calmarschen Union* bis auf *Christophs von Bayern* Thronbesteigung 1441. umschliefst. — Ueber die berühmte Königin *Margaretha*, die Schöpferin der *calmarschen Union*, fällt der Vf. S. 9. §. 132. folgendes Urtheil: „Schon eine flüchtige Betrachtung ihrer Handlungen lehrt, dafs sie keine Thaten verrichtete, *die ihr eine Stelle neben den Heroinen aus dem fabelhaften Alterthume*, mit denen man sie oft verglichen hat, anweisen; sie ward, was sie war, *nicht durch die Kraft ihres Geistes, sondern durch die Gunst des Glücks und der Umstände.* Sie besafs kein hohes Gemüth, das grofser Entwürfe fähig war, und sie vor ihren Zeitgenossen auszeichnete; mit einem Theile der Schwächen ihres Geschlechts hatte sie zugleich die schönsten Tugenden desselben verloren." Dieses Urtheil möchte Rec. nicht ganz unterschreiben. Die *Heroinen aus dem fabelhaften Alterthume* wünscht er zuerst aus der Charakterschilderung weggestrichen, da man keinen historischen Charakter mit einem fabelhaften vergleichen sollte; zweytens, wenn auch Glück und Umstände ihren Antheil an den Begebenheiten hatten, die Margarethens Leitung zugeschrieben werden, so ist doch gar nicht zu läugnen, dafs sie mit vieler Geschicklichkeit Mafsregeln nahm, die aufgebrachten Gemüther in Schranken zu halten, und die Ruhe bis an ihren Tod zu befestigen. — Wichtig ist der Anhang S. 59., welcher *Erläuterungen zu Erichs Geschichte aus ungedruckten pommerschen Chronikanten* enthält. Unter andern wird hier auch Hr. Prof. *Sartorius* zurecht gewiesen, der in dem *zweyten* Bande seiner Geschichte des hanseatischen Bundes sagt, dafs König *Erich* in Verachtung und Armuth gestorben sey. Es wird gezeigt, dafs er bedeutende Einkünfte nach seiner Absetzung gehabt habe, indem er Regent des eigentlichen *Pommerns* geblieben sey.

Das *siebente* Buch hebt mit dem J. 1441. oder mit Christophs von Bayern Thronbesteigung an, und geht bis auf Karls VII. Tod im J. 1470. Sehr gut wird hier §. 149. der Plan entwickelt, den Christoph gegen die Hanse; besonders gegen *Lübeck*, entworfen hatte, die nordischen Reiche von dem Joche zu befreyen, das ihnen von der Hanse war aufgelegt worden. Der übrige Theil dieses Buchs beschäftigt sich mit den Begebenheiten unter *Karl dem Achten*, wo besonders der Einfluss gezeigt wird, den die Geistlichen auf dieselben hatten.

Das *achte* Buch geht von *Karls des Achten* (oder *Karl Knutsſohns*) Tode 1470. bis auf den Tod Johanns

Digitized by Google

im J. 1513. In dieſem Zeitraume treten groſse Männer in Schweden auf. Beſonders ſticht *Sten Sture* sehr zu ſeinem Vortheile hervor, unter deſſen Anführung ſich die Schweden von der Herrſchaft der däniſchen Könige *Chriſtians I.* und *Johanns* frey machen. Rec. hatte erwartet, daſs Hr. *R.* hier auch den Einfluſs würde geſchildert haben, den *Sten Sture* auf die Cultur der Wiſſenſchaften in Schweden hatte, beſonders den Einfluſs der Buchdruckerkunſt, die unter ſeiner Regierung eingeführt wurde; allein er fand bloſs S. 134. eine kurze Nachricht über die Anlegung der Univerſität zu Upſala 1476., und ſah ſich in einer Anmerkung auf eben der Seite unter dem Buchſtaben *y* auf das *zehnte* Buch vertröſtet, wo der Zuſtand des Landes, der Wiſſenſchaften, der Sitten u. ſ. w. während der Unionszeit bis auf Guſtav I. beſchrieben werden ſoll.

Das *neunte* Buch, womit der *zweyte* Band beſchloſſen wird, läuft von *Chriſtiern dem Zweyten* bis auf deſſen Abreiſe im J. 1520. fort. Das war die Schreckenszeit in der ſchwediſchen Geſchichte, und das ſtockholmiſche Blutbad der abſcheulichſte Act derſelben. Die Schilderung dieſes Blutbades iſt in dem 190 §. enthalten, und der Anfang derſelben, den wir hier abſchreiben, mag zugleich zum Belege des Urtheils dienen, das wir über des Vfs. hiſtoriſchen Stil im Anfange dieſer Rec. gefällt haben. „Der achte November war der ſchreckliche Tag, an dem Chriſtiern eine Schuld auf ſich lud, die keine Verſöhnung tilgen konnte. Beym Anbruche des Lichts *trompetete* ein Herold *durch die Gaſſen*, daſs niemand ſeine Wohnung verlaſſen ſollte. Furchtſam gehorchten die Bürger; die Thore blieben verſchloſſen. Das geſchäftige Leben der Stadt *erſtarrte in Grabesſtille.* (Wie paſst ſich dieſs zu der vorhergehenden Redensart: *durch die Gaſſen trompeten?*) Unter *dumpfer und banger Erwartung ſchlich der Vormittag langſam hin.* Wachen beſetzten die Straſsen; an mehrern Plätzen ward Geſchütz aufgeführt, und dieſe Anſtalten vermehrten die entſetzliche Angſt, die ſich in aller Buſen verbarg. *Es ſchlug die zwölfte Stunde;* die Gefangenen wurden nach dem groſsen Markte geführt, wo ein Kreis geſchloſſen war. Ein däniſcher Reichsrath, Nils Lycke, hielt von der Bürgerſprache, oder dem alten Rathhauſe, eine Rede an das Volk, das die Ungewiſsheit herbey gezogen hatte. Er verlangte, daſs es über die Strafe, die an den Uebertretern der Kirchengeſetze vollzogen werden würde, nicht erſchrecken *möge.* Erzbiſchof Guſtav habe dreymal auf den Knieen den König um Rache angerufen. Er beſchuldigte endlich die Gefangenen, dem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben u. ſ. w.

Rec. hält es für ſeine Pflicht, Hn. *R.* auf dieſe Ungleichheit in ſeiner Schreibart aufmerkſam zu machen, und beſchlieſst dieſe Recenſion mit dem Wunſche, bald die Fortſetzung dieſes vortrefflichen Werkes zu ſehen, da die Deutſchen für die Geſchichte Schwedens, beſonders für die neuere Geſchichte deſſelben, gar nichts Brauchbares beſitzen.

Wien, b. Doll: *Hiſtoriſches Taſchenbuch, mit beſonderer Hinſicht auf die öſterreichiſchen Staaten. — Erſter* Jahrg. Geſchichte des Jahres 1801.

Auch unter dem Titel:

Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Mit beſonderer u. ſ. w. *Erſtes* Bändchen, Geſchichte des Jahres 1801. 1805. 256 S. 8.

Der Vf., der ſich unter der Vorrede nennt, Hr. *Schwaldopfer*, iſt ſchon mehrmals als Dichter, Romanenſchreiber und Dramatiker im Publicum aufgetreten, unter eignem Namen und ungenannt — wie es dem Rec. ſcheint, zu früh und zu oft; wenigſtens fehlte faſt allen ſeinen Producten der Stempel der Vollendung, den nur das Genie, oder auch der reife, durch Lectüre und Welt-Erfahrung mannigfaltig bearbeitete Geiſt aufdrücken kann. Er iſt einer der Schriftſteller, die wegen ihres Fleiſses Ermunterung verdienen, aber wegen ihrer Eile, wegen Mangel der Sachkenntniſs und des Ausdrucks zugleich Warnung bedürfen.

Bey dieſem Taſchenbuche, deſſen vorliegendes Bändchen dem verdienſtvollen Hn. Staatsrath *v. Faſsbender* gewidmet, und mit 2 Titelvignetten, dann 4 niedlichen Kupfern von Gerſtner und Blaſchke geziert iſt, unterſchreibt Rec. mit vielem Vergnügen alles das, was über den Nutzen der hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Publicität in Oeſterreich in der Vorrede geſagt wird. Der Gedanke, alles was in der Geſchichte eines Jahrs überhaupt, und insbeſondere für Oeſterreich intereſſant iſt, in einer Reihe von ähnlichen Bändchen, für jedes Jahr ein Bändchen gerechnet, zuſammenzufaſſen, verdient im Allgemeinen alle Billigung; bey der Ausführung deſſelben aber ſchien dem Rec. räthlicher, ſich mehr auf die öſterreichiſchen Länder einzuſchränken, und ſtatt einer weitläufigen Abhandlung über die ausländiſchen Begebenheiten des J. 1801., welche reichliche zwey Drittheile des Buchs bis S. 188. einnimmt, bloſs einen kurzen Abriſs der europäiſchen Begebenheiten, in ſo weit ſie auf die öſterreichiſche Monarchie und deren Schickſale Bezug hatten, hingegen eine deſto ausführlichere hiſtoriſche Darſtellung der innern Ereigniſſe derſelben zu liefern. Denn was die allgemeine europäiſche Geſchichte anbelangt, ſo wird der Vf., ob er gleich aus *Jeniſch*, *Remer*, *Poſſelt*, aus der allg. Zeitung u. ſ. w. geſchöpft haben will, es wegen ſehr begreiflicher Urſachen, die theils in ihm, theils auſser ihm liegen, nie mit einem *Voſs*, *Archenholz* und andern Bearbeitern dieſer neueſten europäiſchen Geſchichte aufnehmen können; ſeine Arbeit wird nicht einmal für den inländiſchen Bedarf gut genug ſeyn. Hingegen in Rückſicht der neueſten Geſchichte der öſterreichiſchen Monarchie, darf der Vf. keine ſo ſtarke Concurrenz, keine ihm nachtheilige Vergleichung beſorgen; hier iſt das Feld, wo die beſſern Köpfe der Monarchie aus guten Gründen nicht auftreten wollen, und wo alſo ein fleiſsiger Sammler durch vollſtändige, chronologiſche und reelle Zuſammenſtellung von Thatſachen, auch ohne alles Räſonnement,

Digitized by Google

nement, viel Verdienste sammeln, dem Publicum seiner Zeit mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken, der Nachwelt schätzbare Materialien zur Zeitgeschichte darbieten kann.

Nach dieser dem Rec. vorschwebenden Ansicht glaubt derselbe, den *ersten* Abschnitt dieses Buchs bis S. 188., in welcher eine allgemeine Uebersicht des achtzehnten Jahrhunderts, dann die Geschichte des Lüneviller Friedens, der bekannten nachgefolgten Friedensschlüsse, der deutschen Entschädigungs-Angelegenheiten, der Ereignisse in Aegypten, der Schweiz u. s. w., der Bewegungen von Pasiwan Oglu und Toussaint Louverture enthalten ist, in Rücksicht des Inhalts übergehen zu können.

Für die *innern Angelegenheiten Oesterreichs* hat der Vf. folgende Rubriken festgesetzt: 1) Neue Verordnungen in Finanz-, Kriegs-, Polizey- u. s. w. Fache. 2) Literatur: Ehrenbelohnungen inländischer Gelehrten; Uebersicht der inländischen Literatur des J. 1801. in juridischer, medicinischer, theologischer, philosophischer, geschichtlicher und ästhetischer Hinsicht. 3) Künste: Theater, Musik, bildende Künste. 4) Neue inländische Erfindungen. 5) Ein kurzer Nekrolog der merkwürdigsten Verstorbenen in Oesterreich während dieses Jahrs. Die Rubriken sind sehr gut gewählt, allein die Ausführung läßt viele Wünsche der Verbesserung für die Zukunft übrig. Fast auf jeder Seite nimmt man den Mangel an chronologischer Bestimmtheit, an Vollständigkeit, an umständlichem Detail, an Richtigkeit und Genauigkeit, also an allen historischen Cardinal-Tugenden, wahr. *Chronologische Bestimmtheit* fehlt gleich bey der Aufzählung der verschiedenen neuen Anordnungen. So z. B. hat selbst das hier aufgeführte Handbillet, wodurch Se. k. Hoheit der Erzherzog Karl zum Kriegs-Minister ernannt wurde, kein Datum. Eben so wenig ist der Tag der Publication bey jener Verordnung bemerkt, worauf damals der Hr. Regierungsrath Ferro antrug, und wornach die Kuhpocken nur in den Vorstädten Wiens eingeimpft werden sollten; eine Verordnung, von der man, wie zu bemerken gewesen wäre, ohnehin hat abkommen müssen, da sich jetzt die österreichische Regierung vielmehr der Verbreitung der Kuhpocken ernstlich und mit Erfolge annimmt. Wie viel auf Zeitbestimmungen ankomme, darf Rec. dem Vf. eines historischen Taschenbuchs doch hoffentlich nicht ausführlich vordemonstriren. *Vollständigkeit* mangelt in hohem Grade. Womit kann sich der Vf. z. B. entschuldigen, dass er das Cabinetsschreiben vom Sept. 1801., wodurch die Bücher-Censur der Polizeyhofstelle untergeordnet worden, am gehörigen Orte S. 196. aufzuführen vergessen hat? Warum hat der Vf. nicht S. 192. die vollständige Organisation des Staats- und Conferenzministeriums, warum nicht die bey der vereinigten böhm. österr. Hofkanzley-, Finanz- und Justizhofstelle erfolgten Veränderungen angezeigt? u. s. w. *Detail und Ausführlichkeit* vermisst man bey den wichtigern Angaben durchaus. So z. B. wird die Verbindung der Donau mit der Theiß durch den Franciscischen Kanal nur mit drey Zeilen gemeldet, da doch bekannt ist, dass dieser Kanal viel früher als im J. 1801. angefangen, und im J. 1802. noch nicht ganz vollendet worden; daher die Erwähnung desselben beym J. 1801. von mehrerer Umständlichkeit hätte begleitet seyn müssen. Auch *Richtigkeit und sorgfältige Prüfung* der aufgenommenen Angaben lag dem Vf. wenig am Herzen. So z. B. hat nach ihm *Joseph May* das Waizner Taubstummen-Institut *eingerichtet* (S. 203.). Der verdienstvolle Mann hat blos die künftigen Lehrer dieses Instituts in der richtigen Methode unterwiesen; das Institut selbst hat Hr. *Anton Almásy*, k. k. Statthaltorey-Secretär, eingerichtet; den ersten Grund dazu hat Hr. *von Csáfar* durch einen freywilligen Beytrag und durch Aufruf seiner Mitbürger gelegt. Die Liberalität der Privaten und der Regierung hätte eine ehrenvolle Erwähnung verdient. Am besten, wiewohl auch nicht ohne ähnliche Mängel, ist der Abschnitt über die Literatur und Künste in Oesterreich im J. 1801. gerathen. Mager ist der Abschnitt von der Industrie und dem Commerz, und eben so mager der Nekrolog. *Plus ultra!* muss Rec. dem Vf. zurufen.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Linke: *Für jugendliche Sittenveredlung*, in Fabeln, Erzählungen und Denksprüchen, von *Moriz Engel*, M. u. Stadtchirurg zu Plauen. 1801. VI. u. 288 S. 8. (10 gr.)

2) *Ebendas.*: *Moralische Bonbons.* Ein Hülfsbuch für Mütter, die ihren Kleinen gern etwas erzählen und vorsingen. Auch als erstes Lesebuch zu gebrauchen. (1801.) 122 S. 12.

Nr. 1. ist eigentlich die zweyte verbesserte Auflage der von Hn. *E.* im J. 1792. herausgegebenen *Moral in Fabeln*. Im Ganzen ist die Auswahl gut; nur einige haben sich eingeschlichen, in welchen man schwerlich die Eigenschaften einer guten Fabel finden dürfte. Die aus den Fabeln gezogenen Sentenzen sind in einer besondern Abtheilung geliefert, welche auch unter dem Titel: *Moralische Sätze und Denksprüche*, besonders abgedruckt und schon in diesen Blättern vom J. 1801. Nr. 333. angezeigt worden sind.

Unter der Vorrede von Nr. 2. unterschreibt sich auch Hr. *Engel* als Vf. Die hier befindlichen 63 kleinen prosaischen Erzählungen und Gedichtchen sind von dem Vf. selbst gearbeitet, und beziehen sich auf Kinderpflichten und Klugheitsregeln. Der Vortrag ist, einige Stellen abgerechnet, leicht. Anstatt des spielenden Titels konnte wohl ein besserer gewählt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. März 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Xhrouet u. a.: *Oeuvres posthumes de Marmontel*, Historiographe de France, Secretaire de l'Academie française. Imprimées sur le Manuscrit autographe de l'Auteur. — Mémoires. — *Tome I.* 394 S. *T. II.* 328 S. *T. III.* 352. S. *T. IV.* 341 S. An. XIII. — 1804. 12.

Die erste Abtheilung dieser nachgelassenen Werke des berühmten *Marmontel* enthält nach dem innern Titel die *Mémoires d'un Père pour servir d'instruction à ses enfans* und dieser Vater ist der Verfasser selbst. Wir brauchen nicht zu sagen, wie sehr sie einem jeden Kenner der französischen schönen Literatur willkommen seyn müssen, da sie das Leben eines der angenehmsten, beliebtesten und geistreichsten französischen Dichter enthalten, der hiernächst den grösten Theil des achtzehnten Jahrhunderts durchlebt hat, und dem seine Verhältnisse, seine Gesellschaften, seine freundschaftlichen Verbindungen, seine Stellen und seine literarischen Arbeiten, die Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Personen in diesem langen Zeitraume verschafften. Man erwartet von einem Schriftsteller wie *Marmontel* die höchste Correction und Anmuth der Sprache, und man findet sich nicht betrogen. Das Ganze, besonders aber einige Theile, gewähren alle Unterhaltung eines interessanten Romans, worin man nur die gehörige epische Einheit vermisst. Da aber diese Schönheiten in einem kurzen trocknen Auszuge, den wir unsern Lesern vorlegen wollen, nothwendig verloren gehen müssen: so halten wir es für das Gerathenste, die chronologische Ordnung aufzugeben und das Ganze unter einige Hauptrubriken zu bringen. Also I. *seine Jugend-Geschichte.* Er war 1723. zu Bort, einem kleinen unbedeutenden Städtchen in der ehemaligen Provinz Limousin, geboren. Die Beschreibung die er uns von dem romantischen Thale macht, worin dieser Ort liegt, ist überaus reizend. Seine Aeltern befanden sich in sehr beschränkten Glücksumständen, aber ihrem Fleisse und ihrer Frugalität, reichte dieses kleine Familiengut hin, um ein sorgenfreyes, ja selbst ein glückliches und vergnügtes Leben zu führen. Es giebt der ganzen Familie ein wirklich patriarchalisches Ansehen, dass nicht allein seine Grossmutter, sondern auch seine Urgrosmutter mütterlicher Seite noch am Leben waren, und nebst seinen Schwestern durch ihre Thätigkeit und Wirthschaftskunde, die geringsten Theile dieses kleinen Guts geltend machten. Die Beschreibung giebt dem Verfasser Gelegenheit zu der Schilderung der angenehmsten Idyllenscenen, die wir aber übergehen müssen. Seine erste Ausflucht aus dem älterlichen Hause ging in das Städtchen Mauriac, in dessen Jesuiter-Collegio er seine Studien anfangen sollte. Seine Aeltern waren über seine künftige Bestimmung nicht mit einander einverstanden. Der Vater hatte ihn dem Kaufmannsstande gewidmet, die Mutter aber, die er uns als eine Frau von vielem Geiste und vortrefflichem Charakter schildert, wünschte mit heissester Sehnsucht, er möchte ein Gelehrter werden. Er wurde mit grosser Schwierigkeit in die vierte Klasse der Schule aufgenommen. Sein schwaches Gedächtniss erschwerte ihm anfänglich die Erlernung der lateinischen Sprache. Allein er fand, dass sich diese Schwierigkeit mit jedem Tage verminderte. „Beym Uebersetzen aus der einen Sprache in die andere, sagt er, fingen an die Wahl und der Gebrauch der Worte, selbst schon einige Zierlichkeit in ihrer Verbindung, mich zu beschäftigen, und diese Arbeit, die nothwendig eine Zergliederung der Begriffe erfodert, stärkte mein Gedächtniss. Ich bemerkte, fährt er fort, dass es der mit dem Worte verbundene Begriff war, wodurch es Wurzel fasste; und etwas Nachdenken überzeugte mich bald, dass das Studium der Sprachen auch das Studium der Kunst sey, die Schattirungen der Gedanken zu unterscheiden, sie zu zergliedern, sie in Verbindung zu bringen und ihren Charakter, ihre Verhältnisse genau aufzufassen; dass mit den Worten sich eben so viel neue Begriffe in den Köpfen der jungen Leute entwickelten, und dass also die ersten Klassen ein Cursus von Elementarphilosophie seyn, der ausgebreiteter und nützlicher ist, als diejenigen denken, die sich beklagen, dass man in den Schulen nichts als Latein lerne." Sein liebster Lehrer in dieser Schule war der P. Bourges; ihm hatte er das meiste zu danken; er wurde in der Folge aber bald nach Toulouse versetzt, wo ihn *M.* sechs Jahre nachher kränklich und fast ganz verlassen wieder fand. „Es war ein sehr hassenswerther Fehler in der Regierung und den Sitten der Jesuiten, dass sie ihre nützlichsten Glieder in ihrem Alter gänzlich vernachlässigten. Der arbeitsamste Mann, der die längste Zeit nützlich gewesen, wurde, sobald er es nicht mehr seyn konnte, zurückgesetzt. Eine eben so sinnlose als unmenschliche Härte unter Menschen, deren jeden die Reihe treffen konnte, eben so alt, und dann eben so zurückgesetzt zu werden." Von Mauriac kam er nach Clermont, wo er nach seines Vaters Willen die Handlung lernen sollte. Da ihm aber sein Principal nicht einige Stunden des Tages zu Fortsetzung seiner Studien frey geben wollte, so nahm er sogleich seinen

Abſchied. Sein Vater hatte ihm nur einige Thaler mitgegeben. Er miethete ſich indeſs ein kleines Zimmer, lebte bloſs von Brod, Waſſer und Pflaumen, und ſchrieb nun an ſeine Aeltern, daſs er den geiſtlichen Stand wählen wolle. Er rechnete darauf, im Collegium zu Clermont als Repetent ſich etwas zu verdienen. Man vertraute ihm aber nicht eher Schüler an, bis er drohte nach Riom zu den *PP. de l' Oratoire* zu gehn. In den nächſten Ferien beſuchte er ſeine Aeltern, und wurde von ſeiner Mutter mit Freudenthränen, von ſeinem Vater zwar gütig, aber mit Kälte aufgenommen. Gerade am Ende ſeines zweyten philoſophiſchen Curſus erſchreckte ihn die Nachricht von ſeines Vaters Tode. „Ich ſank nieder, erzählt er, unter dieſem Schlage, und blieb eine Viertelſtunde leichenblaſs und ſtumm. Sobald ich mich wieder erholt hatte, um weinen zu können, wollte ich ſogleich abreiſen, um meine arme Mutter aus ihrer Verzweiflung zu retten. Aber ohne Wegweiſer, und über die Berge weg hätte mich die Nacht überfallen können. Ich muſste den Anbruch des folgenden Tages erwarten. Ich hatte zwölf ſtarke *ſiemes* zu machen, und ſo ſehr ich mein Miethpferd antrieb, ging es mir immer doch zu langſam. Während dieſer traurigen Reiſe hatte mich ein einziger Gedanke, ein einziges Bild unaufhörlich beſchäftigt, ich hatte alle meine Geiſteskräfte aufgeboten um ſeinen Eindruck auszuhalten; nun muſste ich aber den Gegenſtand davon wirklich mit allen ſeinen Schrecken anzuſchauen, Muth genug haben. Ich kam in der Mitternacht vor der Thür unſers Hauſes an. Ich klopfe, gebe meinen Namen an, und in dieſem Augenblicke höre ich ein klagendes Gemurmel, ein Gemiſch von ſeufzenden Stimmen. Die ganze Familie ſtand auf; man lieſs mich herein, und ſo war ich auf einmal von einer ganzen verweinten Familie umgeben. Mutter, Kinder, alte Frauen, alle halb entkleidet, mit fliegenden Haaren, den Geſpenſtern ähnlich, ſtreckten die Arme nach mir aus, mit einem Geſchrey, das mir das Herz zerriſs. Auf einmal fühlte ich mich von einer Stärke gehoben, die uns die Natur ohne Zweifel für das äuſserſte Unglück aufſpart. Nie hatte ich mich ſo über mich ſelbſt erhoben gefühlt. Ich hatte eine ungeheure Laſt von Schmerzen zu tragen; aber ich unterlag ihr nicht. Ich öffnete dieſem Haufen von Unglücklichen meine Arme, und meine Bruſt; ich drückte ſie alle an mein Herz, und mit dem getroſten Sinn eines vom Himmel begeiſterten Menſchen, ohne Schwäche zu zeigen, ohne eine Thräne zu vergieſsen, da mir ſonſt das Weinen ſo leicht wird, ſagte ich: Liebe Mutter, Brüder, Schweſtern, wir ſind von dem härteſten aller Trübſale getroffen; aber läſst es uns nicht niederſchlagen. Ihr verliert einen Vater, meine Kinder, ihr habt einen wieder gefunden: ich werde des Vaters Stelle vertreten; ich bin von nun an euer Vater; ich werde es ſeyn; ich übernehme alle ſeine Pflichten; ihr ſollt nicht länger Waiſen ſeyn." Jetzt floſſen ſüſsere Thränen von den Augen der Umſtehenden. Ach! rief meine Mutter, indem ſie mich an ihren Buſen drückte, mein Sohn, mein liebes Kind, ich habe mich in dir nicht geirrt! und meine Brüder, Schweſtern, meine gute Tanten und meine Groſsmutter fielen auf ihre Knie. — Dieſe Scene und die Ermüdung von der Reiſe hatten ſeine Kräfte erſchöpft; der Arzt rieth ihm ſeiner Geſundheit halber bald wieder abzureiſen; ſeine Mutter bat ſelbſt darum. Er ging alſo ab, er lieſs ihr von ſechs erſparten Louisd'or die Hälfte zurück. Er ging vorerſt zu einem Pfarrer der ſein Freund war, dann nach Limoges, um in dem Seminarium der Sulpicianer die Tonſur anzunehmen. Die Jeſuiten in Toulouſe hätten ihn gern zu ihrem Novizen gemacht. Aber ein Brief ſeiner Mutter brachte ihn von dem Entſchluſſe, in ihren Orden zu treten, gänzlich ab. Er erhielt bald den Auftrag, den jungen Bernhardinern, deren Profeſſor krank geworden war, die Philoſophie vorzutragen, und trat mit ſo vieler Zuverſicht und Beredtſamkeit vor ihnen auf, daſs er ſich bald den gröſsten Beyfall bey ihnen erwarb. Endlich eröffnete ſich die Scene, welche ihn auf ein glänzendes Theater führen ſollte. Er bekam einige Preisgedichte der Akademie *des Jeux Floraux* zu ſehen, und der Reichthum der Preiſe reizte ihn, bey dieſen poetiſchen Spielen auch ſein Heil zu verſuchen. Aber er kannte noch nichts von den Regeln der Poeſie. Um ſich damit bekannt zu machen, ging er zu einem Buchhändler, um ſich eine Art von Vademecum zu kaufen, auf den Rath des Buchhändlers verſah er ſich auch mit einem Exemplare von *Rouſſeau's* Oden. Sein erſter Verſuch gelang nicht; denn er erhielt weder den Preis noch auch nur das *Acceſſit*. Allein dieſes Miſsgeſchick führte ihn auf einem andern Wege zu ſeinem Glücke. Entrüſtet über das vermeinte Unrecht, ſchickte er ſein Werk an *Voltaire*. Der franzöſiſche Parnaſs war für dieſen groſsen Dichter ein Reich, deſſen Zepter er keinem Menſchen in der Welt würde überlaſſen haben, deſſen Bürger er aber täglich mit Vergnügen ſich vermehren ſah. *Voltaire* ertheilte ſeiner Arbeit viele Lobeserhebungen, und begleitete ſein Antwortsſchreiben mit dem Geſchenk eines Exemplars ſeiner, mit eigner Hand verbeſſerten, Werke. In der Folge waren ſeine Gedichte glücklicher, und erhielten beynahe alle Preiſe, welche die Akademie vertheilte. Er entſchloſs ſich endlich den geiſtlichen Stand zu verlaſſen, und was ihn unmittelbar dazu beſtimmte, war die kränkende Begegnung, die er von dem Erzbiſchof von Toulouſe, La Roche Aymont erfahren muſste. Er hatte bey dieſem Prälaten um ein *Dimiſſorium* angeſucht, und hatte von ihm nicht allein eine harte Weiſung über ſein zu weltliches Leben, ſondern auch den Befehl erhalten, in dem ſchmutzigſten und bigotteſten Seminarium Buſse zu thun. In dieſer Lage erhielt er ein Billet von *Voltaire*, worin er ihm ſchrieb: „kommen ſie nach Paris; Herr Orri (damaliger *Controlleur des finances*) übernimmt es, für ihr Glück zu ſorgen."

II. *Sein Eintritt in Paris.* Er kam mit den glänzendſten Ausſichten nach Paris. Allein ſie waren ſchon vor ſeiner Ankunft verſchwunden. Das erſte, was ihm Voltaire bey ſeinem erſten Beſuch ankündigte,

digte, war die traurige Nachricht, dafs Herr Orri seine Ministerstelle verloren habe, und nun giengen seine Sorgen an, wie er in Paris würde leben können. Es war eine Hülfe, aber nur für kurze Zeit, dafs Voltaire eine Anzahl Exemplare seines Lobgedichts auf den König, welches den Preis bey der Akademie erhalten hatte, mit nach Fontainebleau nahm, wo sich damals der Hof aufhielt, und, bey seiner Rückkunft, dem Vf. seinen Hut mit Thalern füllte, die er für die verkauften Exemplare eingenommen hatte. Er lernte um diese Zeit den allgemein geschätzten *Vauvenargues* kennen, von dem er sagt: dafs er von Seiten des Körpers von der Natur sehr grausam behandelt worden sey, indefs er von Seiten der Seele, eines ihrer seltensten Meisterstücke war. Ich glaubte, setzt er hinzu, in ihm den gebrechlichen und leidenden *Fenelon* zu sehen. Bey ihm lernte er einen gewissen *Beauvin* kennen, der sich in der Folge durch ein Trauerspiel: die Cherusker, bekannt machte, der eben so arm war, als er selbst, und mit dem er sich, um sparsamer leben zu können, zu einer gemeinschaftlichen Wohnung und Wirthschaft vereinigte. Aus dieser dringenden Noth rifs ihn endlich eine gewisse Me. Harenc, die ihn, auf das Zeugnifs von *Voltaire*, zum Erzieher ihres Enkels annahm. In dieser Lage (die aber nur ein Jahr dauerte) fand er sich vollkommen glücklich; er genofs in dem Hause der M. Harenc, die selbst eine sehr achtungswürdige Frau war, alle Annehmlichkeiten der ausgesuchtesten Gesellschaften und wurde wie ein Sohn der Familie geliebt. Indefs hatte er sein erstes Trauerspiel *Denis le Tyran* vollendet, dessen glückliche Aufführung ihm die heitersten Aussichten versprach. Er stiefs bey dieser Aufführung auf eine Schwierigkeit, die er nicht anders als durch eine schmerzhafte Entschlossenheit heben konnte. Mlle. Gauffin, der er viel Verbindlichkeiten hatte, verlangte darin die weibliche Hauptrolle. Allein ihr weiches, sanftes und zartes Spiel würde sie verdorben haben; er glaubte sie der berühmten *Clairon* anvertrauen zu müssen, durch deren hohes und heroisches Spiel sie gehoben werden konnte. Er setzte seine Wahl durch, machte sich aber die Gauffin auf immer zur unversöhnlichen Feindin. Das Stück erhielt einen glänzenden und ungetheilten Beyfall. Der Verfasser ward von den Zuschauern auf das Theater gerufen, eine Ehre die nur erst Voltairen bey der Aufführung der *Merope* wiederfahren war. Sein zweytes Trauerspiel *Aristomène* ward eben so gut aufgenommen. Aber das dritte *Cleopatre* konnte nicht über elf Vorstellungen fortgespielt werden, und das heifst bey dem Vf.: es machte nur ein halbes Glück. Er erkennt selbst, dafs er zu viel von seinen Kräften erwartet habe, einen Charakter wie den des Antonius rührend darzustellen. Und in der That kann ein Mensch der unglücklich ist, weil er seinen Ehrgeiz den ausschweifendsten Wollüsten aufgeopfert hat, unmöglich rühren. Bey der Aufführung dieses Stücks hatte der berühmte *Vaucanson* ihm eine mechanische Natter verfertigt, die, indem sie Cleopatra gegen ihren Busen drückte, um sie zum Bisse zu reizen, die Bewegungen einer lebendigen Natter vollkommen natürlich nachahmte. Dieses Kunstwerk that dem Stücke Schaden, und zwar wie *M.* meint, weil es die Aufmerksamkeit von dem Haupt-Interesse abgezogen habe. Uns scheint es vielmehr, weil es der Natur so ähnlich war, und die Wirklichkeit in das Ideal der Kunst mischte. Sein letztes Trauerspiel *les Heraclides* fiel beynahe ganz durch. Der Verfasser sagt: dafs dieses Mifsgeschick ein Werk der Cabale des *Caffé Procope* gewesen sey; seine Feinde hingegen behaupteten: dafs es zu viel Aehnlichkeit mit *Racine's Iphigenie en Aulide*, gehabt habe.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Stageschen Buchh.: *Gedichte* von *G. A. Neuhofer*, Adjunct an der evangelischen Pfarrkirche zum heil. Geist in Augsburg. *Erstes* und *zweytes* Bändchen. VIII u. 183 S. im *ersten*, VIII u. 184 S. im *zweyten* Band. 8. 1804. (1 Rthlr. 10 gr.)

Nach den strengen Regeln der Kunst beurtheilt, dürften wohl nur wenige dieser Gedichte die Probe bestehen; aber der Vf. giebt sie selbst für weiter nichts, als für Feldblümchen, in Stunden froher Mufse gepflückt, und zum anspruchslosen Kranze für seine Freunde gesammelt. Den Anfang macht ein — poetisches Glaubensbekenntnifs, das nicht blofs seiner Bescheidenheit wegen für den Vf. einnimmt. Dann folgen vermischte Gedichte, unter denen manche sehr ausgezeichnete sind. Immer befleifsigt sich der Vf. einer guten und correcten Sprache, die man leider — da sich grofse Muster in nichts leichter, als in ihren Nachlässigkeiten nachahmen lassen — jetzt so selten in unsern Dichtungen findet. Der Stoff zu diesen Poesien, wie z. B. der zu dem lieblichen Liede: *Die Blumen im Garten des Lebens*, ist freylich mit unter schon etwas verbraucht, doch fehlt es dem Vf. nicht an Gewandheit und poetischer Kraft, einem Gegenstande auch neue und eigne Ansichten abzugewinnen. Die Probe einer neuen metrischen Uebersetzung des Buches *Hiob*, — dem ältesten Ueberreste lyrisch-dramatischer Dichtkunst — ist sehr gut gerathen, und macht auf die Mittheilung des Ganzen begierig.

Das *zweyte* Bändchen enthält: *Irenäen*, (Friedensgesänge, die theils der französische Krieg, theils der nachher erfolgte Friedensschlufs zu Lüneville erzeugte) Erzählungen, (zum Theil nach *Jauffret*) Romanzen, einige Kantaten, und — zum Schlusse, Logogryphen, Charaden und Räthsel. Unter allen diesen zeichnen sich besonders die Erzählungen aus, reich an Zweck, Form und Gehalt — nur sollten sie etwas weniger ausgedehnt seyn. Die schönste darunter ist: *Das Weidenkörbchen* (ebenfalls nach *Jauffret*), eine Idylle voll Zartheit und Naivetät.

Was die Kantaten betrifft, über die der Vf. gern Auskunft haben möchte, ob sie mit Glück dem Tonkünst-

Digitized by Google

künstler in die Hände gearbeitet wären, so sind sie zu kurz und zu unbedeutend, um eine gehörige Theorie darüber hier weiter auszuführen.

Im Ganzen hat sich der Vf. — wie er auch selbst in der Vorrede angiebt — *Utz* zum Muster gewählt, aber auch neuere Dichter haben Antheil an seiner Bildung. Wo er nachahmt, wird es sehr sichtbar, kräftiger und interessanter sind seine eignen Erfindungen.

Um auch von seiner Sprache eine Idee zu geben, folgen hier zum Schlusse zwey Strophen aus dem oben angeführten Blumenliede:

Und welket auch manchmal ein Blümchen dahin,
Versenget von Stürmen der Leiden;
O lass es im Winter des Lebens verblüh'n,
Dich tröstet weissagend das Immergrün
Der Hoffnung mit künftigen Freuden.

Ein liebliches Blümchen, *bescheiden* und klein,
Ich will's in das Kränzchen noch schlingen —
Ein Blümchen, das traulich zum Herzen spricht,
Das stille *bescheid'ne* Vergissmeinnicht! —
Wem dürft' ich das Blümchen nicht bringen!

TÜBINGEN, b. Cotta: *Almanach des Dames*, pour l'an XIII. = 1805. 208 S. 8. (2 Fl. 45 Kr.)

Eine gefällige Neujahrsgabe für Mädchen und Frauen, welche dem zartfühlenden und schmeichelnden französischen Genius hold sind. Unter den *prosaischen Aufsätzen* verdienen die über *Heloisen* mit *kritischen Reflexionen*, über Mad. *Deshoulières* und Madem. *Lespinasse*, so wie über die Synonymen *appas*, *attraits* und *charmes* den Vorzug. Die *Poësien* sind zum Theil aus ältern Dichtern und Dichterinnen gewählt. Die bekannten Anekdoten S. 12. und 60., und die *Bouts-rimés* S. 39. wären füglicher weggeblieben. Die Nachbildung der *Ovidischen Elegien „Ite triumphales"* und *„Militat omnis amans"* auch die freye Nachahmung der Horazischen Oden: *„Vides ut alta"* und *„Solvitur acris hiems"* lassen sich angenehm lesen. Unter den leichtern Gedichten glaubt Rec. die Stanzen S. 71. die Romanze: Theseus und Ariadne S. 86. das Lied S. 166. und An Laura S. 143. ausheben zu müssen, und setzt von den sehr artigen Gnomen, Madrigaux und Epigrammen zur Anlockung einige mit freyen Verdeutschungen hieher.

1.

Tandis que l'avare Orgon
Se prive du nécessaire,
Par ses dépenses Valère
Ruine et perd sa maison.
Dans leur différent délire
Que leur sort est malheureux!
L'un de l'autre on les voit rire:
Moi, je ris de tous les deux.

Wucher treibt Aurelius,
Lelius verschwendet.
Jener darbt im Ueberfluss,
Dieser wird gepfändet.
Freudenlose Geldbegier!
Tolle Wüstlingsfreude!
Jeder lacht des andern — wir
Lachen über beide.

2.

À Mad. Damenzagues,

qui s' étoit chargée de solliciter auprès de M. Amelot, son fils, un procès de M. de la Poujade.

Il n'est point de solliciteuse
Plus séduisante à Paris.
Que ma chance serait heureuse,
Si mon juge n'était son fils.

Kein Mädchen könnt' im süss'rem Ton
Verführender sollicitiren.
Nie könnt ich den Process verlieren,
Wär' ach! mein Richter nicht ihr Sohn

3.

Auf einen Fächer.

Au milieu des chaleurs extrêmes
Heureux d'amuser vos loisirs,
J'aurai soin, près de vous, d'appeller les Zephirs,
Les amours y viendront d'eux-mêmes.

Zephyre weh'n, herbeygewinkt von mir;
Die Liebesgötter kommen selbst zu dir.

Der Gedanke S. 178. wird durch das Wortspiel *hydrapisie* und *hypocrisie* noch komischer. — Die schönen am Schluss erläuterten Kupfer nach *Gerard*, *Raphaël*, *Fr. Barbieri*, *Guido-Reni*, *Nic. Poussin* und *Vanderwerff* erhöhen den Werth des Ganzen.

ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, b. Hendel: *Meine Reise von Halle nach dem Brocken* in dem Jahre 1802. Zunächst für die Akademiker (Studirenden) in Halle von *C. W. Spieker*. 1803. 218 S. 8. (18 gr.)

Diese kleine gut beschriebene Reise wird dem, der das Harzgebirge besuchen will, manchen Nutzen und dem, der es besucht hat, manche angenehme Erinnerung gewähren. Der Vf. hat, wo er — für Reisen oft nur zu weit — in die alte Geschichte der von ihm besuchten Orte zurückgeht, viele, und im Ganzen genommen auch gute Quellen benutzt; seine Schilderungen der Gegenden und seiner eignen Gefühle beym Genuss derselben sind nicht langweilig zu lesen, wie das sonst häufig der Fall ist; doch dürfte mancher mit dem Rec. wünschen, dass die oft zu reichlich eingestreueten Brocken aus Dichtern — vorzüglich aus dem Lieblingsdichter des Vfs., *Matthisson* — etwas sparsamer beygebracht worden wären. Als Anhang ist der Schrift noch ein Wegweiser von Halle nach dem Brocken und zurück, und eine kleine Literatur der Brocken- und Harzreisen zugesetzt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. März 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Xhrouet u. a.: *Oeuvres posthumes de Marmontel* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 80. abgebrochenen Recension.*)

III. *Marmontels Gesellschaften und Verbindungen.* Das Glück, das Hr. *M.* auf dem tragischen Theater gemacht hatte, hatte seine Umstände nicht allein so sehr verbessert, dafs er ohne drückende Nahrungssorgen leben konnte, sondern auch seinen Ruhm so ausgebreitet, dafs ihm von nun an der Zutritt zu den vornehmsten und geistreichsten Gesellschaften offen stand. Schon bisher hatte er zu den gewöhnlichen Gästen der Madame Denis, *Voltaire's* Nichte, gehört. Hier fand er aufser einem paar unbedeutenden gascognischen Abbés den bekannten *Raynal*, und *Voltaire* gesellte sich so oft zu ihnen, als er sich von seiner Marquise du Chatelet losreifsen konnte. Eine andere Gesellschaft fand er bey der berühmten Mad. de Tencin, die ihn zu ihren Diners eingeladen hatte; allein er hörte bald auf, von dieser Einladung Gebrauch zu machen. Er bemerkte, dafs dort ein jeder auf die Rolle die er spielen wollte, sich vorbereitet hatte, und dafs die Sucht durch Witz zu glänzen, der Unterredung nicht Freyheit genug liefs. Die gewöhnlichen Gäste waren: Marivaux, Montesquieu, Mairan, Astruc, Fontenelle. Dem Marivaux sah man die Ungeduld, Proben von Witz und Scharfsinn zu geben, an den Augen an; Montesquieu, ruhiger als er, erwartete, dafs der Ball ihm zugeworfen würde, aber so lange wartete er doch; Mairan passte die Gelegenheit ab; Astruc hatte die Geduld nicht darauf zu warten; der einzige Fontenelle liefs sie kommen, ohne sie zu suchen, und benutzte die Aufmerksamkeit die man ihm schenkte, so bescheiden, dafs seine feinen Einfälle, seine artigen Erzählungen, immer nur einen Augenblick beschäftigten. Der junge Helvetius, der noch zu dieser Gesellschaft gehörte, merkte auf, und schwieg, er ärntete jetzt für künftige Aussaat. Die Fr. v. Tencin beschreibt uns Hr. *M.* als eine Frau von tiefem Geist und Sinn, die aber unter der Hülle eines Aeufsern von Gutmüthigkeit, mehr wie die Wirthschafterin, als wie die Frau vom Hause aussah. Eine Gesellschaft die ihn mehr anzog, und die ihn länger festhielt, war die, welche er bey Mad. Geoffrin fand. Diese Dame, die reich genug war, ihr Haus zu einem Sammelplatz der Wissenschaften und Künste zu machen, und die einsah, dafs das ihr in ihrem Alter eine unterhaltende Gesellschaft und eine ehrenvolle Existenz verschaffen würde, hatte wöchentlich in ihrem Hause zwey Diners gestiftet: das Eine, Montags, für Künstler; das Andere, Mittwochs, für Gelehrte. Sie verstand von Kunst und Wissenschaft nur wenig; aber in keiner dieser Gesellschaften schien sie fremd, sie befand sich vielmehr in beiden völlig behaglich; sie hörte mit einer höflichen Aufmerksamkeit, sprach nur von dem, was sie gut verstand, und überliefs über alles andere das Wort den Unterrichteten, ohne die geringste Langeweile zu verrathen. Das Gemälde ihres Charakters ist ein Meisterstück. Die Gelehrten welche er bey ihr antraf, waren: d'Alembert, Mairan, Marivaux, Chastelux, der Abbé Morellet, Saint Lambert, Helvetius, Thomas, der Abbé Raynal, der Abbé Galiani, zu welchen sich der neapolitanische Gesandte und der schwedische Graf v. Creuz gesellten. In dieser Gesellschaft war d'Alembert der munterste, der lustigste, und durch seine Munterkeit der unterhaltendste. Wenn er den Vormittag algebraische Rechnungen gemacht und Probleme der Dynamik oder Astronomie aufgelöset hatte: so verliefs er das Haus seiner Glaserin, wie ein Schüler der der Schule entlaufen ist, um sich lustig zu machen. Dann übersah man in ihm den Philosophen und Gelehrten, und fand blofs den liebenswürdigen Mann. Die Quelle dieses so natürlichen Frohsinns war eine reine, von Leidenschaften freye, mit sich selbst zufriedene Seele; täglich erquickt durch den Genufs neuer Wahrheiten, die seine Arbeit belohnten und krönten. Ein ausschliefsendes Vorrecht der strengen Wissenschaften, setzt der Dichter *M.* hinzu, welches keine andere Art von Studien so vollständig erreichen kann. Der einzige weibliche Gast bey diesen Diners war Madem. Lespinasse, d'Alemberts Freundin. In ihrem Charakter war Anstand, Vernunft und Sittsamkeit, in der wunderbarsten Harmonie mit dem lebhaftesten Kopfe, der glühendsten Seele, und der entzündlichsten Phantasie, die es seit der Sappho gegeben, vereinigt. Wir kennen diese interessante Person bereits aus dem schönen Denkmal, wodurch sie d'Alembert in seinen nachgelassenen Schriften verewigt hat. Sie war ein Kind der Liebe, arm und verlassen wie er, und wie er, hatte sie sich durch ihren inneren Werth, durch die Vorzüge ihres Geistes und ihres Charakters gehoben. Als d'Alembert sie kennen lernte, war sie die Gesellschafterin von der, durch *Voltaire's* Briefe bekannten, Marquise du Deffant, einer hypochondrischen, in ihrem Alter blinden und dabey herrischen und launischen Frau, die aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag machte, und der sie zu allen Stunden mit Aufopferung ihrer Gesundheit vorlesen mufste. d'Alembert zog sie aus diesem Zustande, der Unter-

drückung, und lebte bis an ihren Tod mit ihr in der reinſten Freundſchaft. Als er gefährlich krank ward und ſein Arzt ihm rieth, die unbequeme Wohnung bey ſeiner Glaſerin zu verlaſſen, bezog er die Zimmer, welche ihm Vatelet in ſeinem *Hotel* anbot, wo Madem. Lespinaſſe ſich ſelbſt als ſeine Krankenwärterin anſtellte. Niemand wagte es davon etwas anders als Gutes zu denken und zu ſagen. Mit ihrer glühenden und romantiſchen Einbildungskraft machte ſie den Plan, ſich dem Zuſtande der Mittelmäſsigkeit zu entziehen, der ſie inſonderheit in ihrem Alter ſchon aus der Ferne ſchreckte. Sie hoffte, unter ihren vielen Freunden endlich einen zu finden, der ihr ſeine Hand anböte, und ſo oft ſie ſich auch getäuſcht ſah, konnte ſie doch nichts bewegen, dieſe Hoffnung aufzugeben. So war ſie eine Zeitlang in das, was ſie Guiberts Heroismus und Genie nannte, ſo ſterblich verliebt, daſs nach ihrem Urtheil keiner ihm in der Kriegskunſt und an Genie gleich kam. Zuletzt gewann ſie das Herz des Grafen Mora, und dieſer würde ſie geheirathet haben, wenn ſeine Familie nicht geeilet hätte, ihn nach Spanien abzurufen. Zu Hauſe verfiel er in eine Krankheit und d'Alembert benutzte dieſen Umſtand, um ſeine Freundin zu beruhigen. Er erhielt von Lorry, ſeinem vertrauten Freunde, ein mediciniſches Gutachten. Die Familie lieſs den Kranken abreiſen, aber er ſtarb unterweges; und dieſer Tod ſtürzte ſeine Geliebte ins Grab. Den Abbé Galiani beſchreibt uns *M.* als einen allerliebſten kleinen Harlekin; aber, ſagt er, auf den Schultern dieſes Harlekins ſtand ein Machiavels Kopf. Da er allen Dingen ihre lächerliche Seite abgeſehen hatte, ſo gab ihm jeder politiſche oder moraliſche Stoff zu einem artigen Geſchichtchen Anlaſs. Immer waren ſeine Erzählungen für die Veranlaſſung paſſend, und mit dem Salze einer unerwarteten und witzigen Anſpielung gewürzt. Wenn er ſeine Rolle geſpielt und oft ganze Stunden geſprochen hatte, ohne daſs man müde wurde ihm zuzuhören, ſo war er nichts mehr für die Geſellſchaft. Er ſaſs traurig und ſtumm in einem Winkel, und wartete gleichſam auf das Stichwort, um wieder aufzutreten. Thomas erwartete alles von ſeinem ſeltnen Talent, Ideen und Empfindungen mit hoher Beredſamkeit auszudrücken; immer in ſeine Gedanken vertieft, immer nur ſtrebend nach Ruhm, vernachläſsigte er das kleine Verdienſt, liebenswürdig in Geſellſchaft zu ſeyn. Der Ernſt ſeines Charakters war ſanft, aber ſchweigſam, in ſich gekehrt, und erlaubte ihm kaum das kleinſte Lächeln bey der luſtigſten Unterredung, noch weniger war er gemacht, dazu beyzutragen. Caraccioli hatte auf den erſten Anblick in ſeiner Phyſionomie das plumpe und maſſive Ausſehen, womit man die Dummheit malen würde. Wenn ſeine Augen ſich beleben und ſeine Züge ſich entfalten ſollten, ſo muſste er ſprechen. Aber alsdann ſah man ſie auch Funken ſprühen, in dem Maaſse, als ſein lebhafter und durchdringender Verſtand erwachte. Wer unſern Vf. in dieſen Geſellſchaften am meiſten liebte, war der Graf Crentz. Er war noch jung, und gleichwohl war ſein Verſtand mit einem bewundernswürdigen Reichthum von Kenntniſſen geſchmückt. Er ſprach das Franzöſiſche wie ein Franzoſe, und beynahe alle Sprachen von Europa, wie ſeine eigene. Wir übergehn die Geſellſchaften, worin unſer Vf. nur Pracht, Aufwand, Luxus und alle Koſtbarkeiten der Tafel fand; wie die der Finanz-Pächter la Poplinière und Bouret, wovon der Erſte in dem Narrenhauſe zu Charenton, und der Letzte, nachdem er ſein Vermögen zu Grunde gerichtet, durch Selbſtentleibung ſtarb. Deſto intereſſanter war die Geſellſchaft, welche der Vf. bey dem Baron v. Holbach fand. Hier ſah er, auſser mehrern merkwürdigen Perſonen: *Büffon*, *Rouſſeau* und *Diderot*. Seine Schilderung von *Büffon* ſtimmt vollkommen mit der überein, die uns andere von ihm gegeben haben. Er trennte ſich bald von den Encyklopädiſten die ſich bey dem B. Holbach verſammelten, ſo bald er ſah, daſs ſie nicht gut bey Hofe angeſchrieben waren. Auſserdem war es ihm nicht behaglich unter ſeines Gleichen, da er keinen Widerſpruch vertragen konnte, und ſeine mathematiſchen, chemiſchen, aſtronomiſchen und ſelbſt naturhiſtoriſchen Arbeiten, von Kennern, nicht mit Beyfall aufgenommen ſah. Dieſe erklärten ihn für einen bloſsen eleganten Schriftſteller und groſsen Coloriſten, ja ſie warfen ihm vor, zu prunkvoll in einer Gattung geſchrieben zu haben, die eine einfache und natürliche Schreibart erfodert. Er ſchloſs ſich in ſeinem Hauſe mit unwiſſenden und knechtiſchen Tiſchfreunden ein, beſuchte keine von beiden Akademieen mehr, und arbeitete im Stillen an ſeinem Glücke, bey den Miniſtern und an fremden Höfen. Bey *Rouſſeau* hält ſich der Vf. länger auf, und kömmt auf ihn in verſchiedenen Stellen ſeines Werks zurück. *Rouſſeau* trennte ſich auch von den Encyklopädiſten, aber nicht ſo im Stillen, wie *Büffon*; es war ihm daran gelegen. Er hatte es verſucht, ſagt *M.*, die Aufmerkſamkeit der Menge zu erregen, indem er ſich die Geſtalt eines antiken Philoſophen gab. Er gieng anfangs in einem alten Ueberrocke, und dann in der Kleidung eines Armeniers; ſo zeigte er ſich in der Oper, auf den Kaffeehäuſern; aber weder ſeine kleine, ſchmuzzige Perrücke, noch ſein Diogenes-Stab, noch ſeine Pelzmütze, wollte Aufſehn erregen; dieſs, glaubte er, ſollte ihm durch den öffentlichen Bruch mit ſeinen philoſophiſchen Freunden gelingen. Der Vf. leitet alle Fehler R. von ſeinem Stolze her; iſt aber weit entfernt, ſeine groſsen Talente zu verkleinern, und die ſchönen Anlagen ſeiner ſanften und zärtlichen Seele zu läugnen. Er iſt ſelbſt ſo gerecht, indem er ſich mit ihm vergleicht, ſich hinter ihn zurückzuſetzen, und er thut dieſs mit der edelſten und natürlichſten Beſcheidenheit. Indem er mit ſchmerzlichem Gefühl, auf ſeine eignen flüchtigen Studien zurück ſieht: ſo zeigt er zugleich den Einfluſs, den Rs. langer und anhaltender Fleiſs auf die durchgängige Reife ſeiner Schriften hatte. „Die beſte Frucht von ſeinem Umgange und Beyſpiel für mich, ſagt der Vf., war: ein Rückblick des Nachdenkens über die Unvorſichtigkeit meiner Jugend. R. hat ſich Zeit gelaſſen

zu

zu denken, ehe er geschrieben hat, und ich habe in der schwersten und gefährlichsten aller Künste geeilet, beynahe eher zu schreiben, als ich gedacht hatte. Zwanzig Jahre Fleiss und Betrachtung in der Stille und Abgezogenheit haben seine Kenntnisse gehäuft, gereift und befruchtet; und ich, ich verbreite meine Ideen, ehe sie ihre Kraft und ihren Wachsthum erhalten haben. Auch sieht man in seinen ersten Schriften eine erstaunliche Fülle, eine vollkommne Männlichkeit; und den Meinigen merkt man überall die Unreife und die Schwäche eines durch Studium und Nachdenken noch nicht lange genug gereiften Talentes an." In einer Unterredung mit *Voltaire* erzählt uns der Vf., was R. veranlafst habe, die von der Akademie zu Dijon aufgegebene Preisfrage: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften zur Reinigung der Sitten beygetragen habe, verneinend zu beantworten. Aus einem der Briefe die R. an Malesherbes geschrieben hat, sollte man beynahe schliefsen, dafs ihm diese Antwort durch eine Offenbarung eingegeben sey, so beredt beschreibt er die Extase, worin er sie gefunden zu haben vorgiebt. Allein *M.* theilt uns eine Erzählung aus Diderots Munde mit, welche viel einfacher und natürlicher ist. Diderot safs damals in Vincennes gefangen, und erhielt daselbst einen Besuch von R. Bey einem Spatziergange kommen sie auf die Preisfrage; und R. sagte ihm, dafs er Lust habe sie zu bearbeiten. Welchen Weg werden sie einschlagen? Die bejahende Antwort oder die verneinende? — Die bejahende, antwortete R. — Das ist eine Eselsbrücke, erwiederte Diderot; diesen Weg werden alle mittelmäfsige Talente nehmen, und sie werden auf ihm nichts als gemeine Ideen finden; die entgegengesetzte Seite hingegen öffnet Ihnen ein neues, reiches, fruchtbares Feld. — Sie haben Recht, sagte R., und so führte er sein Thema in der berühmten Abhandlung aus. — Den letzten Pinsel-Strich zu R. Schilderung finden wir in einer Unterredung des Vfs. mit seiner Frau, die eine grofse Verehrerin des Genfer Bürgers war. Er vergleicht ihn hier mit *Voltaire*, und bemerkt, dafs so entgegengesetzt sie einander in vielen Rücksichten waren, sie sich doch darin vollkommen glichen, dafs der Durst nach Lob und Ruhm die Quaal ihres Lebens gewesen war. *V.*, den ich habe sterben sehen, sagt der Vf., hatte den Ruhm auf allen Wegen gesucht und hatte ihn durch seine unermefslichen Arbeiten und durch seine glänzenden Geisteswerke verdient. Aber er traf auf allen diesen Wegen den Neid mit allen ihn begleitenden Furien an. Nie hatte ein Gelehrter so viele Beschimpfungen zu ertragen, ohne irgend ein anderes Verbrechen als seine Talente, und die Begierde sie auszuzeichnen. „Sein ganzes Leben war ein Kampf, und er war in diesem Kampfe unermüdet. Seine Art zu streiten war nicht allemal seiner würdig; die Waffen des Lächerlichen waren die Werkzeuge seiner Rache, und er trieb damit ein schreckliches und grausames Spiel. Aber das gröfste aller Güter blieb ihm sein ganzes Leben hindurch unbekannt. R. war unglücklich wie er, und durch die nämliche Leidenschaft. Aber durch *Voltaire's* Ehrgeiz schimmerte immer eine Grundlage von Bescheidenheit hindurch; dieses kann man aus seinen Briefen sehen; *Rousseaus* Ehrgeiz ist ganz von Stolz durchdrungen, der Beweis davon ist in seinen Schriften.

Einer der vorzüglichsten Männer, den *M.* in dieser Gesellschaft kennen lernte, war Diderot, und die Schilderung der Person dieses seltenen Mannes mufs uns um desto willkommener seyn, da derjenige, der blofs seine Schriften gelesen hat, ihn eigentlich gar nicht kennt. Seine Systeme über die Kunst zu schreiben, hatten auf seine schönen Naturgaben einen schädlichen Einfluss. Aber wenn er im Gespräch lebhaft wurde und sich der Strom seiner Gedanken rein aus seiner Quelle ergofs, dann vergafs er seine Theorieen, und sprach bis zur Bewunderung schön. Es war immer einer seiner schönsten Momente, wenn ihn ein Schriftsteller über seine Werke zu Rathe zog. War der Gegenstand der Mühe werth, so war es eine Lust zu sehen, wie er sich seiner bemächtigte, ihn durchdrang, und mit einem Blick entdeckte, welches Reichthums und welcher Schönheiten er empfänglich war. So bald er merkte, dafs der Verfafser sein Thema schlecht durchgeführt hatte, so hörte er nicht weiter auf die Vorlesung, sondern schuf in seinem Kopfe, was er bey jenem vermifste. Oft, indem er glaubte das gehört zu haben, was er selbst hinzu gedacht hatte, rühmte er andern das Werk, das man ihm vorgelesen; und wenn es nachher gedruckt wurde, fand man beynahe nichts von dem wieder, was er daraus angeführt hatte. Ueberhaupt war ihm in allen Zweigen der menschlichen Kenntnisse alles so geläufig und so gegenwärtig, dafs er immer auf das vorbereitet schien, worüber man mit ihm sprach. Dieser Mann, einer der aufgeklärtesten seines Zeitalters, war zugleich einer der liebenswürdigsten, und wenn er auf Gegenstände kam, die sich auf das moralisch Gute bezogen, so hatte seine gefühlvolle Beredsamkeit einen unaussprechlichen Reiz. Seine ganze Seele leuchtete in seinen Augen, schwebte auf seinen Lippen. Nie gab es einen bessern Abdruck der Güte des Herzens als seine Physiognomie.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Pesth, b. Trattner: *Elaboratior Grammatica Hungarica*, ad genuinam patrum sermonis indolem fideliter exacta, affiniumque linguarum adminiculis locupletius illustrata. Studio et opera *Joh. Nic. Révai*, presbyteri Sec. Dioecesis Jaurinensis, Linguae ac Literaturae Hung. Prof. publ. ord. in Regia Univers. Pesthinensi. Duo Volumina utrumque in totidem Tomos subdivisum. Vol. *I.* 1803. 8. T. *I.* et *II.* 520 S. et Conspectus operis.

Dem Vf. ist höhern Orts die Abfassung Ungrischer Grammatiken zum Gymnasial- und Trivial-Schulunterricht aufgetragen. Um das Neue und vom bis-

bisher Angenommenen Abweichende, welches seine Grammatiken für Elementarschulen und für Gymnasien enthalten sollen, zu begründen, schrieb er eher eine weitläuftige Grammatik für Erwachsene, oder vielmehr für ungrische Sprachforscher und Philologen, in welche er seine Untersuchungen und deren Resultate niedergelegt hat, um sie der bescheidenen Prüfung der Sachkenner zu übergeben. Gewiss ein lobenswerther und eines um die magyarische Sprache und Literatur so hoch verdienten Révaj würdiger Gedanke! Der ungrische Patriotismus unterstützte ihn bey dessen Ausführung: die Kosten zum Druck des ersten Bandes gaben der Probst des Wesprimer Domkapitels David Zsólnai, und der Wesprimer Domherr Caspar Hertelendi. Möchten doch solche Beyspiele immer mehrere katholische Prälaten ermuntern, den Ueberfluss an zeitlichen Gütern, womit sie die Freygebigkeit der ungrischen Könige ausgestattet hat, zum Besten des Vaterlandes anzuwenden!

Diese Grammatik hat aber nicht nur für inländische sondern auch für ausländische Sprachforscher einen entschiedenen Werth. Ihr Vf. ist mit allen alten und neuen ungrischen Classikern vertraut; von seiner Bekanntschaft mit den alten magyarischen Wortformen zeugen seine in der A. L. Z. 1804. Nr. 143. angezeigten *Antiquitates literaturae Hung.*; von der Bekanntschaft mit den neuern zeugen seine andern Werke. Eben so vortheilhaft kommen ihm seine Kenntnisse der hebräischen und andern morgenländischen Sprachen, so wie seine emsigen Forschungen über die finnischen und nordiberischen Dialecte zu statten. Merkwürdig ist sein Glaubensbekenntniss über dieselben, das er hier I. S. 45 f. aufgestellt hat. Er bietet gleichsam die eine Hand dem Prof. *Beregszászi*, der die Sprache der Magyaren mit jener der Hebräern und andern Orientalen zusammenpaart, und die andre dem Prof. *Gyarmathi*, der in der magyarischen Sprache eine Verwandtin der Finnischen erkennt. Nach Hn. *Révaj* sind sich beide Hypothesen keineswegs entgegengesetzt, und eine schliesst die andre nicht aus. Den Vereinigungspunkt beider Hypothesen bestimmt er folgendergestalt: Alt, sehr alt, sind die hebräische Sprache und ihre Schwestern; eben so alt aber auch die finnischen Mundarten, und von gleichem Alter ist auch die Magyarische. Alle drey Sprachgattungen sind der einfachen ältesten einzigen Ursprache beynahe erstgeborne Töchter oder Enkelinnen, und müssen also durch ihren gemeinschaftlichen Ursprung vieles mit einander gemein haben, ohne dass man sagen kann, dass die eine Tochter oder Enkelin von der andern abstamme. Die Zeit, das Klima, die Nachbarschaften, die Begebenheiten eines jeden Volksstammes haben die jetzt bemerkbaren Verschiedenheiten erzeugt. Die Finnen, in den Norden zurückgestossen, haben mehr von der ursprünglichen Einfalt, und daher mehr Aehnlichkeit mit der hebräischen Sprache beybehalten. Mehrern Orts- und andern Veränderungen waren die Magyaren, folglich auch mehrern Abweichungen von der ältesten Urform unterworfen. Sollte diese Meinung des Vfs. für Rudbekianismus erklärt werden (S. 32.): so hat er sich doch dessen keineswegs zu schämen.

Wenn nun auch Rec. dieser Meinung noch vor der Hand nicht entschieden beytreten kann, so muss er dieselbe doch für sehr prüfenswerth erklären. Ist je ein Mittel glücklich gewählt gewesen, derselben Kredit und Eingang zu verschaffen: so ist es die auffallend treffende von dem Vf. scharfsinnig durchgeführte Vergleichung der hebräischen, finnischen und magyarischen Grammatik und des innern Sprachbaues. Man sehe und lese nur die Kapitel *de Vocalium et Consonantium mutationibus* I. S. 97. 99. 119. (wo das Wort: *Jobagy* ungezwungener als nach andern etymologischen Hypothesen aus dem hebräischen *Jabad* abgeleitet wird) 122. *De numero* S. 197 f. *de casibus* S. 205 f. *de gradibus comparationis* 215 f. *de contractionibus* S. 240. *de halituum neglectu* S. 253. *de inflexione numeralium* S. 267. f. *de origine pronominum* S. 307. *de pronominibus demonstrativis* S. 409 f. *relativis* 420 f. *interrogativis* S. 429. *redditivis* S. 433. *de affixis possessivis* S. 445 f.

Am wenigsten gelungen ist dem Vf. das Kapitel über die alten ungrischen Schriftzüge (S. 126 — 128.), woran vielleicht nicht ein einziges historisch wahres Wort ist, und unbegreiflich ist es dabey, dass auch der Vf. Hunnen und Ungern S. 127. vermengt. Eben so missrathen und überhaupt unnöthig und verwirrend scheint der Vorschlag des Vfs. zu einigen jetzt erst aufzunehmenden neuen Schriftzügen S. 145.

Es ist hier übrigens der Ort nicht, die Vortheile einzeln zu berechnen, die die magyarische Rechtschreibung, die grammatische und syntaktische Sprachrichtigkeit aus dem Buche ziehen können. In den meisten Punkten dürften ihm auch die übrigen magyarischen Sprachforscher Beyfall geben; und die Debatten, die über andre Punkte entstehen könnten, ja zum Theil z. E. über die Grundsätze der ungrischen Rechtschreibung, schon entstanden sind, werden am Ende zu sichern Resultaten führen. So wird denn dieses Buch immer Epoche in der ungrischen Sprachforschung machen. Rec. wünscht die baldige Erscheinung des *zweyten* Bandes.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. März 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Xhrouet u. a.: *Oeuvres posthumes de Marmontel* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 81. abgebrochenen Recension.*)

Unter *Marmontels* freundschaftlichen Verbindungen steht die mit *Voltaire*, die ohne Unterbrechung bis an den Tod dieses berühmten Mannes gedauert hat, oben an. Man erwartet daher mit Recht eine reiche Nachlese zu den Anekdoten, welche wir bereits von ihm angeführt haben. Wir wollen aber nur die ausheben, welche seine Reise nach Berlin betrifft. Ein Haupthinderniss war bisher immer sein Aufenthalt bey der berühmten Marquise *du Chatelet* gewesen; dieses war nun durch ihren Tod gehoben. Dieser Tod rührte ihn, wie es schien, empfindlich, und *M.*, der ihn gerade, als er die Nachricht davon erhalten hatte, sprach, fand sich durch seine Betrübniss darüber sehr überrascht. *Voltaire* hatte ihm selbst oft gesagt, diese Frau sey wie eine Furie ihm an die Ferse gebannt, und er wusste, dass sie in ihren Zänkereyen die Messer gegen einander gezogen hatten. Die Marquise war *Volt.* Geliebte; doch hatte er manchen begünstigten Nebenbuhler. Der letzte war ein gewisser Saint-Lambert, von welchem sie schwanger ward. Sie starb in den Wochen, und das alles wusste *Volt.* sehr wohl. Als ihn der Vf. fragte, woran die Marquise gestorben sey, antwortete ihm *Volt.*: „*De quoi! ne le savez-vous pas? Ah! mon ami! il me l'a tuée, le brutal. Il lui a fait un enfant.*" Die Geschichte der gelehrten Republik würde vielleicht in vielen Stükken weniger erhaben lauten, als wir sie in gedruckten Lobschriften lesen, wenn wir überall wie hier, hinter den Vorhang sehen könnten. Das Verlangen des Hn. *v. V.*, Paris zu verlassen, erhielt einen starken Anstoss durch die Lage, worin er sich damals gegen den Hof befand. Der König konnte ihn nicht leiden; das setzte seine Feinde in Bewegung, ihm auf alle mögliche Weise wehe zu thun. Es war ihm nicht genug, als der erste unter den Gelehrten zu glänzen, er hatte auch die Schwachheit, ein Hofmann seyn zu wollen. Von seiner zartesten Jugend an hatte er sich an die schmeichelhafte Eitelkeit gewöhnt, mit den Grossen zu leben; und man weiss, wie sehr er die Kunst verstand, mit einer ehrerbietigen Vertraulichkeit schriftlich und mündlich mit ihnen zu reden. Er hatte eine Stelle als *Gentilhomme ordinaire de la chambre du roi* gekauft, und er hoffte in dieser Eigenschaft nicht mit blossen Complimenten verschickt, sondern zu wichtigen Aufträgen gebraucht zu werden. Als die Pompadour an den Hof kam, eilte er, ihr seine Aufwartung zu machen. Es war auch nicht schwer ihr zu gefallen; denn zu der nämlichen Zeit, da er die Siege des Königs besang, machte er artige Verse für die Maitresse, und er hoffte, zu den Soupers des kleinen Cabinets zugelassen zu werden. Die Pompadour hatte ein besonderes Theater, worauf sie vor dem Könige kleine Aufzüge aus Opern spielte. *Volt.* nahm sich heraus, sich über dieses Schauspiel die Aufsicht anzumassen. Das machte Lärm in dem Kreise seiner Collegen. Man wusste indess, dass der König ihn nicht liebte, und dass sein Bestreben, empor zu steigen, seinen Widerwillen gegen ihn noch vermehrt habe. Das Lob, welches er ihm in seiner *Eloge* gegeben hatte, hatte den König nicht für ihn gewonnen; er sah nichts in ihm, als einen Feind der Religion und einen ehrgeizigen Schmeichler. Um ihn zu entfernen, musste man ihn um die Gunst der Maitresse bringen, und dazu bediente man sich des Mittels, ihm den alten Crebillon entgegen zu setzen. Das gelang vollständig. Crebillon wurde bey ihr eingeführt, und der schöne, alte Mann bewegte sie so sehr, dass sie ihn mit der rührendsten Anmuth aufnahm. Als sein *Catilina* aufgeführt wurde, besuchte die Pompadour das Schauspiel, umringt von einer Menge von Hofleuten, und bald darauf erhielt Crebillon die Ehre, dass eine Ausgabe seiner Werke auf königliche Kosten in der Druckerey des Louvre gedruckt wurde. Von dieser Zeit an hörte *Volt.* auf, den Hof zu besuchen. Vergebens schrieb *Volt.* einige seiner besten Schauspiele, um sie Crebillon's Werken entgegen zu setzen, seine *Semiramis*, seinen *Oreste* und sein *gerettetes Rom*; aber die grosse Masse des Publicums blieb ohne Gefühl gegen ihre Schönheiten. Alle diese Unannehmlichkeiten hatten endlich *Volt.* Entschluss, nach Berlin zu reisen, zur Reife gebracht. Die Ausführung desselben stiess sich nur noch an den Reisekosten. Der König von Preussen hatte ihm dazu 1000 Louisd'or bewilligt. Allein Mad. Denis wollte die Reise mit ihm machen, und zur Bestreitung der dadurch vermehrten Reisekosten verlangte *Voltaire* noch andere 1000 Louisd'or. Dazu wollte sich der König nicht verstehen. Es soll mir lieb seyn, schrieb er ihm, wenn Mad. Denis Sie begleitet, aber ich verlange es nicht. — Endlich kam Thiriot, der literarische Agent des Königs in Paris, und benachrichtigte *Voltaire'n*, dass Arnaud-Bac[illegible]rd in Potsdam angekommen und von dem Könige mit offenen Armen empfangen worden sey, ja dass er ihm eine schöne Epistel überreicht,

Digitized by Google

reicht, die der König mit einer andern beantwortet habe, worin es hiefs:

Voltaire eſt à ſon couchant;
Vous êtes à votre aurore.

Erzürnt ſprang *V.* auf, und reiſete ab, um den König eines beſſern zu belehren.

Mit der Frau von Pompadour ſtand *Marmontel* ebenfalls in dem angenehmſten Verhältniſs. Er wurde bey ihr von dem Abbé Bernis und von Duclos eingeführt. Ihre Gunſt verdankte er einem kleinen Gedicht auf die Stiftung der *Ecole Militaire*, welche die Pâris, die Herzensfreunde der Pompad. erbaut hatten. Er beſchreibt ſie als eine gutmüthige, aber ſchwache Frau. Die erſte Gunſt, die er ſich von ihr erbat, war die Stelle in einem Bureau, worin er unabhängig von dem Eigenſinn des Publicums leben könnte, und er erhielt die Stelle eines *Secretaire des bâtimens* in dem Departement ihres Bruders, des Marquis de Marigny. Dieſes Amt nöthigte ihn, ſeinen Wohnort in Verſailles zu nehmen, wo er, herausgeriſſen aus dem Strudel der Zerſtreuungen, die ihm in Paris ſeine beſte Zeit raubten, ſeine Muſse zum Studiren anwenden konnte. Der Vf. geſteht, daſs er in dieſem Zeitraum die Kenntniſſe geſammelt habe, die ihn in den Stand geſetzt, an der Encyklopädie zu arbeiten, und die literariſchen Artikel zu liefern, die er hernach in ſeinen *Elemens de Littérature* hat zuſammen drucken laſſen Wir übergehen ſeine Verbindungen mit Madem. Navarre und Ferières, zwey Maitreſſen des Marſchall von Sachſen, die er ſelbſt zu den traurigſten Verirrungen ſeines Lebens rechnet, und kommen auf ſeine Verbindungen mit der berühmten Schauſpielerin Clairon. Er lebte anfangs mit ihr, als mit ſeiner Maitreſſe, aber bald nöthigten ihn ſeine Nachfolger in ihrer Gunſt, ſich in die Rolle einer bloſsen Freundſchaft zurück zu ziehen, die durch ihre gemeinſchaftliche Liebe zur dramatiſchen Kunſt zuſammen gehalten wurde. Der Vf. bewirkte in dem Spiele dieſer Schauſpielerin eine gänzliche Revolution. Er hatte ſchon lange vorher mit ihr über das Unnatürliche, Pomphafte und Schwülſtige der Action geſtritten, ſie berief ſich aber auf Voltaire's Autorität, der ſelbſt ſeine Verſe mit ſolcher Emphaſe herſagte. Der Vf. ſetzte ihr lange vergebens entgegen, daſs der Ausdruck, wenn er lebhaft und tief eindringend ſeyn ſoll, Abſtufungen, Schattirungen und ſtark hervorſpringende Stellen verlangt, die er in einer immer hoch geſpannten und ſich überſchreyenden Declamation nicht erhalten kann. Ein Zufall brachte die erwünſchte Wiedergeburt zuwege. Madem. Clairon muſste in Bourdeaux auf einem Theater ſpielen, das für ihren Pomp zu klein war, und hier fiel es ihr ein, das einfache und natürliche Spiel, das ihr *Marm.* ſo oft empfohlen hatte, zu verſuchen. Es gelang, und ſie brachte dieſe neue Declamation auch zu Verſailles und Paris in der *Roxane* und in *Crebillon's Electre* auf die Schaubühne. Der ungeheure Reifrock und die weitfaltigen Gewänder, die man ſonſt in jener Rolle geſehen hatte, wurden verbannt; ſie erſchien in einem bloſsen Sklavenkleide mit zerſtreuten Haaren und mit langen Ketten an den Händen. So wurde ſie allgemein und nach Verdienſt bewundert. Noch mehr glückte ihr dieſer Effect in *Voltaire's Electra*. Dieſe Rolle, die *Volt.* ſelbſt ſie in einem beſtändig klagenden und einförmigen Tone zu ſpielen gelehrt hatte, erſchien dem Dichter ſelbſt in einer neuen und überraſchenden Schönheit.

Die Verbindungen des Vfs. mit *Necker* und ſeiner Frau ſind nie bis zur Vertraulichkeit gediehen. Mad. Necker machte ſeine Bekanntſchaft auf einem Bürger-Balle, wo ſie ihn ihrem Manne vorſtellte, der ihn ſehr höflich zu ſich einlud. Bald bildete ſich in dem Hauſe von Mad. Necker eine Geſellſchaft auf den Fuſs, wie die, welche bey Mad. Geoffrin zuſammen kamen; aber der Vf. fand darin nicht die nämliche Unterhaltung. Mad. Necker war nicht mit den Sitten von Paris bekannt, und hatte keine von den Annehmlichkeiten einer jungen Franzöſin. Sie hatte in ihren Manieren, in ihrer Sprache nichts von dem Aeuſsern, noch von dem Tone einer Frau, die in der Schule der Künſte erzogen und in der Schule der Welt gebildet iſt Ohne Geſchmack in ihrem Putz, ohne Leichtigkeit in ihrem Betragen, ohne etwas anziehendes in ihrer Höflichkeit war ihr Geiſt, wie ihr Anſtand, immer geſpannt, um ſich mit Grazie zu zeigen. So ſehr aber dem Vf. ihre unfranzöſiſche Aufsenſeite miſsfällt, ſo herzlich lobt er die innere Würde, die Aufrichtigkeit, die Güte ihres Charakters. Eine tugendhafte Erziehung und einſame Studien hatten ihre ſchönen Anlagen vortrefflich ausgebildet. Ihr Gefühl war untadelig; aber die Gedanken waren bey ihr oft undeutlich und unbeſtimmt. Das Nachdenken verwirrte oft ihre Begriffe, anſtatt ſie aufzuklären; durch Uebertreibung glaubte ſie die Gedanken zu heben; und um ſie zu erweitern, verlor ſie ſich in Abſtractionen und Hyperbeln. Manche Gegenſtände ſah ſie durch einen Nebel, der ſie in ihren Augen vergröſserte; und dann ward ihr Ausdruck ſo aufgeblaſen, daſs die Emphaſe lächerlich geworden wäre, hätte man nicht ihre Aufrichtigkeit gekannt. In ihren Geſellſchaften war Mad. Necker immer bemüht, ſich gefällig zu machen, beeifert, jeden, der Zutritt hatte, wohl aufzunehmen, und aufmerkſam, jedem etwas ihm Angenehmes zu ſagen; aber alles war vorbereitet; es ſtrömte nichts aus der Quelle; es brachte nichts eine angenehme Täuſchung hervor. Alles, was ſie hierin that, that ſie am Ende gröſstentheils für ihren Mann. Dieſer blieb in ihren literariſchen Kreiſen ein ſtummer und kalter Zuſchauer. Auſser einigen feinen Einfällen, die er hier und da anbrachte, beobachtete er ein tiefes Stillſchweigen, und überliefs ſeiner Frau die Sorge, die Unterredungen fortzuführen. Diejenigen, die Hn. Necker nur als Miniſter und nicht in ſeinem häuslichen Leben kannten, legten ſein Stillſchweigen, ſeinen Ernſt, und ſeine Art, den Kopf zu tragen, als ein Zeichen des Stolzes in ſeinem neuen Stande aus. Allein er war eben ſo, da er noch nichts weiter als Handelsgeſellſchafter von Theluſſon war. Der Vf. vertheidigt ſogar Necker gegen die eigne Tochter deſſel-

Digitized by Google

ſelben, die von ihm ſagt, er habe ſeine Leute in der gehörigen Entfernung von ſich zu halten gewuſst. Dieſs würde ein wenigſtens lächerlicher Stolz geweſen ſeyn. Die einfache Wahrheit iſt aber, dafs ein Mann, der von Jugend auf zu den geheimen Operationen einer Bank gewöhnt und in die Rechnungen von Handelsſpeculationen vertieft iſt, der wenig die Welt kannte, ſehr wenig mit Menſchen und ſelbſt wenig mit Büchern umgegangen war, aus Klugheit zurückhaltend ſeyn mufste, um nicht das Maafs ſeines Geiſtes errathen zu laſſen. Von Neckers Verdienſten als Staatsverwalter ſpricht *M.* mit der gröſsten Achtung. Er erklärt (Tom. III. S. 316) Neckers erſten Abſchied für die wahre Quelle des Unglücks von Frankreich. Und ſo müſste man denn dieſes Unglück dem elenden Maurepas zuſchreiben. Denn als Necker die Einwürfe, die Bourboulon, Schatzmeiſter des Grafen von Artois, gegen ſeinen im J. 1781. erſchienenen *Compte rendu* in einer gedruckten Schrift gemacht, in dem königlichen Conſeil vor dem Könige in Maurepas und Vergennes Gegenwart ſiegreich widerlegt hatte, konnte Necker mit Recht erwarten, dafs der König ſeinen Gegner nicht weiter ſchützen, ihm ſelbſt aber durch die Aufnahme in den Staatsrath ein öffentliches Zeichen ſeiner Zufriedenheit geben würde. Keins von beiden erfolgte, und ſo nahm Necker ſeinen Abſchied.

IV. *Seine Aemter und Ehrenſtellen.* Er war zuerſt *Secretaire de Batimens* in Verſailles geweſen; nach *Boiſſy's* Tode erhielt er die Redaction des *Mercure de France*, und da er dieſe Stelle nach dem Willen des Marquis de Marigny nicht mit ſeiner bisherigen zugleich verwalten konnte, ſo gab er die letzte auf und ging zurück nach Paris. Er behielt aber die Redaction des *Mercure* nicht lange, und verlor ſie durch eine Begebenheit, die ſich mit der Verhaftung des Vfs. in der Baſtille endigte. Einer ſeiner reichen Freunde, ein gewiſſer Cury, war mit den *Gentilshommes de la Chambre* in eine Streitigkeit gerathen, und hatte auf einen derſelben, den Duc d'Aumont, eine Satire gemacht, die in eine Parodie einiger Scenen aus *Corneille's* Cinna eingekleidet war. Er hatte ſie *Marmontel'n* vorgeſagt, und dieſer hatte etwa 50 Verſe daraus, die er behalten hatte, in einer Geſellſchaft bey Mad. Geoffrin wiederholt. Da *M.* den wahren Vf. nicht nennen wollte, ſo hielt man ihn dafür, und der Duc d'Aumont brachte es dahin, dafs er in die Baſtille geſetzt wurde. Dieſer Verhaft dauerte 11 Tage, und Mad. *de Pompadour*, die es nie mit den Groſsen des Hofs verderben wollte, konnte ihm dieſen Arreſt nicht erſparen und ihn auch nicht bey der Redaction des Mercurs erhalten. Seine Aufnahme in die franzöſiſche Akademie fand Schwierigkeiten, die aus der nämlichen Quelle kamen. In der eben angeführten Satire kamen einige Verſe vor, wodurch ſich der Duc de Praslin beleidigt glaubte, und die ihn ſo aufbrachten, dafs er ſich an dem vermeynten Vf. der Satire zu rächen ſuchte. Er wendete daher alles an, um ſeine Aufnahme in die franzöſiſche Akademie zu verhindern, und ſetzte ihm ſeinen Freund *Thomas* entgegen. Dieſer wollte ſich aber um die erledigte Stelle nicht bewerben, und ſo wurde *M.* im J. 1763. gewählt. Nach *Duclos* Tode erhielt er die Stelle eines *Hiſtoriographe de France*. Er hatte dieſe Beförderung dem Duc d'Aiguillon zu danken, den er ſich dadurch verbindlich gemacht hatte, dafs er in dem berüchtigten Proceſſe deſſelben ein *Mémoire* des eben ſo berüchtigten *Linguet*, auf ſeine Bitte, vornehmlich in Anſehung des Stils, umgearbeitet hatte. Aber er hatte ſich auch durch dieſe Arbeit den unverſöhnlichen Hafs dieſes Autors zugezogen. Im J. 1783. erhielt er die durch *d'Alembert's* Tod erledigte Stelle des Secretärs der franzöſiſchen Akademie.

V. *Seine Schriften.* Wir werden von dieſen nur diejenigen auszeichnen, von welchen uns der Vf. ſelbſt etwas Merkwürdiges erzählt. Seine *Contes Moraux* erſchienen zuerſt in dem *Mercure de France*, deſſen Redaction eben damals *Boiſſy* erhalten hatte. Dieſer befand ſich in ſo bedrängten Umſtänden, dafs er in Gefahr war, mit ſeiner Familie Hungers zu ſterben. Man hatte ſeine Noth vor die Frau von Pompadour zu bringen gewuſst, und dieſe hatte ihm aus Mitleiden die Verſorgung bey dem *Mercure de France* verſchafft. Allein der arme Mann war dem Geſchäft nicht gewachſen, und er fand ſich bald in ſo groſser Bedrängnifs, dafs er unſern Vf. um Beyträge anſprechen mufste. *Marmontel* ſchickte ihm zuerſt ſeinen Soliman II., dem hernach mehrere *Contes* folgten, die dem *Mercure* auf einmal wieder aufhalfen. Die Veranlaſſung zu ſeinem berühmten Beliſaire war ein Kupferſtich nach einem Gemälde von van Dyk, das den blinden Beliſaire vorſtellte. Die erſte Vorleſung von dieſem Werke verſuchte er an Diderot. Dieſer war mit dem moraliſchen Theil deſſelben vollkommen zufrieden; aber den politiſchen fand er zu kurz, und der Vf. liefs ſich bewegen, ihn zu erweitern. Der zweyten Vorleſung wohnte der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog von Braunſchweig, bey. Dieſer Fürſt reiſete damals in Frankreich, nachdem er im ſiebenjährigen Kriege mit ritterlicher Biederkeit gefochten hatte, und genofs in Paris die hohe Achtung, die ihm ſeine Tugenden verdienten. Er wünſchte einer Privatverſammlung der franzöſiſchen Akademie beyzuwohnen, eine Ehre, welche bis dahin nur gekrönte Häupter genoſſen hatten, und *M.* las in dieſer Sitzung einen Auszug aus dem Beliſaire vor. Die langen Streitigkeiten, worin dieſes Werk den Vf. mit der Sorbonne verwickelte, ſind aus des Vfs. Schriften ſchon anderweitig bekannt. Als die Sorbonne aus dem Beliſaire 37 *propoſitiones male ſonantes et piarum aurium offenſivas* herausgezogen hatte, machte ſie dieſe Liſte unter dem Namen *Indiculus* bekannt. *Voltaire* ſetzte *ridiculus* hinzu, und ſo blieb nun der Titel *Indiculus ridiculus* unzertrennlich. *Turgot* liefs die von der Sorbonne angefochtnen Sätze aus dem Beliſaire, und gegenüber die contradictoriſch entgegengeſetzten Sätze, die folglich als Behauptungen der theol. Facultät durch ihre Ungereimtheit derſelben ſehr zur Laſt fielen, drucken. Gern hätte nun die Sorbonne ihren *Indiculus* zurückgenommen,

Digitized by Google

men, aber es war zu ſpät. Die *Incas* las *M.* zuerſt dem verſtorbenen König von Schweden vor, der damals in Paris war. Dem Könige gefiel dieſes Werk ſo ſehr, daſs *M.* es ihm handſchriftlich mittheilen muſste. Seine *Operetten*, die auch auf unſerer Bühne ſo viel Beyfall erhalten haben, verdanken ihr Daſeyn ſeiner Bekanntſchaft mit Gretry, die er durch den Graf Creutz machte. Dieſer junge Künſtler befand ſich damals in der äuſserſten Noth, und der Graf, der ihn unterſtützte, verwendete ſich bey unſerm Vf., um von ihm eine Operette zu erhalten, die er in Muſik ſetzen könnte. Er gab ihm ſeinen *Huron*, wozu er die Fabel aus *Voltaire's Ingénu* genommen hatte. Da dieſe Operette Glück gemacht hatte, ſo folgten bald die übrigen. Seine groſsen Opern ſchrieb *M.* für den berühmten Piccini, wovon einige, als Roland, Atys, bloſse Umarbeitungen von Quinault für die italiäniſche Muſik waren. Die Oper *Didon*, die er auf Befehl der Königin verfertigte, war ganz ſein eigen Werk. Piccini war am Ende der Regierung Ludwigs XV. nach Paris berufen worden. Die glänzenden Ausſichten, welche ihm dieſer ehrenvolle Ruf eröffneten, verſchwanden aber ſogleich nach ſeiner Ankunft. Denn der König ſtarb, und Gluck kam mit den dringendſten Empfehlungen an die junge Königin bey Hofe an. Sogleich bildeten ſich die beiden heftigen Parteyen der Picciniſten und Gluckiſten, die ſich in öffentlichen Schriften mit aller Wuth des Parteyeifers verfolgten. Dieſe fiel vorzüglich über *M.* her. Er wuſste dieſen Streit von ſeiner Seite nicht beſſer zu endigen, als durch ſein artiges Gedicht, *über die Muſik*, in 12 Geſängen, zu Piccini's Vertheidigung. Das war in der That die beſte Art, ſich aus dem Handel zu ziehen und das Publicum für ſich zu gewinnen. Denn ſein Gedicht wird noch jetzt mit Vergnügen geleſen, nachdem die nichtswürdigen Federkriege der Picciniſten und Gluckiſten längſt vergeſſen ſind.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

STUTTGART, b. Löflund: *Franzöſiſche Sprachlehre für Deutſche*, mit einem Curſus deutſcher Aufgaben zur Ausübung der Regeln, von *D. F. Hermann*, Lehrer an dem Gymnaſium zu Stuttgart. 1804. 320 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſer Sprachlehre fand keine franzöſiſche Grammatik, die bey der erforderlichen Brauchbarkeit auch wohlfeil genug für ſeine Zöglinge geweſen wäre. Er bearbeitete daher gegenwärtige Sprachlehre zum Beſten ſolcher deutſchen Jünglinge, welche ſchon mit dem Latein vertraut ſind. In dieſer Rückſicht behielt er die in ältern Anweiſungen üblichen Declinations - Arten und Benennungen der Zeiten für die Conjugation abſichtlich bey. Ohne Zweifel führt die Annahme der Artikel den Lernenden weiter und ſicherer, als wenn man, neuern Grundſätzen zufolge, nur höchſtens *le* und *la* für Artikel gelten, und den Gebrauch des *du*, *à du*, *de la*, *à de la*, *des*, *à des* u. ſ. w. errathen laſſen will. Daſs aber der Vf. das *Temps conditionel* noch, wie *Peplier* und *Curas* thaten, unter den *Conjonctif* oder *Subjonctif* ſetzt, läſst ſich wohl nicht entſchuldigen, beſonders da, ſeit *Wailly* und andern neuern Grammatikern, jene Abwandlung immer nach dem Futuro, folglich unter dem Indicatif, ihren Platz mit Recht einnimmt. Uebrigens iſt der Fleiſs, welchen der Vf. auf die Anordnung und Regelmäſsigkeit der zu behandelnden Gegenſtände verwendete, ſichtbar genug. Am Ende des Werkes findet der Schüler unterhaltende und lehrreiche Aufgaben, die zum Ueberſetzen und zur Uebung der vorhergehenden Regeln geeignet ſind. Rec. entdeckte aber auch verſchiedene Fehler, von denen er nur folgende anführt. Erſtlich iſt die Orthographie, wie ſie jetzt, vornehmlich nach der letzten Ausgabe des *Dictionnaire de l'Académie Françoiſe* ſeyn muſs, nicht immer beobachtet. Hieher gehört z. B. S. 22 — 33.: *lourdauts*, *enfants*, *contents*, *démeſuré*, *plait*, *apperçu*, *Fevrier*, *Geographie*. Richtig ſchreibt man dieſe Wörter: *lourdands*, *enfans*, *contens*, *démeſuré*, *plaît*, *aperçu*, *Février*, *Géographie*. — Auch wider die eigentlichen Sprachregeln wird bisweilen gefehlt. Man lieſet z. B. S. 30.: *la religion nous oblige à aimer tous les hommes*, für *oblige d'aimer*, wenigſtens verlangt es ſo der Wohlklang. Den Beweis dafür ſehe man in *Wailly's Principes généraux* etc. unter der Rubrik: *Verbes qui ſont ſuivis des prépoſitions de ou à et d'un infinitif*. — S. 40. ſollte ſtatt *vieil oiſeau*, *vieux* ſtehn. — Nach *ſi* uud nach *pouvoir* läſst der Vf. an verſchiedenen Stellen *pas* folgen, wo bloſs *ne* ſprachrichtig iſt, z. B. S. 103. 108. — S. 109. findet ſich: *Mais ma ſoeur en avoit envie, avant que je lui en aie offert*. Hier ſollte es heiſsen: *euſſe offert*. Ferner S. 121.: *le nombre de morts et de bleſſés fut très-conſidérable*, ſtatt *le nombre des morts et des bleſſés*, denn das Beſtimmte leuchtet aus *le* ſowohl, als aus der ganzen Phraſe hervor. — S. 184.: *Qui que vous l'ait dit*. Wahrſcheinlich ſollte *quiconque* oder *quique ce ſoit* ausgedruckt werden. — Nicht weniger unverſtändlich iſt der Satz S 227.: *il eſt bon de s'endurer au travail*. Vielleicht wollte der Vf. ſagen, *il eſt bon de s'endurcir au travail*. Doch genug. Möchte Hr. *Hermann*, bey einer neuen Auflage, ſeine in mehr als einer Rückſicht brauchbare Sprachlehre von dieſen und ähnlichen Flecken zu reinigen ſuchen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. März 1805.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Xhrouet u. a.: *Oeuvres posthumes de Marmontel* etc.

(*Beschluss der in Num. 82. abgebrochenen Recension.*)

VI. *Die Revolution.* Die letzten zehn Jahre von *M's* Leben fielen in die schrecklichen Zeiten der Revolution, und er hatte das Unglück, sein ganzes ansehnliches nach und nach gesammeltes Vermögen darin zu verlieren, bis auf einen kleinen Theil, den er auf den klugen Rath seiner Frau in liegenden Gründen angelegt hatte, welcher aber kaum zureichte, ihn mit seiner Familie in seinem hohen Alter zu erhalten. Er erzählt die Begebenheiten dieser Periode mit aller Ruhe und Unbefangenheit. Wir heben aus dieser Erzählung, die sonst nichts als schon bekannte Thatsachen enthält, nur eine Unterredung mit dem bekannten Chamfort aus, die nicht bekannt seyn kann und gleichwohl wichtige Aufschlüsse über den Gang der Revolution enthält. Es erhellt aus derselben, dass es, gleich bey dem Anfange der National-Versammlung, eine republikanische Faction in dem Schoosse dieser Versammlung gab, an deren Spitze Mirabeau stand, und zu der auch Chamfort gehörte. Diese Faction hatte bereits den ganzen Plan des Umsturzes des Throns entworfen, und die verruchten Mittel, wodurch sie ihn in der Folge ausführten. Chamfort besass einen feinen und geschmeidigen Witz, voll stechenden Salzes, wenn er sich über die Fehler und Lächerlichkeiten der Gesellschaften lustig machte. Aber er war auch voll bittern Hasses gegen alle Vorzüge des Ranges und des Reichthums, die seinen eifersüchtigen Stolz beleidigten. Er konnte den Reichen und Grossen die Pracht ihrer Häuser und die Delicatesse ihrer Tafeln, woran er doch gern Theil nahm, nicht verzeihen. Die Unterredung fiel in dem Saale des Louvre vor, wo sich *M.* nach einer Sitzung der französischen Akademie mit ihm allein befand. Chamfort fing gleich damit an, es sey in der National-Versammlung nicht auf eine blosse Verbesserung, sondern auf einen gänzlichen Umsturz der bisherigen Staatsverfassung abgesehen. Als ihm *M.* einwandte, dass dieses nicht der Wille der Nation sey, erwiederte er: sie wird wollen und sagen müssen, woran sie nie gedacht hat. Die Nation, fuhr er fort, ist eine grosse Heerde, die zufrieden ist, wenn sie grasen kann, und die man mit guten Schäferhunden führen kann, wie man will. Glauben Sie mir, alle Schwierigkeiten sind vorher gesehen und alle Mittel berechnet. Man gründet seine Hoffnungen auf den bekannten Charakter des Königs, der von allen gewaltsamen Massregeln so entfernt ist, dass man ihn für kleinmüthig hält, auf den gegenwärtigen Zustand der Geistlichkeit und des hohen Adels, von denen man weiss, wie sehr sie ausgeartet sind. Chamfort gestand, dass der ruhige Bürger zwar diese Entwürfe nicht billigen würde; aber, setzte er hinzu, es giebt einen Pöbel, der bey der Veränderung nichts zu verlieren hat, und mit dem man jenem gebieten kann. Um ihn aufzuwiegeln, hat man tausend Mittel, die Theurung, die Hungersnoth, das Geld, beunruhigende Gerüchte, und den Wahnsinn des Schreckens und der Wuth. Was würden Sie mit allem diesem Pöbel machen, wenn Sie ihm den Zügel Ihrer Grundsätze von Gerechtigkeit und Tugend anlegen wollten? Die ehrlichen Leute sind schwach und furchtsam, nur die Taugenichtse sind entschlossen. Es ist ein Vortheil für das Volk in den Revolutionen, wenn es keine Moral hat. Was wollen Sie gegen Menschen ausrichten, denen alle Mittel gleich gut sind? Sobald sie sich einmal empört haben und sich strafbar glauben, so ist alles gewonnen. Denn man kann nicht mehr zurück, wenn man hinter sich keinen andern Zufluchtsort, als das Blutgerüste sieht. Im Monat August des Jahrs 1792. verliess *M.* die Gegend von Paris, ging zuerst mit den Seinigen nach Evreux, wo sich in ihrem Quartiere vor der Stadt bald der Bischof von Angers, Hr. Lorry, zu ihnen gesellte. Gegen den Winter zogen sie nach Couvicourt, von da nach dem Dorfe Abloville, wo sich *M.* ein Bauerhaus mit einem kleinen Garten kaufte. Auch diesen Aufenthalt mussten sie, da der würdige Lehrer seiner Kinder an einem Frieselfieber gestorben war, eine Zeitlang verlassen, und gingen nach Aubevoie, wo ein aus seiner Karthause vertriebener ehrwürdiger Ordensgeistlicher, Dom Honorat, sein Quartier mit ihnen theilte. Nach ein paar Wochen ging er nach Abloville zurück, und von dieser Zeit an lebte er in einer kleinen Bauerhütte zu Abloville. Hier schrieb er seine letzten *Contes moraux*, in denen man zwar nicht den muntern und bisweilen muthwilligen Ton der ältern findet, die aber dafür rührender und dem sittlichen Gefühl interessanter sind. Hier schrieb er auch einen *Cours de Grammaire, de Logique et de Morale*, die man in der Fortsetzung seiner nachgelassenen Werke erhalten wird.

VII. *M's häusliches Leben.* Bis gegen sein 54stes Jahr hatte *M.* sich nicht entschliessen können, zu heyrathen. Er lebte sehr glücklich in der Verbindung mit seinem Schwager Odde und seiner Schwe-

Digitized by Google

ſter, die ihm mit mehr als ſchweſterlicher Liebe zugethan war, die ihn kindlich verehrte, und die Freude an ihren Kindern machte, daſs es ihm nicht einfiel, früher an eine eheliche Verbindung zu denken. Allein der brave Odde verlor ſeine Frau und ſeine Kinder; er verlieſs den Ort, wo ihm nichts theurer war, als die Gräber ſeiner Geliebten, und ging in ſein Vaterland zurück. Jetzt gerieth *M.* in bange Verlegenheit, ob er ſein übriges Leben in trauriger Einſamkeit und Verlaſſenheit zubringen, oder ſich noch durch eine Heyrath eine treue Gefährtin ſuchen ſollte. Dieſe Zweifel wurden bald ſehr glücklich durch die Bekanntſchaft mit Mdelle Montigny, einer Nichte ſeiner Freunde, der Gebrüder Morellet, gehoben. Mit dieſem Frauenzimmer, das erſt achtzehn Jahr alt war, deren Schönheit aber von den Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens noch übertroffen wurde, war er glücklich genug, eine Verbindung zu ſchlieſsen, die die nächſten Jahre bis zur Revolution ſein Leben beneidenswerth machte, und ihm ſelbſt in den Trübſalen der Schreckenszeit Troſt und Zuflucht gewährte. Er verlor in dieſer unglücklichen Periode den gröſsten Theil ſeines durch Fleiſs erworbenen Vermögens, und was er noch davon rettete, hatte er einer klugen Vorſicht ſeiner Gattin zu danken. Die treffliche Frau ſtand ihm auch in der Erziehung ſeiner Kinder treulich bey, deren Unterricht eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen war.

Mit dem Anfange des *zwanzigſten* Buchs endigen ſich ſeine *Mémoires*. In dem Anhange von anderer Hand werden noch ſeine letzten Vorfälle nachgetragen. Im April 1797. wurde er zu Evreux von ſeinem Departement zum Deputirten gewählt, und erhielt den Auftrag, in der National-Verſammlung für die Aufrechthaltung der Freyheit des katholiſchen Gottesdienſtes zu ſprechen. Der leſenswürdige Diſcours, den er in dieſer Angelegenheit hielt, iſt hier am Ende des *vierten* Bandes, unter der Aufſchrift *ſur le libre exercice des Cultes* beygefügt. Er blieb nun eine Zeitlang als Mitglied des Raths der Alten in Paris bis zum 18ten Fructidor des 5ten Jahrs, wo die von dem *Departement de l'Eure*, ſo wie von andern getroffenen Wahlen annullirt wurden. Er flüchtete ſich alſo wieder in ſeine ländliche Wohnung, und entging mit genauer Noth dem Schickſale der Deportation, das mehrere ſeiner Freunde traf.

Hier legte er noch die letzte Hand an einige Schriften, die nun, wie wir bereits angeführt, nach und nach erſcheinen werden.

Zu Ende des Jahrs 1799. wurde er, eben da er auf einige Wochen nach Rouen gehen wollte, vom Schlage getroffen, an deſſen Folgen er den 31. Dec. ſtarb. Sein Leichnam wurde von katholiſchen Geiſtlichen in ſeinem Garten beerdigt. Er hinterlieſs ſeine Witwe mit drey Söhnen und nur ein geringes Vermögen, da ihm das Unglück der Zeit ſeine Stellen, ſeine Penſionen, und andere Hülfsquellen geraubt hatte, und ihm nur eine kleine Pachtung und die wirthſchaftliche Sparſamkeit ſeiner Gattin übrig blieb.

LEMGO, in d. Meyer. Buchh.: ΑΝΑΞ ΑΠΟΛΛΩΝ, oder *Verſuch über die Verdienſte der Fürſten um die Wiſſenſchaften.* Ein Beytrag zur Literargeſchichte und Politik, von *Immanuel Berger.* 1803. XXIV u. 391 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. will mit dieſem Verſuche den Anfang machen, eine *groſſe Schuld*, welche die gelehrte Welt und die gebildete Menſchheit den Fürſten *von jeher ſchuldig geblieben* ſey, abzutragen. Denn ſo ſehr auch, ſagt er, die Verdienſte der Fürſten um die Wiſſenſchaften die Gelehrten zur Dankbarkeit aufforderten, ſo ſey doch dieſer Gegenſtand, deſſen Bearbeitung überdieſs ſo viel Vergnügen verſpreche, noch nie in ſeinem ganzen Umfange bearbeitet worden, und was in dieſer Rückſicht erſchienen ſey, handle nur von den Verdienſten einzelner fürſtlichen Beförderer der Wiſſenſchaften, und erſtrecke ſich höchſtens auf die Verdienſte eines fürſtlichen Hauſes. Rec. iſt der Meinung, daſs jene Schuld gar nicht auf den Literatoren und Gelehrten hafte, und Hr. *B* würde dieſes Buch nicht haben zu Stande bringen können, wenn jene ihm nicht dazu ihre Beyträge geliefert hätten; denn er konnte weiter doch nichts thun, als das zuſammen ſtellen, was in der Literatur- und politiſchen Geſchichte von den Verdienſten der Fürſten um die Wiſſenſchaften zerſtreut vorkömmt. Es iſt jedoch nicht zu läugnen, daſs nunmehr die Sache beſſer in die Augen fällt, wenn man hier die Namen und Verdienſte der Fürſten bey den ältern und neuern Völkern, den Indiern, Aegyptern, Hebräern, Griechen, Römern, Arabern, Italiänern, Portugieſen, Spaniern, Franzoſen, Engländern, Dänen, Schweden, Polen, Ungern, Ruſſen und Deutſchen, in einer Reihe angeſtellt und zuſammengedrängt findet. Wenn auch der Vf. ſeinen Gegenſtand nicht ganz erſchöpft hat, da beſonders von den Fürſten der kleinern deutſchen Staaten nur wenige genannt und auch nur ſelten die ſpeciellern Züge der Verdienſte der Fürſten und die beſtimmten Wiſſenſchaften, die ſie befördert haben, angegeben ſind: ſo darf man ihn doch deshalb nicht tadeln; denn er erklärt ausdrücklich, daſs er dieſe Schrift für weiter nichts, als einen *Verſuch* einer *allgemeinen Ueberſicht* der Verdienſte der Fürſten um die Wiſſenſchaften, gebe, indem er nur wenige für ihn ſehr unruhige Monate hindurch die vortreffliche kurfürſtliche Bibliothek in Dresden und die Gefälligkeit des Ho. Biblioth. *Daſſdorf* habe benutzen können. Da der Vf. nur von den *Verdienſten* der Fürſten *um die Wiſſenſchaften* hat ſprechen wollen, ſo muſste er natürlich diejenigen übergehen, welche entweder nichts für die Wiſſenſchaften gethan, oder ſogar zu ihrem Nachtheil gewirkt haben, und er brauchte ſich auch nicht auf den moraliſchen und politiſchen Charakter der fürſtlichen Beförderer der Wiſſenſchaften, wie er denn auch gethan hat, einzulaſſen. Der in Anſehung des Stils im Ganzen zwar natürlichen, aber doch zu matten und einförmigen Erzählung iſt eine *Einleitung* vorausgeſchickt, in welcher gezeigt werden ſoll, *daſs keine Art von Staatsverfaſſung den Wiſſenſchaften vortheilhafter*

Digitized by Google

hafter ſey, als die monarchiſche, und am Ende der Schrift ein *kurzer Beweis, daß alle Arten von Wiſſenſchaften ihre größten Fortſchritte edeln Fürſten zu verdanken haben.* Wir wollen über dieſe beiden Aufſätze kürzlich noch unſere Meinung ſagen. Die Gründe, welche die erſte Behauptung unterſtützen, ſcheinen dem Rec. zu oberflächlich und einſeitig. Dieſe Behauptung, heifst es, laſſe ſich ſchon aus dem Geiſte der monarchiſchen Verfaſſung, im Gegenſatze mit der demokratiſchen und ariſtokratiſchen, beweiſen; man möge nun dieſe Verfaſſungen entweder aus dem idealiſchen Geſichtspunkte, wie ſie ſeyn ſollten, oder aus dem, wie ſie in der Erfahrung vorkommen, betrachten. Aber dem, was er als Ideal der demokratiſchen und der ariſtokratiſchen Verfaſſung aufſtellt, fügt er ſogleich die Gründe bey, warum ſie ſich in der Wirklichkeit nicht realiſiren laſſen, und umgeht dagegen die Hinderniſſe, die der Ausführung des Ideals der monarchiſchen Verfaſſung in den Weg treten. Das heifst aber in der That nicht, die Sache aus dem idealiſchen Geſichtspunkte betrachten. Man muſs vielmehr die drey Verfaſſungsarten ſo beſtehen laſſen, wie ſie ſeyn ſollen, ob und welche unter denſelben den Wiſſenſchaften am vortheilhafteſten ſey. Auf dieſem Wege dürfte aber ſchwerlich ein ſolches Reſultat zum Vorſchein kommen. Iſt jede Art von Staatsverfaſſung das, was ſie ſeyn ſoll, ſo hat keine vor der andern einen Vorzug, alle ſind einander gleich, und es iſt kein Grund zu erdenken, aus welchem eine der andern, auch in Hinſicht auf Beförderung der Wiſſenſchaften, nachſtehen, und dieſe z. B. in Hamburg, der Schweiz, der bataviſchen Republik, den nordamerikaniſchen Staaten nicht eben ſo gut gedeihen ſollten, als in Portugall, Spanien, Rufsland und der Türkey. Um nichts beſſer ſind die Gründe, die für die monarchiſche Verfaſſung, wie man ſie in der Erfahrung wirklich findet, angeführt werden. In Monarchieen, meynt der Vf., herrſche allezeit mehr *Luxus*, als in andern Staatsverfaſſungen; ſchon der Glanz der Monarchie fodere ihn; die Wiſſenſchaften gedieben aber allezeit beſſer, wo Luxus herrſche, als wo man ſich auf die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens einſchränke; denn ſie wären gewiſſermafsen ſelbſt ein geiſtiger Luxus u. ſ. w. Es iſt aber unerwieſen, dafs in Monarchieen allezeit mehr Luxus ſey, als in andern Verfaſſungen; dafs der Glanz der Monarchie ihn fodere; dafs Wiſſenſchaften beſſer gedeihen, wo Luxus herrſche, und dafs in demokratiſchen und ariſtokratiſchen Verfaſſungen die Menſchen blofs auf die nothwendigen Lebensbedürfniſſe eingeſchränkt wären. In Venedig, Amſterdam, Hamburg, Frankfurt a. M. z. B. herrſchte mehr Luxus als in den Reſidenzen und Ländern mancher ſelbſt mächtiger Fürſten, und die Regierung grofser, guter und erleuchteter Könige, wovon wir das redendſte Beyſpiel in der Nähe haben, bedarf, um in ihrem wahren und eigenthümlichen Glanze zu erſcheinen, der blendenden Folie des Luxus gar nicht. Es folgt auch nicht, dafs, weil die Wiſſenſchaften ſelbſt *gewiſſermaßen* ein *geiſtiger* Luxus wären, ſie nirgend gedeihen könnten, als wo *ſinnlicher* Luxus herrſche. Es ſcheint ſogar nicht zweifelhaft, dafs dieſer letztere urſprünglich eine Folge des raffinirtern Kunſtfleifses und Handels war; man konnte nicht eher mit etwas Luxus treiben, bis man dasjenige hatte, womit man ihn treiben wollte. Erſt nachdem man auf dem Wege war, der die Ausſichten zu gröſseren Bequemlichkeiten und Verſchönerungen erweiterte, konnte eine Reaction des Geiſtes des Luxus in denen, die die Mittel dazu beſafsen, auf die das Leben verſchönernden, bildenden Künſte und Gewerbe eintreten, und ſo beide, Künſte und Luxus, ſich wechſelsweiſe in die Hände arbeiten. Aber auf die *Wiſſenſchaften* ſelbſt, die Philoſophie, Mathematik, Arzneywiſſenſchaft, Rechtswiſſenſchaft, Theologie u. ſ. w., hat weder das Daſeyn des Luxus, ſo ſchwach er in ſeinen Anfängen ſeyn mochte, noch ſeine Vergröſserung und die Vervielfältigung ſeiner Zweige, Einfluſs gehabt; und die wichtigſten Entdeckungen und Verbeſſerungen in den Wiſſenſchaften dürften wohl in gröſserer Anzahl aus einfachen, anſpruchloſen Studierſtuben, als aus Zimmern prunkvoller Paläſte hervorgegangen ſeyn. Man ſchadet ſeiner Sache, wenn man übertreibt, und die monarchiſche Verfaſſung wird ewig in ihrem reellen Werthe bleiben, ohne dafs ſie nöthig hat, auf Unkoſten ihrer Schweſtern erhoben zu werden. Auch der am Schluſſe des Werks befindliche Aufſatz hat uns nicht befriedigt; er ſagt weiter nichts, als dafs viele Könige und Fürſten, die ihre Beſtimmung kannten, ſich um die Wiſſenſchaften, durch Wegräumung der Hinderniſſe, die ihren Fortgang hemmten, durch Anlegung von Bibliotheken, Errichtung von Univerſitäten und Academieen, durch thätige Unterſtützung von den Wiſſenſchaften nützlichen Unternehmungen, von Gelehrten und gelehrten Arbeiten u. ſ. w., unſterblich verdient gemacht hätten, welches wohl bekannt genug iſt, und einer nochmaligen Ausführung, die das bereits Bekannte durch keine neue Anſicht erweitert und vermehrt, nicht bedurft hätte. Um dieſer beiden unbedeutenden Aufſätze willen ſoll wohl dieſe Schrift ein *Beytrag zur Politik* heifsen; in Anſehung ihres Hauptinhaltes iſt ſie es gar nicht, und was ſie zur Literaturgeſchichte *beyträge*, wüſsten wir auch nicht.

EISENACH, b. Wittekindt: *Betragen der Groſſen und Kleinen, wie es ſeyn ſollte.* Oder die Fabeln des Indiſchen Weltweiſen *Pilpai.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Joh. Conrad Vollgraf*, Conrector am reformirten Lyceo zu Schmalkalden. 1803. 238 S. 8. (16 gr.)

Die berühmten Fabeln des *Pilpai* ſind in viele Sprachen überſetzt worden. Eine deutſche exiſtirte, ſo viel wir wiſſen, bis jetzt noch nicht. In dieſer Rückſicht hat Hr. *V.* keine überflüſſige Arbeit übernommen, dafs er dieſes originale indiſche Werk aus der franzöſiſchen Ueberſetzung des Hn. *Zange* auf deutſchen Boden verpflanzte. Er ſagt in der kurzen Vorrede, er habe ſie einer deutſchen Ueberſetzung darum

Digitized by Google

um vorzüglich werth gehalten, weil er überzeugt ſey, durch die darin herrſchenden inſtructiven Lebens- und Klugheitsregeln den Leſern mehr Nutzen und Vergnügen zu verſchaffen, als wenn er ein anderes, zwar gelehrteres, aber weniger nützliches Werk überſetzt hätte. In der That enthalten ſie auch wirklich viel Lehrreiches, einen hellen Blick über das menſchliche Treiben und Thun, und viele vernünftige Regeln zu einem vernünftigen und klugen Betragen, vorzüglich für Könige und Miniſter, in einer zuſammenhängenden Reihe von Fabeln verſinnlicht. Indeſſen zweifeln wir, dafs dieſe Schrift ihrer Form nach zur Bildung des Charakters viel wirken werde. Die Einkleidung in Fabeln war ganz der Sinnes- und Denkart der Menſchheit in dem Kindheitsalter angemeſſen, und ſie wird daher auch jetzt noch mit Nutzen zur Bildung der Jugend gebraucht. Aber für dieſe paſst der Inhalt, und für die Erwachſenen, zumal aus den höhern Ständen, die Form nicht. Denn dadurch unterſcheiden ſich dieſe Fabeln von den äſopiſchen, dafs ſie unter einander zu einem zuſammenhängenden Ganzen verbunden ſind. Sie ſind ein Märchen, wie ſie das Morgenland liebt, womit ein Grofsvezir einen chineſiſchen Kaiſer auf einem Spaziergange unterhält, deſſen Inhalt folgender iſt. Dabſchelim war ein indiſcher Fürſt, berühmt durch ſeine glückliche und gerechte Regierung. Dieſer fand, auf Veranlaſſung eines Traums, in der Grotte eines Einſiedlers einen grofsen Schatz, worunter auch in einem Schmuckkäſtchen das Teſtament des Fürſten befindlich war, welcher dieſen Schatz für Dabſchelim niedergelegt hatte. Dieſes Teſtament enthielt einige ganz ſimple Klugheitslehren für einen Regenten, mit der Weiſung, wenn er den Sinn derſelben völlig verſtehen wolle, ſo müſſe er zu dem Gebirge reiſen, wo ſich Adam aufgehalten habe. Hier trifft er den Weiſen *Pilpai* an, der ihm das Teſtament durch eine Reihe an einander geketteter und oft in einander verſchlungener Fabeln erklärt. Sie ſind alſo der Commentar zu einer Reihe von Maximen und Klugheitslehren für Regenten, welche ſo einfach und verſtändlich ſind, dafs ſie für jeden Menſchen von geſundem Verſtande keiner Erklärung bedürfen, z. B. ein Monarch mufs nie Schmeichler und Verläumder um ſeine Perſon leiden, weil ſie nur geſchickt ſind, Unordnung und Aufruhr zu erregen; er mufs ſich nicht hintergehen laſſen, weder durch die, welche gut ſcheinen, noch durch eigennützige und verſtellte Schmeicheleyen ſeiner Feinde; er handle in den Geſchäften, die er unternimmt, nie mit Uebereilung; er mufs die Zügel der Klugheit nie ſchieſsen laſſen u. ſ. w. Die Belehrung beſteht nun darin, dafs die Folgen der Nichtbeobachtung dieſer Maximen durch erdichtete Erzählungen, vorzüglich aus dem Thierreiche, verſinnlicht werden. Weil nun oft eine ganze Reihe von Fabeln zuſammenhängen, ſo bilden ſie gleichſam kleine Romane aus der Thierwelt, zerſtören aber auch zugleich die Illuſion, welche mit der eigentlichen Fabel verbunden iſt. Dieſer Form wegen werden gebildete Leſer ſchwerlich das Intereſſe finden, was erfoderlich wäre, um den Nutzen zu ſtiften, welchen der Ueberſetzer davon erwartet. Indeſſen können ſie doch, in Hinſicht der oft ſinnreichen Erfindung, noch mehr aber als ein Geiſtesproduct eines indiſchen Weiſen, eine angenehme Lectüre gewähren.

Was die Ueberſetzung betrifft, ſo iſt ſie, ſo weit wir, ohne das Original vor uns zu haben, urtheilen können, ziemlich gerathen; nur hätten die feinern Idiotiſmen der franzöſiſchen Sprache noch mehr in der Ueberſetzung vermieden werden ſollen. Z. B. S. 42. Als Dabſchelim auf den Geſichtern der beiden Vezire die Neugierde bemerkte, *welche ſie hatten*, die Erzählung von der Aufführung des Leopardes zu hören. S. 54. Er hat mir den Auftrag gegeben, euch in ſeinen Pallaſt zu führen, und euch zu erklären, dafs die Willigkeit, die ihr bezeigen würdet, vor ihm zu erſcheinen, ihn verbinden würde, euch die Nachläſſigkeit zu verzeihen, die ihr damit bezeigt habt, dafs ihr dieſe Pflicht nicht eher in Erfüllung gebracht. S. 91. 92. Sich am Fuchſen zu rächen, iſt gegen die Regeln der Sprache. S. 82. iſt durch einen Druckfehler ein lächerliches *Qui pro quo* entſtanden: dafs durch folgende ſechs Urſachen *der Untergang eines Königreichs* mit ſammt ſeinem Monarchen *zu Grunde gehen müſſe.*

In der Vorrede führt der Ueberſetzer die Nachrichten des franzöſiſchen Ueberſetzers von dem Verfaſſer dieſer Fabeln und den zahlreichen Ueberſetzungen deſſelben an. Der Bramine *Pilpai* oder *Bidpai* ſey Statthalter einer Provinz Indiens, und vor ungefähr 2000 Jahren durch ſeine Weisheit berühmt geweſen. Gegen dieſe Zeitbeſtimmung enthalten aber dieſe Fabeln ſelbſt eine wichtige Inſtanz, da in ihnen einige Male nicht allein der Mönche, ſondern auch der türkiſchen Derwiſche, auch eines türkiſchen Kadi erwähnt wird. Auch die Fabel von dem Mönch, dem Diebe und dem Teufel am Ende der Schrift macht jene Zeitangabe verdächtig. *Pilpai* mufs demnach entweder in ſpätere Zeiten geſetzt werden, oder ſeine Fabeln ſind interpolirt worden. Es wundert uns, dafs Hr. *V.* auf dieſen Umſtand keine Rückſicht genommen hat.

Digitized by Google

Digitized by Google